G23/M

the university of connecticut libraries

hbl, stx
v. 12
DD 125.L94
Geschichte des Teutschen Volkes.
3 9153 00460731 5

DD/125/L94/Bd.12

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/geschichtedesteu12lude

Geschichte

des

teutschen Volkes.

Von

Heinrich Luden.

Bibl. Gymn. Monast.
I. B. g. aa. ccc.

Zwölfter Band.

Bibliothek des
MÜNSTER i. W.
kgl. Paulin.-Gymnasiums.

Wahrlich, im schwierigen Werk Allen genügen, ist schwer

Gotha,
bei Justus Perthes.

1837.

Inhalt.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Teutschland unter den Kaisern und Königen: Heinrich VI., Otto IV. und Philipp, Otto IV. und Friedrich II. Folgen der langen Versäumung des Reiches. Gebieterische Stellung des Papstes gegen die Könige und Fürsten des teutschen Reiches. Letzter Kampf der Welfen und Waiblinger in Teutschland.

Seite.

Erstes Capitel. Heinrich's VI. Fahrt nach Sicilien. Unterwerfung dieses Reiches. Das unglückliche Schicksal des königlichen Hauses in Sicilien 3

Zweites Capitel. Des Kaisers Aufenthalt in Teutschland. Seine Verhandlung mit den teutschen Fürsten über die Erblichkeit der Krone. Seine neue Fahrt nach Sicilien und sein Tod 18

Drittes Capitel. Die Lage der Dinge bei dem Tode des Kaisers Heinrich VI. Die Zäringer. Fehde des Herzoges Konrad gegen den Herzog Berthold. Der Papst Innocenz III. . 36

Viertes Capitel. Wahl und Krönung zweier Könige: Philipp's, des Waiblingers und Otto's IV., des Welfen 62

Seite.

Fünftes Capitel. Der Papst Innocenz III. den beiden teutschen Königen gegenüber. Philipp der Waiblinger und Otto der Welf neben einander. Anfang des Kampfes zwischen Beiden . 89

Sechstes Capitel. Fortgang des Streites zwischen Philipp und Otto. Erste Einmischung des Papstes Innocenz in diesen Streit. Die Stellung beider Parteien zu dem Papste . . . 112

Siebentes Capitel. Zwiespältige Wahl in Mainz. Fortgang des Streites zwischen Philipp und Otto. Des Papstes Entscheidung für Otto 134

Achtes Capitel. Unwirksamkeit der päpstlichen Entscheidung. Philipp's glücklicher Kampf und Abfall vieler Fürsten von Otto. Philipp's Krönung zu Aachen durch den Erzbischof von Cöln. 156

Neuntes Capitel. Otto's Hülflosigkeit. Des Papstes schlaue Vermittelungs-Versuche. Wachsende Verlegenheit beider Parteien 185

Zehentes Capitel. Des Königes Philipp unglücklicher Tod. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ohne Blutschuld. Otto IV. einiger König der Teutschen 215

Eilftes Capitel. Otto's IV. Aufenthalt in Italien. Seine Krönung von dem Papste, sein Streit mit dem Papste, seine Verdammung durch den Papst 240

Zwölftes Capitel. Der Kaiser Otto IV. in Teutschland. Friedrich's II. Fahrt nach Teutschland. Otto's und Friedrich's ungewisse Stellung zu einander 272

Dreizehentes Capitel. Otto's Bündniß gegen den König Philipp August. Die Schlacht bei Bovines. Friedrich's II. Krönung und Otto's IV. Tod 291

Sechs und zwanzigstes Buch.

Teutschland zu der Zeit Friedrich's II. Gänzlicher Verfall der königlichen Macht. Entstehung einer neuen Freiheit in den Städten. Entstehung der Landesherrlichkeit der Fürsten.

Seite.

Erstes Capitel. Friedrich II. 317

Zweites Capitel. Friedrich II. und Honorius III. Heinrich's (VII.) Wahl zum Könige der Römer. Friedrich's Entfernung aus Teutschland 329

Drittes Capitel. Der Teutschen sichere Verhältnisse zu den benachbarten Völkern. Die Befreiung der nördlichen Provinzen Teutschland's von der dänischen Herrschaft. Des teutschen Ordens Berufung nach Preussen 357

Viertes Capitel. Das unglückliche Verhältniß des jungen Königes Heinrich zu seinem Vater. Des Kaisers schwierige Stellung zu dem Papst und den Lombarden. Entstehung der Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten 389

Fünftes Capitel. Entstehung der freien städtischen Gemeinden . 414

Sechstes Capitel. Veränderte Stellung sämmtlicher Vassallen durch die Landesherrlichkeit der Fürsten. Gliederung des teutschen Adels. Neue Rechtsbücher: der Sachsen-Spiegel . . 453

Siebentes Capitel. Die Femgerichte 489

Achtes Capitel. Die Stedinger. Kreuzzug wider dieselben . 514

Neuntes Capitel. Ketzer-Verfolgungen in Teutschland. Konrad von Marburg 529

Zehentes Capitel. Gregor IX. Streit und Ausgleichung des Streites zwischen dem Papst und dem Kaiser. Anfang der offenen Mißhelligkeit zwischen Friedrich und seinem Sohne, dem Könige Heinrich 553

Seite.

Eilftes Capitel. Friedrich's II. letzter Aufenthalt in Teutschland. Des Königes Heinrich (VII.) Sturz. Wahl Konrad's (IV.) 574

Anmerkungen.

Zum fünf und zwanzigsten Buche 599
Zum sechs und zwanzigsten Buche 660

Zur Nachricht.

Der XIII. und der XIV. Band dieses Werkes sollen zusammen, sobald als möglich, ausgegeben werden. In denselben wird die Geschichte des teutschen Volkes bis dahin fortgeführet, wo man, mit Recht und aus bekannten Gründen, die Geschichte der neuen Zeit zu beginnen pfleget. So weit zu gehen, und nur so weit, ist vom Anfang an die Absicht des Verfassers gewesen, wie er schon durch den Titel seines Buches hinlänglich zu erkennen gegeben, wie er in der Vorrede zum IV. Bande klar ausgesprochen hat. Mit dem XIV. Bande wird daher dieses Werk geschlossen werden.

Also wird — was rechnende Leser nicht übersehen dürfen — die Geschichte des teutschen Volkes selbst, der Ankündigung gemäß, wirklich in X Bänden geliefert. Denn ursprünglich sollte nur der Text gedruckt werden; die Anmerkungen wurden erst später von dem Verfasser selbst und von gelehrten Freunden desselben, für nothwendig gehalten. Sie aber, diese Anmerkungen, die wohl IV Bände ausmachen, dürften nur Wenigen der geneigten Leser als überflüssig erschienen sein.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Teutschland unter den Kaisern und Königen: Heinrich VI., Otto IV. und Philipp, Otto IV., Otto IV. und Friedrich II.

Folgen der langen Versäumung des Reiches.

Gebieterische Stellung des Papstes gegen die Könige und Fürsten des teutschen Reiches.

Letzter Kampf der Welfen und Waiblinger in Teutschland.

Erstes Capitel.

Heinrichs VI. Fahrt nach Sicilien. Unterwerfung dieses Reiches. Das unglückliche Schicksal des königlichen Hauses in Sicilien.

J. 1194 — 1195.

Sobald das Abkommen mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen zu Stande gebracht war, verschob der Kaiser Heinrich der Sechste seinen Aufbruch nach Italien nicht länger. Ein bedeutendes Heer scheint ihn über die Alpen begleitet zu haben. Die großen Besitzungen seines Hauses waren reich an Menschen und Dingen; seine Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen wirkte wohl auch auf einige Fürsten des Reiches, und die Theilnahme des jüngeren Heinrich an dem Zuge war ein wichtiges Beispiel. Im Allgemeinen jedoch unternahm der Kaiser die Fahrt mit eigenen Kräften, wie für eigene Rechnung. Und das ganze Unternehmen ward ihm leicht durch das viele Geld, welches für des Königes Richard Befreiung in seine Hände gekommen war. Im Monate Junius des Jahres ein Tausend ein hundert vier und neunzig befand er sich schon in Lombardien, schon in Genua.

Die Lombarden scheint er zu keiner Beihülfe aufgefordert zu haben. Das Heer, welches er über die Alpen geführet,

welchem sich auch ein stets wachsender Haufe von Pilgrimmen angeschlossen hatte [1], war, mit der Verstärkung vereiniget, die er aus Toscana zu ziehen vermochte, groß genug zur Ausführung seiner Absichten. Dagegen lag ihm die Gewinnung einer Seemacht am Herzen. Ohne dieselbe waren die Küsten-Städte im unteren Italien kaum, die Insel Sicilien gar nicht zu erobern. Eine Seemacht aber konnten ihm nur die Städte Genua und Pisa gewähren. Und es gelang ihm, beide auf seine Seite zu ziehen, weniger durch arglistige Künste, als weil die Verhältnisse ihm zu Statten kamen.

Genua, von einem edelen Wetteifer mit Venedig durchdrungen, von einer gehässigen Eifersucht gegen Pisa erfüllet, hatte ihr Ziel um diese Zeit in eine weite Ferne hinaus gesteckt. Nun war allerdings nicht zu glauben, daß der Kaiser jemals im Stande sein würde, das normannische Reich zu einem bleibenden Erbe seines Hauses zu machen, oder nur auf längere Zeit unter seiner Herrschaft zu halten; aber es war auch kaum zu zweifeln, daß das Reich für den Augenblick in seine Hand fallen würde. Der Lehnherr desselben, der Papst Cölestin der Dritte, harrte unthätig der Zukunft entgegen. Weltliche Waffen hatte er nicht einzusetzen; von den Waffen der Kirche wagte er, durch die Last der Jahre gebeuget, keinen Gebrauch zu machen wider einen so schonungslosen und verwegenen Fürsten. Den Normannen selbst fehlte es nicht an Kräften, aber es fehlte an der Seele, welche diese Kräfte zu beleben und zur Macht zu vereinigen vermocht hätte. Der König Wilhelm war ein Kind. Die Mutter desselben, Sibylla, die Verweserin des Reiches, eine verständige, edele und fromme Frau, würde in einem gesicherten und ruhigen Lande mit Segen gewaltet und ihren Sohn vielleicht zu einem tüchtigen Könige heran gezogen haben, seines Vaters würdig; aber für die Werke des Krieges war sie nicht geeignet, und vermochte, wenn sie auch einsah, was geschehen mußte, die Ausführung des

Nothwendigen nicht zu bewirken. Auch hatte sie kein Vertrauen zu dem Geschlechte, das sie umgab, und Treue fand sie nirgends als bei einigen ehrwürdigen Bischöfen. Die großen Herren in dem Lande diesseits des Meeres waren zum Theil durch des Kaisers Feldherren ermüdet, zum Theil durch mannichfaltige und schlaue Künste bearbeitet. Ueberdieß gährten in denselben wilde Leidenschaften wider einander, und zwischen ihnen und den Städten, die ein freies Bürgerthum erstrebten, gab es keine Gemeinschaft. In Sicilien hingegen war der kriegerische Geist überall verschwunden. Die Natur und der Reichthum des schönen Eilandes hatten in einer langen Ruhe die Menschen aller Abstufungen hier erschlaffet und dort verdorben. Große Gedanken waren den Seelen fremd geworden, und das Höchste, das man erstrebte, war der sinnliche Genuß. Wie wäre es möglich gewesen, an dem Erfolge der Unternehmung des Kaisers zu zweifeln, wo diese Zustände und Verhältnisse bekannt waren und gewürdiget werden konnten?

Und in Genua waren sie ohne Zweifel bekannt und wurden sie gewürdiget. Also mochte man für nöthig halten, bei der Unternehmung des Kaisers nicht zu fehlen. Wenn der normannische Thron zusammen gebrochen war: wer vermochte den weiteren Gang der Dinge voraus zu sehen? Es war nicht unwahrscheinlich, daß das teutsche Heer durch Krankheiten, durch eigene Leidenschaften oder durch den Zorn der Ueberwundenen besieget, zur Flucht aus Sicilien und aus Italien genöthiget werden würde. Alsdann schien das schöne Eiland Demjenigen zur Beute werden zu müssen, der mit der stärksten Macht bereit sein würde, sich desselben zu bemeistern. Die Genuesen mögen daher große Entwürfe gefasset haben. Und Heinrich der Sechste, welchem diese Entwürfe nicht verborgen bleiben konnten, unterließ nicht, sie in ihren Hoffnungen zu bestärken. In einer Versammlung des Volkes von Genua sprach er folgende Worte: „Wenn ich mit Gottes Hülfe

durch Euch das Reich Sicilien erwerbe, so wird mein die Ehre sein, Euer der Gewinn. Denn ich darf mit meinen Teutschen nicht in demselben bleiben; Ihr aber werdet bleiben, und Euere Nachkommen werden bleiben. Also wird jenes Reich nicht mein sein, sondern Euer.» Und mit solchen Worten, und mit großen windigen Verheißungen gewann er die Menschen aus den Hütten, wie aus den Palästen, wie er hoffte, für seine Sache. Und da er keinen Anstand nahm, seine Versprechungen durch Urkunden unter dem kaiserlichen Siegel zu bekräftigen, so betrieben die Genuesen eine prächtige Rüstung mit solchem Eifer, daß sie schon zu Anfange des Monates August in See zu gehen vermochten [2].

Um die Mitte des Monates Julius befand sich der Kaiser in Pisa. Hier hatte er ein noch leichteres Werk. Da Genua sich entschieden hatte, konnte Pisa nicht zurück bleiben. Heinrich aber, der Kaiser, war mit Lockungen, Versprechungen und urkundlichen Zusicherungen gegen Pisa eben so freigebig, als er gegen Genua gewesen war. Um so schneller brachte er die Pisaner zu Entschluß und That. Er jedoch sorgte dafür, seine urkundlichen Versprechungen auf eine solche Weise zu geben, daß er die Pisaner gar nicht befriedigen konnte, wenn den Genuesen genug gethan werden sollte. Dieses geschahe ohne Zweifel in der Absicht, die Pisaner und die Genuesen, sobald durch Beider Hülfe das Land erobert wäre, in Streitigkeiten zu verwickeln, welche ihm, dem Kaiser, leicht machen müßten, Beide zu hintergehen oder nach seinem Gefallen abzufinden. Eben deßwegen darf wohl angenommen werden, daß die eine Stadt nicht erfahren habe, was der anderen zugestanden worden. Jedes Falles ist gewiß, Pisa strengte sich an, um nicht hinter Genua zurück zu bleiben, und Genua wurde nicht laß in ihren Bestrebungen.

Noch vor dem Ablaufe des Monates August zog der Kaiser über die Gränze des normannischen Reiches, einige ita-

liäniſche Scharen vorauf, die Flotten der Genueſen und der Piſaner zur Seite. Von Anſtalten zur Vertheidigung des Landes keine Spur. Jeder Vaſſall ſann auf ſeinen eigenen Vortheil, jede Stadt übernahm ihr beſonderes Loos. Die Vaſſallen eilten herzu, den Kaiſer wie ihren König und Herrn zu begrüßen; einzelne Städte, an ihrer Rettung verzweifelnd, ſandten Abgeordnete, um ihre Unterwerfung zu erklären. Wo Widerſtand verſucht wurde, wo Zögerung Statt fand, da geſchah der Angriff, zuweilen von den Flotten aus, meiſtens durch das Landheer, auch wohl durch die Flotten und das Heer zugleich. Und die Städte, welche mit der Gewalt der Waffen erobert wurden, empfanden den Ingrimm des Kaiſers auf eine furchtbare Weiſe: ſie wurden geplündert, zerſtöret, verbrannt. Das härteſte Schickſal traf Salerno, weil der Kaiſer für die Treuloſigkeit, mit welcher dieſelbe ſeine Gemahlin in Tancred's Hände geliefert hätte, durch wilde Zerſtörungen, durch gräßliche, ja ſcheusliche Mißhandlungen der Menſchen, Rache an der unglücklichen Stadt nehmen zu müſſen glaubte. Indeß ſcheinet es doch, daß nicht eben viele Städte in die Gewalt des Kaiſers gefallen ſeien. Heinrich eilte nach Sicilien. Er durfte ſeine Macht weder ſchwächen, noch der Gefahr langer und vieler Belagerungen ausſetzen. Und warum ſollte ein Mann, welcher den Baum zu entwurzeln und umzuſtürzen gedenket, ſeine Kräfte zuvor durch das Abhacken der Zweige erſchöpfen? Von der Unternehmung gegen Sicilien hing der Ausgang der Sache ab. Wenn dieſe Unternehmung mißlang, ſo gaben die eroberten Städte in Apulien und Calabrien nur einen unbedeutenden Gewinn; gelang ſie hingegen, ſo waren die uneroberten Städte in dieſen Ländern nicht zu fürchten. Deßwegen iſt zu vermuthen, daß nur die Städte, welche dem Wege des Kaiſers nach Sicilien zunächſt lagen, die Städte längs der ſüdlichen Küſte Italiens, die Furchtbarkeit der Waffen und des Zornes deſſelben empfun-

den haben, daß hingegen die Städte im Innern und an der nördlichen Seite des Landes verschonet geblieben seien, wenn gleich einzelne, aus Furcht, aus Berechnung oder Verlockung, Abgeordnete gesendet haben mögen, um ihre gute Gesinnung zu bezeugen und den Kaiser als ihren König und Herrn anzuerkennen. Und für diese Vermuthung scheinet zu zeugen, daß Aversa, daß selbst Capua weder eingenommen, noch angegriffen worden ist [3].

Nach Sicilien hinüber gingen die Flotten der Genuesen und Pisaner gegen das Ende des Monates August. Mit denselben der Marschalk des Kaisers, Heinrich von Calden [4]. Bei Messina wurde gelandet. Die Stadt unterwarf sich. Hierauf unternahm der Marschalk, wie es scheinet, in das Innere der Insel vorzudringen. Kaum aber hatte er sich entfernet, so brach zwischen den Genuesen und den Pisanern ein so heftiger Streit aus, daß ein blutiger Kampf zu See und Land erfolgte, der beiden Theilen theuer zu stehen kam. Durch diesen Vorgang wurde Heinrich von Calden aufgehalten; und nur mit großer Mühe gelang es ihm, nicht etwa eine Aussöhnung zu bewirken, sondern nur eine Waffenruhe zu Stande zu bringen. Vielleicht aber war es auch dieser Vorgang, der die großen Herren des Landes, ohne Zweifel auf den Ruf der Königin Sibylla, bewog, wenigstens einen Versuch zum Widerstande zu machen und zur Vertreibung der Fremdlinge. Sie versammelten, selbst unkriegerisch, ihre unkriegerischen Scharen. Der Marschalk Heinrich ging ihnen entgegen, und gewann über diese flauen und feigen Feinde bei Catanea einen eben so leichten als folgenreichen Sieg. Viele geriethen in die Gefangenschaft des Siegers; Catanea fiel in die Hand desselben und wurde schonungslos geplündert, mißhandelt, geschändet, verbrannt; und bald hatte Syrakus ein ähnliches Schicksal. Sogleich war alle Besinnung dahin. Der Schrecken lähmte jede Faust; jedes gesellschaftliche Band zerriß; das Reich fiel aus

einander, wie ein morsches Gebäude. Bei dem Anblicke dieser allgemeinen Auflösung mag die Königin Sibylla für ihre eigene Sicherheit und für die Sicherheit ihrer Kinder besorget geworden sein. Sie verließ Palermo, und begab sich mit ihren Kindern, von wenigen getreuen Männern begleitet, in das feste Calatabellotta, selbst fest entschlossen, wie es scheinet, diese Burg bis auf das Aeußerste zu vertheidigen.

Inzwischen war der Kaiser selbst nach Sicilien hinüber geschiffet. Er nahm, von der genuesischen Flotte begleitet, seinen Weg nach Palermo. Die Stadt Palermo scheinet, obwohl von der Königin verlassen und gleichsam verwaiset, Anfangs zum Widerstand entschlossen gewesen zu sein. Bald aber, als der Kaiser sich mild und gnädig bewies, wohl auch mit Lokkungen aller Art nicht sparsam war, fing sie an zu wanken. Endlich erklärte sie ihre Unterwerfung und lud den Kaiser ein, die königliche Stadt in Besitz zu nehmen. Am Dreißigsten Novembers hielt er seinen Einzug unter unerhörten Festlichkeiten. Es war leicht die glücklichste Stunde in seinem Leben. Die Einwohner von Palermo legten eine Pracht und einen Reichthum zu Tage, der in Erstaunen setzte, der dem Kaiser die höchsten Begriffe von der Größe seines Gewinnes geben mußte; dabei bewiesen sie, von Angst und Besorgniß durchdrungen, unter dem Einflusse griechischer und sarracenischer Sitten, eine Ehrfurcht und eine Demuth vor dem Kaiser, welche ihre Unterwürfigkeit gründlich zu verbürgen schien. So wie aber der erste betäubende Eindruck der überschwenglichen Feier überwunden war, scheinen neue Bedenklichkeiten in des Kaisers Seele aufgestiegen zu sein. Calatabellotta war ihm ein Aegerniß. So lange der junge König Wilhelm und seine Mutter sich hinter den Mauern dieser Burg in Sicherheit befanden, konnte er seiner Eroberungen nicht froh werden. Alles war ungewiß. Tancred's Reich hatte einen Herd, sein Volk einen Halt. Eine Belagerung der Burg aber konnte leicht gefährlich werden.

Die Zeit war kostbar. Was in der gegenwärtigen Verwirrung nicht gewonnen wurde, das mochte für alle Zukunft verloren gehen, und selbst den Verlust des schon Gewonnenen nach sich ziehen. Deßwegen trat Heinrich mit der Königin Sibylla in Unterhandelung. Er bot ihr, gegen Verzichtleistung auf Krone und Reich, für ihren Sohn die väterliche Grafschaft Lecce und zugleich das Fürstenthum Tarento an; überdieß fehlten auch hier große Versprechungen nicht. Sibylla, dastehend in der Mitte eines allgemeinen Zerfalles, ohne Hoffnung und ohne Zuversicht, wagte nicht, die Anerbietungen des Kaisers zu verwerfen. Sie überlieferte ihm die Burg, und vertrauete sich selbst seiner Großmuth an, so wie ihren Sohn, den König Wilhelm, ihre übrigen Kinder, ihre Schwiegertochter, die griechische Fürstin Irene, des Kaisers Isaac Tochter, Roger's Wittwe, andere Verwandte und Alle, die ihr treu geblieben waren bis zu dieser Stunde.

Nunmehr glaubte der Kaiser am Ziele zu sein. Deßwegen änderte sich alsobald gänzlich sein Verfahren. Die nächsten Tage waren Tage unerhörter Greuel. Heinrich ließ seinen Leidenschaften freien Lauf, und sein Ingrimm brach furchtbar hervor. Und doch fehlte es seiner Grausamkeit nicht an kluger Berechnung. Denn wer möchte es leugnen: er stand auf einem sehr schlüpfrigen Boden, am Rande eines Abgrundes; er hatte das Reich Sicilien nicht durch große Thaten bezwungen, sondern er hatte nur den Thron der Normannen in seine Gewalt gebracht durch Ueberraschung und schlaue Künste. Nur der kleinste Theil des Landes war wirklich in seinem Besitze. Nichts war gesichert. Die Seelen der Menschen waren nicht gebrochen, sondern nur eingeschüchtert, die Kräfte nicht vernichtet, sondern nur in Vergessenheit gerathen. Hätte nun der Kaiser in Sicilien zu bleiben vermocht, wäre er im Stande gewesen, sein Heer nach Bedürfniß und Gefallen zu erneuern und in gleicher Stärke zu erhalten: so möchten alle Wider-

sprüche in seinen Verhältnissen leicht aufzulösen, alle Gefahren leicht zu beseitigen gewesen sein. Ihn aber rief Teutschland über die Alpen zurück, und das Heer, welches ihm gefolget war, stand ihm kaum zu Gebote, vielweniger war es in seiner Gewalt, dasselbe zu ergänzen und zu verstärken. Ueberdieß schätzten seine Krieger ihre Verdienste nach ihrem eigenen Maß, und verlangten die Forderungen erfüllet zu sehen, welche sie nach dieser Schätzung zu machen sich nicht scheueten. Deßwegen mußte er rasch thun, was er zu thun für nöthig hielt, und auf eine solche Weise, daß die Bestürzung, die er verbreitet hatte, nachhaltig fortwirkte. Es blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als dem Leibe die Knochen, dem Volke die Führer, zu entreissen, und sich in den Besitz der Mittel zu setzen, welche gebrauchet werden konnten zu seiner und seines Heeres Vernichtung. Wenn man daher bei dieser Lage der Dinge bedenket, daß der Kaiser Heinrich seine Gemahlin als die wahre Königin des Reiches Sicilien ansah, welche durch Empörung und Argliſt um den angestammten Thron betrogen war; wenn man zugleich bedenket, welche schlechte und niederträchtige Handlungen Manche für erlaubt gehalten haben, die nach der Herrschaft strebten oder die Herrschaft zu sichern suchten; wenn man überdieß die Sitten dieser Zeit in Erwägung ziehet, und endlich nicht vergißt, unter welchen Verhältnissen Heinrich gelebet hatte von Kindheit an: so wird man gewiß geneiget sein, Vieles zu entschuldigen, und gern zugestehen, daß ein gewaltsames Einschreiten, ein räuberisches Zugreifen kaum zu vermeiden gewesen sei. Diese arge Treulosigkeit aber, deren er sich schuldig machte, diese wilde Grausamkeit und diese teuflische Freude an der Mißhandelung, Verstümmelung und Marterung unglücklicher Menschen, die ihm zur Last geleget wird, findet keine Entschuldigung, weder in seinen Ansichten, noch in seinen Verhältnissen, weder in den Sitten seiner Zeit, noch in den Beispielen, die er erlebet haben mochte. Sie gehören ihm

an und erregen Entsetzen, Abscheu und Ekel. Glücklicher Weise ist nicht nöthig, die Gräuel, die Statt gefunden haben, hier zu beschreiben. Nur Folgendes mag angemerket werden, weil es nicht ohne Einfluß geblieben ist auf die Schicksale des teutschen Volkes.

Dem Kaiser war seine Gemahlin Costanza über die Alpen gefolget, nicht nach Sicilien. Sie hatte acht Jahre mit ihm in kinderloser Ehe gelebet. Jetzt gebar sie, am Tage des heiligen Stephanus, zu Jesi in der Mark Ankona, einen Sohn, der Friedrich genannt worden, und in der Folge als der Zweite seines Namens zum Kaiserthume gelanget ist [5]. Zu derselbigen Zeit, zum Weihnachtsfeste, hatte der Kaiser die großen Herren auf Sicilien zu einer Versammlung in Palermo berufen, unter dem Vorwande, von ihnen im Namen seiner Gemahlin den Eid der Treue zu empfangen, und mit ihnen die Angelegenheiten des Reiches zu berathen. In dieser Versammlung aber kamen Briefe zum Vorscheine, welche aufgefangen sein und von einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Zeugniß geben sollten, die von einigen Baronen des Landes angezettelt worden wäre, wenn nicht mit Vorwissen der Königin Sibylla, doch zu ihrem und ihres Sohnes Vortheile. Wie aber ist es möglich, an die Aechtheit dieser Briefe zu glauben, wenn man sich nur an die Kürze der Zeit erinnert, die zwischen dem Einzuge des Kaisers in Palermo lag, zwischen dem Vertrage desselben mit der Königin Sibylla, und dem Weihnachtsfeste? Wohl mochte der Unmuth, die Erbitterung groß sein überall; wohl mochten eben deßwegen in gar vielen Menschen Rachegedanken aufsteigen: jene Zeit aber reichte nicht hin, die Besinnung zurück zu rufen, viel weniger ein Einverständniß zu bewirken, oder einen Briefwechsel einzuleiten. Dennoch verfuhr Heinrich, als wäre die Verschwörung nicht zu bezweifeln, und die Schuld der Verdächtigten erwiesen. Er ließ, vielleicht in derselben Stunde, in welcher sein Sohn ge-

boren ward, eine große Anzahl vornehmer Männer ergreifen und zur Haft bringen, Geistliche und Laien, Bischöfe, Grafen und andere Herren vom Adel. Die königliche Familie wurde gleichfalls ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Und diese Härte, welche als die erste Folge einer großen Aufwallung über eine entdeckte Verschwörung hätte betrachtet werden mögen, wurde nicht gemildert durch die Nachricht von des Sohnes Geburt. Die Gefangenen wurden vor ein kaiserliches Gericht gestellet, und zu gräßlichen Strafen verurtheilet: zum Feuertode, zum Galgen, zum Ersäufen, zur Blendung. Die geringste Strafe war die Verbannung nach Teutschland. Ein schreckliches Schicksal ward über die königliche Familie verhänget. Der junge König Wilhelm wurde wohl nicht entmannet, aber geblendet [6], und alsdann nach der Burg Ems, in Vorarlberg, gebracht. In dieser Burg hat der unglückliche Knabe erst nach einigen Jahren sein jammervolles Leben unbemerket beschlossen [7]. Die Mutter desselben, die Königin Sibylla, wurde gleichfalls über die Alpen geschleppet, und mit drei kleinen Töchtern in dem Schlosse Hohenburg im Elsaß den Augen der Welt entzogen. Zwei Verwandte des königlichen Hauses wurden, geblendet, in der schrecklichen Burg Trifels eingeschlossen, welche nicht leicht einen Gefangenen aus ihren Mauern dem Lichte der Sonne und des Lebens zurück gab. Nur die Fürstin Irene, Roger's Wittwe, wurde verschonet, weil Philipp, der Bruder des Kaisers, sich dieselbe, wie es scheinet, zur Gemahlin erbeten hatte [8], wie er denn wirklich sich mit ihr vermählet hat. Dagegen wurde selbst den Gebeinen Tancred's und Roger's keine Ruhe gegönnet. Ihre Gräber wurden geöffnet, die Kronen von ihren Häuptern gerissen, alle Dinge von Werth hinweg genommen. Es bleibt aber ungewiß, ob es dem Kaiser Heinrich mehr um die Mißhandelung der Leichname zu thun gewesen, oder um den Fund, den er in den Gräbern zu machen gehoffet hatte. Denn wäh-

rend er die Menschen verfolgte, mißhandelte, vernichtete, griff er auch mit gieriger Hand nach den Dingen, welche diesen Menschen gehöret hatten, oder noch gehörten. Er hob den alten Schatz, welchen die normannischen Eroberer und Fürsten seit einem Jahrhundert aufgehäufet hatten [9]; er entzog dem Palaste der Königin zu Palermo alle Kostbarkeiten; er ließ rauben und plündern überall, behielt für sich, was er behalten mochte oder durfte, und vertheilte den Rest an sein Heer, an Hohe und an Geringe. Die Beute war so groß, daß die Ueberlieferungen aus dieser Zeit kaum einen Ausdruck zu finden wissen für solchen Reichthum. Ein Hundert und sechszig Saum-Thiere sollen, mit Gold, Silber, Edelsteinen und Kleinodien beladen, über die Alpen gesendet worden sein.

Nach solchen Thaten und solchem Gewerbe verließ der Kaiser, im Monate Februar des folgenden Jahres eilf Hundert fünf und neunzig, die Insel Sicilien und kam wieder nach Apulien herüber. Er rechnete ohne Zweifel auf die Nachwirkung, welche sein Verfahren in der Brust der Sicilianer zurück gelassen haben müßte. Er rechnete wohl auch auf die Gesinnung seiner Gemahlin, welche, ihren kleinen Sohn in Jesi zurücklassend, nach Sicilien hinüber ging und in Palermo ihren Sitz nahm. Denn er mochte wohl hoffen, daß sie nicht unterlassen würde, fort zu bauen an seinem Werke, wenn nicht mit demselben Nachdrucke, doch in demselben Geiste. Er rechnete nicht minder auf den habsüchtigen Eifer wohl bezahlter Scharen, von welchen er den Thron seiner Gemahlin umgeben sah. Also glaubte er ohne Zweifel, daß seine Gegenwart in Sicilien für die Erhaltung des Reiches nicht länger nothwendig sei, sondern daß seine Entfernung aus diesem Eilande nur dazu dienen würde, die Widerspänstigen von den Unterwürfigen dergestalt auszuscheiden, daß sie leicht unschädlich gemacht werden könnten. In Apulien angekommen, berief er die Herren und Vassallen des Landes zu einer großen Versamm-

lung. Wahrscheinlich wagte Niemand, von derselben hinweg zu bleiben: die gräßlichen Hinrichtungen und Verstümmelungen so vieler vornehmer Männer aus Sicilien, die in Apulien Statt fanden, warneten nachdrücklich und mahnten stark zur Vorsicht. Bei seinem weiteren Zuge, Italien herauf, vermied er den Papst. Er mochte doch wohl einige Scham fühlen, vor das Angesicht des heiligen Vaters zu treten; er mochte fürchten abgewiesen zu werden; auch mochte er wohl einsehen, daß Cölestin, welcher, als er den Bann wegen der Gefangenhaltung des Königes Richard gegen den Herzog Leopold von Oesterreich aussprach, ihn mit dem Fluche verschonet hatte, nunmehr durch den allgemeinen Jammer über die verübten Gräuel genöthiget werden würde, den Bannstrahl, wenn auch mit zitternder Hand auf ihn zu werfen. Seinem Bruder Philipp übergab er die Länder im mittleren Italien, welche man noch immer bedeutungsvoll die Erbschaft der Markgräfin Mathildis nannte. Weiter heraufziehend, versäumte er keine Gelegenheit, auszugleichen und zu schlichten, zu strafen und zu lohnen, zu schrecken und zu gewinnen. Nur seine bisherigen Freunde, die Genuesen und Pisaner, vernachlässigte er ganz und gar, und wies ihre Berufung auf seine schönen und großen Versprechungen scharf und schroff zurück. Natürlich. Ihrer Dienste glaubte er nicht weiter zu bedürfen: warum hätte er ihrer Verdienste gedenken sollen? Auch brauchte er sie nicht zu fürchten. Sie hatten ja wohl bewiesen, daß sie so geneiget als bereit waren, ihren Unmuth wider ihn mit den Waffen an einander auszulassen. Ueberhaupt scheinen ihn neue und große Entwürfe durch Italien begleitet zu haben. Er wollte mit seinem Glücke wuchern, um dasselbe nicht nur höher zu treiben, sondern auch zu lenken mit seiner Hand. Mit dem Gelde, welches er dem Könige Richard abgepresset, hatte er Sicilien erobert. Er hatte seinem neugeborenen Sohne, wie er überzeuget war, den erblichen Thron eines schönen Reiches

gesichert. Aber er hatte auch überdieß eine Beute gemacht, welche an Werth das Geld der Engländer weit überstieg. Jene Beute sollte nun gleichfalls zu einem dauernden Gewinne verwendet werden. Dieselbe war so groß, daß der Gedanke, sie würde hinreichen, um auch die Erblichkeit der teutschen Krone in seinem Hause zu begründen, nicht allzuverwegen schien. Der Versuch durfte wenigstens gemacht werden; und wenn er gelang, so mochten sich auch wohl Mittel und Wege auffinden lassen, um den verminderten Schatz wieder zu ergänzen. Indem aber Heinrich, von diesem Gedanken erfüllet, das Auge vorwärts richtete, vergaß er keineswegs, was jetzt hinter ihm lag, nämlich das Königreich Sicilien, und den Lehens-Herrn desselben, den Papst. Zu seinen Erfolgen in Apulien und Sicilien war ihm, wie oben angemerket worden ist, eine Anzahl von Pilgrimmen behülflich gewesen, die sich zu einer Fahrt nach dem heiligen Lande bewaffnet hatten. Auch in der Folge schien das Kreuz ihm in mehr als einer Hinsicht nützliche Dienste leisten zu können. Deßwegen erließ er schon im Monat April an die Prälaten der Kirchen in Teutschland ein Umlaufschreiben, in welchem er zu wissen that, „daß er beschlossen habe, im nächsten Frühling ein Tausend und fünf hundert Mann zu Roß und eine gleiche Anzahl zu Fuß auf seine Kosten nach dem Lande der Verheißung zu senden, und daselbst ein Jahr lang im Dienste des Herrn zu unterhalten; sie möchten diesen Entschluß den Lehen-Leuten und anderen guten Männern in ihren Sprengeln bekannt machen, damit Diejenigen, welche durch göttlichen Antrieb geneiget wären, sich anzuschließen, um die Kränkungen zu entfernen, die Christo und dem christlichen Glauben zugefüget würden, vor der bestimmten Zeit sich bereit machen möchten zu der Fahrt [10].“ Durch dieses Schreiben hoffte er wohl zunächst einen großen Theil seiner Grausamkeiten in Sicilien mit dem Mantel der Frömmigkeit zuzudecken; er hoffte wohl ferner, den alten guten Papst zu be-

gütigen und den Fluch desselben zu brechen; er hoffte aber wohl auch, daß es ihm gelingen werde, eine eben so starke als wohlfeile Macht zu gewinnen, um Sicilien in gänzliche Unterwürfigkeit zu bringen und auszupressen nach Lust und Bedürfniß. Und so mag der Kaiser Heinrich mit großen und verworrenen Entwürfen den Alpen nahe gekommen und über die Alpen zurück gegangen sein. Im Anfange des Monates August befand er sich wieder auf dem Boden des Vaterlandes [11].

Zweites Capitel.

Des Kaisers Aufenthalt in Teutschland. Seine Verhandlung mit den teutschen Fürsten über die Erblichkeit der Krone. Seine neue Fahrt nach Sicilien und sein Tod.

J. 1195 — 1197.

Während der Abwesenheit des Kaisers, dreizehen Monate herdurch, hatten sich in Teutschland keine bedeutenden Veränderungen zugetragen. Der Herzog Leopold von Oesterreich, sein Genoß gegen den König Richard von England, war gestorben. Mit dem Bannfluche der Kirche belastet, hatte Leopold an demselben Tage, an welchem des Kaisers Sohn geboren ward, in einem Turnkampf ein Bein so schwer verletzet, daß er bald an seinem Leben verzweifelte [1], und keinen anderen Wunsch mehr hatte, als durch die Kirche mit Gott versöhnet zu werden. Und er erlangte die Lösung des Fluches aber erst im Angesichte des Todes durch reuevolle Bitten und Versprechungen. Dieser Vorgang indeß scheinet auf des Kaisers Seele eben so wenig Eindruck gemacht zu haben, als auf die Seele von Leopold's Sohne, Friedrich, der nach ihm zum Herzogthume gelangte. Heinrich der Löwe nahm in denselben Tagen Abschied vom Leben, in welchen der Kaiser eintraf.

Von den Hoffnungen des alten Helden war nicht eine einzige in Erfüllung gegangen, ungeachtet der neuen Verwandtschaft mit dem Kaiser, und ungeachtet sein Sohn, der junge Heinrich, dieses Mal die größte Zufriedenheit des Kaisers erworben hatte. Indeß starb kurze Zeit nachher auch der Pfalzgraf Konrad zu Rhein, des Kaisers Oheim, des jungen Welfen Schwiegervater, und dieser übernahm sogleich ohne Hinderniß und Widerspruch die Pfalzgrafschaft. Der neue Pfalzgraf aber nannte sich zuweilen noch Herzog, um die angestammte Würde zu bewahren, wohl auch, um seine Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen in dem Andenken der Menschen zu erhalten. Der Kaiser bemerkte entweder diese Benennung nicht, oder ließ sie als unschädlich hingehen, weil Heinrich, der Pfalzgraf, sich nicht Herzog von Sachsen, sondern entweder einfach: Herzog, oder etwa: Herzog von Braunschweig zu nennen pflegte [2]. Im Uebrigen hatten zwar unter mehreren Fürsten mannichfaltige Befehdungen Statt gefunden, in alter Weise, ohne Farbe und Gestalt; es war aber nur nöthig, daß der Kaiser erschien, um überall die Ruhe herzustellen. Die Vorgänge in der Markgrafschaft Meissen jedoch verdienen einer besonderen Erwähnung, weil sie von Neuem zu zeigen vermögen, wohin die Bestrebungen des Kaisers gerichtet waren.

Der Markgraf Otto nämlich, der Reiche beigenannt, welchem Leipzig vielleicht sein späteres Gedeihen und Freiberg, nach der Entdeckung der Erzgänge im Gebirge, wahrscheinlich seine Gründung verdanket, war, wie früher angemerket worden ist, von seinem ältesten Sohn Albert gefangen gehalten worden, weil er dem jüngeren Sohn Thiederich eine große Begünstigung zugewendet hatte; Heinrich, damals noch König, hatte dem Vater die Freiheit wieder verschaffet [3]. Otto indeß war bald nachher gestorben, und Albert, der Stolze, hatte die Markgrafschaft übernommen. Aber er hatte den Haß gegen seinen Bruder Thiederich, Grafen von Weißenfels, nicht ab-

geleget. Es kam zu den Waffen. Während des Kaisers Fahrt nach Italien gerieth der Graf Thiederich in großes Gedränge. Um den Untergang zu vermeiden, entschloß er sich zu einer Vermählung mit des Landgrafen Hermann von Thüringen häßlicher Tochter Jutta. Hierauf nahm der Landgraf die Waffen, anfangs für seinen Eidam, bald wie es scheinet, zu seinem eigenen Vortheile. Er schlug den Markgrafen Albert in einem blutigen Treffen so gänzlich, daß derselbe nur verkleidet mit drei oder vier Begleitern nach Leipzig zu entkommen vermochte. Seine Verlegenheit war um so größer, da kaiserliche Dienstmannen selbst einen Angriff wider ihn vorbereiteten. In dieser Verlegenheit eilte er rasch über die Alpen zum Kaiser, um zu versuchen, ob es ihm gelingen möchte, die Gunst desselben zu gewinnen. Er fand aber eine so unfreundliche Aufnahme, daß er nicht nur die Hoffnung, mit welcher er nach Italien gekommen war, gänzlich verlor, sondern daß er, selbst für sein Leben besorget [4], sich durch die Flucht retten zu müssen glaubte. Und da er sich überzeuget haben mochte, daß der Kaiser ihm bald über die Alpen nach Teutschland folgen würde, so faßte er, seinem stolzen Sinne getreu, den Entschluß, nunmehr auch gegen ihn, den Kaiser, den äußersten Widerstand zu versuchen, alle feste Oerter in seinem Lande zu zerstören, um drei Städte, Leipzig nämlich, Camburg und Meissen, desto nachdrücklicher vertheidigen zu können. Seine Entwürfe jedoch waren eitel. Kurz vor der Zurückkunft des Kaisers starb er, wie es heißet, an Gift, und seine Gemahlin folgte ihm alsobald in das Grab. Dieser Tod kam dem Kaiser sehr gelegen [5]. Wer hätte nunmehr seinen Scharen widerstehen sollen? Die Markgrafschaft Meissen ward in der That leicht von demselben in Besitz genommen. Er aber, der Kaiser, setzte dem Lande keinen neuen Markgrafen, sondern er behielt das Land für sich und ließ es verwalten durch seine Getreuen. Erst sein Tod änderte die Verhältnisse [6].

Weit mehr aber, als diese Erwerbung, lag dem Kaiser eine andere und größere am Herzen, mit welcher er sich allerdings lange beschäftiget zu haben scheinet: die Erblichkeit der Krone des deutschen Reiches in seinem Hause. Dieser Gedanke drängte sich freilich so stark auf, daß man genöthiget sein würde, ihn in dem Kaiser Heinrich vorauszusetzen, wenn auch keine Ueberlieferung ihm denselben zugeschrieben hätte. In der That leidet es keinen Zweifel, alle Könige der Teutschen, ohne Ausnahme, haben denselben Wunsch geheget. Auch haben sie für die Erfüllung desselben gethan, was möglich; sie haben alle dahin gearbeitet, die Krone ihren Söhnen oder ihren Verwandten zu sichern; und auf diesem Wege, dem einzig verständigen, würden sie auch, nach menschlicher Einsicht, ihr Ziel eben so wohl, als die Könige der Franzosen, erreichet haben, wenn nicht ihre Geschlechter stets nach wenigen Menschenaltern zu Grunde gegangen wären. Das Haus der Hohenstaufen aber stand an Ehrgeiz und hochfahrenden Entwürfen keinem früheren königlichen Hause nach. Vor kaum mehr als hundert Jahren erst aufgetauchet unter den teutschen Fürsten, war es in dieser kurzen Zeit bis zu einer Höhe empor gestiegen, auf welcher es alle anderen überstrahlte. Wie hätte es aufgeben sollen, was von den früheren Königen erstrebet worden war? Friedrich der Erste hatte in dem Schutte von Mailand und Crema zwar den Pfad aus den Augen verloren, den er sich für den erwarteten Fall glücklicher Erfolge entworfen haben mochte, und deßwegen war allerdings schwer das letzte Ziel zu erkennen, das er zu erreichen sich vorgesetzet hatte; aber das Erbreich Sicilien hatte er, nachdem Lombardien sich ihm durch die Waffen entwunden, gewiß nicht durch eine betrübte Vermählung an sein Haus zu bringen gesuchet, um das teutsche Reich aufzugeben. Vielmehr hatte er wohl, wie schon früher angedeutet worden ist, nur die Absicht gehabt, den Grund zu legen zu einem neuen Baue, der sich einst hinweg wölben

sollte über ganz Italien und über Teutschland zugleich. Es kann daher nicht in Verwunderung setzen, daß Heinrich der Sechste den Gedanken, sich die Erblichkeit der Krone zu verschaffen, verfolget haben soll. Er jedoch gedachte, wie es heisset, was frühere Könige, selbst nach großen Thaten, im Glanz eines anerkannten Ruhmes, im Bewußtsein allgemeiner Achtung, nur im Verlaufe der Zeit von der gepflegten und pflegenden Gewohnheit gehoffet oder erwartet hatten, Dieses gedachte er auf ein Mal durch Vertrag und Verbriefung erlangen zu können. Das war das Eigenthümliche seiner Bestrebung, und das ging aus einer argen Selbsttäuschung hervor, und war eine arge Verkehrtheit.

Wahr ist: Heinrich der Sechste mochte sich wohl einbilden, daß noch für keinen früheren König die Umstände so günstig gewesen waren, als die gegenwärtigen für ihn. In Teutschland gab es ja kein Fürsten-Haus mehr, das sich seinem Hause gleich zu stellen hätte wagen können. Der alte welfische Löwe, der letzte furchtbare Feind seines Hauses, lag in der Grube, und die Macht desselben war gebrochen und versplittert. Wer unter den teutschen Fürsten hätte wohl fortan die Kühnheit gehabt, den Hohenstaufen gegenüber sein Auge auf den königlichen Thron zu werfen? Und er selbst, der Kaiser Heinrich, hatte ja so eben der Welt einen großen Beweis von seiner Ueberlegenheit gegeben: er hatte, wie es schien, mit eigener Macht und eigenen Mitteln in einem einzigen Feldzuge ein fernes, schönes und reiches Königreich erobert. Nun mag richtig sein, daß er diese Eroberung mehr der Ueberraschung, seinem grausamen Ungestüm und seinen bösen Künsten verdanket habe, als großen und ruhmwürdigen Thaten; aber begreiflich ist doch auch, daß er sich selbst wie ein Mann vorgekommen sei, in welchem die Welt, die nur nach dem Erfolge Lob und Tadel zu vertheilen pfleget, einen glücklichen Helden, einen gewaltigen Kriegesfürsten, einen außerordentlichen Herrscher aner-

kennen und verehren müßte. Ueberdieß glaubte er, einem großen Wucherer gleich, an die Allgewalt des Geldes; und da er reichlich verſehen war, ſo mochte ihm jegliches Hinderniß, das ſich etwa erheben könnte, leicht beſiegbar zu ſein ſcheinen.

Dennoch iſt unbegreiflich, wie er eine ſo große Veränderung auf Wort, Eid und Schrift bauen zu können geglaubet hat. Wie wenig Wort, Eid und Schrift bei den öffentlichen Verhältniſſen, im Beſonderen wenn Herrſchaft, Macht und Gewalt in Frage kommen, zu gelten pflegten, das konnte ihm nicht unbekannt ſein: er durfte nur in ſein eigenes Leben hinein ſchauen, und nur in die Geſchichte ſeines Hauſes. Ehrlich und redlich konnten die teutſchen Fürſten die Erblichkeit der Krone des teutſchen Reiches nicht wollen, weder die weltlichen noch die geiſtlichen. Das war ein Unglück für Teutſchland, und vielleicht das größte. Durch die Erblichkeit der Krone hätte Teutſchland ein einiges Reich werden, und den unglückſeligen Anhang, Italien, abſchütteln mögen, in ſich ſelbſt ruhig und ſtark, und gewaltig gegen äußere Feinde; ohne die Erblichkeit der Krone war es ſchwer, von Italien loszukommen, und unmöglich den inneren Frieden zu bewahren, und die Einheit der Kräfte als Macht gegen die Fremden zu gewinnen. Aber die Verhältniſſe, wie ſie ſich nunmehr geſtaltet hatten, widerſtanden. Die weltlichen Fürſten, ja alle Vaſſallen, hatten die Erblichkeit ihrer Lehen, Aemter und Würden, wenn nicht urkundlich, doch in der That und Wahrheit ſchon gewonnen, während der Thron in keinem Hauſe erblich, ſelten durch eine wirkliche Wahl, zuweilen durch Gewalt oder ſchlaue Künſte, meiſtens durch Zugeſtändniſſe an die Fürſten oder wenigſtens an einen Theil der Fürſten, in den Beſitz Derer gekommen war, welche bisher auf demſelben geſeſſen hatten. Wer vermochte vorauszuſehen, was geſchehen würde, wenn nun auch der Thron wie ein Eigenthum vom Vater überginge auf dem Sohn? In öffentlicher Angelegenheit pfleget die Macht zu gebrauchen, der

sie hat; das Haus der Hohenstaufen war übermächtig und es erfreuete sich keineswegs eines allgemeinen Vertrauens. Ueberdieß war, bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, auch dem kleinsten Fürsten die Aussicht auf das Kaiserthum nicht verschlossen. Vieles hing in dieser Zeit von der Tapferkeit und Kühnheit des Einzelnen ab; auch war es nichts Unerhörtes, daß Niedere sich hoch aufschwangen, während Hochstehende schnell zu Boden stürzten. In keinem Falle konnte irgend ein Fürst, wie schwach er sein mochte, für unbedeutend achten, daß es Zeiten gab, in welchen auch die Gewaltigsten sich um sein Wohlwollen zu bewerben genöthiget waren; und diese Anerkennung seiner Würde und seiner Stellung mußte einen Werth für ihn haben, der den Aufwand leicht in Vergessenheit brachte, welchen das Absterben eines Königes und die Erhebung eines anderen auch ihm verursachen mochten. Was aber die geistlichen Fürsten betrifft, so waren sie der Erblichkeit gewiß nicht geneigter, als die weltlichen. Selbst durch Wahl zu ihren Würden gelanget, hatten sie immer auf die Besetzung des Thrones einen großen, zuweilen einen entschiedenen Einfluß ausgeübet; und die Kirche war befestiget, und sie selbst waren mächtig geworden. Von einigen Königen hatten sie Hartes und Unwürdiges zu erdulden gehabt, bei anderen hatten sie sich einer großen Gunst erfreuet. Auch sie konnten nicht voraussehen, wohin es führen würde, wenn der König, des Thrones für seinen Sohn sicher, ihrer weniger bedürfte. Hätten sie sich aber auch als einzelne Männer, ohne Nachkommenschaft, durch Gaben und Verheißungen zu der Begünstigung des Kaisers verlocken lassen: als Glieder der Kirche durften sie sich nicht ohne Gefahr von dem Haupte der Kirche trennen. Und der Papst konnte unmöglich die Erblichkeit der teutschen Krone anerkennen, am Wenigsten in dem Hause der Hohenstaufen. Es stand fest: nur der König der Teutschen könne und solle das römische Kaiserthum übernehmen; aber es stand

auch feſt: der König der Teutſchen übernahm das römiſche Kaiſerthum in der Krönung durch den Papſt. Den teutſchen Königen und dem Volke der Teutſchen mochte es nicht klar ſein, welche Bedeutung die Handlung der Krönung habe, und wohl mochte man ſich bemühen, dieſelbe auf eine ſolche Weiſe zu erklären, daß ſie nicht weniger als eine Pflicht des Papſtes erſchien, denn als ein Recht. Die Thatſache aber vermochte Niemand zu leugnen, daß bisher die Könige der Teutſchen als eine große Angelegenheit betrachtet hatten, die Kaiſerkrone zu erhalten; daß Manche, Alles Uebrige gering achtend oder zur Seite ſchiebend, ſo ſchnell als möglich, über die Alpen und nach Rom geeilet waren, um dieſen Zweck zu erreichen; und daß ſie ſtets nur vertragsmäßig und oft nur nach großen Zugeſtändniſſen von den Päpſten mit der Kaiſerkrone geſchmücket worden. Auch hatte man in Teutſchland längſt die klarſten Beweiſe erhalten, daß, welche Deutung man hier auch der Krönung geben mochte, dieſelbe in Rom als die Uebertragung des Kaiſerthumes auf den König der Teutſchen, als die Belehnung des Königes der Teutſchen mit dem Kaiſerthume durch den Papſt angeſehen wurde; daß man folglich in Rom keinen weltlichen Herrn anerkannte, als welchen der Papſt erhoben hatte. Wer aber das Recht hatte, zu verleihen, der durfte wohl auch das Recht anſprechen, zu entziehen. Und da nur der König der Teutſchen das Kaiſerthum erhalten ſollte, ſo ſchien die Behauptung ſich von ſelbſt zu ergeben, daß Niemand der König der Teutſchen ſein könne, dem das Kaiſerthum von dem Papſte verſaget oder entriſſen würde. Wie nun? Konnten ſolche Grundſätze oder Anſichten, die falſch ſein mochten, die aber aus dem bisherigen Gange der Dinge gewonnnen waren, auch noch feſtgehalten und jemals geltend gemacht werden, wenn dieſer Gang auf ein Mal und für immer unterbrochen wurde? Wenn dem Vater der Sohn, ohne Vorwiſſen, ohne Theilnahme, ohne Einwilligung oder Zuſtim-

mung des Papstes, nach erblichem Recht als König der Teutschen mit dem Anspruch auf das Kaiserthum nachfolgte? Entweder mußte die Erblichkeit des königlichen Thrones die Erblichkeit der Kaiserkrone nach sich ziehen, und die Krönung durch den Papst gänzlich aufhören, oder das Haupt der Kirche mußte dieselbe vollziehen, wie ein höfischer Diener eine lose Feierlichkeit vollziehet. Einer solchen Stellung konnte ein Papst nimmer den apostolischen Stuhl aussetzen, einer solchen Gefahr nimmer die Kirche. Und Heinrich der Sechste war Friedrich's des Ersten Sohn; und Heinrich hatte sich wider den Willen des Papstes des Königreiches Sicilien bemächtiget, und sich dem Papste als lästigen und gefährlichen Nachbarn aufgedränget. Der gegenwärtige Papst, Cölestin der Dritte, war zwar ein schwacher Greis; aber er scheinet doch endlich den Bannfluch der Kirche auf Heinrich unmittelbar oder mittelbar geleget zu haben, und die Kirche erwartete mit jedem Tage einen anderen und kräftigeren Papst.

In der That scheinet der Kaiser mit seinem Entwurfe bald auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die sich als unüberwindlich darstellten. Es ist uns jedoch nicht ein Mal überliefert worden, in welcher Weise er seine Sache betrieben habe. Zwar finden wir angemerket: „Heinrich sei mit den Fürsten des Reiches übereingekommen, daß seine Kinder nach ihm mit erblichem Rechte das Reich erhalten sollten; die Fürsten in Sachsen jedoch hätten widersprochen; deßwegen habe der Kaiser jene Fürsten von ihrem Versprechen befreiet und des Eides entbunden, der von ihnen geleistet war" [7]. Man findet ferner angemerket: „der Kaiser Heinrich habe bei den Teutschen das Gesetz gegeben, daß die Lehen, wie in Frankreich und England, nach Erbrecht auf die nächsten Verwandten übergehen sollten, da sie vorher von der Gnade des Fürsten abhängig gewesen seien; alsdann habe er dieses Gesetz zu seinem eigenen Vortheile gewendet, und von seinen Unterthanen erlanget, daß auch das Reich auf seine

Nachkommenschaft ohne Wahl übergehen solle[8].» Man findet endlich angemerket: „der Kaiser Heinrich habe angeordnet, daß fortan keine Wahl mehr Statt finden, sondern daß Derjenige, welcher dem Kaiser dem Blute nach am Nächsten stehe, als der Erbe desselben Kaiser werden solle; er habe ferner das Reich Sicilien und Calabrien, das Herzogthum Apulien und das Fürstenthum Capua mit dem römischen Reiche vereiniget, so daß diese Länder fortan nur Einen Herrn haben sollten; er habe endlich angeordnet, daß, bei dem Mangel männlicher Erben, die weiblichen folgen sollten, und daß der Kaiser fortan nicht mehr die Verlassenschaft kirchlicher Personen in Anspruch zu nehmen habe. Dieser Verordnung habe der römische Hof seine Zustimmung gegeben, so wie zwei und fünfzig Fürsten, welche den Kaiser bisher gewählet hatten; die Siegel derselben seien der Urkunde angehänget worden [9].» Diese Angaben aber sind unverkennbar unrichtig, wie bestimmt sie auch lauten. Wie sie nicht mit einander übereinstimmen, so ist jedes Wort, das sich auf die Vergangenheit beziehet, ein geschichtlicher Irrthum; das Verfahren Heinrich's stehet mit den Verhältnissen der Gegenwart in scharfem Widerspruch, und das, was für die Zukunft festgesetzet sein soll, ist nicht in Erfüllung gegangen. Ohne Zweifel sind jene Angaben von Männern, welche später oder außerhalb Teutschland lebten, nach Gerüchten niedergeschrieben, welche ein Jeder auf seine eigene Weise aufgefasset hatte. Die Gerüchte aber mögen daher entstanden sein, daß Heinrich der Sechste die Sache noch gar nicht öffentlich, nicht auf Reichs- oder Hof-Tagen betrieb, sondern daß er nur im Geheimen mit einzelnen Fürsten unterhandelte, daß bei diesen Verhandlungen Vorschläge von dieser Seite und von jener gemacht, auch wohl angenommen wurden, und daß in der Folge, als der Versuch gescheitert und Heinrich's Sohn Friedrich erwählet worden war, oder nach des Kaisers Tode, diese Vorschläge und Zugeständnisse besprochen worden sind [10]. Je-

des Falles ist gewiß, die Erblichkeit der teutschen Krone wurde nicht ausgesprochen.

Dagegen mag es wahr sein, daß dem Kaiser von den teutschen Fürsten das Versprechen gegeben worden, sein Sohn Friedrich solle ihm nachfolgen auf dem Throne des teutschen Reiches. Zweifel indeß bleiben auch hier. Zwar wird mit Bestimmtheit von einem Schriftsteller versichert: der Kaiser habe durch dringendes Bitten von allen Fürsten des Reiches erlanget, daß sie seinen Sohn zum Könige erwählet; die Fürsten hätten ihm Wort und Eid gegeben; nur der Erzbischof Adolf von Cöln habe nicht zugestimmet, jedoch habe auch er in der Folge vor Philipp, dem Bruder des Kaisers, bei Boppard den Eid geleistet [11]. Und nicht weniger bestimmt von einem anderen Schriftsteller: fast alle Fürsten Teutschland's seien durch den Kaiser bewogen worden, den kleinen Sohn desselben, als König anzunehmen, ihm Treue zu schwören, und über diesen Vorgang eine Urkunde, mit ihren Siegeln versehen, dem Kaiser zu übersenden [12]. Aber Niemand giebt den Ort an, wo diese Wahl oder diese Anerkennung Statt gefunden hat, und wegen der Zeit finden sich Andeutungen, die eben nicht genau zusammen stimmen. Nach dem ersten Schriftsteller war der kleine Friedrich ein kaum dreijähriges Kind; nach dem anderen lag derselbe noch in der Wiege; ein dritter saget: Friedrich sei ein Kind gewesen, noch nicht zwei Jahre alt, und füget die Bemerkung hinzu, daß derselbe noch nicht getaufet gewesen sei, ein Umstand, der in der Folge allerdings nicht ohne Bedeutung geblieben ist [13]. Friedrich aber war am Ende des Jahres eilf Hundert vier und neunzig geboren worden; sieben Monate später war der Kaiser nach Teutschland zurück gekommen, und nach einem Aufenthalte von einem Jahre ging er abermals nach Italien. Daher muß Manches ungewiß bleiben; als geschichtliche Wahrheit jedoch scheinet man annehmen zu dürfen, daß dem Kaiser auf einem

der Hoftage, welche er zu den hohen Festen in Strasburg, in Gelnhausen, in Worms gehalten hat, von den versammelten Fürsten die Nachfolge seines Sohnes im Reiche urkundlich zugesichert worden sei.

Eben die neue Fahrt nach Italien aber, die Heinrich betrieb, war wohl die Ursache, daß er mit aller Kunst und mit allem Gelde, nicht mehr in Teutschland erreichte. Und doch war das Unternehmen nicht nur nothwendig, sondern es mußte auch beschleuniget werden. Er hatte ja in Sicilien nur zertrümmert und nicht gebauet; er hatte seine Gemahlin unter den Trümmern zurück gelassen, und ihr nicht die Anweisung gegeben, herzustellen, sondern nur aufzuräumen. Er mußte sich daher wohl sagen, daß er viele Menschen zur Verzweifelung gebracht hatte, viele zur Wuth, und daß das Verlangen nach Rache in keiner menschlichen Brust fehlen konnte, Diejenigen etwa ausgenommen, welche sich der Theilnahme an dem großen Raube erfreuet hatten; er mußte sich sagen, daß er nur Wind gesäet hatte, und deßwegen auf eine Ernte von Ungewittern gefasset sein müsse. Und der Sturm konnte morgen eben so wohl ausbrechen, als übermorgen. Ueberdieß mag er Nachrichten aus Sicilien erhalten haben, welche in ihm die Besorgniß erregten, seine Gemahlin handele nicht in seinem Geiste, mehr hindernd, als fördernd. In der That scheinet die Kaiserin Costanza bei dem Anblicke des ungeheueren Unglückes, das über ihr Volk, das im Besonderen über die ersten Familien in diesem Volke gekommen war, mehr und mehr ergriffen zu sein; sie scheinet dem Werke der Männer, welche der Kaiser ihr zur Seite gestellet hatte, entgegen gearbeitet, und was sie zu hindern nicht vermochte, gemildert zu haben. Und sie war ja die Königin, und unmöglich konnte ihr der Gedanke leicht sein, daß ihr Sohn einst auf einem Throne sitzen sollte, der nur über Blut und Leichen stand. Endlich kam noch ein Vorgang hinzu, welchen der Kaiser Heinrich

für seinen neuen Zug nach Italien nicht unbenutzet lassen wollte.

Der König Richard von England nämlich hatte vor seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande, im Unmuth und Zorn, mit dem Sultan Saladin einen Waffen-Stillstand auf drei Jahre abgeschlossen, welcher, wie hart er auch von den Christen getadelt werden mochte, doch für sie nicht weniger als für die Muselmänner ein wahres Bedürfniß gewesen war. Durch denselben war den Christen der Besitz von zweien festen Städten gesichert worden, von Ptolemais und Joppe. Das war vielleicht ein Unglück. Denn an diesen beiden Städten blieb die Hoffnung hängen, daß es doch noch gelingen werde, die heilige Stadt Jerusalem und das ganze Land der Verheissung wieder zu erobern. Nun aber war Saladin, der große und edele Sultan, schon wenige Monate nach Richard's Abreise gestorben, und durch seinem Tod war die furchtbare Macht, über welche er geboten hatte, gebrochen oder zersplittert. Nach seiner Anordnung sollte sein ältester Sohn, Malek al Afdal, das Oberhaupt des ganzen Reiches sein, aber seine jüngeren Söhne, seine Neffen und Oheime, sollten einzelne Theile zu ihrer Verwaltung erhalten und sich der Einkünfte derselben erfreuen. Wahrscheinlich hatte Saladin erkannt, daß seinem Sohne die sittliche und religiose Kraft gebrach, welche zu der Beherrschung des Reiches und zu der Bändigung der Verwandten nothwendig war; er hatte also durch seine Anordnung eine vermittelnde Aushülfe beabsichtiget. Aber er hatte nur den Keim mannichfaltiger Zwietracht und Verwirrung geleget, welche sein Reich nicht lange nach seinem Hinscheiden zu zerrütten begannen. Von dieser Zerrüttung glaubten die Christen im Morgenlande große Vortheile für die heilige Sache des Kreuzes ziehen zu können. Deßwegen boten sie auf, was sie aufzubieten hatten, um einen neuen Kreuzzug zu veranlassen. Und alle frommen Menschen hielten dafür, daß die

Gunst des Augenblickes nicht versäumet werden dürfe, wenn auch die Meisten das Werk selbst wohl gern kampflustigen Männern, verwegenen Rittern und anderen abenteuerlichen Seelen überlassen hätten. Selbst dem Kaiser Heinrich war unter den Gräueln, die er ausübte oder veranlaßte, die Aufregung nicht entgangen, welche durch diese Verhältnisse erzeuget worden; deßwegen hatte er, seine eigenen Verhältnisse erwägend, jene Erklärung und Aufforderung nach seiner Rückkehr aus Sicilien in die Welt gesendet, deren früher gedacht worden ist. Um so weniger durfte der Papst zurück bleiben. Von allen Seiten gedränget, sandte Cölestin der Dritte in demselben Jahre, eilf Hundert fünf und neunzig, Abgeordnete in die christlichen Länder, um zu dem heiligen Zuge aufzufordern. In Teutschland erschienen zwei Cardinäle. Der Kaiser, obwohl das Kreuz ihm selbst weder angeboten, noch von ihm angenommen werden konnte, förderte das Werk derselben auf alle Weise, und versprach, dasselbe von Sicilien aus weiter zu fördern. Wahr ist: er durfte hoffen, daß es ihm mehrfachen Gewinn tragen würde. Seine Thätigkeit für das heilige Unternehmen schien das Urtheil der Welt über sein hartes und grausames Verfahren mildern zu müssen, weil sie seine religiose Gesinnung bewährte. Auch mochte ihm angenehm sein, daß viele Fürsten und kriegerische Männer Teutschland verließen, zumal da er selbst Teutschland zu verlassen entschlossen war. Endlich war vorauszusehen, daß der Zug der Kreuzfahrer durch Italien ihm zu seinen Absichten gegen Sicilien gute Dienste leisten würde, wenn er sich diesem Zuge anschlösse: denn da bei seiner letzten Fahrt nach diesem Eilande Kreuzfahrer mit ihm gestritten und für ihn gekämpfet hatten, so mußten die Sicilianer ja wohl auch jetzt von den Kreuzfahrern dasselbe erwarten, und ihm folglich um so verzagter entgegen sehen. Dennoch, wer möchte es wagen, Heinrich's Verfahren lediglich aus Berechnung, aus Heuchelei und Betrug

herzuleiten? Die menschliche Brust ist so weit, daß sie, nach dem Zeugnisse der Geschichte früherer Tage und späterer, dem stärksten religiosen Eifer Raum zu gewähren vermag neben den gemeinsten und rohesten Leidenschaften. Jedes Falles ist gewiß, unter Begünstigungen und Versprechungen des Kaisers nahmen viele teutsche Fürsten auf den Hoftagen zu Gelnhausen und Worms das Kreuz aus den Händen der beiden Cardinäle Johannes und Gregorius. Die Bedeutendsten unter denselben waren die Erzbischöfe von Mainz und Bremen, die Bischöfe von Halberstadt, Hildesheim, Verden, Naumburg; die Herzoge Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Brabant, der Markgraf Otto von Brandenburg, welcher jedoch von dem Papste seines Gelübdes ledig erkläret wurde, der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, Heinrich's des Löwen Sohn, der Landgraf Hermann von Thüringen, die Grafen Walram von Limburg und Adolf von Holstein. Und das Beispiel dieser Herren wirkte weit hinab auf Vornehme, wie auf Geringe. Eine große Menge von Rittern und Dienstleuten nahm das Kreuz. Und auch die Bürger der Städte blieben nicht zurück. In Lübek allein wurden gegen vier Hundert kräftige Männer mit dem Kreuze bezeichnet [14]. Man ward einig, daß ein Theil des Kreuz-Heeres den Weg durch Ungarn nehmen, ein anderer Theil hingegen sich von Italien aus zu Schiffe nach dem heiligen Lande begeben, und daß im nächsten Jahre der Aufbruch Statt finden sollte. Darum beschleunigte der Kaiser seine Rüstung zu der neuen Fahrt über die Alpen, und darum konnte er nur so wenig für das Reich thuen, oder im Reiche für sein eigenes Haus.

Die Kreuzfahrer gingen im Sommer des Jahres ein Tausend ein Hundert neunzig und sechs über die Alpen. Der Kaiser schickte den Bischof von Worms als seinen Bevollmächtigten vorauf, damit derselbe in Apulien Alles vorbereiten möchte zum würdigen Empfange der Pilgrimme. Er selbst folgte,

wie es scheinet, dem Kreuzheere. Im Anfange des Monates Auguſt befand er sich zu Mailand. Fortan indeß beeilte er sich nicht, den Kreuzträgern zu folgen, sondern er verweilte im oberen und im mittleren Italien, so lange seine Anwesenheit in diesen Ländern von einigem Vortheile zu sein schien. Er wußte wohl, daß das Kreuzheer im unteren Italien als sein Heer betrachtet werden würde, und daß er deßwegen seine Ankunft immerhin etwas aufschieben dürfte, damit man ihm, was er liebte, mit desto größerer Angst entgegen sehen möchte. In der That wurden die Pilgrimme in Apulien keinesweges wie Krieger Christi mit Freuden empfangen, sondern mit Furcht und Schrecken, wie die Werkzeuge eines gewaltthätigen Königes. Man sagte ihnen ins Angesicht: „Euer Weg ist Gott verhasset. Unter dem Mantel der Religion seid Ihr reissende Wölfe. Nicht für den himmlischen Herrn streitet Ihr, sondern für den irdischen. Ihr seid gekommen, um mit demselben Apulien und Sicilien auszurauben [15].“ Deßwegen fanden sie auch nirgends Zuvorkommenheit, nirgends guten Willen oder Unterstützung. Sie mußten zugreifen, um ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Dadurch reizten sie die Gemüther noch mehr und erregten einen noch größeren Zorn. Also geriethen sie in nicht geringe Verlegenheit. Einige entgingen derselben dadurch, daß es ihnen gelang, nach dem heiligen Lande hinüber zu schiffen; die Uebrigen, welche zurück blieben, erlitten mannichfaltigen Verlust, theils durch Krankheiten, von der Natur und den Genüssen des Landes erzeuget, theils wohl auch durch die Feindseligkeit der Menschen. Endlich kam Heinrich, der Kaiser, gegen das Ende des Jahres. Und er übertraf alle Befürchtungen, die man vor ihm geheget hatte. Er nahm das grausame Werk wieder auf, welches er vor zwei Jahren begonnen, weit fortgeführet, aber nicht vollendet hatte. Zu den Kreuzfahrern hielt er sich in zweideutiger Stellung, bis sie nach und nach zu Schiffe gegangen waren, oder wohl auch ihren from-

men Vorsatz aufgegeben hatten; zu den Bewohnern des Landes hingegen kam keine Milde in seine Brust. Erst im folgenden Jahre, ein Tausend ein Hundert sieben und neunzig, ging er nach Sicilien hinüber.

Und mit diesem Uebergange nach Sicilien tritt er fast, man möchte sagen, aus der Geschichte hinaus. Selbst von seinem Thun und Treiben im unteren Italien, vor seinem Uebergange nach Sicilien, sind wir nur sehr unvollständig unterrichtet; ja wir finden nur einzelne Handlungen angegeben; von seinem Thun und Treiben in Sicilien aber sind die Ueberlieferungen so dürftig und armselig, daß eine wirkliche Erkenntniß des Zustandes oder des Ganges der Dinge unmöglich ist. Nicht ein Mal die Stellung des Kaisers zu seiner Gemahlin ist zu erkennen. Man kann die Vermuthung kaum unterdrücken, daß Niemand gewaget habe, die Vorgänge aufzuzeichnen, oder daß in späteren Tagen, unter Friedrich dem Zweiten, Heinrich's Sohne, vernichtet worden sei, was aufgezeichnet sein mochte. Soviel freilich erhellet wohl aus den Andeutungen, daß Heinrich auf der Insel Sicilien in mannichfacher Verlegenheit gewesen. Er scheinet keinesweges mit freier Hand gehandelt, sondern durch seine Gemahlin Hindernisse gefunden zu haben, die immer verwickelter wurden. Sein unruhiger Geist blieb sich gleich. Wie sein Vater, dachte auch er nur daran, immer höher zu bauen, ohne zu untersuchen, ob die Grundlage den Bau zu tragen vermöge. Zu Entwürfen gegen das griechische Reich jedoch mag er zwar wohl durch seine Verbindung mit den Kreuzfahrern gebracht worden sein, aber er mag wohl auch diese Entwürfe nur festgehalten und verfolget haben, weil er in Sicilien nicht seine Bahn, oder vielmehr auf seiner Bahn keinen freien Lauf fand. Alle seine Entwürfe indeß fielen bald zusammen, da er durch einen unerwarteten schnellen Tod aus dem Leben hinweg gerissen ward. Aber selbst wegen seines Ausganges ist Alles ungewiß. Sowohl die Art seines Todes

wird verschieden angegeben, als der Tag und der Ort seines Begräbnisses. Er soll vergiftet worden sein, und seine Gemahlin wird selbst als die Giftmischerin bezeichnet; er soll das Schloß eines meuterischen Burggrafen belagert, während der Belagerung sich auf die Jagd begeben, und in der Erhitzung durch dieses Vergnügen plötzlich einen kalten Trunk gethan haben, welcher ihm tödtlich geworden. Indeß wird dem Gerüchte von der Vergiftung, das allerdings allgemein verbreitet war, mit Bestimmtheit widersprochen [16]; auch ist am Wahrscheinlichsten, daß er am acht und zwanzigsten Septembers, unter dem Fluche der Kirche, gestorben sei, und daß er zu Palermo seine Ruhestätte gefunden habe. Er war noch nicht drei und dreißig Jahr alt.

Drittes Capitel.

Die Lage der Dinge bei dem Tode des Kaisers Heinrich VI.

Die Zäringer. Fehde des Herzoges Konrad gegen den Herzog Berthold.

Der Papst Innocenz III.

J. 1196 — 1197.

Der Tod des Kaisers Heinrich des Sechsten erfüllte ganz Italien mit Frohlocken und Freude von dem südlichen Meere bis zu den Alpen. Der lang verhaltene Haß machte sich Luft; der glühende Zorn brach aus, um Rache zu üben für die Gräuel, die man erduldet hatte, deren man Zeuge gewesen war. Entferntere sangen Lieder zur Verhöhnung des gefallenen Kaisers und seiner barbarischen Genossen, Nähere suchten durch Verfolgung, Nachstellung, Mißhandlung und Ermordung der Teutschen, welche das Unglück hatten, ihnen erreichbar zu sein, ihre Wuth zu kühlen. Um so größer war die Klage dieser Teutschen um den Tod des Kaisers. Manchem entfiel seine schönste Hoffnung auf Ehre und Gewinn; ein Anderer sah bedrohet, was er schon im Besitze zu haben geglaubet hatte; und bald zeigte sich Allen dieselbe Gefahr. Daher suchten sie unter Wehegeschrei und Verwünschungen dem Lande

des Blutes und der Angst zu entkommen, um auf dem vaterländischen Boden Ruhe und Sicherheit wieder zu finden. Die Meisten hatten wohl nur den Wunsch der Rettung; Manche indeß mögen auch die Absicht gehabt haben, in Teutschland unter so ungewissen Verhältnissen nicht zu fehlen, um das Ihrige zu schützen und zu wahren, oder auch um werkthätig einzugreifen. Denn auf Teutschland mußte die Nachricht von dem Tode des Kaisers, wie sie leicht voraussahen, einen desto gewaltigeren Eindruck machen, je größer die allgemeine Spannung seit dem neuen Kreuzzuge und der neuen Fahrt des Kaisers nach Italien gewesen oder geworden war. Wenn auch Niemand gefunden wurde, der dem Kaiser mit voller Seele und aufrichtig ergeben gewesen, Niemand, der zu dem Kaiser ein festes Vertrauen gehabt hatte: so mußte doch ein Jeder mit Zittern und Zagen auf das Recht blicken, und Keiner konnte sich verhehlen, daß man vor einer neuen großen Verwirrung stehe. Zwar war, wenn nicht von allen, doch von vielen Fürsten Friedrich, der Sohn des Kaisers Heinrich, als der Nachfolger desselben auf dem Thron anerkannt worden. Friedrich aber war ein Kind, noch nicht drei Jahr alt, und befand sich nicht ein Mal in Teutschland, so daß sein Anblick Theilnahme und Wohlwollen hätte erregen können, sondern er befand sich noch zu Jesi, in der Mark Ankona, in der Pflege der Herzogin von Spoleto; und von den Fürsten, welche dem Vater für ihn den Eid der Treue geleistet hatten, waren Mehre und gewiß die Bedeutendsten abwesend, Theils im heiligen Lande, Theils in dem feindseligen Italien. Der alte Streit aber zwischen den Waiblingern und den Welfen war erst vor kurzer Zeit geschlichtet, und die Leidenschaften waren, wenn auch unterdrücket, doch keineswegs beruhiget. Ueberdieß rief der Name der Hohenstaufen bei Geistlichen wie bei Laien so viele schwere Erinnerungen auf, daß wohl manche Brust sich höher hob bei dem Gedanken: nunmehr sei der Augenblick ge-

kommen zu der Dehmüthigung auch dieses stolzen, ja übermüthigen Geschlechtes. Und wer hätte auftreten sollen, um die Sache Friedrich's, des kleinen Königes zu führen? wer hätte es vermocht? wer gewaget? Die Mutter desselben, die Kaiserin Constanza, war in Sicilien, und in sehr schwierigen Verhältnissen. Sie hatte genug zu thun, um ihrem kleinen Sohne den erblichen Thron des schönen Reiches zu erhalten, und befand sich gänzlich außer Stande, sich um die Angelegenheiten Teutschland's zu bekümmern. Von des kleinen Königes Oheimen aber war auch nur noch ein einziger am Leben, und auch dieser einzige war in dem Augenblicke, da der Kaiser starb, jenseits der Alpen.

Von Heinrich's des Sechsten Brüdern nämlich hatte der ältere, der Herzog Friedrich von Schwaben, wie früher angemerket worden ist, auf der heiligen Fahrt, die er mit seinem Vater angetreten, seinen Tod gefunden; der folgende, Otto, welchem die Verwaltung Burgundiens bestimmet worden, war, schon im Jahr ein Tausend ein Hundert neunzig und eins, thatlos vom Leben geschieden. Von den beiden letzten, Konrad und Philipp, war dieser in Italien geblieben, jener hingegen hatte sich bei dem Kaiser befunden, als derselbe sich zum letzten Mal in Teutschland aufhielt. Auch war Konrad, der Herzog von Schwaben, nicht mit ihm über die Alpen gezogen, sondern im Vaterlande zurück gelassen, weil er im Allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten in Obhut behalten sollte, und weil der Kaiser im Besonderen eine Fehde gegen den Herzog Berthold von Zäringen für nothwendig gehalten hatte.

Die Zäringer waren den Hohenstaufen stets verdächtig gewesen, und mehr als ein Mal ist in diesem Werke erwähnet worden, wie sie in ihrer Gesinnung immer wider das kaiserliche Haus waren, wenn sie auch offene Feindschaft gegen die Uebermächtigen zu vermeiden suchten. Auch waren sie oftmals gekränket worden. Die Lage ihrer Besitzungen mitten unter

den Besitzungen der Waiblinger und mit denselben mannichfach verschlungen, machte sie begreiflicher Weise mißtrauisch, weil sie die Hohenstaufen lüstern nach dem Erwerbe derselben machen zu müssen schien. Ihre erbliche Stellung als Schirm-Herren und Reichsfürsten in den Hochlanden mußte den Hohenstaufen bei ihren Entwürfen gegen Italien unbequem sein, und zu mancherlei Reibungen Veranlassung geben. Auch gefiel ihr freier Sinn dem Geschlechte nicht, welchem eine unermeßliche und unbeschränkte Herrschaft der schönste Gedanke war. Es mag unausgemacht bleiben, ob die Zähringer, wie im Anfange, so auch in der Folge lediglich aus innerer Neigung gehandelt haben, oder ob ihr Verhältniß zu der Größe und der Macht der Hohenstaufen Einfluß gehabt hat auf ihre Bestrebungen: jedes Falles ist gewiß, ihnen lag mehr die Pflege des Geistes am Herzen, der nur im friedlichen Getreibe der Städte seine schönsten Kräfte zu entfalten vermochte, während die Seele der Hohenstaufen, nur dem ritterlichen Heldenthume zugethan, an den Künsten des Krieges hing, am Harnisch, am Helm und am Schwert ihre Freude findend und ihre Liebe. Der gegenwärtige Herzog von Zähringen, Berthold, der Fünfte seines Namens, wandelte mit Freude und Glück auf den Spuren seiner Vorfahren. Seit dem Anfange des zwölften Jahrhundertes hatten allerdings manche Städte, besonders die Städte westlich vom Rhein und südlich von der Donau, in welchen noch ein Rest alter römischer Einrichtungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen geblieben war, ein gewerbfleißiges Leben geführet, das einen Schein von Freiheit hatte, und zugleich aus Noth und Bedürfniß, gleichsam im Geheimen und verstohlen, Einrichtungen getroffen, welche einem wirklichen Gemeindewesen nicht unähnlich aussahen. Die fränkischen Kaiser, Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte, hatten das Streben der Städte gern gefördert; der Erste aus reiner Einsicht, daß in den Städten ein neuer Quell von Reichthum und

Macht hervorbringe, und daß das Leben die geistige und friedliche Entwickelung fordere, die nur in den Städten gedeihen, nur von den Städten ausgehen könnte; der Andere, weil er überall Meineid und Verrath und nur in den Städten Treue gefunden hatte. Aber von den Fürsten des Reiches war den Bestrebungen der Städte gewöhnlich entgegen gearbeitet, von den Herren und Vasallen allzumal, weil sie das richtige Gefühl hatten, daß in dem Geiste, dem Wirken und Weben derselben, ihrer Herrlichkeit ein furchtbarer Feind erwachse. Und deßwegen hatten die Rechte und Freiheiten, welche den Städten durch kaiserliche Urkunden zugesichert oder ertheilet worden, bei der Schwäche des Reiches, nur einen sehr beschränkten Werth, selbst wenn sie von den Fürsten des Reiches anerkannt waren. Nur einzelne geistliche Fürsten hatten, von der Lehre Jesu Christi erfüllet, oder aus Liebe zu den edleren Künsten und zu feineren Genüssen, und aus Widerwillen gegen das rauhe Treiben unter den Waffen, auch wohl von einer tieferen Erkenntniß des Lebens, wie des Ganges und der Zwecke des Lebens getrieben, das Gedeihen der Städte, in welchen ihr bischöflicher Stuhl stand, gern gefördert; sie hatten den bürgerlichen Gewerben Schutz gewähret, und den Handel und den Verkehr auf alle Weise zu mehren und zu erweitern gesuchet. Hin und wieder mochten auch die Bewohner der Städte den geistlichen Herren, welche die Bibel doch nicht gänzlich auf die Seite werfen durften, um sich lediglich dem Schwerte zu weihen, wirkliche Rechte und Freiheiten abgerungen oder abgetrotzet haben, wie dieses namentlich zu Cöln der Fall gewesen war. Die Fehden der Geistlichen mit den Weltlichen, in welchen sie nicht selten die Hülfe der Städte anzusprechen genöthiget waren, hatten den Bürgern manche Gelegenheit gegeben, auf die Befriedigung alter Wünsche zu bestehen, und die Bischöfe waren zur Nachgiebigkeit genöthiget gewesen. Endlich hatten die Kreuzzüge mächtig eingewirket auf die Verhältnisse der Städte. Indem

sie die Kraft der Vassallenwelt schwächten, hatten sie auch eine Menge von Bedürfnissen bei den Fürsten und Vassallen erzeuget, welchen nur durch die Bewohner der Städte abgeholfen werden konnte; und warum hätten die Fürsten und Herren, welche, mit dem Kreuze bezeichnet, ihren Blick über das Vaterland hinweg auf eine heilige Ferne, ja auf etwas Unendliches gerichtet hatten, einen großen Werth auf irdische Dinge legen sollen, die ihren Augen fast gänzlich entschwunden waren? Also hatten manche Städte wohl Manches erreichet, was im Fortgange der Zeit zur Grundlage eines wahrhaftig freien Gemeindewesens dienen konnte. Alles aber, was auf diese Weise von den Städten gewonnen worden, war unsicher; es wurde dem Zufalle verdanket, oder dem guten Willen einzelner Kaiser, Fürsten und Herren, und oft genug mag in den Wirrnissen des Reiches wieder zerstöret worden sein, was man begründet zu haben glaubte. Im Allgemeinen waren die weltlichen Fürsten und Herren dem Leben in den Städten noch immer abhold; sie waren Feinde der Bestrebungen der Bürger; sie verachteten die Handwerker und Künstler, deren Erzeugnisse sie nicht entbehren mochten, und verfolgten die Kaufleute, die auch für ihre Bedürfnisse, ihre Bequemlichkeit und Ergötzlichkeit arbeiteten. Zu den ersten weltlichen Fürsten aber, welche aus Grundsatz und mit Beharrlichkeit die städtischen Gewerbe begünstigten und zu erweitern strebten, und Städten urkundliche Freiheit zusicherten, gehörten im südlichen Teutschlande die Herzoge von Zäringen.

Der Großoheim des gegenwärtigen Herzoges, der Herzog Berthold der Dritte, erklärte durch eine Urkunde schon im Jahr ein Tausend ein hundert und zwanzig, mit der Zustimmung des Kaisers Heinrich des Fünften, Freiburg auf seinem eigenen Grund und Boden, im Breisgau gelegen, zu einer Stadt mit Gemeinderecht, unverkennbar in der wohlwollenden Absicht, die hörigen Menschen, welche er von seinen Be-

sitzungen in Freiburg zusammen brachte, zu einem wahrhaftig freien gewerbthätigen Leben heran zu bilden[1]. Seiner eigenen Herrschaft über die Stadt entsagte er keineswegs: sie war seine Stadt und sollte ihn als ihren Herrn anerkennen; aber er gewährte den Bürgern alle Sicherheit gegen fremde Gewalt, welche durch Befestigungswerke und sein gutes Schwert zu gewinnen war. Auch vergaß er seine Kasse nicht: seine Einkünfte sollten vermehrt und nicht geschmälert werden; aber er bewilligte auch einen Bezirk ringsher, welcher von den Bürgern für ihre Bedürfnisse benutzet werden konnte, und schaffte Gelegenheit zu einträglicher Arbeit gegen billige Abgaben. Er sprach den Bürgern die Freiheit zu, die ihnen nach ihrer Bildung und zu der Entwickelung ihrer Kräfte nothwendig war. Bei dieser Bewilligung berief er sich auf die Stadt Cöln; und allerdings mag Cöln den Gedanken zu der Anlage von Freiburg in ihn erreget haben: zum Muster aber hat sie ihm bei seinen Einrichtungen wohl kaum gedienet. Denn Cöln war am Ende des zwölften Jahrhundertes eine große und reiche Stadt, ausgezeichnet durch den Gewerbfleiß und die Kunstfertigkeit seiner Bürger, ausgezeichnet durch Handel und Verkehr, und in der Ferne wie in der Nähe hochgeachtet durch ihre Rechtlichkeit in diesem Verkehr; sie war die erste Stadt in Teutschland. Nun leidet es keinen Zweifel, Cöln, begünstiget durch seine Lage, eine Angel des Handels zwischen Ober-Land und Nieder-Land, an dem königlichen Strom, entfernet von der Kampfbühne der großen Parteien, und selbst begünstiget durch die häufige Abwesenheit seiner kriegerischen Bischöfe, Cöln hat den größten Aufschwung im Verlauf und gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes genommen; aber die Bedingungen, die einen solchen Aufschwung möglich machten, waren doch schon früher vorhanden. Deßwegen darf mit Zuversicht behauptet werden, daß Cöln zu der Zeit von Freiburg's Gründung schon viele Einrichtungen hatte, wie sie für

ein städtisches Gemeindewesen nothwendig sind. Diese Einrichtungen jedoch waren nach und nach, mit kluger Benutzung günstiger Gelegenheiten in der Stille getroffen worden, so wie die vermehrte Volksmenge, der vergrößerte Handel, der zunehmende Wohlstand sie zum Bedürfnisse machten; sie waren hervorgegangen aus den Einwohnern selbst, und vielleicht an Trümmer städtischer Verfassung geknüpfet, die noch gerettet waren aus alten Tagen. Diese Einrichtungen bestanden; aber urkundlich waren sie schwerlich abgefasset, und in keinem Falle waren sie für das kleine Freiburg geeignet, das eine Schöpfung seines Fürsten war, das erst entstand, im Hochlande gelegen, ohne den königlichen Fluß. Zwischen dem alten ehrwürdigen Cöln und der jungen Gründung ist kaum eine Aehnlichkeit der Verhältnisse aufzufinden [2].

Wie sich aber auch diese Dinge verhalten mögen: der Herzog von Zähringen gab seiner Stadt Freiburg urkundlich Gemeinde-Einrichtungen. Man mag dieselben immerhin unvollkommen nennen: eben in ihrer Einfachheit lieget ihr größter Vorzug. Es war genug, daß Berthold den Bürgern von Freiburg das Recht ertheilte, ihre inneren Angelegenheiten zu berathen, und durch selbst gewählte, rechtungspflichtige Männer verwalten zu lassen; es war genug, daß er ihnen verstattete, ihr Recht bei Männern zu suchen, die aus ihrer Mitte waren, und die öffentlich verhandelten und öffentlich entschieden, ohne sich selbst oder seinen Beamten eine höhere Entscheidung vorzubehalten; es war genug, daß er ihnen die Waffen in die Hand gab, mit denselben das Recht der Selbstvertheidigung innerhalb ihrer Mauern, und die Ehre, unter seiner Leitung auch außerhalb der Mauern zu streiten gegen seine und ihre Feinde [3]. Und ein großer Fortschritt zu einer besseren Gestaltung des Lebens war es endlich ohne Zweifel auch, daß Freiburg fremden Leibeigenen eine Zuflucht gewähren durfte, in welcher dieselben nach Jahr und Tag zur Freiheit gelangten [4].

Also konnte es nicht anders sein: Freiburg kam bald empor, und dieses Aufblühen mußte den Herzog Berthold und seinen Nachfolger wohl geneiget machen, auf dem Wege fortzugehen, den er eingeschlagen hatte. Der nächste zwar, Berthold's Bruder, der Herzog Konrad, wurde von diesem Wege hinweg gerissen. Er hatte das Herzogthum, während das Reich bei Lothar dem Sachsen war und bei Konrad dem Waiblinger. Der große Streit zwischen diesen Waiblingern und den Welfen begann. Konrad ward in denselben hinein gezogen, und erfuhr in demselben auch zu seinem Theile den Wechsel des Glückes, der so oft eintrat in diesem Kampfe. Konrad's Sohn hingegen, Berthold der Vierte, ein Zeitgenosse des Kaisers Friedrich des Ersten, kehrte zurück zu der alten Bahn, und ließ sich nimmer von derselben hinweg drängen. Möglich ist wohl, daß sein Eifer, zu gründen und zu bauen, entzündet worden durch die Flammen der Städte, die vor des Kaisers grimmigem Zorn in Staub und Asche niedersanken; möglich auch, daß Heinrich der Löwe, wie er diesem Fürsten Muster und Vorbild gewesen sein mag, so auch ihm mit seinem München, seinem Braunschweig und seinem Lübeck, Muster und Vorbild geworden sei. Und der gegenwärtige Herzog, der Sohn desselben, Berthold der Fünfte, handelte in demselben Sinne, mit demselben Eifer. Er ist der Gründer von Bern, der edelen Stadt, welche im Fortgange der Zeit Helvetiens Schmuck und Stolz geworden ist.

Diese schöne Beschäftigung des Zähringers mag den Kaiser Heinrich verdrossen haben; sie mag ihm mehr und mehr bedenklich vorgekommen sein. Da Berthold, sein irdisches Werk sogar dem heiligen Werke vorziehend, die Theilnahme an dem neuen Kreuzzuge abgelehnet hatte, so mochte es dem Kaiser wohl scheinen, als gehe derselbe mit Entwürfen um, die seinen eigenen Entwürfen entgegen ständen, ja gefährlich werden könnten. Deßwegen trug er bei seiner Fahrt nach

Italien seinem Bruder Konrad auf, den Herzog Berthold zu bekämpfen [5]. Konrad begann den Krieg noch im Herbste des Jahres ein Tausend ein hundert sechs und neunzig [6]. Aber schon bei dem ersten Vordringen in die Besitzungen des Zäringer fand er zu Durlach einen unwürdigen Tod. Er wird gelobet, dieser Herzog Konrad, wegen seiner Rüstigkeit im Kriege, wegen seiner Tapferkeit und wegen seiner Freigebigkeit gegen seine Freunde; aber es wird auch von ihm versichert, daß er wegen seiner Härte überall Angst und Schrecken erreget habe [7]. Sein Leben war unrein; er war ein roher Wüstling, der Frauen und Jungfrauen gewaltsam seinen Lüsten unterwarf. Und in seinen wüsten Lüsten soll er zu Grunde gegangen sein, entweder von einem gekränkten Ehemann niedergestoßen, oder von einer mißhandelten Jungfrau tödtlich verletzet. Jedes Falles ist er auf eine schmachvolle Weise plötzlich aus dem Leben hinausgestoßen, und mit ihm hat die Fehde ein Ende gehabt, die von ihm unternommen worden war. Denn der Herzog Berthold hatte die Waffen nur genommen, um seine Schöpfungen zu schirmen; er legte sie nieder und kehrte zu seinen früheren Beschäftigungen zurück, als Derjenige dahin war, welcher ihn in denselben gestöret hatte.

In Teutschland scheinet der Tod des Herzoges Konrad kaum beachtet worden zu sein. Man fürchtete die Annäherung von Ereignissen, vor welchem der Tod eines unsittlichen Fürsten, selbst aus dem kaiserlichen Hause, als unbedeutend verschwand; auch war ein Jeder wegen der Gegenwart und wegen der Zukunft zu sehr mit sich selbst beschäftiget. Heinrich aber, der Kaiser, wurde durch die Nachricht von dem Schicksale seines Bruders sehr erschüttert. Er hielt für nöthig, da er selbst Italien nicht verlassen konnte, seinen letzten Bruder Philipp alsobald nach Teutschland zu senden. Vor der Abreise ertheilte er demselben die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter im Reiche.

Mit diesen Würden bekleidet, erschien Philipp in Teutschland. Er selbst war ein junger Mann [8], bisher noch wenig beachtet, deßwegen, wenn nicht beliebet, wenigstens auch nicht verhasset. Seine Ankunft wurde daher mit Freude vernommen, weil das Bedürfniß einer öffentlichen Gewalt groß war überall. Auch scheinet er sich vorsichtig und freundlich benommen zu haben, um sich und seinem Hause die alten Freunde zu erhalten und neue Freunde zu gewinnen. Dem neuen Herzoge der Böhmen Przmisl, welchen die teutschen Schriftsteller Ottokar nennen [9], setzte er im Namen des Kaisers eine Königs-Krone auf das Haupt, damit derselbe unter allen Umständen dem waiblingischen Hause zugethan bleiben möchte. Mit dem Erzbischofe Adolf von Cöln hatte er, wie schon ein Mal bemerket worden ist, eine Zusammenkunft zu Boppard am Rhein; bei derselben brachte er, ungewiß, was es ihn gekostet hat, diesen Priester dahin, daß auch er den kleinen Friedrich als den Nachfolger seines Vaters im Reiche anerkannte, und demselben den Eid der Treue schwur. Und so mag er vielfältig die Fürsten des Reiches zu beruhigen gestrebet haben, bald mit diesen Mitteln und bald mit anderen. Zu Ostern des folgenden Jahres, eilf Hundert sieben und neunzig, gab er zur Feier seiner Vermählung mit der griechischen Fürstin Irene auf dem Lechfelde bei Augsburg ein glänzendes und prachtvolles Fest; und auch dieses Fest hatte unverkennbar nur den Zweck, die Aufmerksamkeit der Menschen zu beschäftigen, die bangen Ahnungen, die auf dem Leben lagen, zu zerstreuen, und, wenn es anders möglich wäre, Fröhlichkeit und Freude zu erregen und zu verbreiten [10].

Aber Philipp erreichte diesen Zweck nicht. Die Spannug der Gemüther war zu stark. Dieselbe wurde noch durch eine große Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel, ja durch einen solchen Mangel derselben vermehret, daß hier und dort eine wahre Hungersnoth Statt fand. Die Einbildungskraft

der Menschen war unter solchen Umständen sehr aufgeregt; die Seelen waren sehr empfänglich für jegliche Furcht. An den Ufern der Mosel zeigte sich eine hohe Gestalt, auf einem schwarzen Pferde reitend. Die Erscheinung näherte sich den Menschen, von welchen sie gesehen wurde; sie erklärte denselben, daß sie Theoderich sei, weiland König zu Verona, und verkündigte alsdann, daß dem römischen Reiche mannichfaltiges Unglück und Elend bevorstehe. Hierauf verschwand sie aus den Augen der Menschen. Und bald traten Vorgänge ein, welche für die Richtigkeit der Weissagung zu zeugen schienen. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser sei gestorben. Sogleich brach überall ein wildes Volk hervor, welches nur diesen Augenblick erwartet zu haben schien, fiel, hungrigen Wölfen gleich, über Alles her, was zugänglich war, raubte und plünderte mit arger Wuth und beging jeglichen Unfug. Bald freilich zeigte sich, daß das Gerücht falsch gewesen, und die räuberischen Horden kehrten in ihre Burgen und Höhlen zurück; aber sie hatten Angst und Schrecken verbreitet und gezeiget, was zu erwarten war [11].

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Kaiser durch diese Vorgänge bewogen worden sei, seinen Bruder, den Herzog Philipp, nach Italien mit dem Auftrage zu berufen, daß derselbe seinen Sohn, den kleinen Friedrich nach Teutschland geleiten, und für die Krönung desselben durch den Erzbischof von Cöln sorgen möchte, damit die Teutschen, Falls er selbst das Leben verlöre, ihren König in ihrer Mitte hätten. Philipp zog über die Alpen, Italien hinab. Vielleicht hatte er die Weisung erhalten, zuvörderst nach Sicilien zu kommen, zu näherer Verabredung. Er kam aber nur entweder nach Montefiascone, nach Viterbo oder nach Rom [12]. Jedes Falles hatte er das Königreich Sicilien noch nicht erreichet, als er die Nachricht erhielt von dem Tode seines Bruders. Diese Nachricht gelangte gewiß nicht zu ihm ohne eine starke Begleitung

von übelen Gerüchten. Wahrscheinlich fehlte es auch an Flüchtlingen nicht, welche dem Zorne der Italiäner zu entgehen suchten. Philipp gerieth in Verlegenheit. Der Zweck seines Aufenthaltes in Italien war verfehlet. Er kam bald zu dem Entschlusse, mit seinem Gefolge nach den Alpen zurück zu kehren ohne seinen Neffen, den kleinen König Friedrich, sei es, daß derselbe schon auf den Befehl seiner Mutter nach Sicilien gebracht war, sei es, daß er für bedenklich hielt, sich mit dem Kinde auf den Weg zu machen, oder sei es, daß er in der Ungewißheit aller Verhältnisse Wechselfälle vorausgesehen habe, bei welchen für ihn selbst die Abwesenheit seines Neffen aus Teutschland wünschenswerth sein könnte [13]. Jedes Falles ist gewiß, zu säumen hatte er nicht. Rings um ihn her erhob sich der Aufruhr; und er, nur von drei Hundert Reisigen begleitet, war weder im Stande, denselben zu bezwingen, noch abzuwehren. In seiner Nähe wurden Menschen niedergeschlagen; selbst aus seinem Gefolge entgingen nicht Alle dem Tode [14]. Die wenigen Tage, welche er zu verweilen wagte, wurden daher angewendet, um einige Anordnung zu der Sicherung Tusciens und seiner übrigen Besitzungen in Italien zu treffen. Alsdann beeilte er seinen Zug, nicht ohne Beschwerlichkeit und Gefahr. Vielleicht hat er die Botschaft von dem Tode des Kaisers nach Teutschland gebracht, wenigstens kann diese Botschaft ihm nicht lange voraus gegangen sein. Und so wie sich die Kunde in Teutschland verbreitete, entstand überall eine große Bewegung, wenn auch nicht in der Weise, wie auf das falsche Gerücht. Die Fürsten des Reiches im Norden wie im Süden, Freunde des Hauses der Hohenstaufen und Feinde, hielten für nöthig zu verhandeln, zusammen zu treten, sich zu besprechen, um eine öffentliche Gewalt aufzustellen, und um Unordnung und Unfug zu verhüten. Jene erhielten von dem Herzoge Philipp den ersten Anstoß; diese wurden getrieben von ihrem eigenen Groll. Ehe aber die Bestrebungen auf dieser Seite oder auf jener zu irgend

einem Ergebniß gelangen konnten, trat ein neues Ereigniß ein, das auf diese Bestrebungen einen sehr großen Einfluß gehabt hat.

Drei Monate nämlich nach dem Tode des Kaisers Heinrich des Sechsten, am Achten Januar's des Jahres ein Tausend ein Hundert acht und neunzig, starb der alte ehrwürdige Papst Cölestin der Dritte, und wurde schwerlich von irgend eines Menschen Haß in die Grube begleitet, aber auch schwerlich von irgend eines Menschen Wunsche, daß er länger gelebet haben möchte. Alsobald versammelten sich die Cardinäle, welche zu Rom anwesend waren, vier und zwanzig an der Zahl, um einen neuen Papst zu wählen. Und in allen diesen ehrwürdigen Männern lebte, wie kaum jemals, nur Ein Gefühl, in allen war nur ein Gedanke: das Gefühl, daß die Zeit schwer sei und schwanger mit neuem Unheile; der Gedanke, daß eben deßwegen der tüchtigste und kraftvollste Priester, dessen sich das Zeitalter zu erfreuen hätte, auf den Stuhl des Apostels erhoben werden müßte, um jenes Unheil von der Kirche Jesu Christi abzuwenden. Auch waren Alle einig über diesen Mann. Und wenn nicht sogleich von Allen der Name desselben genannt wurde, so lag der Grund nur darin, daß in der Versammlung mehre Männer waren, welchen, wegen eines langen frommen Lebens, wegen großer Gelehrsamkeit, wegen ihrer Aufopferung und ihres Kampfes für die Kirche, eine öffentliche Anerkennung ihrer hohen Verdienste gebührte. Sobald aber nur Einer dieser ehrwürdigen Männer, selbst die Würde ablehnend, deren er für würdig erachtet worden, den Namen des Cardinal's Lothar ausgesprochen hatte, erklang dieser Name von Aller Lippen. Einstimmig wurde Lothar zum Papst erwählet.

Lothar, der Sohn eines Grafen von Segni, stammte aus einem alten, obwohl nicht reichen, Geschlechte[15]. Vor sieben und dreißig Jahren zu Rom geboren, hatte er eine furchtbare Zeit durchlebet, und bei der Stellung seiner Familie und bei

seiner Verwandtschaft mit vornehmen Geistlichen, war wohl kaum von seiner Kindheit an irgend Etwas von Bedeutung vorgegangen, das ihm unbekannt geblieben wäre, das nicht seine Gefühle angeregt, nicht seinen Verstand beschäftiget hätte. Die ersten Erinnerungen, die ihm aus seinen frühesten Tagen geblieben sein mögen, sind wohl Wehklagen gewesen über die grausame Zerstörung der königlichen Stadt Mailand durch den Hohenstaufen Friedrich den Rothbart. Als Knabe sah er alsdann diesen furchtbaren Kaiser in Rom selbst eindringen, um, während der rechtmäßige Nachfolger des heiligen Petrus in fernen Landen eine Zuflucht vor der Verfolgung suchte, einen falschen Papst auf den Stuhl des Apostels zu setzen; er sah aber auch, wie die Waffen des Gewaltigen schnell zerbrachen vor der Zuchtruthe Gottes [16], und wie der starke Held zu eiliger Flucht genöthiget war mit seinen kriegerischen Scharen. Als werdender Jüngling hörte er den Ruf durch Italien und durch die Welt gehen: eben jener Kaiser Friedrich habe zu demselben Papste, den er so oft verleugnet, den er so oft abgeschworen, den er so lange in jeglicher Weise verfolget hatte, seine Zuflucht genommen; Alexander habe durch seine Beharrlichkeit, durch sein unerschütterliches Festhalten an den Grundsätzen des apostolischen Stuhles, wie sie von Gregor dem Siebenten entwickelt und gestaltet worden, einen glänzenden Sieg über Friedrich gewonnen; der Kaiser habe in Venedig zu Alexanders Füßen gelegen.

Inzwischen hatte ihn die ewige Stadt selbst erzogen; sie hatte ihn gebildet durch die Ueberreste von Denkmälern alter Größe und Herrlichkeit, und durch die Menge heiliger Werke, mit welchen der apostolische Stuhl umgeben war; auch hatte es wohl nicht an tüchtigen Lehrern gefehlet. So war er fähig geworden, große Gedanken zu fassen und zu verarbeiten. Deßwegen verließ er Rom und Italien, und begab sich nach Paris, damals die Lehrerin der Welt, hoch hervorragend über

alle Städte durch ein großartiges wissenschaftliches Treiben, durch Gelehrtheit, Kunst und feine Sitte. Viele Tausende von Jünglingen strömten zu Paris aus allen Ländern zusammen, um aus dem Born der Wissenschaft zu schöpfen, der hier so stark empor quoll, wohl auch, um ein vornehmes Leben zu leben, und in einer bunten Welt zu entfalten, was die Erde Köstliches hat. Lothar trank in starken Zügen aus jenem Born; er knüpfte zugleich mit vielen Jünglingen, welche durch ihr Geschlecht, durch ihre Verhältnisse, durch ihren Geist von Bedeutung zu werden versprachen, nachhaltige Verbindungen an, und wußte zugleich überall, wie es scheinet, die strengen Grundsätze zu bewahren, nach welchen jeder gute Mensch und vor Allem ein Geistlicher sein Leben einrichten soll. Auch ward er hier mit der Geschichte des heiligen Thomas von Canterbury bekannt, welcher den Tod eines Märterers gestorben war, und alsdann, von der Kirche unter ihre Heiligen aufgenommen, noch im Grabe die höchste Verehrung fand von Vornehmen wie von Geringen, von Geistlichen wie von Laien; Lothar selbst machte eine Pilgerreise zu den Gebeinen des neuen Heiligen. Nachdem er zu Paris sein Verlangen nach Kenntnissen befriediget hatte, und zu der Erklärung der heiligen Schriften und zu der Forschung in der Geschichte der Kirche wohl vorbereitet, auch eingeweihet war in Das, was man damals Philosophie nannte, ging er nach Bologna, dem Sitze der Gelehrsamkeit im römischen Recht und im Rechte der Kirche. Ob er auf jenes, auf das römische Recht, besonderen Eifer gerichtet, mag unausgemacht bleiben; das aber leidet keinen Zweifel, dem Kirchenrechte hat er den größten Fleiß gewidmet. Endlich kehrte er, es ist ungewiß in welchem Jahre, nach Rom zurück, um nunmehr alle seine Kräfte dem Dienste der Kirche zu weihen. Und es konnte ihm nicht fehlen, und es fehlte ihm nicht. Von dem Papste Lucius dem Dritten ward er zuerst mit Geschäften der Kirche betrauet; von Gregor dem Achten erhielt

er die Weihe als Sub-Diaconus; sein Oheim Clemens der Dritte ertheilte ihm, dem dreißigjährigen jungen Manne, die Würde eines Kardinal-Diaconen von der Kirche des heiligen Sergius und Bacchus.

Und Lothar erledigte sich aller Aufträge der Päpste mit Kenntniß, Einsicht und Eifer; er zeigte sich aller Würden würdig. Die Zeit, welche er durchlebt hatte, die Verhältnisse, in welchen er gewesen war, hatten mächtig auf ihn gewirket. Er war seinen Jahren weit voraus geeilet. Als Jüngling war er reich an Erfahrungen wie ein Mann, als Mann wie ein Greis. Dadurch war etwas Unnatürliches in seine Seele gekommen; etwas Herbes, Schroffes, Hartes. Er hatte die Welt niemals mit dem heiteren Auge der Jugend angeblicket, und niemals unbefangen, frisch und fröhlich das Schöne genossen, was das Leben auch in schweren Zeiten zu gewähren vermag; vielmehr hatte er der Welt gegenüber gestanden, abgeschlossen, in sich zurück gezogen, mit einem gewissen Unmuth in der Brust, wenn nicht verwerfend, doch richtend, und meistens tadelnd. Auf diese Weise war er nach und nach zu einer Ansicht von Welt und Leben gelanget, die nichts Erheiterndes, nichts Erfreuliches hatte. Das Treiben der Menschen erschien ihm ein wehes, wüstes Wirren. Aus gemeinem Stoff erzeuget, mit gemeinem Stoff ernähret, schwach, arm, zu jeglichem Mühsale gezwungen, ließen sie sich, wie er wähnte, zu all' ihrem Wirken und Weben nur durch gemeine Leidenschaften bestimmen. Herrschsucht, Ehrgeiz, Wollust und andere Begierden schienen ihm die Quelle ihrer Handlungen; Laster und Sünden das Ergebniß ihres Treibens. Und nirgends, meinte er, fänden sie Ruhe, und nirgends machten sie Rast; das Gewebe von heute sei nur eine Arbeit zur Auftrennung für morgen; ein eiteles Dichten und Trachten sei das Leben, und aller Menschen-Werk verschwimme spurlos in ein wildes Gewoge nichtiger Bestrebungen.

Es konnte nicht anders sein: bei dieser Ansicht mußte Lothar die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit verachten; die Menschen konnten weder seine Theilnahme erregen, noch seine Liebe; er mußte ihnen lieber den Tod wünschen, als das Leben. Aber durch die gräßliche Nacht zeigte sich ihm ein hell erleuchteter Hafen, in welchem ein Jeder, der denselben zu erreichen vermochte, das Ende alles Jammers finden könnte, und reines Glück für Zeit und Ewigkeit, vollkommene Sicherheit vor den Stürmen des Lebens. Dieser Hafen war ihm die Kirche Jesu Christi, erleuchtet von der Lehre ihres göttlichen Stifters. Die Geistlichen waren die Führer der Unglücklichen, welche auf dem öden und bitteren Wogen der Welt nach diesem Hafen sich sehnten. Der Herr des Hafens aber, welcher zuließ und ausschloß, war der römische Bischof, auf dem heiligen Stuhle des Apostels sitzend, hoch erhaben über alle weltliche Herrschaft und Gewalt, die immer nur Irdisches, Eiteles, Nichtiges erstrebe, Alle richtend, keinem Gericht unterworfen. Mit solchen Ansichten übernahm Lothar den apostolischen Stuhl unter den Namen Innocenz des Dritten.

Man hat diesen Papst gar häufig mit Gregor dem Siebenten, dessen Grundsätze über das Papstthum und über das Verhältniß desselben zu der Kirche und zu der Welt er annahm und befolgte, zusammen gestellet; man hat wohl auch beide Päpste aneinander gemessen, und bald Jenen über Diesen, bald Diesen über Jenen gestellet. Mit Unrecht. Gregor und Innocenz haben wenig mit einander gemein, ausgenommen die Grundsätze, welche der Erste aufgestellet, der Andere angenommen hatte, nicht ohne große Mißverständnisse. An Geist und Thätigkeit war Innocenz Gregor dem Siebenten gleich; er übertraf denselben leicht an Kenntnissen; in allem Uebrigen aber stand er tief unter ihm. Gregor ist stets durchdrungen von der Wahrheit seiner Behauptungen und von der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungen; darum stehet er einfach da, ruhig, sich

selbst gleich, ein sittlich religioser Held, selbst alsdann noch theilnehmend und mild, wann er die größte Strenge für nothwendig hielt. Innocenz stehet beständig außer seinen Ansichten; er scheinet für wahr zu halten, was er zu vertheidigen vermag, oder durch eitele Wortmacherei der Welt anzureden hoffet; er spricht unaufhörlich von seiner Pflicht, und dienet nicht selten der Leidenschaft. Gregor will nur, eiteler Ehre nicht geizig, die Ehre Christi und die Herrschaft der Kirche; Innocenz erstrebet seine persönliche Größe, seine eigene Herrschaft; er zeiget sich im Allgemeinen ohne Liebe, hart und grausam, und fast möchte man sagen, nur im Einzelnen aus Berechnung mildthätig und gut. Die Verschiedenheit der Umstände darf freilich nicht übersehen werden; auch ist zu erwägen, daß, wer eine Gewalt zu gründen beabsichtiget, billiger zu sein pfleget und schonender, als wer im Besitze der Gewalt jede Verminderung fürchtet, jede Vermehrung erstreben zu müssen glaubet. Aber es möchte nöthig sein, tiefer in Beider Leben hinein zu gehen. Gregor war der Sohn eines Handwerkers, Innocenz der Sohn eines Grafen; Gregor's Wiege hatte in einer Hütte gestanden, Innocenz hatte sich in einem Palaste des ersten Lichtes erfreuet. Jener war bei seinem Eintritt in das Leben von der Dürftigkeit, von der Grämlichkeit und dem Mangel empfangen, dieser hingegen war begrüßet worden von der Bequemlichkeit, dem Ueberfluß und der Fülle [17]. Das Erste, was Gregor vernahm, ging wahrscheinlich aus Sorge, Bedrängniß und Noth hervor, wogegen nur Entsagung, Ergebung und Demuth Schutz gewährten, wenn auch das volle Herz zuweilen in Klagen ausbrechen mochte; Innocenz hatte wohl nur eine Umgebung, die von Zorn, Groll, Haß, Ingrim und Rache angefüllet war, und nur Erleichterung fand in Stolz, Geringschätzung und Hohn. Nun leidet es keinen Zweifel: ein Mann, durch Weisheit und Wissenschaft, durch Gelehrsamkeit und tüchtige Bildung des Geistes ausgezeichnet,

ist im Stande, die Eindrücke der Kindheit und Jugend zu überwinden, und sich frei und rein zu erhalten, ein edeler Mensch, hülfreich und mitfühlend, er mag in niederen Kreisen geboren sein oder in hohen. Aber leichter ist es, das Rohe und Gemeine abzuwerfen, ohne des Elendes zu vergessen, das da unten wohnet und wühlet, als sich von den Vorurtheilen loszureissen, die höher herauf klemmen und kleben, von der wollüstigen Aufgeblähetheit und von dem kitzelnden Dünkel. Gregor hatte den Jammer der großen Menschenmasse kennen gelernet, und wünschte, da keine Abhülfe zu finden war, wenigstens eine Minderung des unermeßlichen Unglückes herbei zu führen; Innocenz, genähret mit den Leidenschaften und Lastern der Paläste, hatte das Verlangen, unter den Großen der Größte, unter den Hohen der Höchste zu sein, die große Menschenmasse, die ihm unbekannt war, nicht achtend. Endlich war auch die Bahn, welche beide Männer durchlaufen waren, ehe sie zu dem Sitze des Apostels gelangten, nicht dieselbe. Hildebrand's Bahn war lang, eng und von Hindernissen aller Art unterbrochen; Lothar's Bahn war kurz, breit und bequem. Hildebrand mußte sich seiner Würden durch einen großen Kampf für die Kirche würdig machen, und ihm wurde eine hohe Stellung nur alsdann zugestanden, wenn er sich schon längst zuvor durch That und Arbeit zu derselben emporgeschwungen hatte; Lothar gelangte zu seinen Würden zwar nicht ohne persönliche Würdigkeit, aber ohne kirchliche Verdienste; sie wurden ihm gleichsam entgegen getragen. Daher stand er schon als junger Mann, zur Verwunderung der Welt, auf der höchsten Stufe, zu welcher Hildebrand erst als Greis gelangte, und darum nothwendig ein Anderer, als dieser.

Kaum aber hatte Lothar, mit großer, wahrer oder erkünstelter Bescheidenheit lange die Wahl zum Papst ablehnend, endlich geduldet, daß ihm der Purpur auf die Schulter geleget ward; kaum hatte er die Begrüßung als Papst Innocentius

empfangen, und die Bräuche allzumal, die Weihung ausgenommen [18], überstanden, welche bei einer solchen Feierlichkeit gewöhnlich waren: so nahm er den Palast vom Lateran in Besitz, und begann alsobald eine Thätigkeit, welche, wie sie selten gesehen war, so die Freunde des heiligen Stuhles begeistern, die Feinde erschrecken mußte. Vor Allem reinigte er den päpstlichen Palast. Er entfernte aus denselben alles Schmarotzervolk, welches sich dem heiligen Stuhl angehänget hatte, und von den Päpsten aus Eitelkeit, Schwäche oder in Berücksichtigung der Umstände geduldet worden war. Zugleich führte er, wohl wissend, daß eiteles Gepränge auf den Mächtigen kein Licht wirft, sondern Schatten, die höchste Einfachheit, welche der Anstand erlaubte, in Leben und Sitte ein. So scheinbar am Wesen haltend vermied er den Schein, und vertrieb die Thorheit durch strengen Ernst. Dadurch erregte er die Aufmerksamkeit, die Freude, die Bewunderung zuerst der Stadt Rom, bald in größeren Kreisen vieler guten und denkenden Menschen. Und rasch ging er weiter. Schon am Tage nach seiner Weihung begann er einen Kampf für seine und des heiligen Stuhles Herrschaft, wie noch kein Papst vor ihm gekämpfet hatte.

Der Stuhl des Apostels nämlich stand um diese Zeit auf einer sehr schmalen irdischen Unterlage. Von den großen Gütern, welche der römischen Kirche seit Pipin's des Kleinen Schenkung vermacht worden waren, oder welche die römische Kirche zuvor und hernach an sich zu bringen gewußt hatte, war nur noch ein kleiner Ueberrest vorhanden, und die weiteren großen Ansprüche, welche von demselben in früheren Zeiten erhoben worden, waren fast gänzlich in Vergessenheit gerathen. Nicht nur das Vermächtniß der Markgräfin Mathilde befand sich in der Hand des Hohenstaufen Philipp, des Herzoges von Schwaben, sondern auch über die Mark Ancona, die Romagna, den Exarchat Ravenna, Alles, war von den waiblingischen

Kaisern zu Gunsten ihrer teutschen Getreuen verfüget worden. Ja der Kaiser Heinrich der Sechste hatte bei seinen Fahrten nach Sicilien an seine Krieger Güter als Lehen hingegeben, welche vor den Thoren der ewigen Stadt lagen, während er über das oberherrliche Verhältniß des Papstes zu dem König reiche Sicilien hinweg gegangen war, als hätte dasselbe niemals bestanden. Und in der Stadt Rom selbst war des Papstes Stellung keineswegs sicher oder gewiß. Während die Kirche Christi, nach ihrer Lehre und dem Bekenntnisse der Gläubigen, auf einem Felsen gegründet war, den die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermochten, saß der heilige Vater, das Haupt dieser Kirche, auf dem Sitze des Apostels, wie auf einer schwankenden Säule, an welcher in den gesellschaftlichen Wirrnissen die Parteien auf dieser Seite und auf jener bald gerüttelt und gebrochen, bald gestoßen und gedränget hatten, um sie zu zerbröckeln oder umzuwerfen. Niemand scheinet gewußt zu haben, wer in Rom zu befehlen, Niemand, wer zu gehorchen hätte. Als Grundsatz mochte festgehalten werden, daß Rom der Kirche gehöre unter der Hoheit, dem Schutz und Schirm des Kaisers. Aber dieser Grundsatz war selten zur Anwendung gekommen. Die beständigen Streitigkeiten zwischen den Kaisern und den Päpsten hatten die Gemüther der Römer herüber und hinüber gezogen, und zuletzt Beiden entfremdet. Seit Arnold von Brescia das Wort von der Freiheit zu ihnen gesprochen hatte, als in den Städten Lombardiens die Fahne der Freiheit erhoben worden, war auch den Römern die Lust angekommen, ein freies gemeines Wesen zu bilden. An Gelegenheiten zu Versuchen hatte es nicht gefehlet; alle Versuche aber hatten sich aufgelöset in ein hohles, verworrenes Getreibe: die Römer vergaßen das Gehorchen und lernten nicht frei zu sein. So geschah es, daß endlich, bis Innocenz zu dem apostolischen Stuhl erhoben ward, alle öffentliche Gewalt in Rom, und in dem kleinen Gebiete in Campanien, welches der

Kaiser Heinrich noch nicht an sich gerissen hatte, auf einem schiefen Dreifuß, nicht ruhete, sondern schaukelte. Die kaiserliche Hoheit sollte ein Präfect der Stadt wahrnehmen, vom Kaiser ernannt, mit dem kaiserlichen Schwert umgürtet, dem Kaiser durch einen Eid verpflichtet; die Päpste walteten durch kirchliche Satzungen und priesterliche Künste, bald mit dem Präfecten und durch ihn, bald demselben entgegen; das Volk von Rom endlich glaubte bald in einem Senate, bald in einem Senator, zuerst durch Männer nach seiner Wahl, zuletzt durch Männer nach des Papstes Wahl ernannt, noch immer den Beamten eines freien Gemeindewesens zu haben. Ein Jeder aber griff, wie immer er vermochte, in den Kreis des Anderen hinüber, weil Niemand die Gränze seiner Geschäfte und seiner Gewalt kannte oder achtete.

Innocenz der Dritte nun beschloß, als er das Papstthum übernahm, diesem elenden Zustande der Dinge alsobald ein Ende zu machen, und zwar, wie sich von selbst verstehet, lediglich zum Vortheile des heiligen Stuhles. Und gewiß war, was er wohl erkennen mochte, niemals ein Augenblick günstiger gewesen, als der gegenwärtige. Der Kaiser war todt. Zu seinem Nachfolger war ein Kind ernannt, das sich nicht in Teutschland befand, sondern auf Sicilien. Teutschland war durch eine lange und große Parteiung zerrüttet, zerrissen, geschwächet. An eine Vereinigung der Teutschen war nicht zu denken. Das Haus der Hohenstaufen war Vielen verhasset, und wurde von Allen beneidet. Der, welcher an der Spitze desselben stand, war ein thatenloser junger Mann, ohne Ansehen, ohne Vertrauen, mit dem Fluche der Kirche beladen [19]. Und alle Italiäner waren von Einem Gefühle durchdrungen gegen die Teutschen, von dem Gefühle des Hasses und der Rache. Auf diese Verhältnisse rechnend, rechnend zugleich auf den begeisternden Eindruck, den seine Erhebung auf den Stuhl des heiligen Petrus, den sein erstes Verfahren als Nachfolger des Apostels

gemacht hatte überall, ließ er am Tage nach seiner Weihung, den Zwei und zwanzigsten Februar's, den kaiserlichen Präfecten der Stadt vor sich erscheinen, entband ihn des Eides, den er dem Kaiser geschworen hatte, und verlangte von ihm, daß er in seine Treue treten, ihm den Eid der Treue schwören sollte. Der Präfect, sei es, daß er sich scheuete, einem solchen Papste zu widersprechen, sei es, daß auch er des Zustandes der Dinge müde war, oder sei es, daß er die Sache der Teutschen in Italien für gänzlich verloren hielt, trug kein Bedenken, das Verlangen des Papstes zu erfüllen. Er sagte dem Kaiser ab, und leistete dem Papste den Eid der Treue [20]. Und in diesem Eide war der letzte Rest der kaiserlichen Hoheit über Rom vernichtet. Mit dem Senator verfuhr Innocenz kürzer. Nachdem das römische Volk, um ein reiches Geschenk zu erhalten [21], dem Papste den Eid der Treue geschworen hatte, setzte derselbe den bisherigen Senator ab, und ließ einen Anderen mit der Besorgung der inneren Angelegenheiten der Stadt beauftragen, der ganz abhing von seinem Willen. Und mit dieser Anstellung war auch der letzte Schimmer von der Selbstherrschaft des römischen Volkes verschwunden. Innocenz schrieb beiden Beamten einen bestimmten Kreis von Geschäften vor; er traf andere Einrichtungen und Anordnungen, welche ihm gut dünkten, und gründete auf diese Weise die päpstliche Herrschaft über Rom in weltlichen Dingen, wie sie längst fest stand in kirchlichen.

Diese Vorgänge in der ewigen Stadt machten überall, wohin sich die Kunde verbreitete, einen tiefen Eindruck. In den Italiänern erregten sie Freude und Hoffnung; in den teutschen Vasallen Schrecken und Angst. Und Innocenz verstand diese Stimmung zu benutzen. Er schickte Abgeordnete, Cardinäle und andere Geistliche, zuerst in die nahe gelegene Gegend, bald weiter und weiter in alle italischen Länder, welche jemals der römischen Kirche wirklich gehöret hatten, oder auf

welche von der römischen Kirche Anspruch erhoben worden war, um dieselben allzumal zu der Unterwerfung unter die Herrschaft des apostolischen Stuhles zu bringen. Der Versuch gelang nicht überall, aber er gelang vielfältig über alle Erwartung. Die Italiäner jauchzeten den päpstlichen Bevollmächtigten entgegen, weil sie in dem heiligen Stuhl eine Macht zu erblicken glaubten, unter deren Schutz sie sicher sein würden vor der harten Herrschaft der Fremdlinge aus dem Norden. Die teutschen Lehen-Leute, verwirret und betäubet, leisteten entweder dem Papste den Eid der Treue und entsagten eben dadurch dem Kaiser, oder sie sahen sich genöthiget, ihre schönen Besitzungen aufzugeben und ihre Rettung in der Flucht zu suchen. Manche mögen wohl auch ihre Unentschlossenheit mit dem Leben gebüßet haben. Markwald von Anewiler [22] jedoch, dessen schon früher gedacht worden ist, wagte sich zu widersetzen, zuerst mit List, hierauf mit den Waffen. Ein tapferer, kühner Mann, zu Allem fähig, Demjenigen, dem er Treue gelobet hatte, zu jedem Dienste, zur Ausführung auch des härtesten Befehles bereit, dabei ehrgeizig und gierig nach Belohnung, war Markwald schon von dem Kaiser Friedrich hochgehalten worden; auch hatte er der Fahrt dieses Kaisers nach dem heiligen Lande beigewohnet. Nach seiner Rückkehr hatte er die Gunst Heinrich's des Sechsten um so leichter gewonnen, je fester er in Friedrich's Treue gewesen war. Er war des Kaisers Seneschal und Truchseß geworden. Auf den Zügen nach Sicilien hatte er sich durch Entschluß und That hervor gethan, und des Kaisers Grausamkeiten Theils angerathen, Theils ausgeführet. Für diese Thaten und für diese Ergebenheit war Markwald zum Herzoge von Ravenna und der Romagna erhoben worden, und zum Markgrafen von Ancona [23]. Und dieses Land sollte er jetzt entweder aufgeben, oder von dem Papste zu Lehen nehmen mit Lossagung von dem Kaiser oder von dem kaiserlichen Hause. Markwald entschloß sich, die Waffen zu versuchen. Es ent-

stand ein wilder und verderblicher Kampf, in welchem er alle Künste des Krieges anwandte, die er in seinem erfahrungsreichen Leben kennen gelernet hatte. Aber zu bestehen vermochte er nicht. Er mußte mit bezahlten Kriegern kämpfen, und deßwegen waren seine Kräfte, Geld und Menschen bald erschöpfet. Des Papstes Mittel hingegen waren unerschöpflich; für ihn kämpfte ein Volk und darum war ihm der Sieg gewiß. Nach einem Jahre war Alles geendiget, obwohl Markwald, festhaltend an seinen wüsten Entwürfen, auch alsdann noch auf Sicilien, nach dem Tode der Kaiserin Costanza, eine neue Bühne für seinen Geist und seine Kraft zu finden hoffte. So stand der neue Papst Innocenz der Dritte furchtbar da, und zeigte der Welt, was von ihm zu erwarten war.

Viertes Capitel.

Wahl und Krönung zweier Könige: Philipp's, des Waiblingers und Otto's IV., des Welfen.

J. 1197 — 1198.

Während die erzähleten Ereigniſſe zu Rom Statt fanden, oder von Rom aus durch den neuen Papſt bewirket wurden; während dieſer Papſt, Innocenz der Dritte, ſeinen Blick mit jedem Tage weiter warf, und Theils mit der verwittweten Kaiſerin Coſtanza unterhandelte, um Sicilien unter die Lehens-Hoheit des apoſtoliſchen Stuhles zurück zu bringen, Theils in Tuscien arbeitete, um endlich zu dem Beſitze der Erbſchaft der großen Markgräfin Mathilde zu gelangen; während er auch Teutſchland's nicht vergaß, ſondern mit allen Entwürfen, die hier geſponnen werden möchten, bekannt zu werden ſuchte, um den Vortheil der Kirche überall zu wahren: während dieſer Vorgänge und Beſtrebungen war auch Teutſchland in großer Bewegung. Dem Herzoge Philipp erſchien das Vaterland bei ſeiner Zurückkunft aus Italien, nach ſeiner eigenen Verſicherung [1], wie ein von allen Winden aufgeſtürmtes Meer. Und wohl mochte er erſchrecken bei dieſem Anblicke. Denn wer ſollte ſich den Wogen entgegen ſtellen, damit ſie, wie an einem ſtar-

ken Felsen, brandeten und zerschellten, wenn nicht er selbst, der junge Fürst? Er that, was er vermochte. Er schrieb sogleich an die Fürsten des Reiches, die in Teutschland anwesend waren, daß sie treu zu dem Sohne seines Bruders, des Kaisers Heinrich, halten möchten, welchen sie ja zum Könige gewählet, welchem sie den Eid der Treue geschworen hätten; er selbst sei bereit, die Vormundschaft, auf welche er durch natürliches und gesetzliches Recht Anspruch habe, über den jungen König zu übernehmen, bis derselbe zu dem Alter komme, in welchem er das Reich selbst zu verwalten vermöge. Zugleich lud er sie zur Berathung der öffentlichen Verhältnisse auf das Weihnachtsfest zu sich nach Hagenau [2].

Auf diese Einladung aber erschienen nur die Beamten und Dienstmannen von seinen Besitzungen; außerdem nur wenige Fürsten und Barone. Die Ausbleibenden mögen sich zum Theile gar nicht entschuldiget haben, zum Theil auf mehr als eine Weise. Manche aber erklärten: die Wahl des kleinen Friedrich könne gar nicht in Betracht kommen; sie sei nicht frei gewesen, sondern man habe sich nur zu denselben verstanden, um nicht den Zorn seines mächtigen Vaters auf sich zu laden [3]. Einen Eid der Treue habe man zwar geschworen, aber dieser Eid sei ohne Kraft, weil der kleine Friedrich zu jener Zeit noch nicht getauft gewesen sei. Ueberdieß sei ein Knabe nicht tauglich zu der Regierung des Reiches, und es gezieme sich weder für die Fürsten, noch für das römische Reich, ohne Herrn und Kaiser zu sein. Diesen Gründen trat selbst, wie es scheinet, die Versammlung in Hagenau bei. Also mochte sich Philipp überzeugen, daß es ihm unmöglich sein würde, die Sache seines Neffen aufrecht zu erhalten. Um so leichter mußte ihm der Entschluß werden, nunmehr lediglich für sich selbst zu arbeiten. In der That durfte er wohl glauben, daß, wenn der kleine Friedrich übergangen werden sollte, Niemand mehr als er wie berechtiget, so verpflichtet wäre, das Reich zu erstreben. Er,

des letzten Kaisers Bruder, des vorletzten Sohn, war aus dem Geschlechte, welches man das Königliche nannte, und mag wohl selbst von Schmeichlern und Getreuen, als der angestammte Herr begrüßet worden sein [4]. Auch war er im Besitz alles Schmuckes und aller Zeichen der kaiserlichen Würde [5], welche in früheren Tagen selten ausgeliefert waren, welche vielmehr gewöhnlich die Wahl zu Gunsten Dessen entschieden hatten, in dessen Händen sie sich befanden. Ueberdieß konnte kein Fürst des Reiches sich eines solchen Reichthumes an Land und Gut, kein Fürst sich einer solchen Macht rühmen, als deren er sich erfreuete [6]. Endlich konnte er sich nicht verhehlen, daß er, wenn er nicht den Thron behauptete und von der Höhe desselben herab seine Länder und Besitzungen schirmte, leicht zu einem der geringsten Vasallen des Reiches hinabgewürdiget werden dürfte: denn wo in diesen Zeiten Etwas zu erwerben, zu gewinnen, zu rauben war, da pflegte es niemals an lüsternen Seelen, niemals an ausgestreckten Händen zu fehlen [7]. Gegen das Haus der Hohenstaufen aber hatten sich große Leidenschaften, edele und unedele, erhoben, und auf die ausgedehnten Besitzungen dieses Hauses waren viele gierige Blicke gerichtet. Deßwegen wurde beschlossen, daß sie Alle, Philipp und seine Anhänger, nunmehr in einem anderen Sinne auf die Fürsten des Reiches einzuwirken versuchen sollten, damit in einer neuen Versammlung die Entscheidung erfolgen könne [8].

Inzwischen aber wurden zwei andere Versammlungen gehalten, die eine von einem Fürsten mit Berufung auf sein Recht veranstaltet, die andere vielleicht auf Philipp's Betreiben veranlasset, und diese beiden Versammlungen führten zu so wichtigen Entscheidungen, daß mehre andere, welche vor und nach denselben Statt gehabt haben mögen, ihre Bedeutung verlieren [9]. Der Erzbischof Adolf von Cöln nämlich, welcher den Erzbischof Johann von Trier gewonnen zu haben glaubte, behauptete, daß ihnen Beiden, ohne Zweifel, weil der Erzbi-

schof Konrad von Mainz, der Wittelsbacher, sich noch im heiligen Lande befand, die Leitung der Königs = Wahl zukomme. Deßwegen berieth er sich zu Andernach mit eben jenem Erzbischofe von Trier, mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen, mit anderen Bischöfen, Grafen und vornehmen Herren [10]. Er selbst war, wie das Haupt, so die Seele der Versammlung. Aus einem großen Geschlecht in Westphalen stammend, zeichnete er sich aus durch einen raschen Verstand und eine seltene Gewandtheit, so daß er der Verschlagenheit, ja der Arglist verdächtig ward; an Herrschsucht aber und Habgierde war er wie die Uebrigen. Seinem Stuhle war an Macht und Mitteln kein anderer Bischofs = Stuhl in Teutschland gleich. Dieses Uebergewicht hatte Adolf's Vorgänger in dem Erzbisthume, Philipp, bei dem Sturze Heinrich's des Löwen, wie erzählet worden ist, durch den Kaiser Friedrich erhalten: denn Philipp war dem Kaiser in dem Kampfe gegen Heinrich zu jeglicher Hülfe bereit gewesen. Aber Philipp's Wohlwollen und Anhänglichkeit hatte der Kaiser nicht gewonnen; vielmehr hatte dem Priester ein starker Haß gegen den Kaiser ergriffen, weil er zu dem Glauben gekommen war, der Kaiser habe die Absicht, ihm nach dem Siege zu entreissen, was er ihm vor dem Siege verliehen hatte. Sein Haß war auf Heinrich den Sechsten übergegangen, und Adolf hatte denselben mit dem erzbischöflichen Stuhl übernommen. Deßwegen hatte er sich auch geweigert, dem Sohne Heinrich's des Sechsten, dem kleinen Friedrich, den Eid der Treue zu leisten. Erst später, als der alte Papst Cölestin Nichts wagte und kein teutscher Fürst sich rührte, weder ein geistlicher noch ein weltlicher, hatte er sich durch den Herzog Philipp bewegen lassen, dem kleinen Friedrich zu schwören. Der neue Papst Innocenz der Dritte aber schien gut machen zu wollen, was Cölestin gefehlet hatte. Also schien der Augenblick gekommen zu sein, den Hohenstaufen endlich den Thron zu entreissen. Und in diesem Sinne leitete der Erzbischof Adolf die Versamm-

lung zu Andernach. Es wurde beschlossen, der Herzog Berthold von Zähringen, an dessen feindseliger Gesinnung Niemand zu zweifeln vermochte, sollte zu dem Throne des teutschen Reiches erhoben werden. Um diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, ward eine neue Versammlung festgesetzet, zu welcher Berthold selbst, so wie alle Fürsten des Reiches eingeladen werden sollten. Man sollte sich in der letzten Woche Februar's in Cöln vereinigen, damit die Versammlung am Ersten des Märzes eröffnet werden könnte [11].

Aber zu der Versammlung in Cöln fanden sich nur wenige Fürsten ein [12]. Unter denselben war der Herzog Berthold; der Herzog Bernhard von Sachsen hingegen blieb aus. Daher verschob man das große Werk, das man vorhatte. Unterdeß lief die Nachricht ein: zu Erfurt und Arnstadt seien viele, besonders sächsische, Fürsten versammelt, welche in dem nahen Ichtershausen gemeinschaftliche Besprechungen wegen der Wahl eines neuen Königes hielten [13]; an der Spitze dieser großen Versammlung stehe der Erzbischof Ludolf von Magdeburg; der Erzbischof Hartwig von Bremen sei gleichfalls anwesend, und selbst der Herzog Bernhard von Sachsen. Durch diese Nachricht wurde der Erzbischof Adolf, so wie Alle, die sich in Cöln befanden, überraschet. Denn da die sächsischen Fürsten größtes Theiles Besitzungen und Güter, welche dem welfischen Hause entrissen waren, aus der Hand des Kaisers Friedrich empfangen hatten, so war zu fürchten, daß sie dem Sohne Friedrich's, dem Herzoge Philipp von Schwaben, den Vorzug geben würden vor allen anderen Fürsten des Reiches. Deßwegen sandte Adolf alsobald den Bischof Hermann von Münster mit einigen anderen vornehmen Herren nach Erfurt [14] Hermann sollte die versammelten Fürsten ersuchen, daß sie doch nicht in ihrer, Adolf's und der Seinigen, Abwesenheit eine Wahl vornehmen, sondern daß sie einen Ort bestimmen möchten, wohin auch sie kommen könnten, um mit ihnen gemein-

schaftlich einen tüchtigen, Gott wohlgefälligen Kaiser und Schirmherrn der Kirche zu erwählen [15]. Als aber der Bischof Herman nach Erfurt kam, war schon die Wahl entschieden. Die Versammlung, in welcher Abgeordnete und Freunde von dem Herzoge Philipp nicht gefehlet [16], hatte sich zwar einen Augenblick mit den Gedanken beschäftiget, dem Herzoge Bernhard von Sachsen die Krone des teutschen Reiches zu ertheilen, aber wohl kaum in ernstlicher Absicht, sondern lediglich um dem sächsischen Fürsten, welcher zwar in Andernach gewesen, aber nicht nach Cöln gegangen war, eine Artigkeit zu erweisen [17]; und Bernhard, durch frühere große Erfahrung belehret, überdieß nunmehr am Körper, wie am Geist Etwas unbeweglich, war klug genug, die Ehre abzulehnen, wohl erkennend, daß er die Last, welche man auf seine Schulter legen zu wollen schien, nicht zu tragen vermochte [18]. Hierauf hatte die Versammlung ausgesprochen, daß der Herzog Philipp von Schwaben König der Teutschen sein sollte. Es war geschehen, wahrscheinlich, am Sechsten des Monates März [19].

Der Bischof Hermann brachte diese Nachricht nach Cöln. Sie erschütterte die Versammlung. Der Erzbischof Adolf war um so mehr aufgebracht, da die sächsischen Fürsten sich erkühnet hatten, in Thüringen einen König zu erwählen, und an ihm und an dem Erzbischofe von Trier vorüber zu gehen, als brauchte man sie, die ersten geistlichen Fürsten des Reiches, gar nicht zu beachten. Diese Geringschätzung vermochte er nicht zu ertragen. Auch konnten die Folgen hart für ihn werden. Der Herzog Philipp hatte schon an die Versammlung zu Andernach, er hatte auch an die gegenwärtige Versammlung zu Cöln Abgeordnete gesendet, um jene wie diese von jedem Vorschritte zu seinem Nachtheil abzumahnen, und man hatte seine Abmahnung verschmähet. Es war vorauszusehen, daß Philipp, wenn ihm das Reich übergeben würde, eine solche Kränkung vielleicht in Worten verzeihen, in der That aber nimmer vergessen würde. Adolf hielt

daher fest an seinem Gedanken, daß Berthold von Zäringen zu dem Throne der Teutschen erhoben werden müßte. Aber mit der bloßen Wahl einer so kleinen Versammlung, als sich zu Cöln befand, war es nicht mehr gethan. Der neue König mußte mit den Waffen in der Faust auftreten, um der Wahl alsobald Nachdruck zu geben und die Abholden und Widerspänstigen zu seiner Anerkennung nöthiges Falles zu zwingen. Also wurde ein Vertrag abgeschlossen zwischen der Versammlung und dem Herzoge Berthold von Zäringen. Berthold versprach, heim zu gehen in sein Land, schnell ein Heer zu versammeln und mit demselben zurück zu kehren: an einem bestimmten Tage wollte er in Andernach sein [20]. Er beschwur dieses Versprechen, und stellte zwei Neffen, Grafen von Urach, als Geissel für die Erfüllung seines Eides. Auch soll er sechs Tausend Mark Silbers aufgewendet haben [21], ohne Zweifel in der Absicht, daß während seiner Abwesenheit für ihn geworben und gewirket, überhaupt vorbereitet werden sollte, was nöthig war; endlich mag Dieser und Jener eine Entschädigung für seinen Aufwand erhalten haben, damit er nicht laß würde in seinem Eifer. Dagegen schwuren ihm, dem Herzoge Berthold, der Erzbischof und die übrigen Fürsten und Herren, daß auch sie an dem bestimmten Tage zu Andernach sein, und ihn zum König erwählen wollten.

Während aber auf diese Weise der Erzbischof Adolf gehemmet ward auf seiner Bahn, scheinet eine Versammlung der Fürsten aus dem südlichen Teutschland, besonders aus Franken und Baiern, Statt gefunden zu haben. Zu derselben mögen auch Fürsten aus Sachsen und anderen Theilen des Reiches erschienen sein; zu derselben mag sich der Herzog Philipp begeben haben. Auch hier scheinet derselbe Anfangs noch immer die Sache seines Neffen des kleinen Friedrich in Erinnerung gebracht zu haben, aufrichtig, wie er selbst versichert, mit verstellter Seele, wie seine Gegner vermuthet haben. Die Versammlung indeß, von den Vorgängen zu Erfurt unterrichtet, erkannte

den Herzog Philipp gleichfalls an als den König der Teutschen [22]. Philipp jedoch verschob selbst jetzt noch, als König aufzutreten. Obwohl überall für ihn mit Geld und Verheißungen gewirket wurde, so bewahrte er doch für und für das Ansehen, als geschehe Alles wider seinen Willen. Er schien selbst nicht zu achten, daß man die höhnenden Worte gegen ihn aussprach: er habe nicht den Muth, das Reich zu übernehmen. Und gewiß hatte er gute Gründe. Seine Angelegenheit war ja in so raschem Laufe, daß er wohl die Hoffnung fassen durfte, er werde mit Klugheit und Mäßigung in kurzer Zeit an das Ziel gelangen; er werde die Stimmen aller teutschen Fürsten vereinigen, ohne sich den Wechselfällen eines Kampfes um das Reich im Reiche auszusetzen. Ein übereilter Schritt hingegen konnte ihm große und mannichfaltige Gefahr bringen: denn ihm standen noch drei oder vier Feinde gegenüber. Zuvörderst hatten der Bischof von Strasburg und ein Graf von Dachsburg eine offene Fehde wider ihn begonnen, um einen Bruder des Bischofes zu rächen, welchen Otto, Philipp's Bruder, gefangen genommen und aufgeknüpfet hatte. Sie verwüsteten die hohenstaufischen Besitzungen bis vor die Thore von Hagenau [23]. An sich selbst war diese Fehde von geringer Bedeutung für den mächtigen Herzog, aber sie konnte von Bedeutung werden bei der Verwickelung der Verhältnisse. Zweitens war dem Herzoge die Verabredung nicht unbekannt geblieben, welche zu Cöln zwischen dem Herzoge Berthold und dem Erzbischof Adolf getroffen worden war. Kam es zu einem Kriege mit diesen Fürsten, so konnte ein einziger Unfall alle seine Hoffnungen vernichten. Endlich mochte Philipp in nicht geringer Besorgniß sein wegen des neuen Papstes Innocenz des Dritten. Von der Wahl, von der Weihung, von den ersten Handlungen desselben hatte er ohne Zweifel Kunde erhalten. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Innocenz nicht nur ein Mann sei, der entschlossen und scharf in die Verhältnisse hinein zu

greifen wage, sondern auch ein Mann, der eine große Gewalt über die Seelen der Menschen auszuüben verstehe. Auch war weder er selbst, noch irgend ein Anderer darüber in Zweifel, daß Friedrich's des Ersten und Heinrich's des Sechsten Verfahren gegen die Päpste, zwischen dem heiligen Stuhl und dem Hause der Hohenstaufen eine Feindschaft begründet, welche zwar von Zeit zu Zeit aus Klugheit verläugnet werden mochte, aber niemals ausgetilget werden konnte. Innocenz war bisher auch nur als der Feind aller kaiserlichen Gewalt über Rom, als der Feind aller weltlichen Herrschaft aufgetreten; seine Angriffe jedoch waren zunächst gegen das Haus der Hohenstaufen gerichtet gewesen. Und ihn selbst, den Herzog Philipp, hatten sie im Besonderen getroffen, diese Angriffe. Er hatte als Herzog von Tuscien sich, im Geiste seines Vaters und seines Bruder's, gewaltthätige Zugriffe auf die Güter der römischen Kirche erlaubet, bis zu den Schwellen der Apostel hin. Dafür aber war er mit dem Banne der Kirche gefesselt. Was Innocenz schon jetzt an den heiligen Stuhl zurück gebracht hatte, war zunächst ihm entrissen; was er am Eifrigsten zurück zu bringen strebte, das Erbe der Markgräfin Mathilde, sollte ihm entrissen werden. Wie sehr aber den Bewohnern Italiens die Herrschaft der Teutschen, wie sehr ihnen die Hohenstaufen verhasset waren, deß war er ja selbst Zeuge gewesen. Daher war voraus zu sehen, daß, wenn er, Philipp, nicht von allen teutschen Fürsten einstimmig als König begrüßet, sondern wenn neben ihm ein Anderer mit dem königlichen Namen auftreten würde, wer immer er sein mochte, der Papst Innocenz zuverlässig die ganze Macht der Kirche aufbieten werde, um ihn und sein Haus zu stürzen, oder Falls dieser Versuch mißlänge, doch den Bürger-Krieg in Teutschland so lange zu nähren, bis er alle Gewalt, wie über die kirchlichen, so über die weltlichen Dinge an den Stuhl des Apostels gebracht hätte.

Indem aber Philipp, aus diesen oder anderen Gründen,

in seiner Weigerung, den königlichen Namen anzunehmen, beharrte, trugen sich fast gleichzeitig zwei Dinge zu, die wohl geeignet waren, ihn gänzlich zu beruhigen.

Zuerst nämlich gelang es ihm, den Herzog Berthold von Zähringen, der als Gegen-König wider ihn aufzutreten gelobet hatte, auf seine Seite zu ziehen, und denselben zu bewegen, das Herzogthum von ihm zu Lehen zu nehmen. Wie dieses Einverständniß zu Stande gekommen, wird uns nicht berichtet. Wir erfahren nur, daß es den Herzog Philipp eilf Tausend Mark Silbers gekostet habe. Das ist möglich, aber es ist nicht wohl zu begreifen, wie Berthold durch diese, allerdings große, Geldsumme allein so geblendet worden sei, daß er die Geisseln, welche er gestellet, zu vergessen, und den Eid, den er geleistet, unter die Füße zu treten vermocht habe. Vielmehr scheinen Berthold's Natur und Art die Entscheidung gegeben zu haben. Obwohl ein tapferer Mann, war er doch kein Feldherr; deßwegen scheuete er den Krieg, und zog, wie gern er auch erwerben mochte, eine friedliche Waltung vor. Die Königskrone, die ihm von Andernach aus angeboten worden, mag ihn gelocket haben: wer weiß denn auch, was der Erzbischof Adolf ihm angezeiget, was er ihm für Aussichten eröffnet hat. So war er nach Cöln gekommen. Hier ohne Zweifel als künftiger König gehalten und gefeiert, ließ er sich Anfangs vielleicht gern die Huldigungen gefallen, die ihm dargebracht wurden; später, als man von der Voreiligkeit der sächsischen Fürsten Nachricht erhielt, hat er wohl nicht umhin gekonnt, den Zorn zu theilen, welcher den Erzbischof Adolf, welcher die ganze Versammlung ergriff. Die herrschende Leidenschaft entriß ihm seinen Eid und sein Geld. Auf der Rückkehr in sein Land mag aber die Besinnung zurück gekehret sein. Er mußte wohl erkennen, daß das Versprechen, mit einem Heer in Andernach zu erscheinen, nicht leicht zu erfüllen sein würde. Ward er aber auf dem Zuge geschlagen: so war es nicht nur um die Krone geschehen,

sondern vielleicht auch um Land und Leute. Die Zustimmung der Fürsten im südlichen Teutschland zu Philipp's Wahl mag endlich den Ausschlag gegeben haben. Sie zerstörte ihm, bei der Lage seiner Besitzungen, den letzten Schimmer der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg. Und da nun der Herzog Philipp ihm freundlich entgegen kam, so ergriff er die Hand desselben, um nicht dem ganzen südlichen Teutschland und einem großen Theile des nördlichen feindlich gegenüber zu stehen, er allein. Das Geld, das Philipp darbot, nahm er wohl gern, um seine Auslagen ersetzet zu erhalten; er handelte wohl auch und nahm gern fünf Tausend Mark mehr, als er hinweg gegeben: die Loskaufung seiner Neffen, welche als Geissel in Adolf's Gewalt waren, gab einen guten Vorwand, obgleich versichert wird, daß er dieselben nicht ausgelöset habe [24]. Uebrigens ist er in der Habgierde, deren er beschuldigt worden [25], den übrigen Fürsten seiner Zeit nicht eben voraus gewesen. Philipp aber mag sich des Handels gefreuet haben, weil er glauben durfte, mit demselben auch die Entwürfe des Erzbischofes Adolf verwirret, ja zu Schanden gemacht zu haben.

Zweitens kam zu derselben Zeit der Bischof von Sutri, ein Teutscher von Geburt, nach Teutschland mit einem Schreiben des Papstes Innocenz an die Bischöfe, daß sie dafür sorgen sollten, dem Erzbischofe von Salerno, der auf Heinrich's des Sechsten Befehl der Augen beraubet und nach Teutschland geschleppet worden war, so wie den übrigen Gefangenen, welche derselbe König aus dem Königreiche Sicilien ins Elend geführt hatte, die Freiheit und die Erlaubniß zu verschaffen, nach Italien zurück zu kehren; nöthiges Falles sollten sie Diejenigen, in deren Haft sich jene unglücklichen Männer befänden, mit dem Bannfluche der Kirche, ja das ganze Land mit dem Interdicte bedrohen. Zugleich aber hatte der Bischof auch den Auftrag, den Herzog Philipp von der Pflicht, in Rom zu er-

scheinen, um die Lösung vom Banne zu bewirken, zu entbinden, und diese Lösung öffentlich auszusprechen, sobald derselbe den Erzbischof in Freiheit gesetzet und nach dem Brauche der Kirche einen Eid geschworen haben würde, daß er in allen Dingen, wegen welcher er mit dem Bannfluche der Kirche beleget worden, den apostolischen Befehlen Gehorsam leisten wolle. Der Bischof erschien in Worms, wohin Philipp die Herren und Vassallen aus Schwaben beschieden hatte, welche schon zum Weihnachts-Feste in Hagenau um ihn versammelt gewesen waren. Philipp eilte nach Worms, und begab sich alsobald zu dem Abgeordneten des heiligen Vaters, dem ehrwürdigen Bischof von Sutri. Und der Bischof wurde von des feinen Jünglinges Sitten, Worten und Weisen so mächtig ergriffen, daß er die päpstliche Vorschrift entweder vergaß oder umgehen zu dürfen glaubte. Er vergaß, daß er nicht dem Herzoge Philipp gegenüber stand, an welchen er gesendet worden war, sondern dem Herzoge Philipp, den die meisten Fürsten und Herren des Reiches als den König der Teutschen begrüßet hatten. Er vergaß auch, daß er den Herzog erst alsdann, und zwar öffentlich, des Fluches entbinden sollte, nachdem derselbe den Erzbischof von Salerno in Freiheit gesetzet und dem apostolischen Stuhle durch einen Eid Gehorsam gelobet hätte. Sobald von Philipp die Befreiung des Erzbischofes und der übrigen Gefangenen verheissen, und die übrigen Forderungen einfach versprochen worden waren, erklärte der Bischof den Fluch in der Stille für gelöset, und bewies sich dem jungen Fürsten freundlich, ergeben, förderlich in jeglicher Weise [26]. Sei es nun, daß Philipp gedacht habe, der Bischof handele nach den Vorschriften und in der Absicht des Papstes, oder sei es, daß er dafür gehalten, der Papst werde und müsse wenigstens genehmigen, was durch seinen Bevollmächtigten geschehen war: gewiß ist, Philipp glaubte nunmehr überwunden zu haben. Deßwegen bedurfte es nur eines kühnen Wortes, um ihn zur Entschei-

dung zu bringen. Dieses Wort sprach der Bischof von Constanz und Abt von Reichenau aus, Diethelm von Krenkingen, und alle Fürsten, Grafen und Barone aus Schwaben stimmten demselben bei. Also nahm der Herzog Philipp am Fünften April's den königlichen Namen an, und zeigte [27] sich dem Volke mit einer Krone auf dem Haupte [28]. Uebrigens ließ Philipp den Erzbischof von Salerno alsobald in Freiheit setzen; die übrigen Gefangenen wurden auch, nach und nach, auf Verwendung der Kaiserin Costanza und Philipp's eigener Gemahlin, gleichfalls der Freiheit zurück gegeben, und selbst Sibylla, Tancred's Wittwe, entkam mit ihren Töchtern, vielleicht durch Irene's Begünstigung, der Haft, und rettete sich nach Frankreich. Nur von dem Sohne derselben, dem kleinen König Wilhelm, ist keine Rede. Es ist zu hoffen, daß er schon durch den Tod befreiet gewesen sei von seinem ungeheueren Unglücke.

Aber Philipp war noch nicht so weit, als er zu sein geglaubet hatte. Was seinen bisherigen Bemühungen und Künsten nicht gelungen war, das gelang auch dem königlichen Namen nicht. Wegen des großen Feindes in der Ferne, des Papstes Innocenz, blieb er zwar noch lange in Ungewißheit; der Feind in der Nähe hingegen, der Erzbischof Adolf von Cöln, zauderte nicht. Adolf nämlich und die übrigen Fürsten, die zu Cöln vereiniget gewesen waren, hatten sich zu der bestimmten Zeit, von ihren Dienstleuten begleitet, bei Andernach eingefunden; sie hatten große Vorbereitungen getroffen, und harrten nun mit Verlangen auf die Ankunft des Mannes, der zum Könige bestimmet war, des Herzoges Berthold von Zäringen. Der Herzog aber blieb aus. An seiner Statt lief das Gerücht ein, daß derselbe von Philipp Geld genommen, und diesen Fürsten als König anerkannt habe. Das Gerücht erregte Zweifel, Unmuth, Zorn, Ingrimm. Bald aber erschienen von Philipp Abgeordnete, welche nicht nur das Gerücht bestätigten,

sondern auch den Versuch machten, die versammelten Fürsten zu ihres Herrn Namen zu bringen. Sie boten dem Erzbischofe von Trier zwei Tausend Mark Silbers; sie boten dem Erzbischof Adolf eine viel größere Summe; sie boten beiden Priestern und allen Fürsten und Herren die schönsten Verheissungen. Der Erzbischof von Trier, ein Mann ohne Halt und Kraft, wurde wankend; in Anderen mag wohl auch eine gewisse Lüsternheit erwacht sein; Adolf aber, der Erzbischof von Cöln verwarf, obgleich so geldgierig, wie irgend ein Anderer, mit Verachtung jegliche Anerbietung. Er war zu aufgebracht über Berthold's feige Eidbrüchigkeit. Er schämte sich überlistet zu sein. Seine Seele ertrug die Demüthigung noch nicht, daß er hinter dem Wagen hergezogen werden sollte, dem er, ein kühner Lenker, das Geleise anzuweisen gehoffet hatte. Auch mag er wohl kein Vertrauen zu dem Hohenstaufen gehabt haben. Sein Vorgänger Philipp hatte große Erfahrungen gemacht. Endlich war Adolf klug genug, die Gesinnung des Papstes Innocenz zu durchschauen. Er mußte fürchten, daß ihm, während er mit Philipp ein zweideutiges Abkommen träfe, das Vertrauen des Papstes verloren gehen würde für immer [29]. Jedes Falles ist gewiß: Adolf machte sogleich noch einen neuen Versuch, von welchem er, weil es ein Versuch der Verzweifelung war, schwerlich einen glücklichen Erfolg erwartet hat, welcher jedoch wohl geeignet war, sowohl dem Herzoge Philipp manche Verlegenheit zu bereiten, als dem Papst einen Hebel darzubieten zur Erschütterung des Hauses der Hohenstaufen. Er beschloß, einen Welfen als Gegen-König aufzustellen; und weil Heinrich's des Löwen ältester Sohn, der Herzog und Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, sich im heiligen Lande befand und keine Zeit zu verlieren war, so schlug er den zweiten Sohn desselben, Otto, vor zum Könige der Teutschen.

Otto, ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren oder zwei und zwanzig [30], war, wie früher erzählet worden ist, mit

seinem jüngeren Bruder Wilhelm dem Kaiser Heinrich dem Sechsten, als Geissel überliefert worden für seinen Oheim, den König Richard von England. Aus der harten Haft des Kaisers war er erst nach seines Vaters Tode entlassen. Hierauf hatte er sich zu dem Oheime begeben, und war von Richard auf das Herzlichste und Freundlichste empfangen worden. Erst jetzt, rief der König aus, fühle er sich wahrhaftig frei. Und bald verwandelte sich die Freude über den werdenden Jüngling, der für ihn gelitten und geduldet hatte, in eine innige Zuneigung. Richard mochte in dem Neffen sich selbst wieder erkennen und zugleich den Vater, Heinrich den Löwen. Denn Otto hatte, neben dem Stempel des Welfischen Hauses, welcher ihm von der Natur aufgedrücket war, eine schöne, schlanke Gestalt, einen nervigten Bau, ein kräftiges Wesen. Er war rasch zur That, und tapfer bis zur Kühnheit, wenn seine Leidenschaft aufgereget ward; aber er war auch nachlässig, saumselig, gleichgültig. Er ließ manche günstige Gelegenheit vorüber laufen, ohne sie zu ergreifen, und schauete ohne Reue der entflohenen nach [31]. Richard hatte ihm zuerst die Grafschaft York gewähret [32], bald aber, in seinen Besitzungen in Frankreich, die Grafschaft Poitou, und dieser Grafschaft hatte er später noch das Herzogthum in Aquitanien hinzu gefüget [33]. Jetzt scheinet er, während der Verhandlungen über die Wahl eines neuen Königes, seinen Neffen und Liebling dem Erzbischof Adolf von Cöln empfohlen zu haben: wenigstens hatte in dieser Zeit ein Verkehr zwischen Adolf und Richard, schon seit Richard's Rückkehr aus Heinrich's des Sechsten Haft nach England befreundet, Statt gefunden, und Richard soll die Wahl seines Neffen durch Geschenke und Widmungen gefördert haben. Wie es aber auch mit dieser Einwirkung des Königes gewesen sein mag: auf Adolf's Vorschlag wurde der Welfe Otto von den versammelten Fürsten und Herren zum Könige bestimmt, und zwei Grafen, von Dachsburg und Lei-

ningen, wurden nach England gesendet, wo sich Otto bei seinem Oheim befand [34], um denselben von seiner Erwählung zu benachrichtigen, und einzuladen, daß er alsobald nach Teutschland kommen, und sich zur Annahme der Krone und des Reiches bereit erklären möchte. Otto zeigte sich bereit, oder, was wahrscheinlicher ist, der König Richard, sein Oheim, durch den Gedanken an die hohe Würde des Kaiserthumes bewogen, vielleicht auch durch seinen Haß gegen das Hohenstaufensche Geschlecht bestimmet, bestand darauf, daß er den Thron endlich in Besitz nehmen sollte, der dem Geschlechte desselben, dem Geschlechte der Welfen schon vor zwei Menschenaltern gebühret hätte; und er selbst, der Jüngling Otto, ging um so leichter in den Willen des Königes ein, da er nicht das Mindeste gethan hatte, weder durch Wort noch durch Werk, um die Wahl auf sich zu lenken. Der Einladung gemäß zog er zu Anfange des Monates Mai, von einem glänzenden Gefolge umgeben, der Stadt Cöln zu; und damit ihm hier ein freundlicher Empfang zu Theil werden möge, hatte sein Oheim eine Menge von Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten auf vielen Saumthieren mitgesendet [35].

Inzwischen hatten sich zu Cöln, wie es scheinet, mehre Fürsten versammelt, als zuvor gegenwärtig gewesen waren. Ihre Zahl jedoch ist nicht anzugeben. Jene Fürsten nämlich, welche nach dem heiligen Lande gezogen waren, hatten sogleich, als die Nachricht von Heinrich's des Sechsten Tode zu ihnen kam, in Ueberlegung genommen, was nun zu thun sein möchte. Sie waren sämmtlich, ihren Aeußerungen nach, der Meinung, daß man an dem Sohne des Kaisers, dem kleinen Friedrich, halten müsse, dem man ja die Nachfolge im Reiche durch Wort und Eid zugesaget hätte. Die Meisten aber faßten auch den Entschluß, sobald als möglich nach dem Vaterlande zurück zu kehren, der Eine, weil er für nöthig halten mochte, seine Lehen zu sichern, der Andere, weil er größere Entwürfe in sich trug,

und wieder ein Anderer, weil er überhaupt den Fürsten nicht trauete, die daheim geblieben waren. Und diesen Entschluß führten sie aus, so wie sich Diesem oder Jenem eine Gelegenheit zur Rückkehr darbot. Bei ihrer Ankunft aber fanden sie, daß sich die Sachen anders gestaltet hatten. Daher schlugen auch sie verschiedene Wege ein, zur Rechten oder zur Linken, je nach ihren Verhältnissen und ihren Hoffnungen. Und die Fürsten, welche erst später auf Otto's Seite traten, wie der Bruder desselben, der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, oder der Landgraf Hermann von Thüringen, werden in der Vermengung der Ereignisse angegeben, als seien auch sie zur Wahl in Cöln gegenwärtig gewesen. Jedes Falles ist gewiß, die Anzahl der Fürsten und Herren in Cöln war viel geringer, als die Anzahl Derer, welche sich nach und nach für Philipp erkläret hatten. Außer den Erzbischöfen von Cöln und Trier waren nur einige Bischöfe aus Westphalen, von der Weser und vom unteren Rhein anwesend; jedoch fehlte auch der Bischof Heinrich von Strasburg nicht, von dessen feindseliger Gesinnung gegen den Hohenstaufen schon oben die Rede gewesen ist. Dagegen befanden sich die weltlichen Fürsten aus den Nieder-Landen, wenn nicht alle, doch größtes Theiles in Cöln. Und diese Fürsten allzumal, die weltlichen, wie die geistlichen, zogen dem jungen Fürsten Otto, als die Nachricht von seiner Annäherung eingelaufen war, weithin entgegen, und führten ihn unter Jauchzen und Festgesängen nach Cöln [36]. Im Dome des heiligen Petrus ward er als König der Teutschen begrüßet; und die Freude mochte im Volke um so größer sein, da sich kurz zuvor am hellen Tage ein Stern über Cöln gezeiget hatte, welcher als Glück verkündendes Zeichen betrachtet wurde [37].

Und wer wohl möchte es wagen, die Begrüßung Otto's als König der Teutschen, dem Könige Philipp gegenüber, als ein Unglück zu bezeichnen? wer es wagen, wenn man auf das Wesentliche siehet, auf Das, warum wir leben und sind, auf

Freiheit, auf Volksthümlichkeit, auf den Geist und auf geistige und sittliche Bildung? Nach Heinrich's des Fünften Tode erschienen das teutsche Reich und das teutsche Volk noch in einer solchen Stellung zu einander und nach außen, daß man wohl glauben durfte, das Volk werde unter dem Reich und durch das Reich zu seiner Freiheit und zur Entwickelung seiner innwohnenden Kraft gelangen können. Aber nach dem Tode Friedrich's des Ersten? Man mag in Ungewißheit bleiben, ob noch dem Reiche vom Throne herab zu helfen, ob dasselbe noch durch den König zur Einheit und Macht heran zu bilden gewesen sei; schwerlich aber wird man behaupten können, daß dem Volke durch den Thron, wie derselbe auf dem Lehenwesen stand, noch die Mittel und Wege hätten dargeboten, eröffnet oder nur verstattet werden können, deren dasselbe zu seiner Entwickelung bedurfte. Was fortan für das Volk geschehen sollte, das mußte durch das Volk geschehen. Nicht mehr von oben herab war das Heil zu erwarten, sondern von unten herauf, und zunächst aus den Städten, bis Bildung und Wohlstand, Wissenschaft und Gewerbfleiß, Kunst und Handel endlich eine Umwandelung in den Palästen der Fürsten bewirkt hatten, und die Herren des Landes, von der Veränderung ergriffen, ihr Auge dahin wenden mußten, wohin sie es zuvor nicht gewendet hatten, um zu fördern, was früher verachtet oder vernachlässiget war. Indeß soll Niemandes Ansicht getrübet werden, sondern einem Jeden, wie billig, das Urtheil überlassen bleiben.

Für die nächste Zeit jedoch hatte die zwiefache Wahl nothwendig große Wirrnisse zur Folge, welche sich, zerstörend zwar, aber auch aufregend, in alle Verhältnisse des Lebens verbreitet haben, in die kirchlichen, wie in die weltlichen, welche selbst in das Innere der Familien eingedrungen sind, welche auch, nach der Natur menschlicher Dinge, fortgewirkt haben in späteren Tagen. Es blieb den beiden Königen nunmehr Nichts übrig, als die Entscheidung der Waffen zu versuchen. Warum aber

Philipp nicht zuvor gekommen, möchte schwer zu erklären sein. Seit einem halben Jahre befand er sich wieder im Vaterlande. Je aufgestürmter er dieses Vaterland fand, desto mehr hat er doch wohl die Nothwendigkeit einer bereiten Macht erkennen müssen, gleichviel, ob er die Sache seines Neffen zu führen gedachte, oder die Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen vorhatte. Bei seinen eigenen großen Besitzungen, bei den unermeßlichen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, konnte ihm doch nicht schwer werden, diese Macht aufzubringen. Man begreifet, daß er Anfangs der Entwickelung der Dinge zusah; man begreifet, daß er, wie oben bemerket worden ist, Anstand nahm, sich den königlichen Namen beizulegen. Aber man begreifet nicht, warum er noch zauderte, von seiner Macht Gebrauch zu machen, nachdem er als König den Gruß von dem größten Theile der teutschen Fürsten angenommen hatte, und nun keine Feinde gegen sich über sah, als die Wenigen, die in ihrem Lager zu Cöln selbst eines Anführers entbehrten. Wir sind freilich nur unvollkommen unterrichtet, nach den Ueberlieferungen jedoch, die vor uns liegen, wird man kaum umhin können, entweder dem Könige Philipp einer großen Saumseligkeit zu zeihen, oder ihm ein nur geringes Selbstvertrauen zuzuschreiben, oder endlich anzunehmen, daß seine Mittel weniger groß gewesen, als sie gewesen zu sein scheinen. Denn Philipp that in dem Monate April Nichts von Bedeutung. Er wirkte im Stillen und warb im Geheimen, um die Ungewissen zur Entscheidung zu bringen, um die Abholden zu sich herüber zu ziehen, um Diejenigen, die schon auf seiner Seite standen, zu bestärken und zu befestigen in ihrer Treue. Aber eine öffentliche Macht zeigte er nirgends. Und zumeist waren seine Bestrebungen auf die Nieder-Lande gerichtet, deren Fürsten und Städte er seinen Gegnern zu entfremden und für sich zu gewinnen suchte. Keine Stadt aber konnte ihm mehr am Herzen liegen, als die Stadt Aachen, weil seine Krönung

über dem Grabe, auf dem Stuhle Karl's des Großen, bei der Lage der Dinge, eines tiefen Eindruckes auf die Gemüther der Menschen nicht verfehlen konnte. Und selbst diese Stadt hat er nicht zu erreichen vermocht, kaum zu sichern versuchet.

Otto aber, sobald er zu Cöln den Gruß als König angenommen hatte, ließ es seine erste Sorge sein, nach Aachen zu ziehen: vielleicht hatte man in Erfahrung gebracht, daß Philipp endlich denselben Gedanken verfolgte. Er zog hin mit den Seinigen; allein er kam zu spät. In Aachen befand sich schon eine Besatzung von Philipp's Anhängern, welche sich, freiwillig oder auf ihres Königes Anordnung, der Stadt bemächtiget hatten. An der Spitze derselben standen Walram, dessen Vater, der Herzog von Limburg, zu Cöln für Otto's Wahl gestimmet hatte, und der Truchseß Heinrich von Waldburg. Die Bürger der Stadt mußten wohl den Befehlen dieser Fürsten und ihren Dienstleuten folgen, und sich mit denselben zur Vertheidigung stellen. Also sah sich Otto genöthiget, die Stadt zu belagern. Und er fand einen unerwarteten Widerstand. Mehrere Wochen dauerte der Kampf. Erst am Achten des Julius brachte er Aachen in seine Gewalt, aber nicht durch die Waffen, sondern durch einen Vertrag mit Walram, dem Befehlshaber in der Stadt. Er sparte das Geld nicht, und gewährte dem Grafen Walram das Schloß Berinstein, mit welchem Philipp sich die Freundschaft dieses jungen Mannes gesichert zu haben glaubte, nach Lehensbrauch. Hierauf vollzog, am Zwölften des Julius, der Erzbischof Adolf von Cöln die Salbung und Krönung in feierlicher und festlicher Weise. Und nun glaubte Otto Vieles erreichet zu haben, denn er rühmte sich, daß er, wenn auch nicht die königlichen Insignien, doch die königlichen Rechte und den königlichen Sitz in seiner Gewalt habe [38]. In der That empfingen die Fürsten und Vasallen, welche anwesend waren, alsobald die Beleihung mit ihren Würden, Ehren, Besitzungen und Gütern zu Lehen von

dem neuen Könige, und leisteten ihm dagegen mit wahrer oder erkünstelter Freude den Eid der Treue. Er selbst versprach dagegen mit einem Eide, daß er die Rechte der römischen Kirche und der übrigen Kirchen unverletzet bewahren wolle, und daß er der abscheulichen Gewohnheit, nach welcher Einige seiner Vorfahren sich des Nachlasses der Bischöfe, Aebte, Fürsten bemächtiget hätten, für alle Zukunft entsage [39]. Ueberdieß bewies er sich freigebig gegen seine Gönner und Förderer, und gewährte einem Jeden, was demselben am Nächsten lag oder am Liebsten zu sein schien.

Zu diesem letzten Verfahren war er allerdings wohl genöthiget, Theils weil die Treue für die festeste gehalten zu werden pflegte, welche auf dem Vortheile des Getreuen stand, Theils weil sein Gegner, der König Philipp, Diejenigen, welche sich für ihn erkläret hatten, gleichfalls durch Belohnungen oder Versprechungen an sich zu fesseln suchte, Diejenigen hingegen, die noch unentschieden oder feindlich waren, durch Anerbietungen jeglicher Art zu gewinnen oder zu verlocken fortfuhr. Und je mehr Philipp darzubringen hatte, desto besser schienen seine Bestrebungen zu gelingen. Aber er erhielt, wie es scheinet, nur Worte gegen Worte. Zur That waren seine Anhänger nicht geneiget. Zwar hatte auch er Feindseligkeiten begonnen, aber nur gegen die Besitzungen der Wahlboten von Cöln, gegen die Grafen von Dachsburg und von Leiningen; und nur mit seinen eigenen Mannen, mehr um jene Grafen zu züchtigen, als um seine Sache zu fördern. Während jedoch Otto vor Aachen stand, trugen sich zwei Dinge zu, welche wohl geeignet waren, sein Ansehen zu vermehren, sein Vertrauen zu stärken. Zuerst bewarb sich der König der Franzosen, Philipp August, um seine Freundschaft und um sein Bündniß. Dieser Fürst hatte an dem König Richard von England einen lästigen, einen gefährlichen Vassallen, dem sein halbes Reich gehörte. Seine Hoheit über die Besitzungen des Königes von England

in Frankreich wurde nicht in Zweifel gestellet; aber die Hoheit über einen so mächtigen Vassallen war ein leeres Wort, das blos Erinnerungen und Ansprüche für günstigere Zeiten bewahrte. Die Kriege, welche seit einem halben Jahrhunderte zwischen den Königen von Frankreich und England geführet, welche eben so oft erneuert als unterbrochen worden, geben den Beweis, daß es mit der Hoheit der Ersten Nichts war. Philipp August konnte daher nicht ohne die größte Besorgniß bleiben, als er die Nachricht erhielt, dem Könige Richard sei es gelungen, einige teutsche Fürsten für seinen Neffen Otto zu gewinnen, so daß derselbe zum Könige des teutschen Reiches erwählet werden sollte, ja schon erwählet worden wäre. Er mußte fürchten, daß der Neffe zu dem Oheim wider Frankreich stehen würde, sobald er auf dem Throne der Teutschen fest säße; und wenn Frankreich von der teutschen Gränze zugleich angegriffen würde, während er gegen die Normandie und gegen Aquitanien zu kämpfen hätte: so wäre kaum einzusehen, wie er sich erhalten könnte auf seinem Throne. Bei solcher Gefahr glaubte er Alles aufbieten zu müssen, um den Welfen von dem Reiche der Teutschen zu entfernen. Und welche Gesinnung man auch früher in Frankreich gegen die Hohenstaufen seit Friedrich dem Ersten geheget haben mochte: unter den gegenwärtigen Umständen blieb Nichts übrig, als den Hohenstaufen Philipp auf alle Weise zu unterstützen, damit er das Reich behaupten möchte; zwar nicht das ganze Reich, aber neben Otto dem Welfen die Hälfte oder einen Theil: denn je mehr Könige Teutschland erhielt, desto schönere Aussichten öffneten sich für den König der Franzosen. Philipp August sandte daher einen Abgeordneten, den Bischof von Soissons, nach Teutschland an den König Philipp. Dieser, der nach allen Seiten ausgriff, der auch wünschen mußte, eine Verbindung einzugehen, durch welche seinem Gegner die Hülfe des Königes Richard zu Schanden gemacht werden könnte, nahm die Aner-

bietung des Königes der Franzosen gern an, nach welcher Otto und Richard an ihnen als getreuen Bundes-Genossen gemeinschaftliche Feinde haben sollten. Am Neun und zwanzigsten des Junius wurde das Bündniß zu Worms abgeschlossen, und durch dasselbe ward ein zweiter fremder König in die inneren Verhältnisse des zweiköpfigen Teutschland's gezogen, wenn nicht zum Schaden, doch zur Schmach des teutschen Reiches [40].

Fast um dieselbe Zeit zog Ottokar von Böhmen mit Heeresmacht heran, dem Könige Philipp, der ihn auf seine Seite gebracht hatte, zu Hülfe wider Otto. Auf diese Hülfe bauend, scheinet Philipp selbst den Rhein hinab gezogen zu sein, ohne Zweifel um die Aufhebung der Belagerung Aachens zu erzwingen. Er vereinigte sich mit Ottokar. Zu Boppard bestätigte er demselben die königliche Würde, die er ihm schon ein Mal im Namen seines Bruders, Heinrich's des Sechsten, ertheilet hatte, und ließ ihn in seiner Gegenwart mit der Königs-Krone schmücken. Aber die nächste Hoffnung, welche er auf Ottokar's Ankunft gesetzet haben mag, stellte sich ihm bald als eitel dar. Er erhielt die Nachricht, die Stadt Aachen sei seinem Gegner Otto überliefert, und dieser Fürst sei im Dome Karl's des Großen, feierlich von dem Erzbischof Adolf gekrönet worden als König der Teutschen. Philipp gab daher den unnützen Zug auf, und kehrte mit dem Entschlusse nach Mainz zurück [41], nunmehr auch die Krönung an sich vollziehen zu lassen, und zwar, da Aachen ihm verschlossen war, wenigstens in der Stadt, in welcher der Stuhl des ersten geistlichen Fürsten im teutschen Reiche stand. Diesen Entschluß führte er aus, wahrscheinlich am Tage der Himmelfahrt Mariä, am Fünfzehenten August's. Aber mit besonderer Feierlichkeit scheinet die Krönung nicht Statt gefunden zu haben. Philipp selbst gedenket derselben nicht gern. Die Schriftsteller haben angemerket, daß sie in Gegenwart des päpstlichen Abgeordneten, des Bischofes von Sutri, vollzogen worden sei von dem Erzbischof Aimo von Tarentaise [42], der

vielleicht nur zufällig anwesend war. Innocenz endlich und seine Anhänger haben versichert, kein teutscher Bischof habe sich mit der Sache befassen, ja keiner habe in bischöflichem Schmucke bei dem Vorgange erscheinen wollen. Ohne Zweifel hielten sie für bedenklich, an dem Sitze des ersten Erzbischofes Etwas zu thun, wozu sie weder berechtiget, noch verpflichtet waren. Auch hatten sie wohl den Blick nach Rom gerichtet, und fürchteten des Papstes Entschließung. Sie wollten sich nicht der Gefahr aussetzen, den Zorn des Papstes auf sich zu ziehen, und zugleich die Feindschaft dreier Erzbischöfe, von Cöln und Trier, und vielleicht auch von Mainz.

Wie aber auch Alles gewesen und gekommen sein mag: Teutschland hatte nunmehr zwei gekrönte Könige, welche unter den Waffen gegen einander standen. Die Fortsetzung des Krieges, der schon begonnen hatte, war nothwendig. Es war aber auch vorauszusehen, daß es keinem der Könige leicht werden würde, dem Anderen die Krone vom Haupte zu reissen. Die jungen Könige mochten wohl um so ernstlicher nach dem Siege streben, da die alte Feindschaft ihrer Häuser sich ohne Zweifel als Groll und Haß auf sie vererbet hatte; aber was vermochten sie auszurichten? Philipp schien zwar dem König Otto sehr überlegen zu sein; er konnte sich jedoch nur für überlegen halten, wenn er die Fürsten zählte, welche für ihn gestimmet hatten, keineswegs, wenn er die Gesinnung dieser Fürsten würdigte, und nach ihren Absichten fragte. Schon die Vorgänge, die bisher erzählet worden sind, beweisen, daß keiner der beiden Könige einen aufrichtigen und redlichen Freund hatte. Alle Fürsten hatten sich lau bewiesen oder gleichgültig, lauernd oder wankelmüthig; Niemand hatte Eifer gezeiget oder Bereitwilligkeit zu Hingebung und Aufopferung. Der lange Streit zwischen den Waiblingern und den Welfen mochte als entschieden betrachtet worden sein, aber der Ausgang hatte noch vielen Stoff zu großer Zwietracht zurück gelassen, und alte Leidenschaften wa-

ren wie böses Unkraut fortgewuchert. Gewiß gab es unter den teutschen Fürsten viele edele Männer, die es redlich mit dem Vaterlande meinten; wo aber war der Baum zu finden, der ihnen Schatten zu gewähren, oder der Quell, der ihren Durst zu stillen vermocht hätte? Wo war der Thron, für welchen ein König gesuchet werden mußte? Wo das Reich, das sich nach einem Herrscher sehnte? Wer der Verwilderung entgehen wollte, der zog sich zurück aus dem Getreibe; wer die gemeinen Leidenschaften der Meisten von sich zu entfernen strebte, hielt für nöthig, seine Kräfte zu sparen für die eigene Sicherheit. Jenen aber, welchen das Zugreifen eine liebe Gewohnheit, und das Rauben ein lustiger Zeitvertreib war, konnte nur die Zwietracht willkommen sein. Wer also hätte Antheil nehmen sollen an Philipp? Wer an Otto? Philipp war in Teutschland der letzte Sproß eines übermüthigen Hauses, das von Allen gefürchtet, von Vielen gehasset, von Niemandem geliebet war. Mit einer ausländischen Fürstin vermählet, aus einem fremden Lande kaum zurück gekehret, nur durch seinen Trotz gegen die Kirche bekannt, und keineswegs durch irgend eine ruhmwerthe That, hatte er sich unter die teutschen Fürsten gestellet, um an Wort und Eid für einen Neffen zu mahnen, der ein Kind war, in einem fremden Lande geboren, in einem fremden lebend, den Niemand gesehen hatte; für einen Neffen, aus einer Ehe entsprungen, an welcher kein guter und denkender Mensch Freude gehabt, von einem Vater, bei dessen Tode Niemand Schmerz empfunden, von einer Mutter, welcher kein Herz sich zugewendet hatte. Und bald hatte er, Philipp, die Farbe gewandelt. Des Neffen vergessend, Wort und Eid nicht achtend, hatte er für sich selbst um die Stimmen geworben, durch welche der kleine Friedrich zuvor zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden war. Es mag sein, daß ursprünglich seine Absicht rein gewesen sei, und daß er nur den Umständen nachgegeben habe; da er aber ein Mal nachgegeben hatte, mag wohl mancher

Zweifel an seiner Aufrichtigkeit gefasset, ja, der Eine und der Andere mag wohl angenommen haben, daß er selbst nun auch von der Pflicht, an Eid und Wort zu halten, entbunden sei. Otto hingegen stand da, ein Jüngling ohne Makel zwar, aber auch ohne That und Tugend. Er war der Sproß eines edelen Stammes, aber ein armer Fürst und Niemandem bekannt, als etwa durch das unerhörte Unglück seines Hauses, von welchem auch er seinen Theil zu tragen gehabt hatte. Auch hatte Niemand an ihn gedacht, als zuerst von der Wahl eines Königes die Rede gewesen war: der Erzbischof Adolf von Cöln war nur auf die Empfehlung eines fremden Königes eingegangen im Aerger über den Wortbruch, mit welchem ein anderer Fürst seine Entwürfe verwirret hatte. Ueberdieß hatte Otto, wie zu fürchten war, das Unglück seines Hauses und die Kränkung seines Oheimes zu rächen. Zu gewähren hatte er wenig oder Nichts, weil er selbst erst erwerben oder wieder zusammen bringen mußte, was seinem Hause entrissen worden, und was Diejenigen nicht herzugeben geneiget sein konnten, die sich im Besitze befanden. Also konnte man zu Otto eben so wenig Vertrauen haben, als zu Philipp, wenn auch aus einem sehr verschiedenen Grunde. Daher darf man eben behaupten, daß außerhalb der Erbländer beider Könige Niemand sich mit voller ganzer Seele, aus Ueberzeugung, auf Leben und Tod entschieden habe, weder für Philipp noch für Otto. Man hatte sich nur zu einer sogenannten Wahl eines neuen Königes aus alter Gewohnheit entschlossen, und weil man in Verlegenheit war, nicht wissend, was man thun sollte; oder vielmehr man hatte sich zu den Versammlungen begeben, weil man sein altes Recht wahren wollte und nicht fehlen zu dürfen glaubte, auch wohl aus Neugierde und um seine Maßregeln zu nehmen. In den Versammlungen hatte man alsdann dem Einen oder dem Anderen seine Stimme gegeben, so wie hier der Eine, dort der Andere in Vorschlag gebracht worden, weil man den Um-

ständen wich, weil man nicht allein stehen wollte, weil man Mißtrauen hegte und Furcht, wenn nicht vor dem Vorgeschlagenen, doch vor seinen Nachbaren. Deßwegen konnte es nicht anders sein, wie schon jetzt einzelne Fürsten von der einen Seite auf die andere getreten waren, so wird auch fortan ein Wechsel der Partei eintreten, so wie dieser Wechsel größere Sicherheit verspricht oder größeren Vortheil; denn ein Jeder, der irgend eine Rache zu üben wünschet, oder irgend lüstern ist nach fremden Gut, wird unbedenklich die Fahne des Königes erheben, unter welcher er die Fehde beginnen kann gegen seinen Feind, oder seinen Nachbaren, übrigens gleich unbekümmert um den Waiblinger und um den Welfen. Und in der That gehet der Krieg in dieser Weise sogleich weiter am Rheine, wo Philipp überlegen war, schlug sich bald hinüber nach Thüringen und Sachsen, und zog sich in krausverschlungenen Windungen weithin durch die Gauen des Vaterlandes. Er bietet kaum Etwas dar, das erheitern, kaum Etwas, das belehren könnte, er erfüllet nur die Brust mit Zorn und Schmerz über solche Zwietracht und solches Unheil.

Fünftes Capitel.

Der Papst Innocenz der Dritte den beiden teutschen Königen gegenüber.

Philipp der Waiblinger und Otto der Welf neben einander.

Anfang des Kampfes zwischen Beiden.

J. 1198 — 1199.

Es darf als gewiß angenommen werden, daß der Papst Innocenz von allen Vorgängen in Teutschland genaue und vollständige Kenntniß so schnell erhalten habe, als bei der Entfernung der Länder und Oerter möglich war. Er aber bewahrte das Ansehen, als ob er sich um Teutschland gar nicht kümmerte. Man findet in den Ueberlieferungen keine Spur, daß er in irgend einer Weise auf den Gang der Dinge unmittelbar oder mittelbar einzuwirken versuchet hätte; ja, die Sendung des Bischofes von Sutri nach Teutschland, um den Herzog Philipp von dem Bannfluche der Kirche zu entbinden, Falls derselbe nur einige Forderungen erfüllte, die nicht über die Gerechtigkeit hinaus zu gehen schienen, mochte leicht so gedeutet werden, als habe er die Absicht, selbst diesem Fürsten in dem Fluche nicht irgend ein Hinderniß entgegen zu stellen. Dagegen bewies er in kirchlichen Angelegenheiten für und für denselben Eifer, welchen er bei seiner Gelangung zu dem apostolischen Stuhle be-

wiesen hatte. Er arbeitete fort an dem Werke, daß er sogleich mit Erfolg unternommen, um die Macht und das Ansehen dieses Stuhles herzustellen und zu vermehren, um alle Besitzungen, Rechte und Gewalten, welche der römischen Kirche jemals gehöret hatten, oder welche von dieser Kirche jemals in Anspruch genommen waren, an dieselbe zurück zu bringen oder für sie zu erwerben. Zugleich faßte er den Zustand der Kirchen aller christlichen Länder scharf ins Auge, und alle Angelegenheiten derselben wurden mit Eifer in Berathung genommen. Der alte Cölestin, des gegenwärtigen Papstes Vorgänger, hatte aus Furcht und Schwäche Manches übersehen, das vor seinen Stuhl gehöret hätte; Anderes, das an diesen Stuhl gebracht worden war, hatte er zurück geschoben. So war durch Versäumniß Einiges unterbrochen; Anderes hatte sich gehäufet; Vieles war in Unordnung gekommen. Innocenz aber zeigte sich mehr und mehr entschlossen, aufzuräumen, Alles hervor zu suchen, wieder aufzunehmen, zu entscheiden, und auf solche Weise die Ordnung herzustellen, und in der Ordnung die Macht des päpstlichen Stuhles zu vermehren und zu befestigen. Mit der großen Angelegenheit hingegen, welche ganz Teutschland in Bewegung setzte, schien er sich gar nicht zu beschäftigen. Und warum hätte er nöthig gehabt zu eilen? So wie die Verhältnisse in Teutschland standen und sich gestalteten, oder vielmehr verunstalteten, durfte er mit Zuversicht erwarten, daß man sich von allen Seiten bald an ihn wenden, und mehr in seine Hand legen müsse, als er durch eigenes Zugreifen zu fassen im Stande sein würde.

Indeß leidet es keinen Zweifel, Innocenz war vom Anfange an fest entschlossen, dem Hohenstaufen Philipp die Kaiserkrone zu versagen, und eben damit gleichfalls fest entschlossen, denselben niemals als den König der Teutschen anzuerkennen. In Rom lief das Gerücht um, der Papst habe gesaget: entweder müsse Philipp ihm den päpstlichen Schmuck vom Leibe

reissen, oder er werde demselben die königliche Krone vom Kopfe stoßen [1]. Wenn auch dieses Wort nicht vom Papste ausgegangen sein mag, so ist doch das Gerücht wohl nach des Papstes Stimme, Wink und Geberde, so oft von Philipp die Rede war, gebildet worden [2]. Auch suchte der Papst den Haß zu nähren, der in den Römern, der in allen Italiänern gegen das Haus der Hohenstaufen lebte. Denn als der Erzbischof von Salerno, und jene Grafen und Herren, welche Heinrich der Sechste aus Apulien nach Teutschland gebracht, und welche Philipp auf das Verlangen des Papstes durch den Bischof von Sutri in Freiheit gesetzet hatte, nach Rom zurück gekommen waren, stellte Innocenz diese unglücklichen, ihrer Augen beraubten Männer gleichsam dem ganzen römischen Volke vor, und der Anblick dieses ungeheueren Jammers machte einen tiefen Eindruck und erregte allgemein Entsetzen und Abscheu. Aber der Papst fing auch schon an, sich die Wege zu bahnen, auf welchen er, wenn die Zeit des Handelns gekommen war, vorschreiten konnte; er fing an Vorbereitungen zu treffen, um nach den Umständen mit Nachdruck einwirken zu können. Allerdings gab er sich das Ansehen, als ob er überall lediglich in dem Gefühle der Pflicht handelte, welche ihm, als dem Haupte der Kirche, als dem Nachfolger des Apostels oblåge; und es ist nicht zu leugnen, seine Handlungen oder Unterlassungen, welche solche Vorbereitungen zu sein scheinen, würden sich wohl auch aus diesem tiefen Gefühle der Pflicht erklären lassen, wenn er von dem Zustande der Dinge in Teutschland Nichts gewußt hätte. Da aber, wie ihm gar wohl bekannt, der Thron des teutschen Reiches erlediget war, da Philipp, der verhaßte Hohenstaufe, diesen Thron erstrebte, da derselbe immer mehr und mehr die teutschen Fürsten zu gewinnen und nur bei Wenigen offenen Widerstand zu finden schien: so kann man sich doch des Gedankens nicht wohl erwehren, ein so scharfsichtiger, kluger und eifriger Mann werde Alles, was er that und unternahm, mit

seinen Entwürfen gegen Philipp nach seiner Berechnung in Verbindung zu bringen verstanden haben, ja sein päpstliches Pflichtgefühl werde von Zeit zu Zeit belebet worden sein durch seine Entwürfe gegen Philipp und das Haus der Hohenstaufen. Nur Einiges mag angeführet werden.

Innocenz hatte den Bischof von Sutri nach Teutschland gesendet, mit dem Auftrage, den Bann der Kirche, der auf dem Herzoge Philipp lag, bedingungsweise zu lösen. Der Bischof hatte den Bann gelöset, aber er hatte, wie Innocenz behauptete, seine Befehle schwer verletzet. Dennoch rief der Papst den Bischof nicht zurück. Der Bischof blieb noch länger als ein Jahr in Teutschland, seine Uebertretung der päpstlichen Befehle so wenig ahnend, daß er zu dem ersten Vergehen noch ein zweites hinzu fügte: er wohnte zu Mainz der Krönung des Königes Philipp bei und hatte diese Feier, wie ohne Zweifel als päpstlicher Bevollmächtigter verherrlicht, so vielleicht als Gehülfe des Erzbischofes von Tarentaise gefördert. Und nun erst, als Philipp den Bischof endlich selbst nach Rom zurück sandte, brach der Zorn des Papstes gegen den schwachen, gutmüthigen Mann hervor. Er tadelte die Lösung des Bannes, obgleich er sich den Preis derselben gefallen ließ, er tadelte auch des Bischofes Theilnahme an der Krönung, entsetzte den arglosen Mann seines Amtes und verwies ihn in ein Kloster auf einer Insel für das ganze Leben [3]. Dieses Verfahren hat wenigstens ein zweideutiges Ansehen. Durch das lange Stillschweigen des Papstes wurden Philipp und die teutschen Fürsten getäuschet, selbst der Erzbischof Adolf und der junge Otto. Die teutschen Bischöfe wurden geschonet und würden selbst, wenn sie bei Philipp's Krönung thätiger gewesen wären, leicht ihre Entschuldigung gefunden haben. Der Bischof von Sutri dagegen, seinen Irrthum zu spät erkennend, ward aufgeopfert, und in der Verstoßung desselben bewahrte Innocenz sich die Macht des Bannes wider Philipp auf zu künftigem Gebrauche.

Der König Richard von England hatte, als er sich in der Haft des Kaisers befand, von dem Papste Cölestin keine Hülfe erhalten, wie dringend seine Mutter den heiligen Vater zur Anwendung aller Macht der Kirche aufgefordert haben mochte. Nur für Geld, zwischen dem Kaiser und dem Herzoge Leopold von Oesterreich getheilet, hatte er seine Freiheit wieder gewonnen. In seiner Freiheit hatte Richard diese Erpressung wohl eben so wenig vergessen, als die Mißhandelung, welcher er, ein Krieger Christi, ausgesetzet gewesen war; aber er hatte sich, wie es scheinet, wenig darum bekümmert. Was hinter ihm lag, pflegte er nicht zu beachten. Nunmehr aber, nachdem Philipp, der Hohenstaufe, von dem größten Theile der teutschen Fürsten als König anerkannt, Otto, der Welf hingegen, sein Neffe, von anderen teutschen Fürsten eingeladen war, zu seiner Wahl nach Teutschland zu kommen, im Monate Mai dieses Jahres, sandte Richard den Bischof von Lisieux und den Prior Garner nach Rom [4], um dem Papste die Bitte vorzutragen, daß er die Rückzahlung des Lösegeldes, welches der Kaiser Heinrich und der Herzog Leopold ihm gewaltthätig abgedrungen hätten, von den Erben dieser beiden Fürsten durch die Mittel, die ihm zu Gebote ständen, bewirken möchte. Als Erben bezeichnete er den Herzog Philipp von Schwaben und den zweiten Sohn jenes Herzoges Leopold von Oesterreich, der sich seiner bemächtiget hatte, den Herzog Leopold, dessen Bruder Friedrich im heiligen Lande seinen Tod gefunden hatte. Innocenz nahm diese Bitte mit der größten Freundlichkeit auf. Er bezeugte dem Könige seine aufrichtige Theilnahme; er erkannte die Forderung desselben an als gerecht und ehrenwerth [5]; er versprach auch, Alles zu thun, was die Gerechtigkeit verlange, soweit seine Pflicht als Papst es erlaube; er bedauerte nur, daß seine Pflicht nicht sofort Alles erlaube, was die Gerechtigkeit verlange, und zeigte ihm an, daß er sogleich an den Herzog Leopold geschrieben habe, daß er aber noch nicht an den Herzog

Philipp schreiben könne, denn die Vorsicht rathe, anders gegen Philipp zu verfahren, als gegen Leopold, weil er in Erfahrung gebracht, daß sich in des Ersten Verhältnissen Etwas geändert habe [6]: ein Ausdruck, der sich ohne Zweifel auf die Wahl des Herzoges Philipp zum Könige bezog. An den Herzog Leopold von Oesterreich aber hatte er geschrieben: „Jeder Bekenner des christlichen Namens wisse, welche schwere Kränkungen sein Vater dem ruhmreichen Könige von England, auf desselben Rückkehr von der Folge des Kreuzes, zugefüget habe. Diese Kränkungen würden für die römische Kirche eine Schmach bleiben, bis dem Könige Genugthuung geleistet worden. Auch habe er ja selbst, Leopold, seinem sterbenden Vater einen feierlichen Eid geschworen, daß dem Könige das Geld erstattet werden solle, welches er demselben entrissen hätte. Das aber sei noch nicht geschehen. Deßwegen ermahne er ihn in dem Herrn, und lege ihm auf zur Vergebung seiner Sünden, zu seinem eigenen, wie zu seines Vaters Seelenheile, dem Könige Richard ohne Verzug das Geld zu erstatten, und die gebührende Genugthuung zu leisten. Zugleich thue er ihm zu wissen, daß er dem Erzbischofe von Salzburg den Auftrag gegeben habe, ihn nöthiges Falles zur Erfüllung dieser Forderung durch den Bann gegen seine Person und durch das Interdict gegen sein Land, ohne Widerspruch und Berufung zu nöthigen." So an Leopold. Zu gleicher Zeit gab er dem Erzbischof von Magdeburg, welcher, wie ihm gewiß nicht unbekannt war, die Wahl Philipp's zu Erfurt oder Ichtershausen am Meisten begünstiget hatte, den Auftrag, oder vielmehr den strengen Befehl [7], den Herzog von Schwaben fleißig zu ermahnen und nachdrücklichst anzutreiben, daß er dem Könige Richard das Geld ersetze, welches der Kaiser Heinrich demselben abgenommen habe; dabei solle der Erzbischof dem Herzoge kund thun, daß er, der Papst, die Sache nicht hingehen lassen, sondern gewiß gegen den Herzog selbst und gegen das Land des Herzoges in Ausführung bringen

werde, was gerecht sei und was seine apostolische Pflicht erheische. Und wer könnte verkennen, daß dieses Einschreiten des Papstes in diesem Augenblicke nicht nur von der Gesinnung desselben gegen Philipp einen starken Beweis enthalte, sondern daß auch das Verfahren gar wohl berechnet war, um zunächst Ungewißheit, Zweifel und Vorsichtigkeit unter die Anhänger des Herzoges von Schwaben zu bringen, und für die Zukunft manche Veranlassung zur Anwendung der päpstlichen Gewalt darzubieten? Dem Herzoge von Oesterreich, der sich für Philipp erkläret hatte, ward im Bann und im Interdict die Macht der Kirche vorgehalten, die Anwendung derselben aber ward in die Hand des Erzbischofes von Salzburg geleget, welcher gleichfalls für Philipp seine Stimme gegeben hatte. Dadurch war über beide Fürsten, den geistlichen wie den weltlichen, eine Schlinge geworfen, durch welche sie zwar nicht gelähmet, aber doch geängstiget werden mochten. An den neu gewählten König Philipp schrieb der Papst nicht, entweder weil er nicht zugab, daß derselbe von dem Banne der Kirche frei gesprochen wäre, oder weil er Bedenken trug, in einem Briefe, durch die Anrede und Schreibweise, vorzeitig seine Verwerfung auszusprechen oder nur anzudeuten; aber er gab dem Erzbischofe von Magdeburg, welcher unter den Anhängern Philipp's in Sachsen sich vorauf gestellet hatte, den Befehl, demselben anzukündigen, wozu er, der Papst, entschlossen wäre. Und wozu er entschlossen war, das konnte Philipp, das konnte der Erzbischof von Magdeburg in Oesterreich erfahren und in Salzburg. Vielleicht war es theilweise eine Wirkung dieser Zuschriften des Papstes, daß bei Philipp's Krönung zu Mainz kein teutscher Bischof thätig zu sein, ja daß keiner im priesterlichen Schmucke zu erscheinen wagte.

Der König Philipp August von Frankreich war ein eben so wichtiger als eifriger Förderer der Sache des Hohenstaufen. Dieser König stand in seinem häuslichen Leben sündhaft und

schandbar vor der Welt. Vor fünf Jahren hatte er sich mit einer dänischen Fürstin Ingeburg vermählet, der Tochter Waldemar's des Ersten, der Schwester Knud's des Sechsten, welche nicht minder ausgezeichnet war durch Sittsamkeit, Bescheidenheit und alle Eigenschaften eines edelen Herzens, als durch Jugend und Schönheit. Und schon nach der Brautnacht hatte er die junge Frau, welche er mit scheinbarer Leidenschaft ersehnet, welche er mit großer Feierlichkeit gekrönet, von sich gestoßen und mehr und mehr mit steigendem, wahren oder erheuchelten Widerwillen von sich entfernet gehalten. Die Ursache dieses unfürstlichen, ja unmenschlichen Verfahrens kennet Niemand [8]; aber die Gefühle aller guten Menschen wandten sich der Unglücklichen zu, welche, aus ihrem Vaterland und ihrer Verwandtschaft hinweg gerissen, in einem fremden Lande, auf dessen Throne zu glänzen sie bestimmt gewesen war, nur Wenige verstehend, nur Wenigen verständlich, einsam und verlassen die schönsten Tage des Lebens vertrauern mußte. Der König jedoch beharrte in seiner Leidenschaft und ging weiter auf der Bahn der Sünde. Vor einer Versammlung von Bischöfen, in welcher des Königes Oheim, der Erzbischof von Rheims, den Vorsitz führte, wurde durch falsche Angaben und falsche Zeugen der Beweis geführet, daß Philipp mit der Ingeburg zu nahe verwandt sei, als daß er, Gewissens halber, mit ihr in ehelichem Verkehre stehen dürfte; und auf diesen Lügenbeweis hin lösete die Versammlung die Ehe auf, welche Philipp mit der Ingeburg eingegangen war. Ingeburg ward in ein Kloster gebracht. Sie aber, in unendlichem Jammer über diese schmähliche Mißhandlung und über die Ungerechtigkeit schamloser Priester, gab ihrem Bruder Nachricht von allen Vorgängen, und wandte sich zugleich an den Papst. Ihr Bruder, der König Knud, zu schwach, um mit dem Schwerte Rache zu nehmen, wandte sich an den Papst, und viele Bischöfe, Aebte und andere gute Männer wandten sich an den Papst, um zu erfahren,

ob noch auf dieser Erde Gerechtigkeit zu finden sei gegen eines mächtigen Herrn frevelnden Uebermuth und gegen die feige Dienstfertigkeit gewissenloser Bischöfe. Cölestin der Dritte erkannte gar wohl, was ihm oblag und was ihm zu thun gebührte. Auch war er bereit, die Hülfe zu gewähren, die von ihm verlanget ward. Aber dem Wollen folgte das Vollbringen nicht. Den Zorn in seiner Brust unterstützte weder der Kopf noch die Hand. Philipp August vernahm mit Hohn die Ermahnungen des heiligen Vaters, und vereitelte mit Spott die Anordnungen desselben. Um seinen Trotz desto greller zu beweisen, ließ er die verstoßene Gemahlin darben, und warb, von kirrenden Höflingen angereizet, um eine andere. Ein teutscher Fürst, der Herzog Berthold von Meranien [9], war schwach oder eitel genug, dem frechen Könige seine schöne Tochter Agnes zu geben. Mit derselben, die einer edleren Verbindung würdig war, lebte der König in Glanz, Pracht und Ueppigkeit, als hätte er sich betäuben wollen gegen die Wehklage der Ingeburg, die durch ihn elend geworden war. So verlief ein Jahr, und ein anderes Jahr, und des alten Papstes Anstrengungen wurden selbst von Denen kaum noch beachtet, welchen er die Ausführung seiner Befehle anvertrauet hatte. Inzwischen kam Innocenz der Dritte zum heiligen Stuhl; und bald nach seiner Gelangung zu demselben nahm er die Sache der unglücklichen Ingeburg wieder auf, deren Vernachlässigung ein großes Aergerniß erreget hatte. Er forderte, daß Philipp August die zweite unrechtmäßige Gemahlin entlassen, die erste verstoßene dagegen wieder zu sich nehmen, und als rechtmäßige Gemahlin halten, hegen und ehren sollte. Es geschah aber in einer so milden und väterlichen Sprache, daß er selbst für nöthig hielt, gleichsam zu seiner Rechtfertigung, zu bemerken, wie er eingedenk sei, daß die früheren Könige von Frankreich, die allerchristlichsten Fürsten [10], auch in den größten Stürmen treu zu der römischen Kirche gehalten hätten; auch eingedenk sei

seines eigenen Aufenthaltes zu Paris und der Freundlichkeiten, die ihm am Hofe des Königes bewiesen worden. Mochte er seine Ermahnungen durch den Erzbischof von Paris an den König gelangen lassen, oder mochte er sie in eigenen Zuschriften an denselben bringen: es waren mehr Bitten und priesterliche Vorstellungen, was er aussprach, als apostolische Aufforderungen, welche bei aller Milde immer etwas Befehlendes, ja Drohendes zu haben pflegten. Der König, im Genusse der Frucht seiner Sünde schwelgend, mag daher kaum geglaubet haben, daß es dem Papst Ernst sei mit dieser Sache. Um so weniger bekümmerte er sich um das Verlangen desselben, und Innocenz bewies auch nicht den geringsten Eifer. Er schien die ganze Angelegenheit vergessen zu haben. Als aber einige Monate verlaufen waren, als der König von Frankreich mit dem Herzoge Philipp von Schwaben, oder wie er selbst ihn nannte, mit dem Könige der Römer ein Bündniß abgeschlossen, und als Philipp zu Mainz sich eine Krone auf das Haupt gesetzet hatte: da trat er von Neuem hervor und in anderer Weise. Um sich selbst getreu zu bleiben, schrieb er selbst wieder an den König wie zuvor, bittend und ermahnend, zugleich aber sandte er einen Legaten nach Frankreich, welcher dem Könige seinen Willen eröffnen sollte. Wenn er, der König, nicht innerhalb eines Monates seine verstoßene Gemahlin wieder zu sich nehme, so sollte der Legat ganz Frankreich mit dem Interdicte belegen [11]; alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und übrigen Prälaten erhielten den Befehl, dieses Interdict, sobald der Legat dasselbe ausgesprochen hätte, in strenge Anwendung zu bringen. Und so hatte der Papst auch gegen den König von Frankreich eine Stellung genommen, von welcher aus er eine thätige Mitwirkung desselben für den Hohenstaufen, wenn nicht verhindern, doch gewiß bedenklich machen und erschweren zu können schien, sobald er es für nöthig hielt.

Alle diese Schritte des Papstes dürfen, wie es scheinet,

als Zurüstungen zu dem Kampfe mit seinen Waffen betrachtet werden, Falls ein solcher Kampf ihm nothwendig scheinen möchte. Er legte gleichsam mit jeder dieser Handlungen einen Hebel an, der gegen Philipp von Hohenstaufen gerichtet war, und behielt sich vor, denselben zur geeigneten Zeit in Bewegung zu setzen. Allerdings that er Nichts, was er nicht lediglich aus dem Gefühle seiner Pflicht als Oberhauptes der Kirche, zur Ehre Gottes und des apostolischen Stuhles gethan haben könnte; aber, da der lange und schwere Kampf zwischen den Hohenstaufen und dem päpstlichen Stuhl in der That und Wahrheit noch fortdauerte und eine neue Wendung genommen hatte, da Innocenz unverkennbar die Absicht hegte, dem apostolischen Stuhl eine breitere irdische Grundlage zu geben, da dieses Ziel nothwendig in die größte Gefahr kam, wenn der Hohenstaufe zum Reich und zum Kaiserthume gelangte: so ist doch, wie schon bemerket wurde, schwer zu glauben, daß der Papst nicht bei allen Schritten, deren gedacht ist, eben so sehr diese Verhältnisse seines Stuhles als die Pflicht, die ihm als Oberhaupt der Kirche oblag, vor Augen gehabt haben sollte.

Dagegen mag ungewiß bleiben, ob der Eifer, mit welchem Innocenz eine neue Kreuzfahrt zu bewirken versuchte, vollkommen rein gewesen und frisch und frei aus seiner christlichen Gesinnung hervor gesprudelt sei, oder ob derselbe auch einen Zusatz von irdischen Dingen, und im Besonderen in Hinsicht auf die teutschen Verhältnisse gehabt habe. Hätte Innocenz vor hundert Jahren auf dem Stuhle des heiligen Petrus gesessen, so würde es ein Frevel sein, bei der Sprache der innigsten Ueberzeugung, mit welcher er zu dem Kreuze treibet, nur den geringsten Zweifel an seiner frommen Begeisterung zu fassen. Die drei Menschenalter aber, die seit Peter dem Einsiedler verlaufen waren, hatten furchtbare Aufklärungen gegeben. Damals hatte eine schwärmerische Zuversicht sich allgemein der Seelen der Menschen bemächtiget. Vor dieser Zuversicht war

jeder Gedanke an ein mögliches Mißlingen des großen Werkes, jede verständige Berechnung verschwunden, ja in der Fahrt selbst hatte man das Ziel gesehen, in welchem das Heil lag. Aber eine ächte, man möchte sagen verklärte Begeisterung hatte nur bei der Unternehmung des ersten Kreuzzuges Statt gefunden; in späteren Tagen hatte sich nur von Zeit zu Zeit ein Widerschein, ein nach und nach verbleichender Widerschein gezeiget. Jene ächte Begeisterung war größtes Theiles verschlungen von den ungeheueren Unglücksfällen, welche die christlichen Heere zu Grunde richteten; der Ueberrest war durch die irdischen Bestrebungen, die sich anhingen, und durch die sinnlichen Gelüste, die sich eindrängten, entweder besudelt oder zerlästert. Wohl war der Schmerz vieler edelen Menschen groß über den Triumph des Islam und über den frechen Hohn, mit welchem der Muselmann die heiligsten, durch das Blut von Hunderttausenden wieder gewonnenen Oerter der Christen abermals schändete; aber der Schmerz hat selten ein freudiges Heldenthum, meistens nur eine heldenmüthige Aufopferung erzeuget. Viele Menschen wallfahrten allerdings noch immer nach dem heiligen Lande, aber nicht, um im Kampfe für das heilige Grab den Sieg des Christenthumes zu erringen, sondern um im Gebet am heiligen Grabe das Heil der eigenen Seele zu gewinnen für Zeit und Ewigkeit, wie man ja auch bei geringerer Sehnsucht an heilige Orte in der Nähe zu wallfahrten pflegte. Aber selbst unter Denen, die sich wirklich zum Kampfe verbindlich machten, die an einer eigentlichen Heerfahrt unter dem Kreuze Theil nahmen, gab es gewiß nur Wenige, welche die Hoffnung in sich trugen, die Unternehmung werde gelingen; sie entschlossen sich nur zum Kreuze, weil sie aufgefordert, weil sie durch das Wort des Priesters erschüttert wurden, der Ehre wegen unter ihres Gleichen, aus Eitelkeit, aus dem Verlangen nach abenteuerlichen Dingen und Thaten; daher nicht mit dem freudigen Gefühle, mit welchem der Mensch ein Werk zu beginnen pfleget, das

Sieg, Ruhm nnd Gewinn verspricht, sondern mit Uebermuth, mit Gleichgültigkeit oder mit der engherzigen Selbstzufriedenheit, mit welcher etwa eine lästige Schuld abgetragen wird.

So war es schon gewesen in früheren Tagen, so bei den letzten Kreuzfahrern, welche mit Heinrich dem Sechsten über die Alpen gezogen waren. Aus welchen Gründen sie das heilige Zeichen empfangen, mit welchen Gefühlen sie die Fahrt über das Meer gemacht haben mochten: im heiligen Lande war nur wenig geschehen, und das Erreichte war auf eine schmachvolle Weise Preis gegeben. Auf die Nachricht von dem Tode des Kaisers hatte kein Fürst einen anderen Gedanken gefasset, als an die Rückkehr, um Nichts zu versäumen, und durch die Fürsten waren die Gemeinen von dem Heiligen zu dem Irdischen hinweg gerissen. Alle hatten, Einer vor dem Anderen, die Heimath zu erreichen gestrebet; Jedem war jede Gelegenheit des Entkommens willkommen gewesen; unbekümmert um die Heiligthümer, um das Schicksal der christlichen Städte, um das Schicksal der zurück bleibenden Brüder, waren sie, selbst Meer und Wetter nicht achtend, Flüchtlingen gleich, auf die Schiffe geeilet. Nach und nach trafen Diejenigen, welche den Stürmen entgingen, ein in derselben Zeit, in welcher der Papst Innocenz Alles aufzubieten anfing, um neue Krieger Christi durch das Kreuz zu vereinigen. Ist es möglich, daß er, ein solcher Mann, geglaubet haben könne, es werde gelingen, einen neuen großen Kreuzzug zu Stande zu bringen? Ist es möglich, daß er geglaubet haben könne, ein solcher Kreuzzug werde einen anderen Erfolg haben, als neues, unermeßliches Unglück zu erzeugen und zu verbreiten? Nein; kaum. Eben deßwegen ist wohl erlaubet, zu vermuthen, der kluge Priester habe bei seinen Anstrengungen für einen neuen Kreuzzug, zumal da er dieselben zunächst auf die Könige von Frankreich und England richtete, auch die Entwürfe zu fördern gehoffet, welche er für die Erweiterung der Macht des heiligen Stuhles über-

haupt, welche er im Besonderen gegen das Haus der Hohenstaufen gefasset hatte. Es ist wohl erlaubet anzunehmen, Innocenz habe durch seine Bemühungen für das Kreuz eine Bewegung hervor zu bringen beabsichtiget, welche ihm, nöthiges Falles, zu Statten kommen könnte in einem vielleicht gefährlichen Kampfe. Und wie geneiget man auch sein mag, seine Begeisterung für das heilige Werk als ächt und wahr anzusehen, so fällt doch auf, daß er erst auf dem apostolischen Stuhle zu dieser Begeisterung gekommen zu sein scheinet, weil er sich sonst ja wohl entschlossen haben würde, vor zwei Jahren selbst das Kreuz zu nehmen, um seinen Glauben über den Spuren des Herrn im heiligen Lande zu bewähren.

Jedes Falles ist gewiß, der Papst Innocenz hatte seine Anker hier und dort tief genug eingeschlagen, um jedem Sturme, der sich etwa wider ihn erheben möchte, ruhig entgegen zu sehen. Deßwegen ließ er die Dinge in Teutschland unbekümmert ihren Gang gehen, wohl erkennend, daß man ihn bald genug anrufen, und daß man, wenn man hülfsbedürftig zu ihm käme, nicht mit leerer Haud kommen würde [12]. In der That durfte er nicht lange warten. Philipp zwar nahete sich dem heiligen Vater nicht. Er war der Stärkere, und noch nicht in gewohnter Weise gekrönet. Auch hegte er noch die Hoffnung, seinen Gegner zu überwältigen und die Anerkennung aller Fürsten zu gewinnen. Und erst, wenn ihm dieses gelungen war, durfte er die Kaiserkrone zu erhalten hoffen. Bei seiner Stellung zu dem apostolischen Stuhle mußte er mit Nachdruck zu fordern im Stande sein; eine Bitte, welche abgeschlagen werden mochte, hätte seiner Sache nur zu großem Schaden gereichet. Ganz anders stand Otto. Er war der Schwächere; auf einen Sieg mit den Waffen durfte er nicht hoffen; auch konnte er Nichts verlieren. Wenn er bei dem Papste keine Unterstützung fand, so hatte er doch keineswegs eine schnöde Zurückweisung zu fürchten. Daher war er

unbedenklich. Sein Oheim, der König Richard, machte die Einleitung durch eine wohl ausgestattete Gesandtschaft nach Rom. Zugleich schrieb er selbst, und zugleich schrieb sein Oheim an den heiligen Vater. Otto bezeugte dem Papste zuvörderst seine kindliche Ehrerbietung; hierauf erinnerte er an seinen Vater, welcher, weil er, während der Verfolgung des Schiffleins Petri durch Friedrich den Ersten und während der willkührlichen und ungerechten Herrschaft dieses Kaisers, fest in der Treue der heiligen römischen Kirche gestanden, seiner Ehren und Würden beraubet und mit seiner Familie in das Elend hinaus gestoßen sei; alsdann fügte er hinzu, daß Gott, um den Zustand seiner Kirche zu verbessern, und um die Treue und Ergebenheit seines Vaters an den Nachkommen zu belohnen, jetzt bewirket habe, daß er von den Fürsten des Reiches, welchen das Wahlrecht zustehe [13], unerwartet zu dem Ruder des Reiches berufen und erwählet worden sei; auch habe er zu Aachen, auf dem Sitze der Kaiser, in Gegenwart der Fürsten, die Weihung und Krönung durch den Erzbischof Adolf von Cöln erhalten, und mit derselben die ganze Fülle königlicher Würde [14]. Und weil er gewünschet, daß seine Schritte von Dem geleitet werden möchten, durch welchen die Könige regieren und die Mächtigen Gerechtigkeit üben, so habe er in der Stunde der Wahl selbst einen Eid geschworen dessen schon früher gedacht worden ist. Nunmehr wende er sich an den heiligen Vater: seine eigene Treue und Ergebenheit erwägend, der Verdienste seines Vaters und seines Oheimes, die niemals von dem Gehorsam gegen die römische Kirche abgewichen wären, so wie der Beleidigungen des Herzoges Philipp von Schwaben und desselben Vaters und Bruders eingedenk, möge er, der heilige Vater, ihm eine zwiefach inständige Bitte erfüllen: er möge ihn, mit der königlichen Würde bekleidet, zur Krönung als Kaiser berufen, und zugleich jene Bischöfe, Aebte und weltlichen Fürsten, welche sich angemaßet hätten, den Herzog Phi-

lipp von Schwaben, der unter dem päpstlichen Banne stehe, zum Könige zu ernennen und demselben den Eid der Treue zu schwören, von der Verpflichtung, diesen Eid zu halten, entbinden, den Bannfluch gegen den Herzog von Schwaben aber in Teutschland und im ganzen Umfange des Reiches öffentlich verkündigen lassen. So Otto. Der König Richard schrieb zur Empfehlung seines Neffen in demselben Sinne, und sehr eindringlich, und mit der größten Ehrfurcht und Ergebenheit. Ihm, sagte Richard, liege vor Allem am Herzen, daß der heilige Vater geruhen möge, aus apostolischer Wohlthat die Rechte der Erhebung auszustrecken und seinen Neffen Otto mit der Kaiserkrone zu schmücken. Ja er fügte, um die Erfüllung dieser Bitte zu bewirken, folgendes Versprechen hinzu: „Was ich an Geist, Leib und irdischer Ehre besitze, setze ich Euch als bleibende Bürgschaft ein, daß er, Otto, Euch als seinem einzigen Herrn und der römischen Kirche die schuldige und beschworene Treue zu bewähren, Alles, was von anderen Kaisern abgerissen oder gemindert worden, zurück zu geben, Alles Zurückgegebene unverletzlich zu erhalten, und alle Schlechtigkeit irdischer Macht nach Euerem väterlichen Rath auszuschließen Sorge tragen wird [15].“

Aber zu gleicher Zeit mit diesen Briefen der beiden Könige, Otto's und Richard's, ging eine Reihe anderer Schreiben nach Rom ab, von denselben Gesandten überbracht. Der Erzbischof Adolf und andere Fürsten, welche Otto's Wahl und Krönung beigewohnet oder zugestimmet hatten, erstatteten Bericht an den heiligen Vater [16]; Adolf schrieb auch in seinem eigenen Namen; mehre Fürsten, geistliche und weltliche, wie der Herzog Heinrich von Brabant und der Graf Balduin von Flandern, folgten diesem Beispiele. Und da die Abgeordneten über Mailand gingen, so gab der Erzbischof von Mailand, Johannes Rusca, ihnen einen eigenen Abgeordneten bei, welcher dem Papst ein besonderes Schreiben von ihm überreichen sollte. Und alle

diese Schreiben [17] waren in Einem Geist und Sinn abgefasset, und alle enthielten, fast mit denselben Worten, die dringende Bitte an den heiligen Vater, daß er die Wahl Otto's bestätigen, und denselben nach Rom einladen möchte, damit er aus seiner Hand die Kaiserkrone empfinge. Denn in Mailand, und wohl in ganz Lombardien, war die Freude groß, daß das Haus der Hohenstaufen vom Thron entfernet werden sollte [18].

Ob Philipp von dieser Bewerbung seines Gegners um des Papstes Gunst Kunde erhalten habe, oder nicht, ist ungewiß. Er aber, auf das alte Glück seines Hauses vertrauend und auf seine größere Macht, schlug einen anderen Weg ein, auf welchem er vielleicht die Entscheidung zu seinem Vortheile zu bewirken hoffte, ehe dem Papste möglich wäre, irgend Etwas zu unternehmen. Gegen den Anfang des Monates October [19] zog er mit einem großen Heere, von dem Könige von Böhmen begleitet und von anderen Anhängern, den Rhein hinab gegen Cöln. Er kam bis an die Mosel. Auf der anderen Seite dieses Flusses standen Otto und Adolf mit den Ihrigen in einem Lager, und wagten, als die Feinde durch den Fluß zu gehen versuchten, selbst in dem Bette desselben, den Kampf, Wenige gegen Viele. Die Bürger von Cöln waren mit Schiffen den Rhein heraufgekommen und hatten sich in die Mosel geleget, um ihren Erzbischof und den König Otto zu unterstützen. Sie vielleicht hielten den Streit. Erst die Nacht endigte den Kampf. Die Lotharingier aber fühlten sich so erschöpfet, daß sie sich am folgenden Morgen nicht hervor wagten aus ihrem Lager. Hierauf gewann Philipp's Heer ungehindert das andere Ufer. Otto, zum Rückzuge genöthiget, stellte sich bei Andernach zur Schlacht. Seine Feinde aber bedurften keiner Schlacht, sondern gingen zur Linken in das Land hinein, und nöthigten ihn dadurch abermals den Rückzug fortzusetzen bis Cöln. Und vielleicht folgten ihm nicht Alle nach Cöln, die

mit ihm an der Mosel gestanden hatten, und nicht Alle bewahrten ihm Treue, von welchen ihm Treue geschworen war. Es mögen Uneinigkeit und Abfall eingetreten sein, wie zu geschehen pfleget bei Unglück und Gefahr. Der Erzbischof Johann von Trier und der Graf Walram, des Herzoges von Limburg Sohn, welcher ihm, wie erzählet worden ist, die Stadt Aachen überliefert hatte, scheinen, den Unfall benutzend, seine Partei verlassen zu haben. Der Erzbischof, bisher nur durch Adolf von Cöln fortgezogen und festgehalten, überhaupt ohne Willen und Kraft, hatte schon längst nach dem Gelde gegieret, das ihm von Philipp dargeboten war, und nur der Gelegenheit geharret, dieses Geld in Empfang zu nehmen [20]; Walram war dadurch beleidiget, oder stellte sich beleidiget, daß der Erzbischof Adolf ihm die Burg Berinstein, den Lohn seiner Abtrünnigkeit, aus Mißtrauen zerstöret hatte; deßwegen ging er von Neuem auf Philipp's Seite hinüber, wohl erkennend, daß er durch diesen abermaligen Uebertritt Adolf's Mißtrauen rechtfertigen würde, wenn er nicht jetzt den größten Eifer bewiese für seinen neuen Herrn [21].

Philipp kam bis vor die Thore von Cöln, und fand nirgends Widerstand. Die Bestürzung in Cöln scheinet groß gewesen zu sein. Die Ankunft der Flüchtlinge zu Land und zu Wasser erregte mannichfache Verwirrung; der Brand von Bonn, von Remagen, von vielen Dörfern und Weilern ringsher, warf Schrecken und Angst in die Seelen, und das schonungslose, ja grausame Verfahren der Sieger selbst gegen wehrlose, gegen Gott geweihete Personen, war nicht geeignet, die Angst zu mildern, wenn gleich Philipp, der König, demselben mit harten Strafen entgegen trat [22]. Hätte daher der Sieger alsobald einen kräftigen Angriff auf Cöln gemacht, so möchte ihm wahrscheinlich gelungen sein, auch diese alte und große Stadt in seine Gewalt zu bringen, und seinen Gegner zur Flucht zu Richard, seinem Oheime, zu nöthigen. Jedes Falles schien die

Lage der Dinge ihn, den König Philipp, zu einem solchen Angriff aufzufordern. Und er machte nicht ein Mal einen Versuch. Nachdem er das Land verwüstet hatte, kehrte er um im Angesichte der Stadt, zur Verwunderung der Einwohner, und zog ruhig, von Niemandem verfolget, den Rhein auf demselben Wege hinauf, auf welchem er herabgezogen war [23]. Bei diesem Rückmarsche ward Andernach in Flammen gesetzet, und wohl auch noch mancher andere Frevel ausgeübet. Wie aber? Fehlte es dem jungen Fürsten etwa an Entschlossenheit und Muth, oder hielt er es selbst für bedenklich, Alles auf ein Mal zu beendigen, etwa weil er den Fürsten mißtrauete, die ihm gefolget waren, und weil er die Meinung hatte, ein Feind sei ihm nothwendig, um diese Fürsten zusammen zu halten? Oder wie? Weigerten sich etwa die Fürsten in seinem Heere des Angriffes auf Cöln, sei es, daß sie unzufrieden waren über die Strenge, mit welcher Philipp die Gräuel zu unterdrücken gesuchet hatte, die von den Ihrigen begangen waren, sei es, daß sie es als vortheilhaft betrachteten, ihrem König einen anderen König gegenüber zu erhalten, damit sie desto länger mit Hülfe und Treue Handel treiben, und ihre Dienste zu desto höheren Preisen ausbringen möchten? Man mag den Vorgang so beurtheilen oder anders: er giebt einen neuen Beweis von dem heillosen Zustande der Dinge im teutschen Reiche.

Inzwischen waren die Schreiben, welche der König Otto, so wie die Freunde, Förderer und Anhänger desselben nach Rom gesendet hatten, dem Papst übergeben worden. Innocenz nahm die Boten, welche diese Schreiben überbrachten, mit Wohlwollen und Freundlichkeit auf, obgleich er es bedauert haben mag, daß nur so wenige Fürsten sich für den Sohn Heinrich's des Löwen erkläret hatten. Auch mag er den Abgeordneten Aufträge gegeben und seine Wünsche keineswegs verhehlet haben. Aber zu schriftlichen Antworten verstand er

sich nicht. Seine Zeit war noch nicht gekommen. Ihm mußte am Meisten daran liegen, den Streit der beiden Könige um die Krone zu entscheiden. Da er aber seiner Entscheidung nicht mit irdischen Waffen Nachdruck geben konnte, so durfte er sich zu dieser Entscheidung, wenn je, doch nur alsdann entschließen, wann er von beiden Theilen als Richter anerkannt war. Und Philipp hatte sich ihm noch nicht genahet. Die Erfüllung der Bitte hingegen, welche Otto und die Seinigen ihm vorgetragen hatten, konnte er keinesweges gewähren. Er mußte ja fürchten, daß Otto, ehe seine Entschließung in Teutschland ankam, von Land und Leuten vertrieben sein möchte. Also blieb ihm nur übrig, das Schweigen fortzusetzen, die weitere Entwickelung der Verwirrung abzuwarten, und etwa im Geheimen zu wirken, wie sich eine Gelegenheit darbot. Um so stärker mag er durch die Nachricht von den Ereignissen bei Cöln überraschet worden sein. Sie mögen ihn geschmerzet, sie mögen ihn aber auch insofern beruhiget haben, als im Wesentlichen in der Stellung beider Könige zu einander durch dieselben Nichts verändert worden war.

Und in dieser Stellung, was auch geschehen mochte, blieben sie für und für dieses Jahr hindurch und weit in das folgende hinein. Freilich schien Otto's Sache rückwärts zu gehen, aber Philipp's Sache schritt nicht vor. Nachdem Dieser von Cöln abgezogen war, begab sich Jener in den Niederlanden von Provinz zu Provinz, von Ort zu Ort, um Geistliche und Weltliche zu seiner Anerkennung und zu dem Eide der Treue zu bewegen. Und es gelang ihm, wo er sich befand, diesen Eid zu empfangen; aber die Meisten leisteten denselben, den Meineid in der Seele, und entschlossen, sich dahin zu stellen, wohin sich das Glück wenden würde [24]. Um einigen Halt zu gewinnen, ging er eine Verlobung ein mit der Tochter des Herzoges Heinrich von Brabant [25]; aber auch diese Verlobung gewährte um so weniger Sicherheit, da die Vermählung

weit hinaus geschoben werden mußte, nicht nur wegen Otto's ungewisser Lage, sondern noch mehr wegen der Jugend der Braut. Hierauf wandte er sich nach Sachsen, wo er ohne Zweifel noch große Erinnerungen zu finden hoffte, welche ihm, dem Sohne Heinrich's des Löwen, dem Groß-Enkel des Kaisers Lothar, die Herzen der Menschen zuwenden mußten. Und schon gewann er gleichsam auf dem Durchzuge, einen Fürsten, auf welchen er wohl am Wenigsten gerechnet hatte, den Landgrafen Hermann von Thüringen, den Vetter des Königes Philipp, der so eben aus dem heiligen Lande heimgekehret war. Diese Verbindung jedoch, wie erfreulich sie ihm sein mochte, brachte ihn vielleicht um den nächsten Zweck seiner Fahrt. Er nämlich hatte Goslar zu erobern und von dieser Stadt aus, deren Besitz seit Heinrich's des Dritten Zeit immer als wichtig für Sachsen betrachtet war, weiter zu wirken gedacht. Dem Landgrafen aber mußte er, um den Eid der Treue zu erhalten, die königlichen Orte Nordhausen, Mühlhausen und Salfeld zu Lehen versprechen [26], und zugleich einen gemeinschaftlichen Angriff auf Nordhausen, damit das Versprechen wenigstens theilweise alsobald in Erfüllung ginge. Also erschienen beide Fürsten im Anfange des Monates November vor Nordhausen, fanden aber einen unerwarteten Widerstand. Erst nach sechs Wochen brachten sie die Feste in ihre Gewalt [27]. Hierauf trennten sie sich. Der Landgraf zog gegen Salfeld, Otto gegen Goslar. Herman bezwang Salfeld; Otto aber konnte Goslar nicht mehr überwinden. Durch den Aufenthalt vor Nordhausen hatte er seinem Gegner Philipp möglich gemacht, mit Heeresmacht nach Sachsen zu kommen. Während er das Weihnachtsfest feierlich in der Harzburg beging, Goslar belagernd, nahm Philipp seine Richtung nach Braunschweig, und machte sogleich einen harten Angriff auf die Stadt, deren er sich, wie es scheinet, durch Ueberrumpelung zu bemächtigen gehoffet hatte. Otto's Bruder jedoch, der Herzog und Pfalzgraf Heinrich, von welchem Braun-

schweig schon ein Mal vor Philipp's Bruder, Heinrich dem Sechsten, gerettet war, vertheidigte auch jetzt, vor kurzer Zeit aus dem heiligen Lande heimgekommen, mit Entschlossenheit und Kraft die Stadt und das Grab seines Vaters. Er schlug Philipp's verwegenen Sturm zurück. Aber zum Abzuge würde Philipp doch wohl nicht gebracht worden sein, wenn nicht Otto, Goslar aufgebend, herbei geeilet wäre [28]. Hierauf blieben beide Könige den Winter hindurch in Sachsen, Otto in Braunschweig, Philipp in Hildesheim, Einer den Anderen beobachtend, ein Jeder werbend für seine Sache. Keinem aber bot sich eine günstige Gelegenheit dar. Die Stadt Braunschweig jedoch gewann durch Otto an wohl verdienten Rechten [29], und der Kirche von Bremen wurde durch Philipp die Grafschaft Stade zu Lehen ertheilet, welche dem Erzbischofe Hartwig für seine Stimme versprochen worden war [30].

Mit dem Anfange des Frühlinges verließ Philipp Sachsen, ohne seinen Feind anzugreifen, ohne von demselben angegriffen zu werden. Entweder ward ihm unheimlich unter den Sachsen, oder im südlichen Teutschlande gingen Dinge vor, die ihn bedenklich machten, oder Beides wirkte zusammen. Schon gegen das Ende des vorigen Jahres, nach seiner Rückkehr aus dem Erzbisthume Cöln, hatte er seine Waffen gegen den Bischof von Strasburg gewendet, um diesen Feind in seinem Nacken für das Vergangene zu züchtigen, und für die Zukunft unschädlich zu machen. Er hatte das feste Haldenburg, in der Nähe von Strasburg, so wie andere Burgen und Festen, schon erobert, als er das Unternehmen abbrach, weil die Fahrt nach Sachsen nothwendig geworden war. Der Bischof Heinrich mag seine Entfernung benutzet haben, um wieder zu gewinnen, was er verloren hatte. Philipp nahm seinen Weg über Würzburg und Nürnberg. Ueberall war er bemühet, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren und in ihrer Treue zu bestärken. In Nürnberg versammelte er viele Fürsten um sich,

und von denselben erhielt er das Versprechen: sie wollten ihm gegen alle Störer so kräftigen Beistand gewähren, daß Niemand im Reich und in den Ländern, welche sein Bruder besessen habe, seine Herrschaft abzuweisen wagen sollte [31]. Gegen den Sommer nahm er den Krieg gegen den Bischof von Strasburg wieder auf, und richtete seine Waffen gegen diese Stadt selbst. Die Bürger von Strasburg theilten vielleicht die Gesinnung ihres Bischofes; aber die Noth des Augenblickes traf sie härter, als ihren Herrn. Sie erwogen die Verwüstung des Landes, die Vernichtung ihres Verkehres, und fürchteten die Zerstörung ihrer Stadt. Als daher dem Könige gelungen war, in die Vorstädte einzudringen, und als sie in die Flammen hinein blickten, von welchen diese Vorstädte verzehret wurden, verloren sie den Muth, öffneten die Thore, empfingen den König und fleheten unterwürfig um Schonung. Und nun blieb auch dem Bischofe Heinrich, welcher Strasburg verlassen hatte, kaum etwas Anderes übrig, als eine Aussöhnung mit dem Sieger zu suchen. Philipp, nur bemühet, überall als König anerkannt zu werden, wies ihn nicht zurück, sondern ertheilte ihm gern die Belehnung mit den weltlichen Dingen des Bisthumes, und empfing eben so gern den Eid seiner Treue. Der König Otto hingegen verließ, nach Philipp's Abzuge, gleichfalls die sächsischen Länder, und begab sich an den Rhein, und wohl zunächst nach Cöln: denn in Sachsen konnte er nur, ungewiß mit welchem Erfolge, zu werben suchen, am Rhein aber durfte er zu erhalten hoffen, was er schon gewonnen hatte. Vom unteren Rhein zog er alsdann, so schnell er vermochte, den Strom hinauf, ohne Zweifel, um dem Bischofe von Strasburg Luft zu machen, und sich diesen Freund im Nacken des Feindes zu erhalten. Er kam bis Speier. Sei es aber, daß Strasburg schon gefallen war, oder sei es, daß Philipp's Macht ausreichte, den Kampf wider Strasburg fortzusetzen, und seinem Feinde noch ein hinreichen-

des Heer entgegen zu senden: Otto sah sich genöthiget, seine Unternehmung aufgebend, den Rhein wieder hinab zu ziehen. Bald aber folgte Philipp ihm nach, um durch eine neue Verwüstung des Erzbisthumes Cöln und der Länder, deren Fürsten zu seinem Feinde hielten, Rache zu nehmen, zu züchtigen und zu warnen [32].

Und so standen beide Fürsten wieder auf derselben Stelle, auf welcher sie zu der Zeit gestanden hatten, als sie zuerst unter dem königlichen Namen sich wider einander stellten. Die alten Auftritte wiederholten sich in der früheren jammervollen und widerwärtigen Weise, und andere Gräuel, von Leidenschaften aller Art hier und dort erzeuget, wurden an die Namen der Könige geknüpfet. Niemand wußte, wo ein Ausweg zu finden sein möchte aus solchem Wirrsal.

Sechstes Capitel.

Fortgang des Streites zwischen Philipp und Otto. Erste Einmischung des Papstes Innocenz in diesen Streit. Die Stellung beider Parteien zu dem Papste.

J. 1199 — 1200.

Innocenz, der Papst, beobachtete noch immer sein Schweigen. Zu den alten Gründen[1] war noch ein neuer hinzu gekommen. Die Kaiserin Costanza, Heinrich's des Sechsten Wittwe, hatte nach dem Tode ihres Gemahles, ihren Sohn Friedrich, nicht lange nach der Ankunft desselben in Sicilien, als König krönen lassen. Bald aber hatte sie sich, die mannichfachen Drangsale erwägend, die auf dem Reiche lagen, und die wilden Leidenschaften fürchtend, welche Heinrich's hartes und grausames Verfahren erreget hatten überall, an den neuen Papst gewendet, um die Belehnung desselben mit dem Reiche für ihren unmündigen Sohn nachzusuchen. Innocenz war, da Costanza anerkannte, daß das Königreich Sicilien zu dem Recht und dem Eigenthume der römischen Kirche gehörte, bereitwillig genug, die Belehnung zu ertheilen, aber er verlangte, daß mehre kirchliche Freiheiten, welche den Königen Wilhelm dem Ersten und Wilhelm dem Zweiten von seinen Vorgängern Hadrian dem Vierten und Clemens dem Dritten ertheilet wor-

den waren, wieder aufgegeben werden sollten. Deßwegen verzögerte sich die Unterhandlung. Und als endlich Costanza nachgab, und nun die Urkunde ausgefertiget wurde, da starb die verwittwete Kaiserin, ein Jahr und zwei Monate nach dem Tode ihres Gemahles, den Sieben und zwanzigsten Novembers des Jahres eilf Hundert acht und neunzig. Vor ihrem Tode hatte sie ihren Sohn der Obhut einiger Geistlichen anvertrauet, zu der Obervormundschaft aber hatte sie den Lehensherrn des Reiches, den Papst Innocenz, ernannt: denn sie hatte wohl eingesehen, daß ihr Sohn Friedrich, bei der furchtbaren Auflösung des Reiches, nothwendig zu Grunde gehen müßte, wenn er nicht durch die Macht des apostolischen Stuhles und durch das Ansehen eines solchen Papstes gerettet würde. Und Innocenz bewies sich dieses Vertrauens würdig. Er übernahm die Vormundschaft, widmete sich mit Ernst und Kraft den Angelegenheiten Siciliens, und that, was er vermochte, um der Welt zu beweisen, daß der junge verwaisete König, an Statt der verlorenen Mutter, in der heiligen Kirche eine andere Mutter erhalten habe, welche ihm Pflege und Schutz zu gewähren vermöge auch unter den schwierigsten Verhältnissen [2]. Aber die Aufgabe war nicht leicht. Auf die Nachricht von dem Tode der Kaiserin kam der Herzog und Seneschal Markwald, aus allen Besitzungen vertrieben, mit welchen Heinrich der Sechste ihn belohnet oder beehret hatte, wieder zum Vorschein, weil er für seine wüsten Wünsche nunmehr die geeignete Bühne zu Rache und Herrschaft zu finden hoffte. Er trat in Apulien [3] mit der Behauptung auf, daß er zur Verwaltung des Reiches und zur Vormundschaft über den jungen König durch das Testament des Kaisers berufen sei. Und in wenigen Wochen hatte er eine so starke Mannschaft um sich versammelt, daß er seinem Anspruche Nachdruck geben zu können schien, ja, daß er bei seiner Frechheit und Schonungslosigkeit weithin Angst und Schrecken verbreitete. Denn alle Teutsche, welche

in diesen Gegenden Lehen-Güter durch Heinrich den Sechsten empfangen, stellten sich zu ihm mit ihren Mannen, und Alle, welche früher unter ihm gekämpfet, jetzt aber, hierhin und dorthin verstreuet, auf eine neue Wendung der Dinge gehoffet hatten, eilten herbei auf seinen Ruf. Aber Innocenz bot dem furchtbaren Feind überall die Stirn. Mit bewunderungswürdigem Eifer erhob er jegliche Waffe und machte alle Anschläge desselben zu Schanden, keine Mühe scheuend und keine Kosten. Dem Schwerte stellte er Schwerter entgegen, der Arglist Klugheit, dem Betruge Festigkeit, der Gemeinheit Verachtung, und ein furchtbarer Bannfluch sicherte jeglichem Mittel eine vermehrte Wirksamkeit. Aber des Papstes Anstrengungen reichten nur hin, die Entwürfe Markwald's zu durchkreuzen und zu verwirren, aber sie reichten nicht hin, den Mann der verwegensten Kühnheit zu vernichten. Markwald ging nach Sicilien hinüber, verband sich mit den Saracenen auf dieser Insel, welche die Herrschaft des Papstes fürchteten, und fand unter den großen Herren des Landes Nichts als Selbstsucht, Treulosigkeit und Verrath, in den unteren Menschenklassen Nichts als Feigheit, Faulheit und Angst. Also ward ihm leicht möglich, durch kühne Wagnisse und schonungsloses Verfahren gegen Menschen und Dinge, wenn nicht Herr der Insel zu werden, doch jede Herrschaft, jede öffentliche Gewalt auf derselben zu erschüttern, und einen Zustand herbei zu führen, gegen welchen selbst die Waffen lange versagten, mit denen der Papst zu kämpfen genöthiget war.

Es ist begreiflich, daß Innocenz unter solchen Umständen die Angelegenheiten in Teutschland fortwährend mit Stillschweigen beobachtete. Dieses Schweigen mochte ihm um so verdrießlicher werden, je fester er, und wohl nicht mit Unrecht, die Ueberzeugung hegte, daß der König Philipp mit Markwald in Verbindung stehe. Er gab den Umständen nach. Ein neues Ereigniß indeß machte ihn bedenklich. Im Monat April dieses

Jahres nämlich fand der König Richard von England, Otto's Halt und Hort, vor der Burg Cholus-Chabrol in Guienne seinen Tod [4]. Dieser Todesfall machte einen großen Eindruck auf die Parteien in Teutschland, der Besorgniß auf die eine, der Hoffnung auf die andere. Zwar versprach Richard's Bruder und Nachfolger Johann für den Neffen zu sein, was Richard gewesen war; er ließ durch eine eigene Gesandtschaft dem Papste versichern, daß er sein eigenes Land wagen würde, um Otto's Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen [5]. Aber Johann war seinem Bruder sehr ungleich. Er hatte nur die wilde Leidenschaftlichkeit mit ihm gemein, nicht den Edelmuth; er war ein Mann ohne Gesinnung und Tugend, und auf sein Wort war nicht zu bauen. Otto selbst schrieb zwar an den Papst nach dem Tode seines Oheimes mit scheinbarer Zuversicht: „durch Gottes und Euere Gnade befinde ich mich in gedeihlichen Umständen, und niemals habe ich mich in besseren befunden, als jetzt." Aber das geschah wohl nur, um dem Papste zu beweisen, daß er es nicht mit einem kleinmüthigen Manne zu thun habe; vielleicht auch, um vor seinen Anhängern, welche doch wohl Kenntniß von diesem Schreiben erhielten, kein Mißtrauen zu verrathen, und endlich auch wegen des möglichen Schicksales seines Briefes [6]. Daß ihm selbst nicht wohl zu Muthe gewesen, scheinet sogar aus diesem Briefe hervor zu gehen. Denn er setzet hinzu: „Gott ist mein Zeuge, daß Ihr nach dem Tode meines Oheimes, des Königes Richard, mein einziger Trost seid und meine einzige Stütze; allein ich habe auch die feste Zuversicht, daß, so lange Ihr mir geneiget seid, meine Angelegenheit fortschreiten, und mit Gottes Hülfe zu einem guten, glücklichen und erwünschten Ende gebracht werden wird." Wenn aber auch er selbst unverzaget geblieben sein mag, der Sohn des Löwen Heinrich: diejenigen, welche er als seine Freunde betrachtete und betrachten mußte, fingen an lau zu werden, und den Ausgang zu berechnen. Selbst

der Erzbischof Adolf von Cöln, der Urheber und Schürer des Wirrnisses, begann auf beiden Seiten zu hinken. Er bewies sich so nachlässig oder zweideutig, daß er schon wegen seiner Absichten in einen übelen Leumund gerieth. Nunmehr, da ihm Otto von aller irdischen und menschlichen Hülfe entblößet zu sein schien, kam ihm die späte Weisheit, daß er allein ja doch nicht gegen alle Fürsten anstreben, nicht allein gegen den übereinstimmenden Willen derselben über das römische Reich verfügen könne; und wenn er auf die Gegen-Partei blickte, so ward ihm klar, daß Otto das Reich nimmer gewinnen würde, wenn nicht Gott, der freilich die Reiche der Erde geben könne, wem er wolle, ihn wunderbar begünstige [7].

Unter solchen Umständen glaubte Innocenz zwar nicht, sich entschieden erklären zu dürfen, aber er glaubte beweisen zu müssen, daß er Teutschland nicht vergessen habe, und daß ihm der Gang der Dinge nicht gleichgültig sei. Am Neunzehenten des Monates Mai erließ er ein gleichlautendes Schreiben an den Erzbischof von Cöln und an viele andere Fürsten geistliches und weltliches Standes, welche ihm die Wahl und Krönung Otto's angezeiget hatten, oder von welchen er wenigstens hoffte, daß sie nicht auf Philipp's Seite ständen [8]. In diesen Schreiben danket er dem Fürsten für die Gesandtschaft und den Brief, durch welche sie ihm von der Wahl und Krönung seines in Christo geliebten Sohnes Nachricht gegeben, und ihm die Bitte vorgetragen hätten, er möge, was geschehen, durch sein apostolisches Ansehen bestätigen, und den erwählten König zum Empfange der Kaiserkrone einladen. Er habe die Abgeordneten zur Ehre des Reiches und wegen ihrer und Otto's Ehrerbietung und Frömmigkeit wohlwollend empfangen und wohlwollend gehalten. Auch werde er, was zu Otto's Ehre und Gedeihen beitragen könne, gern und nachdrücklich thun, so viel er mit Gott vermöge; denn er hoffe, derselbe werde, wie ein katholischer Fürst, in der Ehrerbietung, welche seine Vorfahren gegen

die römische Kirche geheget hätten, nicht nur bestehen, sondern auch in derselben zuzunehmen Sorge tragen. Und aus diesen Worten, wie vorsichtig sie gewählet sein mochten, ging ja doch wohl hervor, daß ihm Otto genehm war.

Aber seine Gesinnung war auch in einem anderen Schreiben nicht zu verkennen, das er ohne Zweifel zu gleicher Zeit an die sämmtlichen Fürsten Teutschlands, geistliche und weltliche, richtete, obwohl dasselbe nur von Leidenschaftlichkeit abrieth und an Besonnenheit mahnte [9]. Die Zwietracht, sagte der Papst, welche über das Reich entstanden sei, schmerze ihn sehr: denn seine Absicht sei keineswegs, wie einige Lügner vorgäben, auf die Unterdrückung desselben gerichtet, sondern lediglich auf die Erhebung. Er habe oft darüber nachgedacht, er habe sich auch häufig mit seinen Brüdern [10] und anderen verständigen Männern darüber berathen, wie er wohl zur Ausgleichung des Zwistes erfolgreich zu wirken vermöchte. Man habe ihm vorgeschlagen, er möge die Gesinnung der Wählenden und die Verdienste der Erwählten [11] genau prüfen, um darnach die apostolische Zustimmung [12] zu gewähren. Von dem Einen sagte man nämlich, er sei von der größeren Zahl gewählet worden, und habe die kaiserlichen Insignien im Besitze. Dagegen aber werde angeführet: derselbe sei weder von der rechten Person, noch am rechten Orte gekrönet worden; er habe sich das Reich angemaßet, ohne die Meinung des apostolischen Stuhles einzuholen; er sei, vom Banne der Kirche gefesselt, zum König erwählet, und einem Solchen dürfe nach den Satzungen der Väter, ungeachtet des Eides der Treue, kein Gehorsam bewiesen werden; auch sei es gegen die Freiheit des Kaiserthumes, daß er sich des Königthumes nach Erbrecht anzumaßen strebe [13], deßwegen würde, wenn wie zuvor der Sohn dem Vater, so jetzt der Bruder dem Bruder folgte, die Freiheit der Fürsten verloren gehen, weil er nicht durch die Wahl derselben, sondern nach der Erbfolge das Reich zu übernehmen

schiene; endlich sei gegen das Geschlecht desselben an die Bedrückungen der Kirchen und der Fürsten erinnert worden, was er, der Papst, jedoch verschweigen wolle, um den Schein der Verfolgung zu vermeiden. Dagegen sei für den Anderen gesaget worden, derselbe sei von der berechtigten Person und an dem gehörigen Orte gekrönet worden; aber es sei auch geantwortet, daß wenigere Fürsten ihm folgten. Er nun, der Papst, habe zur Ehre der teutschen Fürsten auf diese Vorschläge und Gründe nicht eingehen wollen. Vielmehr ermahne er sie väterlich mit apostolischem Wort allzumal, sie möchten Gott vor Augen haben und nur nach der Ehre des Reiches trachten, damit nicht die Würde desselben vernichtet werde und die Freiheit verloren gehe; damit sie nicht die kaiserliche Hoheit, deren Erhaltung ihnen obliege, durch Nährung der Zwietracht selbst zerstörten. Verführen sie anders, so werde er, der Papst, weil der Verzug große Gefahr habe, die apostolische Zustimmung Dem zuwenden, welcher, nach seiner Einsicht, vom besseren Sinn und Verdienst unterstützet werde: denn das Reich bedürfe in dieser Zeit eines tugendhaften und tapferen Königes, und die Kirche könne und wolle eines gerechten und sorgsamen Vertheidigers nicht länger entbehren. Er erkläre ihnen Dieses zum Voraus, keinesweges um ihre Freiheit, Würde und Macht zu beeinträchtigen, sondern um dem Streit und dem Aergerniß die Nahrung abzuschneiden: denn, wenn sie einen König wählten, welchen er nicht zum Kaiser krönen könne und dürfe, so werde hieraus eine neue Irrung entstehen, welche größer sein würde, als die alte. Und um ihnen seine Meinung und seinen Rath noch deutlicher kund zu thun, sende er ihnen seinen geliebten Sohn Aegidius, seinen Akoluthen, der sein und seiner Brüder volles Vertrauen besitze, und dem sie volles Vertraueu schenken dürften.

Ehe aber dieser Abgeordnete und diese Briefe in Teutschland ankommen konnten, hatten auch Philipp, der König und

die Fürsten, die sich zu seinem Namen bekannten, Briefe an Innocenz gerichtet, nur acht Tage später geschrieben, als die Briefe des Papstes [14]. In denselben erschienen sie jedoch nicht vor dem heiligen Vater, wie der König Otto und die Seinigen erschienen waren, um die apostolische Genehmigung der Wahl und um die Einladung zum Empfange der Kaiserkrone ehrerbietig bittend, sondern sie erschienen, wie es der Stellung des Hohenstaufen zu dem apostolischen Stuhl angemessen war, selbständig, im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, was sie von dem Papste begehrten als ein Recht fordernd, nicht als eine Gunst erflehend. Denn sie glaubten ohne Zweifel, daß sie nunmehr, da der König Richard todt war, und Otto's Anhänger in Teutschland die Sache desselben verloren zu geben schienen, des Sieges gewiß, sich schon als Sieger betrachten dürften und benehmen müßten. Die Sprache der Artigkeit jedoch, in welcher man zu den Päpsten zu sprechen gewohnet war, redeten auch sie, Philipp sowohl als die Fürsten. Philipp zeiget dem heiligen Vater nur an, daß er den Abgeordneten desselben, den Bischof von Sutri mit seinem Begleiter wohlwollend empfangen, und entschuldiget sich, daß er diese Abgeordneten nicht früher entlassen habe: es sei nicht geschehen, weil er seiner Heiligkeit durch dieselben von dem Erfolge seiner Angelegenheiten Nachricht zu ertheilen und auszusprechen gewünschet habe, was der Kirche und dem Reich vortheilhaft sein würde. Jetzt nehme er nicht länger Anstand. Denn durch Gottes Güte habe seine Ehre den gebührenden Zuwachs erhalten, und was sich ihm bisher noch widerwärtig entgegen gestellet, das habe er fast überwunden und in seiner Gewalt [15]. Daher bitte er den Papst und fordere ihn auf, den Worten beider zurückkehrenden Männer vollen Glauben zu schenken. Weiter glaubte Philipp nicht gehen zu dürfen. Das Schreiben der Fürsten aber ist in ähnlicher, kalter, ja schroffer Weise, fast drohend, abgefasset. Sie hegten, sagen sie, den festen

Glauben, die apostolische Güte werde, was sie in Gerechtigkeit vortrügen und verlangten, gern anhören und gern erfüllen. Also glaubten sie ihm, dem Papste, anzeigen zu müssen, daß sie, in großer Zahl versammelt, ihren erlauchten Herrn Philipp zum Kaiser des römischen Reiches gesetzlich und feierlich erwählet. Weil aber einige Fürsten der Gerechtigkeit widerstrebet hätten, so wären sie bisher noch nicht versammelt gewesen, um die Angelegenheiten des Reiches zu berathen. Nunmehr aber hätten sie mit ihrem Herrn, dem Könige Philipp, einen feierlichen Hoftag zu Nürnberg gehalten [16], um ihrem Herrn einmüthig, unter Gottes Fügung, gegen alle Störer solche Hülfe zu gewähren, daß Niemand im Reiche und in den Ländern, welche der Bruder desselben im Besitze gehabt hätte, wagen würde, seine Herrschaft abzulehnen [17]. Daher bäten sie den Papst mit Eifer und Ergebenheit, daß er die Hand nicht aufheben möge zur Kränkung der Rechte des Reiches, wie sie denn auch nicht dulden würden, daß das Recht der Kirche von irgend Jemandem vermindert oder verletzet würde. Er, der Papst, möge seine Zustimmung und sein Wohlwollen in reichem Maß ihrem vortrefflichen Herrn zuwenden, und die Ehre und die Vortheile desselben, wo er könne, so zu erheben geruhen, daß nicht die Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit herrschend werde, sondern daß die Falschheit der Wahrheit unterwürfig bleibe. Im Besonderen bäten sie den Papst, daß er ihrem lieben Freunde, dem Getreuen ihres Herrn, des Königes Philipp, Markwald, Markgrafen von Ankona, Herzoge von Ravenna, Verweser des Reiches Sicilien, Seneschal des kaiserlichen Hofes, in den Geschäften ihres Herrn sein apostolisches Wohlwollen beweisen, und wie sie zu seiner Heiligkeit ohnehin vertraueten, den Gegnern desselben keinen Vorschub leisten möchte, da sie zuverlässig in kurzer Zeit mit ihrer ganzen Macht unter Gottes Geleit nach Rom kommen würden, um für ihren Herrn die feierliche Kaiser-Krönung zu erlangen [18].

Die Abgeordneten, welche diese Wechselschreiben überbringen sollten, müssen sich unterweges begegnet sein; und wahrscheinlich ist der päpstliche Abgeordnete, das päpstliche Schreiben nach Teutschland sendend und die teutschen Gesandten begleitend, nach Rom zurück gekehret: denn man findet der Ankunft des Aegidius in Teutschland nicht erwähnet, und wenn man auch eben so wenig findet, daß ein päpstliches Schreiben zu irgend einer Verhandelung Veranlassung gegeben, irgend einen Eindruck gemacht hätte, so berufet sich doch Innocenz etwas später auf dieses Schreiben [19]. Dagegen müssen die Briefe von Philipp und von Philipp's Anhängern den Papst tief gekränket haben; denn diese Kälte, diese Gleichgültigkeit und Geringschätzung, welche sie zu Tage geleget, waren einem Manne, wie Innocenz, in seinem Eifer und seinem Stolze, nothwendig unerträglich. Ein besonderer Umstand indeß milderte seinen Zorn, ehe derselbe zum Ausbruche zu kommen vermochte. In denselben Tagen nämlich, in welchen die Briefe bei dem Papst einliefen, kam der Erzbischof Konrad von Mainz, der Wittelsbacher, aus dem heiligen Lande heimkehrend, nach Rom. Dieser Mann, dem heiligen Stuhl in Noth und Glanz mit gleicher Treue zugethan, unter mannichfaltigem Wechsel der Dinge wohlbewähret, reich an großen Erinnerungen, ehrwürdig durch sein Alter, und auch, wie zu hoffen war, von starkem Einflusse auf das ganze Reich, sowohl wegen seines erzbischöflichen Sitzes, des ersten in Teutschland, als wegen seiner Herkunft und seiner mächtigen Verwandtschaft: dieser Mann stand in sehr hohem Ansehen bei dem Papst. Innocenz hatte die Abwesenheit desselben aus Teutschland unter so schwierigen Verhältnissen längst schmerzlich empfunden. Ehe er seine Schreiben an Otto und die Fürsten des Reiches absandte, hatte er an den Erzbischof Konrad nach dem heiligen Lande geschrieben [20], unverkennbar um denselben zur Rückkehr nach Europa, nach dem Vaterlande, zu bewegen, damit er sich seines Rathes und seines

Beistandes erfreuen möchte. Freilich hatte er keineswegs gewaget, ihn zu dieser Rückkehr aufzufordern, aber sein Wunsch, seine Sehnsucht war deutlich genug ausgesprochen worden. „Als des heiligen Petrus Fischerkahn von den Fluthen umher geworfen ward, und Wind und Wogen sich gegen denselben erhuben, als die Könige und Fürsten der Erde sich wider ihn und Christum [21] gestellet hatten, hast du Dich treu und fest angeklammert und bist bereit gewesen, in den Tod und in das Gefängniß zu gehen, weder des Kaisers Drohung fürchtend, noch Nachstellung und Verbannung. Jetzt haben sich die Fluthen geleget, der Wind ist günstig, das Meer beruhiget, Petrus wandelt ohne Furcht auf den Wellen der See: wer könnte Dich von der Liebe des apostolischen Stuhles trennen? O gewiß, weder Verfolgung noch Schwert, weder Hunger noch irgend Etwas wird Dich losreissen von der Liebe der Kirche, in welcher Du, nach dem Oberhaupte, die erste Stelle einnimst [22].“ Mit diesen und ähnlichen Schmeichelworten beginnend, klaget der Papst über die Entfernung des Erzbischofes, dessen Rathes er bedürfte; er erzählet von der zwiefachen Wahl in Teutschland, von dem Zustande der Dinge, und bittet endlich, Falls er, der Erzbischof, im Morgenlande bleiben müsse, um Zweierlei. Zuerst möge er ihm seine Meinung schriftlich mittheilen, und zweitens möge er allen Unterthanen der Kirche von Mainz, Geistlichen und Weltlichen, den strengen Befehl geben, daß sie Denjenigen als König anzuerkennen hätten, der von dem apostolischen Stuhl anerkannt werden würde. Und ehe dieses Schreiben nach dem Morgenlande gekommen sein konnte, traf der Mann, an welchen es gerichtet war, in Rom ein, zuverlässig dem heiligen Vater zum Trost und zur Freude, doppelt willkommen, da so eben die unwillkommenen Schreiben aus Teutschland eingegangen sein mochten.

Der Papst und der Erzbischof verständigten sich. Was

sie mit einander verabredet haben, ist unbekannt; das aber leidet keinen Zweifel, der Erzbischof Konrad übernahm in Teutschland an der Herstellung der Eintracht zu arbeiten im Sinne des Papstes, und zwar, wie es scheinet, entweder, den Einen der beiden Könige, den König Philipp nämlich, zum Rücktritte vom Reiche zu nöthigen, oder beide Könige zu der Verzichtleistung auf die Krone zu vermögen, damit eine neue Wahl vorgenommen werden könnte, oder endlich, wenn auch dieser Versuch mißlänge, wenigstens einen Waffen-Stillstand zwischen beiden Parteien auf fünf Jahre zu bewirken [23]; und eben so wenig leidet es einen Zweifel, der Erzbischof versprach dem Papste vor den versammelten Cardinälen, kein Abkommen entschieden einzugehen, ohne zuvor ihn, den Papst, benachrichtiget und die Erklärung desselben eingeholet zu haben [24]. Ehe nun der Erzbischof nach Teutschland abreisete, um seinen großen Auftrag zu erfüllen, sandte der Papst, gleichsam das Werk vorbereitend, eine Antwort an die teutschen Fürsten voraus, die Philipp anerkannt und in Rom angekündiget hatten [25]; dem Könige Philipp selbst antwortete er nicht, wie denn auch das Schreiben desselben kaum einer Antwort zu bedürfen schien. Und jene Antwort war weit milder, als man sie hätte erwarten mögen. Innocenz hob die Punkte, welche die Fürsten ihm vorgetragen hatten, scharf hervor und stellte sie ihnen trocken vor die Augen. Wegen der Meisten berief er sich auf sein früheres Schreiben, das seinen Schmerz über die Zwietracht im Reiche laut ausgesprochen hätte. Indeß füget er Folgendes hinzu. „Wir haben allerdings über die Verdienste der Gewählten und die Gesinnung der Wählenden Erkundigungen eingezogen, nämlich darüber, wer und welcher gewählet, wie, wo und von wem er gekrönet worden, damit wir nicht ganz unwissend sein möchten, wenn Einem die apostolische Zustimmung zuzuwenden sein würde. Es hat aber einige verderbliche Menschen gegeben und es giebt noch viele,

welche die Kirche und das Reich in beständiger Zwietracht zu erblicken wünschen, damit sie ungerechte Bestrebungen desto freier verfolgen können; Menschen, welche lügenhaft vorgeben, daß wir nichtswürdiger Weise auf die Verminderung und Vernichtung des Reiches hinarbeiten, da wir doch nur die Erhaltung und Förderung desselben nachdrücklich erstreben. Denn wenn gleich einige Kaiser die Kirche furchtbar gekränket haben, so haben doch auch andere sie mannichfach geehret. Und wollte Gott, daß die Rechte der Kirche uns so unverletzet bewahret wären, als wir die Rechte des Reiches unbekümmert bewahret wissen wollen. Da aber die kaiserliche Krone von dem römischen Bischofe zu ertheilen ist, so werden wir Denjenigen, der zuerst herkömmlich gewählet und zuerst gesetzlich gekrönet worden ist, gern zum Empfange der Krone einladen, und ihm die Krönung feierlich ertheilen.» Und aus diesen Worten ging ja wohl deutlich genug hervor, zu welchem König er hielt, der Papst. Dagegen sprach er einen harten Tadel aus über die Forderung, welche die Fürsten ihm wegen des Markgrafen Markwald gestellet hatten. Das, sagte er, sei keiner Antwort werth. Wenn Diejenigen, die Solches geschrieben, die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit dieses Mannes gekannt hätten: sie würden nicht für ihn, sondern gegen ihn gebeten haben. Drei Male habe derselbe den Eid gebrochen, den er ihm geschworen. Gegen den Eid der Treue und der Huldigung, welchen er dem Könige Friedrich von Sicilien geleistet, habe er dieses Reich, das unbezweifelt zu dem Recht und dem Eigenthume des apostolischen Stuhles gehöre [26], ihm, dem Papst und dem Könige Friedrich zu entreissen gesuchet; denn er wisse zuverlässig, daß er sich selbst zum Könige zu machen vorhabe. Deßwegen habe er ihn mit den Ketten des Bannes belastet.

Diesem Briefe folgte der Erzbischof Konrad, von dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat begleitet, nach Teutschland. Hier aber entsprach derselbe den Erwartungen des Pap-

stes keineswegs. Sei es, daß Konrad durch Alter, Anstrengungen und Leiden die früheren Kräfte verloren hatte, sei es, daß er bei dem Anblicke der Dinge in Teutschland zu der Ueberzeugung kam, der Papst werde nimmer durchdringen mit seinen Entwürfen für Otto, oder sei es, daß die Erwägung der Stellung seines Hauses zu dem Welfen und zu dem Waiblinger ihn bedenklich machte: er scheinet zwar an der Beilegung des Zwistes redlich gearbeitet zu haben, aber er scheinet weder mit Entschlossenheit noch mit Nachdruck aufgetreten zu sein. Ja, er scheinet selbst wenig hinter sich gesehen, den Papst und den päpstlichen Stuhl wenig beachtet zu haben, so daß der Verdacht entstand, er sei von Philipp, oder für Philipp gewonnen worden. Zwar gelang ihm, zwischen den Fürsten beider Parteien in den Ländern am Rhein einen Waffen-Stillstand zu vermitteln, welcher bis in den Monat November dauern, daß in der Zwischenzeit eine Zusammenkunft geistlicher und weltlicher Fürsten beider Parteien unter seinem Vorsitze zu Boppard Statt finden sollte, nach deren Ausspruch sich die feindlichen Könige zu richten hätten [27]. Aber mit diesen Bestimmungen wurde wenig gewonnen. Der Waffen-Stillstand wurde von den übrigen Fürsten des Reiches, er ward im Besonderen von den Fürsten in Sachsen und Thüringen nicht anerkannt. Der Krieg ging also fort in alter, krauser und schleichender Weise, und bot den Leidenschaften fortwährend eine zähe Nahrung dar. Daher war voraus zu sehen, daß die Berathung zu Boppard, wenn sie auch zu Stande kommen möchte, keinen Erfolg haben könnte, weil der König, zu dessen Nachtheil etwa die Entscheidung erfolgte, diese Entscheidung zuverlässig verwerfen würde. Aber der Erzbischof hatte sich auch selbst durch die Verabredung der Zusammenkunft gegen den Papst in einen bedenklichen Widerspruch gebracht. Er hatte dem Papste versprochen, daß er Nichts verabschieden wollte, ohne zuvor die Meinung desselben einzuholen;

und doch war festgesetzet, daß der Ausspruch der zu Boppard versammelten Fürsten als eine endliche Entscheidung anerkannt und geltend gemacht werden sollte. Es war also auch voraus zu sehen, daß Innocenz der Dritte sich gegen jede Entscheidung erheben würde, sie mochte in seinem Sinn ausfallen oder nicht [28].

Dennoch und eben deßwegen blieben die beiden Könige, Philipp und Otto, nicht gleichgültig bei dem Gedanken an die Versammlung zu Boppard. Sie sahen voraus, daß hier ein Knoten geschlungen werden könnte, der eben so schwer zu zerhauen als aufzulösen sein würde. Philipp scheinet nicht geglaubet zu haben, daß der Ausspruch selbst gegen ihn gerichtet werden könnte; aber er fürchtete, daß der Zorn, die Mittel und die Künste des Papstes die Geltendmachung eines Spruches zu seinem Vortheile schwer, vielleicht unmöglich machen möchten. Otto war besorget, daß der Spruch zu seinem Nachtheile fallen möchte, wenn nicht der Papst durch ein rasches Einschreiten die drohende Gefahr von seinem Haupte hinweg wendete. Beide Könige wandten sich daher von Neuem an den heiligen Vater. Philipp, seiner Ueberlegenheit vertrauend, schrieb nicht, sondern sandte zwei vertrauete Männer, seine beiden Capellane, Friedrich und Johannes, mit mündlichen Aufträgen nach Rom, und bat nur den Papst, diesen Männern ein geneigtes Ohr zu leihen, und ihren Worten vollen Glauben zu schenken, als vernähme er sie aus seinem eigenen Munde. Die Aufträge selbst sind unbekannt; wahrscheinlich aber ist, bei Philipp's Vertrauen zu seiner Uebermacht, daß sie dem Papst zum Voraus für die Entscheidung gewinnen sollten, welche durch die Mehrheit der Stimmen zu Boppard gewonnen werden würde [29]. Otto dagegen schickte nicht nur eine Gesandtschaft an den heiligen Vater, sondern er schrieb ihm auch ausführlich über die Wichtigkeit des Augenblickes und nicht ohne Aengstlichkeit [30]. Zwar versichert er im Allgemeinen, ohne Zweifel um seinen

Anhängern in möglichen Fällen nicht zu mißfallen, daß er, seit er die Krone des Reiches erhalten habe, niemals stärker gewesen sei, und daß auch seine Fürsten und Barone niemals mit mehr Treue zu ihm gehalten hätten, als eben jetzt; zwar bemerket er, in Beziehung auf den verabredeten Tag von Boppard, daß er in die Treue und Ergebenheit der Fürsten, welche von seiner Seite jenem Tage beiwohnen würden, und unter denselben stehet der Erzbischof von Cöln Allen voran, nicht den geringsten Zweifel setze, und daß er auch zu dem größten Theile der Fürsten, welche von Seiten seines Gegners erscheinen sollten, ein gutes Vertrauen habe: „Dennoch, setzet er hinzu, halten wir es für besser, daß Ihr bei Zeiten zu Hülfe kommet, als daß Ihr später die Wunde zu heilen suchet. Dem Kranken mag der Arzt helfen; aus dem Grabe kann er Niemand erwecken. Deßwegen bitten wir Euere Heiligkeit ehrerbietig und inständig, allen jenen Fürsten, welche sich nach Boppard begeben sollen, und allen Anderen, die sich bei der Verhandelung einfinden könnten, durch Euere von Gott verliehene Macht, unter Androhung der Strafe, die Euch zu verhängen zustehet, zu befehlen, daß sie unsere Sache fördern, uns anhängen, und Teutschland's Krone, welche uns rechtmäßiger Weise von dem, welchem es gebührte, und da, wo sich's gebührte, aufgesetzet worden ist, vertheidigen, erhalten und mit allen Kräften unterstützen sollen.“ Er fügte noch die Bitte um Beschleunigung hinzu, weil er seinen Abgeordneten Befehl gegeben habe, daß sie acht Tage vor dem Tage zu Boppard wieder bei ihm eintreffen müßten. Auch legte er, mit seiner Bestätigung, Urkunden bei, in welchen die Verträge enthalten waren, die seine früheren Abgeordneten mit dem Papst abgeschlossen hatten. Was nun auch in diesen Verträgen ausgemacht gewesen sein mag: Otto versprach, dieselbe auf das Getreueste zu halten und zu erfüllen [31].

Es kann nicht anders sein, Innocenz ist durch die zwie-

fache Botschaft um so mehr betreten gewesen, da er von dem Erzbischofe von Mainz, seinem Bevollmächtigten, gar keine Nachricht erhalten hatte, und deßwegen irre werden mochte an der Gesinnung dieses alten Freundes des apostolischen Stuhles. Auf Philipp's Anträge einzugehen, von welcher Art sie gewesen sein mögen, widerstand seinen Entwürfen und Gefühlen; eine Nothwendigkeit aber, welcher auch der Gewaltigste nachgeben muß, war noch nicht vorhanden. Otto's ungestüme Bitte zu erfüllen, war ihm gleichfalls unmöglich. Wie hätte er, gleich einem Löwen, mit der Klaue zufahren können, da er ja nicht ein Mal wußte, ob, was er fassen sollte, erreichbar sei. Aber mit dem vormaligen Stillschweigen war es jetzt auch nicht mehr gethan. Also sprach er sich aus, jedoch keineswegs auf eine solche Weise, daß ihm keine Wendung, weder zur Rechten noch zur Linken, übrig geblieben wäre.

Zuvörderst ließ er Philipp's Gesandte in einer Versammlung der Cardinäle vor sich erscheinen. Er hielt an dieselben eine Rede, welche in unseren Tagen als eitele, wunderliche Rednerei erscheinen möchte, in jenen Zeiten des Glaubens aber, des Festhaltens an dem Ueberlieferten und unklarer Begriffe, doch wohl einen tiefen Eindruck gemacht hat[32]. Der eigentliche und letzte Sinn dieser Rede war, Philipp's Anträge abzuweisen; der nächste aber, zu zeigen, daß das Priesterthum höher stehe, als das Königthum, daß deßwegen das Königthum dem Priesterthume sich nicht widersetzen dürfe, und daß, wenn das Königthum dennoch Zwietracht errege, dasselbe nothwendig vor dem Priesterthume zu Schanden werden müsse. Daraus sollte die Folgerung gezogen werden, die er jedoch nicht selbst aussprach, daß ihm, dem obersten Priester, allerdings die Entscheidung in der Sache der streitenden Könige gebühre, und daß er unmöglich sich für einen Fürsten erklären könne, der selbst, dessen ganzes Haus sich gegen das Priesterthum gestellet, sich über das Priesterthum zu erheben, ja das Priester-

thum zu unterdrücken gesuchet hätte. Seine Behauptungen aber stützet er lediglich auf die heilige Schrift. Er beginnt mit Melchisedech. „Dieser, sagt er, war König und Priester, König zu Salem, Priester des Allerhöchsten, König des Staates, Priester der Gottheit. Wenn nun ein Unterschied ist zwischen dem Staat und der Gottheit, so ist gewiß auch ein Unterschied zwischen dem Königthum und dem Priesterthum. Als Abraham von der Schlacht mit Königen zurück kam, gab er dem Melchisedech den Zehenten von Allerlei; Melchisedech segnete den Abraham und trug Brod und Wein hervor: denn er war ein Priester des Allerhöchsten. Nun ist aber von höherer Würde, der den Zehenten empfängt, als der den Zehenten giebt, und wer gesegnet wird, stehet niedriger, als wer segnet.“ Und nach diesem Beginne steiget Innocenz hinauf bis zu Abel, und herab bis zu dem getheilten jüdischen Reiche, bis zu der babylonischen Gefangenschaft der Juden, nicht ohne tüchtige Sprünge. Ueberall werde der Priester von dem Herrn über die Könige gesetzet. Die Priester, heisset es, würden Götter genannt, die Könige nur Fürsten. Die Lippen des Priesters, sage der Prophet, hüten die Wissenschaft, und das Gesetz wird von seinem Munde gefordert; denn er ist ein Bote des Herrn der Heerscharen. Auch wird das große Wort des Heilandes nicht vergessen: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen; was Du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein; denn dieses Wort beweise ja, daß die Fürsten nur Gewalt auf Erden, den Priestern aber auch Gewalt gegeben ist im Himmel, daß Jene nur über den Leib gebieten, Diese aber auch über die Seele. Und daraus folge, daß, wie viel die Seele mehr ist als der Leib, so viel die Würde des Priesterthumes höher stehe, als die Würde des Königthumes. Endlich kommt der Redner auch zu den Zeiten des neuen Bundes; hier aber suchet er seine Beispiele nicht in

alten Tagen, sondern bleibet, gewiß nicht ohne Bitterkeit, bei dem Hause der Hohenstaufen stehen. „Das Königthum und das Priesterthum, sagt er, waren beide getheilet zu der Zeit des Papstes Innocenz und des Königes Lothar. Gegen Innocenz drängte sich Anaklet ein, gegen Lothar Konrad. Aber die beiden katholischen Männer, Innocenz und Lothar, siegten ob: denn Innocenz krönte den Lothar, und die beiden Abtrünnigen unterlagen: denn die Wahrheit sieget über die Lüge. Hierauf entstand eine Trennung in der Kirche zu der Zeit Alexander's, während das Reich einig blieb zu der Zeit Friedrich's. Aber dieser Kaiser, nicht der Vertheidiger, sondern der Verfolger der Kirche, schürte die Trennung und förderte die Abtrünnigen. Bald jedoch ging die Trennung mit den Abtrünnigen zu Grunde, und der Zunder und die Schürer wurden zusammen geworfen [33]. Jetzt aber bestehet die Kirche durch Gottes Gnade in Einigkeit; das Reich ist, wegen unserer Sünde, gespalten. Die Kirche jedoch vergilt dem Reiche nicht, was dasselbe an ihr gethan hat. Sie empfindet besonders darüber Schmerz und Kummer, daß Fürsten die Schmach desselben sich zum Ruhme gerechnet haben, und Freiheit und Würde zur Seite werfend, die Schandbarkeit zur Ehre. Aber schon längst hätte man sich an den apostolischen Stuhl wenden sollen, vor welchen jene Sache zuerst und zuletzt [34] unläugbar gehöret: zuerst, weil der apostolische Stuhl das Kaiserthum vom Morgenland auf das Abend übertragen hat; zuletzt, weil er die kaiserliche Krone ertheilet.“ Und in diesen Worten hatten Philipp's Gesandte zum Voraus die Antwort, die keine Antwort war, erhalten, die er ihnen jedoch auch noch besonders zu ertheilen versprach.

Zugleich erließ er eine neue Zuschrift an die sämmtlichen, sowohl geistlichen, als weltlichen Fürsten Teutschland's, in ähnlicher Weise, in gleichem Sinn. In derselben suchet er darzuthun, daß zwischen dem Priesterthum und dem Königthum

Eintracht bestehen solle und müsse, schildert den Segen dieser Eintracht und den Fluch dieses Zwistes grell, aber wahr, fordert auf zur Einigkeit, und spricht, wie in seinem früheren Schreiben, zum Schlusse die Drohung aus, daß er nicht unterlassen würde einzuschreiten, Falls sie beharreten in dem Streite [35].

Endlich schrieb er an den Erzbischof Konrad von Mainz, nicht ohne Empfindlichkeit. Er erinnert denselben an das Versprechen, welches er ihm mündlich gegeben, und bezeuget ihm seine große Verwunderung darüber, daß er eine Zusammenkunft geistlicher und weltlicher Fürsten habe ansetzen mögen, deren Entscheidung von allen Fürsten beobachtet werden solle, ohne zuvor seine Zustimmung einzuholen, ohne ihm nur die geringste Nachricht zu geben. Er schicke daher seinen geliebten Sohn Aegidius, seinen Akoluthen, zunächst zu ihm, alsdann zu anderen Fürsten. Von demselben, und aus seinem Schreiben an die sämmtlichen Fürsten möge er seinen Willen vernehmen und seinen Rath. „Da Du aber, setzet er hinzu, meine ganze Absicht kennest, so fordere ich Dich auf und ermahne Dich in dem Herrn, daß Du meinen Wünschen nachkommest, und Dich so benehmest, daß Nichts gegen den gemeinschaftlichen Nutzen der Kirche und des Reiches unternommen werde. Bemühe Dich, meine Vorschläge nachdrücklich zu erfüllen. Beweise auch jetzt noch in Deinem Alter denselben Eifer, den Du in Deiner Jugend, in den Tagen meiner Vorfahren, für die Ehre der Kirche bewiesen. Wie Du bisher pflichtmäßig für dieselbe gekämpfet hast, so bemühe Dich für und für, den Lauf des Kampfes lobwürdig zu vollenden, damit Du in Zuversicht mit dem Apostel ausrufen mögest: ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben gehalten; hinfort ist mir beigeleget die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, verleihen wird [36].» Und von diesem

Allen gab er ohne Zweifel dem Könige Otto Nachricht durch die rückkehrenden Gesandten, mit welchen er nur im Geheimen verhandelt zu haben scheinet, welchen er aber auch wohl im Geheimen Aufträge gegeben hat, wie zu seiner Entschuldigung, so zu des Königes Ermunterung.

Wieviel nun diese Bemühungen des Papstes auf die teutschen Fürsten gewirket haben mögen, ist nicht zu sagen; der Tag zu Boppard aber ging erfolglos vorüber. Viele Fürsten blieben aus; der König Philipp blieb hinweg; der König Otto, von dem Markgrafen Bonifacius von Montferrat eingeladen, sich nach Boppard zu begeben, verwarf zum Voraus das Gericht, wenigstens jeglichen Ausspruch, der gegen ihn gegeben werden möchte. „Er würde es, erklärte er, für eine Schande halten, unter irgend einer Bedingung dem Reiche zu entsagen, da er in gesetzlicher Weise zum Könige geweihet worden sei[37].“ Die Fürsten daher, welche sich eingefunden hatten, verließen Boppard allzumal unverrichteter Dinge. Zwar folgte der Erzbischof Konrad von Mainz dem Erzbischof Adolf nach Cöln, um noch ein Mal zu versuchen, ob die Unterhandlung fortgesetzet werden möchte. Da aber auch dieser Versuch mißlang, so gab auch er das Bestreben auf, eine Ausgleichung in Teutschland zu Stande zu bringen, um einen anderen Auftrag des Papstes in einem anderen Lande auszuführen. Also blieben die Dinge, wie sie gewesen; das alte Getreibe mit den Waffen und dem Worte ging weiter, verworren und verderblich, tief in das folgende Jahr zwölf Hundert hinein. Einzelnes ist kaum bekannt, das Bekannte kaum verständlich, das Verständliche weder belehrend, noch von einigem Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Nach der Mitte des Jahres indeß trat ein Ereigniß ein, welches allerdings geeignet zu sein schien, eine entscheidende Wendung herbei zu führen.

Siebentes Capitel.

Zwiespältige Wahl zu Mainz. Fortgang des Streites zwischen Philipp und Otto. Des Papstes Entscheidung für Otto.

J. 1200 — 1201.

Vor vier Jahren war in Ungarn der König Bela der Dritte gestorben, bevor er das Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen im Stande gewesen war. Seinem ältesten Sohne Emerich hatte er das Reich hinterlassen, dem jüngeren Sohne hingegen, Andreas, das Gelübde der Kreuzfahrt und das nöthige Geld zu der Ausführung des frommen Werkes. Andreas aber, ein verwegener Jüngling, die Seele weniger dem Himmel zugekehret als den Herrlichkeiten der Erde, verwandte das Geld zur Ausrüstung einer kriegerischen Macht, mit welcher er seinem Bruder einen Theil des Reiches abzutrotzen gedachte. Also war zwischen den beiden Brüdern ein Kampf entstanden, welcher, mannichfaltig wechselnd, die Jahre gefüllet hatte, bis endlich Andreas gezwungen worden war, das Reich zu verlassen. Er hatte sich nach Wien gewendet, um bei dem Herzoge Leopold von Oesterreich Zuflucht und Hülfe zu suchen, aber eben dadurch hatte er die Waffen des Siegers, seines Bruders, über Ungarns Grenze heraus, auf das österreichische

Gebiet gelocket, während in Ungarn Stoff zu neuen Unruhen und Zwisten zurück geblieben war. Diesen Zustand der Dinge fand der Papst Innocenz bedenklich. Er konnte die verworrenen Verhältnisse in Teutschland noch mehr verwirren; aber er konnte auch einem neuen Kreuzzuge, welchen er, der Papst, zu betreiben eifrig fortfuhr, und für welchen schon viele Menschen, besonders in Frankreich, gewonnen waren, nachtheilig werden, wenn anders die Fahrt fortan, wie in früheren Tagen, durch Ungarn genommen werden sollte. Deßwegen hatte er dem Erzbischofe von Mainz, bei desselben Aufenthalt in Rom, den Auftrag gegeben, nach der Beruhigung Teutschlands, auch die Beilegung dieser Händel zu versuchen. Konrad ging nach Ungarn, da in Teutschland, wenigstens für den Augenblick, Nichts mehr zu thun war. Und in Ungarn hatte er sich eines besseren Erfolges zu erfreuen. Er versöhnte leicht die feindlichen Brüder; leicht brachte er sie Beide zu dem Gelübde, daß sie das neue Kreuzheer nach dem heiligen Lande begleiten, und zu dem Versprechen, daß sie, für die Zeit ihrer Abwesenheit, die Verwaltung des ungarischen Reiches dem Herzoge Leopold von Oesterreich übertragen wollten. Mit einer solchen Genugthuung kehrte der ehrwürdige Priester über die Gränze zurück; und kaum war er herüber, so nahmen die beiden Brüder, trotz ihres Gelübdes und ihres Versprechens, die alten Streitigkeiten wieder auf, vielleicht um so unbedenklicher, da der Erzbischof auch den Herzog Leopold zu der Annahme des Kreuzes zu bewegen wußte. Er selbst aber, der Erzbischof Konrad, sah seinen Sitz nicht wieder, und vielleicht zu seiner Freude [1]. Zu Passau nahm er Abschied vom Leben.

Kaum war die Leiche, wie es scheinet, im Monate September zu Mainz angekommen, und in Gegenwart des Königes Philipp feierlich bestattet worden, so offenbarte sich gleichsam über dem Grabe dieselbe unglückliche Spaltung, die durch das

ganze Reich ging, alle Sprengel, alle Gaue, Paläste und Hütten durchdringend. Es erfolgte eine doppelte Wahl zu dem erhabenen erzbischöflichen Sitze, dem ersten im Reiche der Teutschen. Diejenigen, welche dem Könige Philipp anhingen oder durch Philipp's Nähe und Macht eingeschüchtert waren, erklärten sich für den Bischof von Worms, Lupold von Schönfeld. Dieser Bischof war ein stattlicher Herr, mit schönen Eigenschaften des Geistes und des Körpers wohl ausgerüstet; aber er war auch ein harter Mann, voll von Trotz und Verachtung, mehr zum Schwerte geneiget als zum Evangelium, im Kriege schonungslos, im Frieden gleichgültig. Zu Heinrich's des Sechsten Grausamkeiten in Apulien hatte er bereitwillig die Hand geboten, und glaubte dadurch auf die Gunst, die Philipp ihm gewährte, gerechten Anspruch zu haben. Aber nicht Allen schien er des erzbischöflichen Stuhles würdig. Deßwegen verließen Einige der Herren des Stiftes, jedoch nur eine kleine Anzahl, weil in Philipp's Gegenwart die Wahl nicht frei sei, die Stadt Mainz, und begaben sich nach Bingen [2]. Einige Vassallen der Kirche von Mainz begleiteten sie; ein Theil der Bürger der Stadt folgte ihnen nach. In Bingen wählten sie den Propst der Kirche des heiligen Petrus zu Mainz, Sifrid oder Sigefrid, sei es, daß sie zu diesem frommen Manne, oder zu dem ihnen wohlbekannten Geschlechte Eppstein, aus welchem er stammte, ein besonderes Vertrauen hatten, sei es, daß sich kein Anderer fand, auf welchen sie ihre Wahl hätten richten können. Auf die Nachricht von dieser Wahl aber zog Lupold mit kriegerischen Scharen nach Bingen, um den Gegner mit seinem ganzen Anhange zu überfallen und zu fangen. Der Anschlag jedoch mißlang. Sifrid gerieth zwar in Gefahr, aber rettete sich glücklich durch die Flucht und begab sich zu dem Könige Otto. Und Otto nahm ihn freundlich auf, und wie Philipp den Lupold, so ertheilte er dem Sifrid die Belehnung mit den Regalien

des Erzbisthumes Mainz. Bald vermochte auch Sifrid, durch Otto mit der nöthigen Mannschaft ausgerüstet, nach Bingen zurück zu kehren. Er bemächtigte sich dieses Ortes mit den Waffen, und Viele von Lupold's Anhängern geriethen in seine Gefangenschaft.

Zu derselben Zeit, da dieser Vorgang Statt fand, schien der Papst Innocenz sich um die Angelegenheiten Teutschland's wenig zu bekümmern. Seit die Gefahr, welche dem Könige Otto in dem Tage von Boppard gedrohet hatte, glücklich vorüber gegangen war, hatte er kaum Etwas gethan von einiger Bedeutung. Und in der That konnte er nicht mehr fortgehen in der bisherigen Weise. Seine Ermahnungen waren erschöpfet; seine Drohungen würden verlachet worden sein, wenn er sie noch ein Mal hätte wiederholen wollen: zur Erfüllung aber mußte die Gelegenheit abgewartet werden. Inzwischen zeigte sich in der Zeit, welche zwischen dem Tage von Boppard und der zwiespältigen Wahl von Mainz verlief, mehr als ein Jahr, daß Otto's Sache, wenn sie auch nicht gedieh, doch keineswegs zurück ging, daß er selbst, obgleich an Mitteln ärmer als zuvor, auch unter dem Wanken seiner Anhänger, nicht verloren gab, und daß er im Kriege die frühere Macht behauptete, den einen Fürsten verlierend, den anderen gewinnend. Also war keine Veranlassung vorhanden, ihn aufzugeben. Inzwischen machte aber auch Innocenz eine neue große Erfahrung von der Stärke seiner Macht und von der Wirksamkeit seiner Mittel, so daß er wohl das Vertrauen fassen mußte, seine endliche Entscheidung werde nirgends mit Verachtung, nirgends mit Gleichgültigkeit vernommen werden.

Der Papst hatte, wie erzählet worden ist [3], einen Legaten nach Frankreich gesendet, um dem König Philipp August anzukündigen, daß, wenn er nicht vor dem Ablauf eines Monates seine zweite Gemahlin Agnes von sich entfernte, und die erste, rechtmäßige, verstoßene Gemahlin Ingeburg wieder

zu sich nehme, um sie als Königin und Ehefrau zu ehren und zu halten, das ganze Reich mit dem Interdicte beleget werden sollte. Es war aber bei der Drohung geblieben. Der König hatte sich nicht um dieselbe bekümmert, die Prälaten hatten sie nicht beobachtet, der Legat hatte seine Befehle nicht vollzogen. Innocenz ließ die Sache um so lieber hingehen, da der Legat doch durch die Vermittelung eines Waffen-Stillstandes zwischen den Königen von Frankreich und von England seine Sendung zu rechtfertigen vermochte. Im Herbste des Jahres eilf Hundert neun und neunzig aber, nachdem der König Richard von England gestorben, nachdem der König von Frankreich für die Sache des Hohenstaufen Philipp bei dem Papste selbst aufgetreten, als hierauf der Versuch des Erzbischofes von Mainz, eine Ausgleichung zu bewirken, mißlungen war, und Otto's des Welfen Sache durch Alles Dieses von mannichfachen Nachtheilen bedrohet zu sein schien: nunmehr nahm er die Sache wieder auf. Und er wußte sein bisheriges Zögern ebenso priesterlich zu entschuldigen, als seinen plötzlichen Eifer zu rechtfertigen. Mit einem salbungsreichen Schreiben an die gesammte Geistlichkeit in Frankreich leitete er die Erneuerung oder Fortsetzung seines Verfahrens ein. „Der Geist in uns, sagt er, bebet vor Kummer, das Herz zittert vor Schmerz. Wir fürchten in der Ehe-Sache unseres in Christo geliebten Sohnes, Philipp's des Königes der Franzosen, zur Rechten oder zur Linken abzuweichen, und dadurch den Schein zu erregen, als suchten wir mehr, denn Gottes, eines Menschen Gunst. Und wiederum sind wir ängstlich, gerades Weges gegen den König vorzuschreiten, da wir, bei unserer großen Liebe und Gnade zu ihm, uns selbst in ihm zu kränken glauben [4].“ Nach langen Reden in dieser Weise erfolget der Befehl, den König zu bitten, zu ermahnen, zu drängen, daß er endlich von der Sünde ablassen und zu der Tugend zurückkehren möge, weil sonst nunmehr das Interdict unverzüglich

ausgesprochen werden würde. Und da Philipp jetzt, wie zuvor, auf seinem Sinne beharrte, und weder auf Ermahnungen hörte, noch auf Warnungen, leicht über Alles getröstet durch die Liebe seiner Agnes: so berief der päpstliche Legat auf den Sechsten Decembers ein Concilium nach Dijon. In dieser Versammlung sprach er das Interdict aus. Im Anfange des neuen Jahres wurde dasselbe öffentlich bekannt gemacht, und mit wenigen Ausnahmen in ganz Frankreich zur Ausführung gebracht: denn die Geistlichen allzumal fürchteten den Zorn des gewaltigen Papstes und gehorchten mit Angst und Zittern. Ein Bannfluch aber erfolgte nicht, wie er denn auch nicht angedrohet war, weder gegen den König, noch gegen desselben zweite Gemahlin, weder gegen die Schürer und Pfleger des Unheiles, die kirrenden und zischelnden Höflinge, noch gegen irgend Jemand. So wäre Gregor der Siebente nicht verfahren; er hätte den Einen Schuldigen niedergeworfen mit seinem Blitz und des Volkes geschonet. Innocenz schonte den Schuldigen und trug kein Bedenken, über das ganze Volk ein unaussprechliches Unglück zu bringen [5]. Denn das ganze Leben dieser Zeit stand auf der Religion und war durchzogen mit religiosen Widmungen. Unter religiosen Bräuchen trat nicht nur der Mensch in die Welt, und unter religiosen Bräuchen ging er nicht nur hinüber in die Ewigkeit [6], sondern alle Tage der Lust fanden in derselben ihren Halt, und alle Tage der Noth ihren Trost. Die Aufhebung des öffentlichen religiosen Lebens war einer Vernichtung des Bodens gleich, auf welchem die Menschen standen. Mit der religiosen Feier verschwand jegliche Freude. Frankreich glich einem großen Trauerhause, und das Licht der Sonne erhellte nicht mehr den Tag. Philipp August, der König, mochte erschrecken vor solcher Wirkung; aber seine Leidenschaft war zu groß, und der Blick auf seine unglückliche schwangere Agnes erfüllte seine Seele mit dem wüthendsten Zorn gegen die Welt der Priester, die so unermeßlichen Jam-

mer erzeugten. In seiner wilden Leidenschaft verübte er arge Gewaltthätigkeiten an den Geistlichen seines Reiches, welche doch nicht Urheber, sondern nur Werkzeuge des Priesters in Rom waren. Und bald beschränkte er seine Gewaltthätigkeiten nicht auf die Geistlichen allein: sie dehnte sich auch auf die weltlichen Vasallen aus, auf Hohe und Niedere, ja auf die Bürger der Städte und die untersten Menschen. Denn alle schienen ihm Mitschuldige des Papstes, weil Alle in Trauer waren über das Unglück, das auf Frankreich lag, das er über Frankreich gebracht zu haben schien. Eine solche Wuth aber mußte sich bald matt rasen. Der König fand keine Diener seines Willens mehr, keine Werkzeuge seiner Launen. Er selbst war unglücklich, und höchst unglücklich war die Frau seiner Liebe. Ehe acht Monde abgelaufen waren, gab Philipp August den Kampf wenigstens scheinbar auf. Da alle Versuche, den Papst zu gewinnen, fehl schlugen, so beugte er sich vor dem eisernen Willen des gewaltigen Priesters, dessen Hand so schwer auf ihm war. Die zweite Gemahlin ward entfernet, um bald, von Herzeleid und Jammer gebrochen, in die Grube zu fahren, die erste ward als Königin an Philipp's Hof gebracht. Wenn er selbst, der König, auch des alten störrischen Sinnes nicht Meister werden konnte, sondern sich bald nach dieser Seite drehete und bald nach jener, so mußte er sich doch für den Augenblick zum Bekenntnisse Alles dessen verstehen, was der Papst von ihm verlangte. Das aber blieb fern von ihm, was sich durch keine Macht erzwingen lässet, Zuneigung und Liebe.

Nun mag auch bei diesen Vorgängen, wie früher bei dem ersten Auftreten des Papstes in der Ehe-Sache des Königes von Frankreich ungewiß bleiben, ob derselbe, wie er versichert, lediglich aus apostolischer Pflicht gehandelt, oder ob er bei seinem Verfahren nicht auch den Blick auf die Verhältnisse in Teutschland gerichtet habe, und auf seine Stellung zu dem Hause der Hohenstaufen. Wenn man jedoch die vorhergehende

Zögerung des Papstes in dieser Angelegenheit bedenket, als hätte er seine Befehle selbst vergessen, und alsdann sein plötzliches Wieder-Auftreten ohne eine besondere Veranlassung, aus der Angelegenheit selbst hervor gegangen, und wenn man den Zustand der Dinge in Teutschland in dem Augenblick erwäget, in welchem er von Neuem auftrat: so ist es auch dieses Mal schwer, den Gedanken von sich entfernet zu halten, daß er in dem Sieg über den König von Frankreich auch einen Sieg über Philipp den Hohenstaufen zu erkämpfen, und die teutschen Fürsten, die zu Philipp zu halten vorgaben, durch Frankreich's Unglück zu erschüttern gehofft habe. Ueberhaupt hingen die Handlungen eines solchen Mannes zusammen; vereinzelt war Nichts; bei Allem hatte er Eins im Auge. Otto's, des Welfen, Sache aber lag ihm ohne Zweifel mehr am Herzen, als die Sache der verstoßenen Königin Ingeburg. Ueber die Mißhandelung dieser Fürstin war schon eine Reihe von Jahren hinweg gelaufen; sie hatte im Gebet und Ergebung Trost gefunden; sie konnte nur über die Entwürdigung einer anderen, nicht minder schuldlosen, Frau hinweg ihrem Gemahl wieder aufgedrungen werden, und schwerlich mochte sie an der Seite desselben ein erträglicheres Leben erwarten, als sie in der Einsamkeit des Klosters gefunden hatte; die Ehre und das Ansehen des heiligen Stuhles endlich schien auch nicht in Gefahr zu kommen, da alle Härten, Ungerechtigkeiten und Gräuel eben so wenig von demselben gerächet als verhütet werden konnten. Der Ausgang des Streites in Teutschland dagegen schien nicht ohne Folgen bleiben zu können für die ganze christliche Welt. Siegte der Hohenstaufe ob, so kam, nach des Papstes Ansicht, der apostolische Stuhl in Gefahr; wenn auch der Sitz des Apostels Nichts zu fürchten hatte: für die Entwürfe Innocenz des Dritten war, nach aller menschlichen Berechnung, die Gefahr jedes Falles sehr groß. Und in des Papstes Augen waren seine eigenen Entwürfe, der apostolische Sitz und das Heil

der Kirche ohne Zweifel Eins und Dasselbe. Wenn hingegen Philipp vom Reiche entfernet werden sollte, so konnte, nach der Lage der Dinge, nur durch Otto eine große Erschütterung abgewendet werden. Wie aber auch diese Verhältnisse beurtheilet werden mögen: die Ereignisse in Frankreich waren wohl geeignet, den Papst mit einem stolzen Vertrauen zu erfüllen, und ihn zu der Ueberzeugung zu bringen, vor seiner Macht, in dem Glauben der Menschen dieser Zeit begründet, vermöge kein Widersacher zu bestehen.

Und zu derselben Zeit, da Innocenz zu diesem Vertrauen und zu dieser Ueberzeugung gelanget sein mochte, traf bei ihm die Nachricht ein von der zwiespältigen Wahl zu dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz. Diese Wahl schien einen neuen Quell mannichfaches Unglückes und großer Wirrnisse zu öffnen. Die Zwietracht im Reiche konnte zu einer Zwietracht in der Kirche führen. Um so unangenehmer mochte Innocenz von der Nachricht ergriffen werden, um so schneller aber auch zu dem Entschlusse gelangen, daß er nunmehr entschieden und bestimmt den Einen der beiden Könige erwählen und den Anderen verwerfen müßte. Es geschah: Innocenz erklärte sich unumwunden gegen Philipp; und es geschah in einer Schrift, welche die Entscheidungs-Gründe seines Spruches mit einer Ausführlichkeit entwickelte, die kaum noch nöthig war [7].

In dieser Schrift, welche im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes abgefasset worden ist, stellet er das Recht, welches er in Anspruch nahm, als unbestritten an die Spitze. „Es ist bekannt, heisset es, daß das römische Kaiserthum zuerst und zuletzt zum apostolischen Stuhle gehört; zuerst, da es durch denselben und wegen desselben von Griechenland übertragen worden ist, er selbst die Uebertragung bewirkend, wegen seiner besseren Vertheidigung; zuletzt, weil der Kaiser von dem obersten Priester durch die letzte Auflegung der Hand eigentlich die Erhebung empfängt [8], indem er von demselben

gesegnet, gekrönet und mit dem Kaiserthume beliehen wird [9]." Hierauf, um ohne Parteilichkeit zu erscheinen, verknüpfet er die Wahl seines Mündels, des kleinen Königes Friedrich von Sicilien, an welche man in Teutschland wohl kaum noch gedacht hat, mit der Wahl der Herzoge Philipp und Otto, und spricht als Grundsatz aus, daß bei Jedem dieser drei Gewählten drei Dinge in Betracht gezogen werden müßten: was zulässig, was geziemend, was heilsam sei [10]. Diesen Grundsatz zuerst auf Friedrich anwendend, gab er zu, daß Vieles für denselben spreche. Er sei frei gewählet; die Fürsten hätten ihm einmüthig und freiwillig den Eid der Treue geschworen: es scheine nicht zulässig, Dieses zu bezweifeln. Auch möchte es ungeziemend scheinen, daß der Mündel des apostolischen Stuhles, von welchem er in seinem Rechte geschützet werden sollte, durch diesen Stuhl vom Reiche ausgeschlossen würde. Und eben so wenig möchte eine solche Ausschließung heilsam sein; denn es sei zu fürchten, daß der ausgeschlossene Knabe, wenn er ein Mann geworden, dem apostolischen Stuhle nicht die schuldige Ehrerbietung beweisen, daß er denselben vielmehr auf alle Weise bekämpfen und ihm im Besonderen das Königreich Sicilien entziehen werde. Diesen Erwägungen aber ständen andere und gewichtigere entgegen. „Der Eid war unzulässig, die Wahl unüberleget. Denn die Fürsten wählten eine untaugliche Person, nämlich einen Knaben von kaum zwei Jahren, der noch nicht die heilige Taufe empfangen hatte. Auch ist es kein haltbarer Einwurf, daß der Eid nach der Meinung der Schwörenden erlaubt gewesen sei. Denn sie hatten, obgleich sie den Knaben zum Kaiser wählten, doch nicht die Absicht, daß er sogleich herrschen sollte, sondern erst, wenn er zu dem gesetzlichen Alter gelanget sei. Aber wie konnten sie über die Tauglichkeit urtheilen? Es war ja möglich, daß sie einen Narren erwählet hätten, auch der geringsten Würde unwerth? Setzen wir aber, sie hätten gemeinet, er solle

erst herrschen, wenn er zur Verwaltung des Reiches tauglich geworden, und bis dahin solle der Vater für das gemeine Wesen sorgen: so ist inzwischen ein Ereigniß eingetreten, wegen dessen ein solcher Eid nicht gültig sein kann und darf, nämlich der Tod des Vaters. Da nun das Reich nicht durch einen Stellvertreter verwaltet werden kann, da der Kaiser nicht zeitweilig gewählet werden darf, und da auch die Kirche eines Kaisers weder entbehren kann noch will: so scheinet ja wohl zulässig, für das Reich durch einen Anderen zu sorgen. Aber es geziemet sich auch nicht, daß er, Friedrich, herrsche. Wie könnte Der Andere leiten, der selbst Anderer Leitung bedarf? Wie Der das christliche Volk schützen, der fremdem Schutz übergeben ist? Auch träget Nichts aus, daß er unserem Schutz übergeben ist; denn er ist uns nicht übergeben, daß wir für ihn das Kaiserthum erwerben, sondern vielmehr, daß wir für ihn das Königreich Sicilien vertheidigen sollen. Endlich ist auch nicht heilsam, daß er das Kaiserthum erhalte. Dadurch würde das Reich Sicilien mit dem Kaiserthume vereiniget werden, und diese Vereinigung allein würde die Kirche verwirren. Denn er würde, anderer Gefahren nicht zu gedenken, in der Würde des Kaiserthumes sich weigern, der Kirche wegen des Reiches Sicilien Treue und Dienstpflicht zu schwören, wie sein Vater sich geweigert hat. Was hiergegen gesaget wird, daß er, wenn er erfahre, daß ihm das Kaiserthum durch die Kirche entzogen worden, eben deßwegen die Kirche belästigen möge, bestehet nicht. Denn er wird nie mit Wahrheit sagen können, daß ihm die kaiserliche Würde durch die Kirche entzogen worden sei, da vielmehr sein Oheim, Philipp, nicht nur nach dem Kaiserthume, sondern auch nach seinem väterlichen Erbe gegriffen hat, und noch Ränke sinnet, um sich seiner mütterlichen Besitzungen zu bemächtigen, zu deren Vertheidigung die römische Kirche keine Anstrengung und keinen Aufwand scheuet.«

So über den König Friedrich. Auf gleiche Weise wird der Grundsatz angewendet auf Philipp. Innocenz stellet einander gegenüber, was für Philipp spricht, und was gegen ihn. Alles aber lieget in der bisherigen Erzählung; Etwas Neues bringet er nicht vor. Für Philipp, sagt er, kann angeführet werden: es sei unzulässig, die Wahl desselben zu bestreiten, denn er sei von den meisten und vornehmsten Fürsten erwählet worden; es sei auch ungeziemend, ihn zu verwerfen, denn, da sein Vater und sein Bruder die Kirche verfolget hätten, so würde seine Verwerfung als Rache erscheinen; heilsam aber könne die Verwerfung eben so wenig sein, denn Philipp sei ein so mächtiger Herr, daß, ihn zu verwerfen, nichts Anderes heisse, als die Arme gegen einen Strom zu stemmen. Diesen Gründen aber ständen andere entgegen, von größerem Gewicht. Er sei unter dem Fluche der Kirche gewählet: denn der Bann, welchen der Papst Cölestin mit Recht wider ihn ausgesprochen habe, sei durch den Bischof von Sutri nicht gelöset worden; auch sei er der Schürer, ja der Urheber von Markwald's Ungerechtigkeit, welchen er selbst, der Papst Innocenz, mit allen seinen Förderern, wiederholt mit dem Bannfluche der Kirche belastet habe. Ueberdieß sei er, Philipp, ein Meineidiger: denn er habe seinem Neffen den Eid der Treue geschworen, und maße sich dennoch des Reiches an. Allerdings sei dieser Eid an sich nicht zulässig gewesen, aber deßwegen habe er denselben nicht selbst und eigenwillig brechen dürfen, sondern ihm habe obgelegen, sich an den apostolischen Stuhl zu wenden. Also sei ja wohl erlaubet, sich dem verfluchten und meineidigen Fürsten zu widersetzen. Und geziemend sei es auch; denn wenn, wie früher der Sohn dem Vater, so jetzt der Bruder dem Bruder folge, so würde das Reich als erblich erscheinen, das doch frei ertheilet werden müsse. Endlich sei es heilsam, daß er, der Papst, sich widersetze: denn Philipp sei ein Verfolger und stamme aus dem Geschlechte der

Verfolger; wenn daher er, der Papst, sich nicht widersetze, so würde er einen Wüthenden gegen sich bewaffnen, und ihm ein Schwert über seinem Haupt in die Hand geben. Wie alle Könige seines Geschlechtes [11], so habe auch er schon die Kirche verfolget, und bestehe noch, durch Markwald, in der Verfolgung. Wenn nun Dieses schon geschehen, da seine Erndte noch im Keimen sei, was denn geschehen würde, wenn er das Kaiserthum erhalten hätte?

Ganz anders über Otto. Zwar könne man sagen, er sei von Wenigeren gewählet, seine Anerkennung würde aus dem Hasse des apostolischen Stuhles gegen Philipp hervorgegangen zu sein scheinen, seine Partei sei hinfällig und schwach. Aber von Denen, welchen die Wahl des Kaisers vor Allen zustehe, hätten sich eben so viele oder wohl mehre für ihn erkläret, als für seinen Gegner. In solchen Angelegenheiten sei nicht weniger die Tüchtigkeit und Würdigkeit der gewählten Person in Betracht zu ziehen, als die Zahl der Wählenden; ja bei den Wählenden sei nicht sowohl die Mehrheit der Zahl zu erwägen, als die Heilsamkeit des Beschlusses. Otto aber sei auch deßwegen tauglicher zur Regierung des Reiches als Philipp, weil der Herr die Sünden der Väter bis in das dritte und vierte Glied an den Söhnen strafe, welche ihn hassen, das heisse, welche den Sünden der Väter folgen, und Philipp folge den Sünden seiner Väter. „Aus diesen Gründen, so schließet der Papst seine Abhandelung, glauben wir nicht, für den Knaben darauf bestehen zu müssen, daß er alsobald das Kaiserthum erhalte. Die Person Philipp's aber verwerfen wir durchaus [12], und werden nicht dulden, daß er das Reich an sich reisse. Uebrigens ist von unserem Legaten bei den Fürsten dahin zu wirken, daß sie sich entweder über eine taugliche Person vereinigen, oder unserem Urtheil und unserer Entscheidung unterwerfen. Geschieht weder das Eine noch das Andere: so sehen wir uns genöthiget, uns öffentlich für

Otto zu erklären, ihn als König anzuerkennen, und ihn zum Empfange der Kaiser-Krone einzuladen."

Diese Erklärung ist wahrscheinlich in den ersten Tagen des Jahres zwölf Hundert und eins abgefasset; denn zwei andere Schreiben, mit welchen dieselbe in Verbindung zu setzen sein dürfte, sind am Fünften Januar's unterschrieben [13]. Das Erste ist gerichtet an die Erzbischöfe von Cöln, von Salzburg, von Bremen, von Trier, und an die Suffraganen und die weltlichen Fürsten in diesen Erzbisthümern; endlich an das Capitel und die Suffraganen der Kirche von Mainz, so wie an die weltlichen Fürsten in diesem Erzbisthume. Das andere ist gerichtet an die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Fürsten Teutschland's. In keinem dieser Schreiben geschiehet jener Erklärung Erwähnung; vielmehr sind sie allgemein gehalten, in der früheren Weise: dieselben Gründe, dieselben Ermahnungen. Nur die Anzeige ist hinzu gefüget, daß er, der Papst, beschlossen habe, den Cardinal Guido, Bischof von Palestrina, als Legaten des apostolischen Stuhles, und mit demselben den Meister Philipp, seinen Notar, nach Teutschland zu senden, daß er auch dem Cardinal Octavian, Bischof von Ostia, welcher sich als Legat des apostolischen Stuhles in Frankreich befinde, aufgetragen habe, sobald seine Geschäfte in diesem Lande es erlaubten, sich gleichfalls nach Teutschland zu begeben: Beide Bischöfe, oder Einer von Beiden würden die Rathschläge der teutschen Bischöfe vernehmen, und ihnen und den weltlichen Fürsten seinen Willen eröffnen. Die Geistlichen von Otto's Partei erhalten daher den Befehl, sich einzufinden, wenn seine Legaten sie berufen; alle Fürsten, geistliche und weltliche, werden aufgefordert, die Legaten wohl aufzunehmen und zu behandeln, deren Erinnerungen und Rathschläge in Demuth zu empfangen und getreulich zu befolgen. Also ist zu vermuthen, daß der Legat Guido und sein Begleiter, Meister Philipp, alsobald mit den drei Schriften nach Teutschland abgereiset seien

und daß sie den Auftrag gehabt haben, die beiden Briefe an Diejenigen abzugeben, an welche sie gerichtet waren, die Hauptschrift aber gleichsam zur Grundlage ihrer Unterhandelungen zu machen, und dieselbe nur alsdann zu ihrer Beglaubigung vorzulegen, wann etwa in Zweifel gestellet würde, daß er, der Papst, ihnen solche Aufträge gegeben hätte, als sie in Ausführung zu bringen bemühet wären [14].

Nun aber ist Alles dunkel. Wir erfahren Nichts von der Ankunft des Legaten in Teutschland, Nichts von seinen Versuchen bei einzelnen Fürsten, oder von der Berufung einer Versammlung. Ueberhaupt keine Spur von einer Einwirkung des Legaten auf die Verhältnisse in Teutschland, wenn nicht etwa seine Erscheinung dem König Otto und seinen Anhängern zu neuer Thätigkeit Veranlassung gegeben hat: wenigstens führte Otto, wie es scheinet im Frühlinge dieses Jahres, ein Heer über den Rhein, den Main hinauf, und drang vor bis Würzburg [15]. Ungeachtet dieser Unternehmung jedoch mag dem Legaten der Zustand der Dinge so verworren und trostlos erschienen sein, daß er jeden Versuch, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, für völlig unnütz gehalten habe. Also hat er vielleicht an den Papst berichtet: mit Ermahnungen zur Eintracht sei es nicht mehr gethan; auch nicht mit einer bloßen Verwerfung Philipp's und des jungen Friedrich's, weil man sich gewiß eben so wenig zu der Wahl Otto's, als irgend eines anderen Fürsten vereinigen werde; vielmehr müsse der Papst, wenn seine, des Legaten, Sendung, irgend einen Erfolg haben sollte, sich nothwendig mit Bestimmtheit für Otto aussprechen. Denn ehe zwei Monate nach des Legaten Abreise aus Rom verlaufen waren, erließ der Papst zwei neue Schreiben, in welchen er der Ungewißheit endlich ein Ende machte, und den Welfen Otto als den rechtmäßigen König der Teutschen anerkannte [16].

Das erste Schreiben, an den König Otto selbst gerichtet, beginnet abermals mit der Redseligkeit, zu welcher der Papst

Innocenz sich überall geneiget beweiset. Gregor's des Siebenten Bild von den beiden großen Lichtern, welche der Herr am Himmel aufgestellet habe, den Tag zu regieren und die Nacht, deutelt er hin und her, um aus demselben die Nothwendigkeit eines Kaisers für den Schutz der Kirche darzuthun, und weiter den Schluß zu ziehen, daß er eben deßwegen nicht länger Anstand nehmen dürfe, in der streitigen Sache zu entscheiden. Hierauf wird Otto an die fromme Gesinnung seines Ur-Großvaters erinnert, des Kaisers Lothar, seines Vaters und Großvaters, und der Könige von England, von welchen er gleichfalls abstamme. Ueberdieß werden die Erwartungen ausgesprochen, welche er, der Papst, zu ihm hege, jedoch ohne neue Gedanken. Und nun endlich wird Folgendes hinzu gesetzet. „Was bis jetzt von uns für Dich geschehen ist, was noch geschiehet, und was künftig geschehen wird, das wirst Du in getreuem Gedächtniß aufbewahren, damit Du nicht vergeßlich oder undankbar erscheinest, sondern nachdrücklich die Ehre und Erhebung des apostolischen Stuhles erstrebest, und das Wohlwollen desselben vollkommen anerkennest, welcher, als Deine Kräfte fast gänzlich erschlaffet waren, nicht in der Liebe zu Dir erkaltet ist, und Dich im Unglücke nicht verlassen, sondern Dich so lange geheget hat, bis er Dich nach Deinem Verlangen erheben konnte. Denn da wir, mit dem Beirath unserer Brüder, Deine Durchlaucht so hoch ehren wollen, daß darüber hinaus kein weltlicher Fürst jemals geehret werden kann: so nehmen wir, Kraft der Gewalt, die uns von dem allmächtigen Gott in dem heiligen Petrus übertragen worden ist, Dich zum König an, und befehlen, daß Dir königliche Ehre und Gehorsam bewiesen werden soll; auch wollen wir, sobald geleistet ist, was nach Recht und Herkommen geleistet werden muß, Deine königliche Magnificenz zum Empfange der Krone des römischen Reiches einladen, und werden Dir dieselbe unter Gottes Hülfe mit den Händen unserer Demuth auf das Haupt

setzen. Deßwegen ermahnen wir Deine königliche Hoheit in dem Herrn, daß Du Deine Hoffnung auf Den setzest, der Saul verwerfend, David zum König erwählte, und Dich als einen Solchen bewährest, daß auch von Dir gesaget werden darf: ich habe einen Mann nach meinem Herzen gefunden.»

Das zweite Schreiben ist abermals an die sämmtlichen Fürsten Teutschland's gerichtet. Ihm gebühre, für das Reich zu sorgen. Er habe lange gehoffet, sie selbst würden dem Uebel der Zwietracht ein Ende machen. Er habe an sie geschrieben, sie ermahnet und gewarnet. Nichts habe geholfen. Auf seine Zuschriften sei weder durch Wort noch Werk irgend Etwas geschehen. Auch die Bemühungen des Erzbischofes von Mainz seien vergeblich gewesen. Endlich habe er seine Legaten mit großen Vollmachten gesendet. Alles umsonst [17]. Deßwegen habe er endlich seinen, in Christo geliebten Sohn Otto als König anerkannt [18] und befohlen, daß demselben die königliche Ehrerbietung bewiesen werden solle; auch werde er ihn, wie sich's gezieme, zu der Krone des Kaiserthumes berufen, und ihm dieselbe festlich und feierlich übertragen. „Deßwegen, so schloß der Brief, ermahnen wir Euch allzumal in dem Herrn, und geben Euch auf zur Vergebung Euerer Sünden, daß Ihr Euch gegen ihn, wie gegen Eueren, zum römischen Kaiser erwählten König ehrerbietig und demüthig betraget, und ihm königliche Verehrung und Gehorsam beweiset. Wenn Ihr unsere heilsamen Ermahnungen und unsere Rathschläge, welche aus reinem Herzen, aus gutem Glauben und ungeheuchelter Treue hervorgehen, weislich und ehrerbietig zu befolgen Euch bemühet: so werden wir mit diesem König und für diesen König nach der Ehre und der Erhebung des Reiches streben, da auch er, wie wir hoffen, in gleicher Weise mit uns und für uns nach der Ehre und der Erhebung der Kirche streben soll, so daß in unseren Tagen das Königthum und das Priesterthum durch wechselseitige Unterstützung einen erwünschten

Zuwachs erhalten werden. Diejenigen aber, welche unsere Ermahnungen, Rathschläge und Befehle annehmen, können wegen ihrer Ehren, Würden und Besitzungen auf unsere Verwendung bei dem neuen Könige rechnen. Selbst für Philipp werden wir, wenn er Gott und der Kirche vollkommene Genugthuung gewähren will, mit väterlicher Sorgfalt arbeiten, und seine Ehre und sein Gedeihen eifrig zu fördern suchen.»

Zu gleicher Zeit erließ der Papst Innocenz noch eine Menge von Zuschriften an einzelne teutsche Fürsten, an Geistliche und an Laien, von welchen er nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen durfte, sie würden sich für Otto gewinnen, sich auf die Seite desselben herüber ziehen oder auf dieser Seite festhalten lassen; und in demselben Sinne suchte er auf die Könige von Frankreich und England zu wirken, so wie auf die Geistlichkeit in beiden Ländern. Diese sämmtlichen Briefe [19] zeugen nicht nur von des Papstes Eifer für die Sache seines Schützlinges, sondern sie verrathen auch eine gewisse Aengstlichkeit, welche sich der Seele des heiligen Vaters bemächtiget hatte. In der That mußte dem Papste, da er sich endlich nach langem, zweideutigem Zögern der christlichen Welt mit bestimmten und klaren Worten gegenüber gestellet hatte, Alles daran liegen, seine Entscheidung aufrecht zu erhalten und geltend zu machen überall. Sein und seines Stuhles Schicksal schien auf dem Ausgange des großen Streites zu liegen; wenigstens vermochte Niemand vorauszusehen, welche Folgen es für alle Zukunft haben würde, wenn sein Wort verachtet, wenn es vor Welt und Nachwelt zu Schanden gemacht würde. Um diese Gefahr zu umgehen oder zu vermindern, bot er auf, was er aufzubieten hatte; er suchte Jeden, der ihm dienen konnte für seinen Zweck, zu rühren, zu überzeugen, zu gewinnen, damit derselbe, wenn nicht mit ihm, wenigstens nicht wider ihn wäre. Die Briefe indeß dürfen um so weniger einzeln angeführet werden, da sie weder neue Gründe enthalten, noch

neue Aufklärungen geben. Ohne Bewunderung aber kann man nicht bemerken, mit welcher Geschicklichkeit Innocenz bei jedem Fürsten die Stelle aufzufinden verstand, die am leichtesten gereizet werden konnte, und mit welcher Kunst er ihm den Vortheil darzustellen wußte, der ihm aus einer entschiedenen Parteinahme für Otto erwachsen müßte. Und wenn er auch nicht überall erreichet, was er zu erreichen beabsichtigte, ja, wenn sein Wort auch nirgends den nachhaltigen Eindruck hervorgebracht hat, auf welchen er ohne Zweifel rechnete: so hat er doch hier und dort für den Augenblick mannichfaltig eingewirket, den Einen beruhigend, den Andern befestigend, hier erschütternd und dort verwirrend, so daß die größere Macht des Waiblingers zum Gleichgewichte gebracht zu werden schien mit der geringeren Macht des Welfen.

Während nun alle diese Briefe an Diejenigen gesandt werden mochten, an welche sie gerichtet waren, hatte der Legat, Bischof Guido von Palestrina, eine Unterredung mit dem Cardinal Octavian, dem päpstlichen Legaten in Frankreich, zu Troyes [20]. Von hier aus wurden der Meister Philipp und der Akolyth Aegydius mit Abschriften von den Briefen des Papstes an Otto gesendet, um mit demselben vorläufig auszumachen, was der Papst in Hinsicht des apostolischen Stuhles und der Kirche zugesichert erhalten wollte. Diese Abgeordneten hatten am Achten des Junius eine Zusammenkunft mit dem Könige zu Neuß. Otto bewilligte Alles, was von ihm verlanget ward; und was verlanget wurde, das ergiebt sich aus dem Eide, den er geschworen hat. Dieser Eid [21] aber lautete, wie folget. „Ich Otto von Gottes Gnaden der Römer König und alle Zeit Mehrer des Reiches [22] gelobe, verspreche, versichere und schwöre Dir, meinem Herren, dem Papst Innocenz und Deinen Nachfolgern, daß ich alle Besitzungen, Ehren und Rechte der römischen Kirche nach meinem Vermögen in gutem Glauben beschützen und erhalten werde. Die

Besitzungen aber, welche die römische Kirche wieder erlanget hat, will ich ihr frei und ruhig überlassen, und sie zur Bewahrung derselben in gutem Glauben unterstützen; zu der Wieder-Erlangung derer hingegen, welche sie noch nicht hat, will ich ihr behülflich und ihr nach meinem Vermögen ein getreuer Vertheidiger der wieder erlangten sein, auch diejenigen, die zu meinen Händen kommen, ohne Zögerung zurück geben. Zu denselben gehöret das ganze Land von Radicofani bis Ceperano, der Exarchat Ravenna, die Pentapolis, die Mark, das Herzogthum Spoleto, das Land der Gräfin Mathilde, die Grafschaft Bertinoro und die nahe liegenden Länder, welche in vielen Urkunden der Kaiser von Ludwig's Zeit an bezeichnet sind. Alle diese Länder will ich nach meinem Vermögen, mit der ganzen Gerichtsbarkeit und allen Lehen, zurück geben und der Kirche zu ruhigem Besitz überlassen; jedoch soll mir, wenn ich wegen der Krönung oder wegen Bedrängnisse der Kirche vom apostolischen Stuhle gerufen dahin komme, auf Befehl des Papstes die nöthige Lieferung gemacht werden. Auch will ich der römischen Kirche behülflich sein, zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches Sicilien. Ueberdieß will ich Dir, meinem Herrn, dem Papst Innocenz und Deinen Nachfolgern allen Gehorsam und alle Ehrerbietung beweisen, welche fromme und katholische Kaiser dem apostolischen Stuhle zu beweisen gewohnet gewesen sind. Nicht minder will ich in Allem, was dem römischen Volke herkömmlich zu erhalten und zu gewähren ist, so wie in der Sache des tuscischen und lombardischen Bundes zu Deinem Rath und Deiner Entscheidung stehen. Ebenso will ich Deinem Rath und Deinem Befehle wegen des Friedens und der Eintracht mit Philipp, dem Könige der Franzosen gehorchen. Und wenn die römische Kirche wegen meiner Angelegenheit einen Streit zu bestehen haben sollte, so will ich ihr, so weit es die Nothwendigkeit erfordert, mit Geld-Beiträgen aushelfen. Alles aber, was hier ausgespro-

chen worden, will ich mit Eid und Schrift bestätigen, wann ich die Kaiser-Krone empfangen werde."

Der Bischof von Palestrina hatte sich inzwischen nach Lüttich begeben. Hier erhielt er die Nachricht von Otto's Bereitwilligkeit, Alles zu versprechen und zu beschwören, was der Papst nur irgend gewünschet hatte, und zugleich die Einladung, weiter vorwärts zu gehen. In Aachen ward er von Otto empfangen. Mit demselben traf er gegen das Ende des Monates in Cöln ein [23]. Dahin kamen auch einige Fürsten auf die Einberufung des Legaten. Groß jedoch scheinet die Anzahl nicht gewesen zu sein. Manche haben sich in der Folge damit entschuldiget, daß ihnen die Einladung nicht zugekommen sei; von Anderen ergab sich, daß sie sich geweigert hätten, zu erscheinen; Einige hatten auch vor den Boten bald die Städte, bald die Wohnungen verschlossen; ja die Abgeordneten einiger Fürsten nach Cöln waren unterweges aufgeknüpfet worden [24]. Um so mehr glaubte der Legat, die Ausführung seiner Aufträge nicht verschieben zu dürfen; denn er mußte fürchten, daß selbst von den Fürsten, welche in Cöln versammelt waren, noch Manche wankend werden würden, wenn sie Zeit zur Ueberlegung behielten, wie er denn bei Einigen einen so großen Haß gegen die römische Kirche fand, daß sie es kein Hehl hatten, sie würden lieber einen Dritten zum Könige wählen, als einen König anerkennen, der ihnen vom Papst aufgedrungen würde [25]. Also überreichte er die päpstlichen Briefe in der Urschrift an Otto und die Uebrigen, erklärte Jenen im Namen des Papstes zum Könige der Römer, und belegte Alle, welche es wagen würden, sich ihm zu widersetzen, mit dem Bannfluche der Kirche. Dasselbe Verfahren ward in einer zweiten Versammlung zu Corvei wiederholet; zu einer dritten Versammlung aber, welche in Bingen Statt finden sollte, wurden die Fürsten, welche bisher ausgeblieben waren, unter Androhung der Strafe des Bannes und der

Absetzung, einberufen. Und auch noch auf andere Weise suchten die päpstlichen Abgeordneten dem König Otto aufzuhelfen. Zu Maestrich hatten sie eine Unterredung mit vielen Fürsten und Herren. Daselbst ward das Ehe-Verlöbniß zwischen dem König Otto und der Tochter des Herzoges von Brabant durch ihre Vermittelung erneuert und auf das Feierlichste bestätiget. Darüber hatte der Herzog eine so große und laute Freude, daß er nicht nur den König Otto für seinen Sohn erklärte, sondern, daß er auch sein ganzes Gebiet, wie zum Landsturm, aufbot [26], um die Sache des geliebten Sohnes zu führen; und mehre Fürsten verließen sogleich Philipp's Partei und traten auf Otto's Seite.

Durch diesen letzten Vorgang im Besonderen wurden die päpstlichen Abgeordneten dergestalt überrascht, daß sie glaubten, Otto werde leicht ein Hundert Tausend Mann um sich versammeln, und Niemand werde ihm Widerstand zu leisten vermögen. Ja, sie hielten dafür, Philipp sei schon verschollen, weil da, wo sie sich befanden, Niemand mehr von ihm sprach [27]. Aber die Sache lief anders, als sie erwartet hatten.

Achtes Capitel.

Unwirksamkeit der päpstlichen Entscheidung. Philipp's glücklicher Kampf und Abfall vieler Fürsten von Otto. Philipp's Krönung zu Aachen durch den Erzbischof von Cöln.

J. 1201 — 1205.

Der Papst Innocenz war durch seine Abgeordneten, die Abgeordneten waren durch den Anblick der öffentlichen Verhältnisse und des haltlosen Treibens in Teutschland getäuschet worden. Begreiflich genug. Von einem Reiche war ja kaum Etwas vorhanden, als der Name; von einer öffentlichen Gewalt, deren jede Gesellschaft bedarf, kaum eine Spur. Die Gränzen des Reiches blieben nur da unverletzet, wo Niemand sich fand, der sie durchbrechen mochte; wurden sie angegriffen, so fanden sich keine anderen Vertheidiger, als etwa die einzelnen Fürsten, deren Besitzungen in Gefahr geriethen. Ein verwandtes Volk, die Dänen, das sich in früheren Tagen vor den Waffen der Teutschen in Demuth gebeuget, stand höhnend und drohend dem teutschen Reiche, das kein Reich war, gegenüber, und die Könige dieses Volkes, deren Vorfahren die Hoheit des teutschen Reiches bereitwillig anerkannt hatten, erhoben wider dasselbe trotzig das Schwert. Jene slavischen Länder an der

rechten Seite der Elbe, von Holsteins Gränze bis zur Oder, vom Meere bis zu der Gränze der Markgrafschaft Brandenburg, jene Länder, um welche Kaiser, Könige und andere Fürsten Teutschland's seit Jahrhunderten gekämpfet hatten, in welchen Ströme von Blut geflossen waren, um die Küsten des Meeres der teutschen Herrschaft zu unterwerfen [1] und den Sieg des Christenthumes zu feiern, welche Heinrich der Löwe mit heldenmüthiger Anstrengung erobert, und alsdann, wie seine Länder, mit hoher menschlicher Gesinnung durch Gründung und Pflege zu gewinnen gesuchet hatte: diese Länder allzumal, nebst der Grafschaft Holstein bis zu der Mündung der Elbe und dem Gestade des teutschen Meeres wurden von dem Könige der Dänen, Knud dem Sechsten, und dessen Bruder, dem Herzoge Waldemar von Schleswig, sämmtlich erobert, oder doch so hart bedränget, daß Nichts der Unterwerfung entgehen konnte, wie denn auch Nichts entgangen ist; und Niemand im teutschen Reiche schien die Schmach zu erkennen, Niemand dachte daran, den teutschen Fürsten, die Land und Leute verloren, Hülfe zu leisten gegen die übermüthigen Fremden. Man sah Lübeck, Heinrich's des Löwen ruhmwürdige Schöpfung, man sah die edele Hamburg, welcher eine so hohe Zukunft beschieden war, mit einer Gleichgültigkeit in die Gewalt der Feinde gerathen, als hätten diese Städte niemals zum teutschen Namen gehöret; und die Gefahr, in welcher die starke Festung Lauenburg, die letzten Trümmer von Heinrich's des Löwen Gründungen jenseits der Elbe, die auf seine Erben übergegangen war, unverkennbar schwebte, schien Niemanden Etwas anzugehen [2]. Denn im Innern des Reiches sorgte jeder Fürst, der geistliche wie der weltliche, nur für sein Gebiet; er hielt sein Schwert nur scharf, um sich wehren zu können, wenn's an ihm kam, sein Auge nur darauf gerichtet, wie er seinen Besitz und seine Gewalt etwa vergrößern und vermehren möchte, unbekümmert um seine Nachbaren. Dabei überall ein unaufhörliches Handeln und

Feilschen mit Wort und Eid; überall ein beständiges Herüber und Hinüber. Und doch wieder eine große Ungewißheit und Aengstlichkeit wegen der Zukunft, weil Niemand dem Gefühl entgehen konnte, daß der Zustand der Dinge nicht sei, wie er sein sollte. Wenn nun unter solchen Umständen, und bei dem Anblicke solcher Verhältnisse die Männer, mit welchen der päpstliche Legat am Meisten und vielleicht allein in Verkehr kam, die Männer von Otto's Partei, demselben vielleicht in gutem Glauben die Versicherung gaben, daß die Gegner nur auf eine schickliche Veranlassung warteten, um sich gegen Philipp zu erklären, daß im Besonderen Niemand den Bannfluch der Kirche für ihre Treue zu Philipp wagen würde, weder ein Geistlicher noch ein Laie, und wenn Otto selbst ihn drängte, den Legaten, und mit der zuversichtlichen Sprache, die er auch früher geredet hatte: ist es zu verwundern, daß der Legat die Ueberzeugung gewann, es werde nur des entscheidenden Wortes vom Papste bedürfen, um alle teutschen Fürsten zu der Anerkennung des Königes Otto zu bewegen, daß er in dieser Ueberzeugung an den Papst berichtete, und daß der Papst um so leichter in den Vorschlag seines Legaten einging, je weniger er den höchsten Glanz des apostolischen Stuhles, das Recht der Kaiser-Krönung, aufgeben wollte, und je stärker ihm die Macht seines Bannfluches zu sein schien? Also war in kühnem Vertrauen die Verwerfung Philipp's und Otto's Anerkennung ausgesprochen worden.

Aber der Papst verkannte, wie sein Legat, die Stellung der teutschen Fürsten zu dem Throne des Reiches; er vergaß, welch' ein Zauber in dem Worte: Wahl, lag. Das ist um so mehr zu verwundern, da er selbst, vormals Cardinal der römischen Kirche, nur durch die Wahl der Cardinäle zu dem Stuhle des Apostels gelanget war, und da ihm ja auch nicht unbekannt sein konnte, welch' ein Unwille sich in den Cardinälen zu erheben pflegte, wenn ein Kaiser es versuchet hatte,

ihnen einen Papst aufzudrängen. Wahr ist freilich, gar viele Könige waren zum Throne der Teutschen ohne eine geordnete Wahl, durch Ueberraschung, durch Gewalt, durch allmählige Erzwingung oder Erkaufung ihrer Anerkennung, gelanget, und Niemand wußte, in welcher Weise eigentlich gewählet werden sollte; und wahr ist nicht minder, bei der Besetzung des Thrones der Teutschen hatten die geistlichen Fürsten zuweilen einen entscheidenden, immer einen sehr großen Einfluß gehabt, und die Geistlichen standen, nach ihrem eigenen Bekenntnisse, unbedinget unter den Aussprüchen des apostolischen Bischofes. Aber jeder teutsche Fürst, der geistliche wie der weltliche, glaubte dennoch ein Stück der Krone des Reiches in seiner Hand zu halten, zu dessen Einfugung er sich freiwillig entschließen müßte; er glaubte keinem König Ehrerbietung oder Gehorsam schuldig zu sein, für welchen er sich nicht, freiwillig oder gezwungen, selbst erkläret hätte; ja jeder weltliche Fürst glaubte dasselbe Recht zu der Krone zu haben, das ein Anderer in Anspruch nahm: es kam nur darauf an, daß er ein Mal von den Uebrigen als König begrüßet würde [3]. Die geistlichen Fürsten im Besonderen verleugneten zwar ihre Unterwürfigkeit unter die Gewalt des apostolischen Stuhles keineswegs, jedoch nur als Mitglieder der Kirche und in kirchlichen Dingen; als Fürsten des Reiches hingegen und in den Angelegenheiten des Reiches glaubten sie von der Gewalt des Papstes frei zu sein, und in jeder Hinsicht, die eigene Wählbarkeit ausgenommen, den weltlichen Fürsten gleich zu stehen oder vorauf. Und wie wenig der päpstliche Bannstrahl im Stande war, die geistlichen Fürsten von der Seite eines Kaisers hinweg zu reissen, der sie zu beherrschen verstand, das hatte sich, wie dem Papst Innocenz nicht unbekannt sein konnte, zu der Zeit Friedrich's des Ersten auf das Klarste gezeiget. Ueberdieß war der Papst durch seine Entscheidung und seinen Bannfluch in einen zwiefachen Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen gerathen, der Nie-

mandem entgehen konnte. Zuerst hatte er den Hohenstaufen Philipp auch deßwegen verworfen, weil, wenn er nach seinem Bruder und seinem Vater die Krone erhielte, das Reich als ein erbliches Reich erscheinen würde, da doch die Freiheit des Reiches, nämlich die Erhebung des Königes durch die freie Anerkennung der Fürsten, erhalten werden müßte; und nun zerstörte er die Freiheit des Reiches selbst durch den Befehl, daß man den Mann als König anerkennen sollte, den er nach seinem Herzen erfunden zu haben glaubte. Zweitens nahm er, weil ihm die Weihung und Krönung des erwählten Königes zustand, auch das Recht der Prüfung in Anspruch, ob der Erwählte ein tauglicher Kaiser, ein geeigneter Fürst, ein Mann von Verdienst sei oder nicht; und doch wollte er den teutschen Fürsten, welchen, wie er selbst eingestand, das Recht der Wahl gebührte, dieses Recht der Prüfung abschneiden, er wollte ihnen zumuthen, den Mann, den Er für tauglich erklärt hätte, bei Strafe des Bannes als tauglich anzunehmen, und als König zu ehren. Eine solche Zumuthung mußte wohl jeden Betheiligten zum Nachdenken bringen.

In der That scheinen der Spruch und der Bann des Papstes über das früher Angeführte hinaus[4] nicht das Mindeste für Otto's Sache gewirket zu haben; sie überraschten vielleicht im ersten Augenblicke, bald aber erregten sie überall nur Unmuth, Widerwillen und Zorn. Die Geistlichen zeigten sich widerspänstig, die Laien trotzig oder gleichgültig, Niemand zur Nachgiebigkeit geneiget. Philipp's Wort: „der Papst tobe nur deßwegen gegen ihn, weil er ohne die Erlaubniß desselben Kaiser zu sein gestrebet habe; die Freiheit der teutschen Fürsten solle vernichtet werden, damit fortan Niemand gegen den Willen des römischen Priesters zum Throne gelange“[5]: dieses Wort mag in allen Seelen Anklang gefunden haben. Selbst die Fürsten, die auf Otto's Seite standen, wurden zwar nicht alsobald abtrünnig, aber bedenklich und ungewiß. Der Land-

sturm des Herzoges von Brabant kam nicht zu Stande; der Erzbischof von Cöln, schon längst wankend, war kaum noch zu halten, und lauerte nur auf eine Gelegenheit zum Abfall, und Otto's Freude, mit welcher er dem Papste seine Dankbarkeit bezeuget hatte [6], ging bald über in ein lästiges Hoffen und Harren.

Schon im Anfange des Monates September versammelte sich eine große Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten zu Bamberg, namentlich die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Worms, Passau, Regensburg, Constanz, Augsburg, Eichstädt, Havelberg, Brandenburg, Meissen, Naumburg und Bamberg, die Aebte von Fulda, Hersfeld und Kempten, der König von Böhmen, die Herzoge von Zäringen, Sachsen, Oesterreich und Meranien, der Landgraf von Thüringen, die Markgrafen von Mähren, Meissen und Brandenburg, die Grafen von Orlamünde, Sommerschenburg, Brene und Wettin [7], um zu überlegen, was zu thun sei. Sie aber vereinigten sich zu folgender Vorstellung an den heiligen Vater, welche eine bittere Mißbilligung des Verfahrens sein sollte, und zugleich eine starke Verwahrung. „Kein Verstand vermag zu begreifen, keine Herzens-Einfalt kann glauben, daß von daher die Störung jegliches Rechtes ausgehe, wo bisher die Festigkeit des Rechtes unerschüttert geblieben ist. Wer wäre auch so hartes, so verkehrtes Sinnes, um anzunehmen, von daher käme Täuschung, wo Heiligkeit wohnen soll? Denn durch göttliche Anordnung, nicht durch menschliche Willkühr, ist fromm und heilsam dafür gesorget, daß in der Stadt Rom, wo einst das Haupt der Täuschung war, jetzt das Haupt der Heiligkeit thronen soll; und wir Alle haben flehentlich zu beten, daß das Ende nicht zum Anfange zurück gezogen werde, daß das Omega sich nicht zurück wende zum Alpha [8]. Deßwegen erlaubet uns die Heiligkeit des römischen Stuhles und die Alles pflegende väterliche Gesinnung keineswegs die Annahme: Dasjenige, was,

im Widerspruche mit dem Rechte und ehrenwerther Gesinnung entgegen, von dem Bischofe von Palestrina, welcher Euerer Heiligkeit Legat zu sein versichert, wegen der Wahl eines Königes der Römer schamlos [9] unternommen worden ist, sei mit Vorwissen Euerer bewunderungswerthen Klugheit geschehen, oder habe die Zustimmung der heiligen Versammlung der Cardinäle erhalten. Denn wer hat jemals von einer Verwegenheit gehöret, dieser gleich? Wo habt ihr gelesen, oberste Priester, wo habt ihr gehöret, heilige Väter, der ganzen Kirche Cardinäle, daß Euere Vorfahren, daß die Senden derselben sich in die Wahlen der römischen Könige eingemischet, daß sie entweder Wähler gewesen wären, oder die Gültigkeit der Wahl als Richter untersuchet hätten? Antwortet, wenn ihr es vermöget. Bei der Wahl der römischen Bischöfe war es dagegen vormals der kaiserlichen Krone vorbehalten, daß dieselbe ohne Einwilligung der römischen Kaiser durchaus nicht Statt finden durfte; und erst Heinrich der Erste hat dieses Vorrecht aus Ehrfurcht für die Kirche aufgegeben. Wenn aber auch die Einfalt eines Laien ein Recht, das ihm zustehet, aus Ehrfurcht nicht achtet [10]: wie mag die päpstliche Heiligkeit die Hand an ein Gut legen, das ihr nie gehöret hat? Da aber ein Vorwurf Euerer heiligen Kirche, als unserer frommen Mutter, uns selbst berühret, so dürfen wir, als Mitglieder des römischen Reiches, eine Beleidigung desselben Euch nicht verschweigen. Also eröffnen wir Euch mit Schmerz, daß der Bischof von Palestrina sich in der Wahl-Sache gegen alle Ordnung des Rechtes benommen hat. War derselbe Wähler oder Richter? Wenn Wähler: warum hat er, in Abwesenheit der Wahl-Berechtigten [11], die Wahrheit zur Lüge, die Tugend zum Verbrechen zu machen gesuchet? Warum hat er die Fürsten, die durch ihre Zahl und ihre Würde die Ersten waren, gar nicht beachtet? Wenn Richter: woher denn? Bei der zwistigen Wahl eines Königes der Römer giebt es keinen höheren

Richter, dessen Ausspruch entscheiden könnte, sondern die Wählenden müssen sich freiwillig vereinigen. Der Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, hat die Pflichten beider Gewalten gesondert: wer Gott dienet, der soll sich nicht in weltliche Dinge verwickeln, und den göttlichen Dingen soll nicht vorstehen, wer in die weltlichen Dinge verwickelt ist. Wenn Ihr Euch also zum Richter macht, so kann diese Handlung keine Entschuldigung finden. Auch können wir Euer Schwert gegen Euch wenden: ein Rechtsspruch, in Abwesenheit der einen Partei von dem Richter ertheilet, hat keine Gültigkeit. Deßwegen möge Euere Strenge sich gegen den Mann kehren, der sich solche Unziemlichkeiten erlaubet hat, gegen den Bischof von Palestrina. Denn wir erklären Euch, heiligster Vater, daß wir die Stimmen unserer Wahl auf unseren durchlauchtigsten Herrn Philipp, den König der Römer und alle Zeit Mehrer des Reiches, einmüthiglich gerichtet haben; aber wir versprechen auch und verbürgen uns, daß derselbe niemals von Euerem und des heiligen Stuhles Gehorsam abweichen, daß seine Frömmigkeit ihn vielmehr Gott und Euch angenehm machen, daß kindliche Ehrfurcht ihn durchdringen und daß er ein rüstiger Vertheidiger der Kirche sein werde. Deßwegen bitten wir zugleich, daß Ihr zu seiner Zeit und an seinem Orte ihm, wie es Euere Pflicht ist, die Wohlthat der Salbung erweisen möget.»

Diese unbehülfliche Vorstellung wurde durch eine Gesandtschaft, den Erzbischof Eberhard von Salzburg, der sich schon früher, vielleicht zuerst, gegen das Verfahren des päpstlichen Legaten erkläret hatte, an der Spitze, nach Rom gesendet. Innocenz hatte eine solche Erklärung, in einer solchen Sprache abgefasset, wohl schwerlich erwartet. Sie mag ihn daher nicht nur überraschet, sie mag ihn auch belästiget haben. Und der Eindruck, welchen sie auf ihn machte, wurde noch auf mehr als eine Weise verstärket. Bald nämlich lief auch ein Schrei-

ben des Königes Philipp von Frankreich ein, den er wegen seines häuslichen Lebens so tief gebeuget hatte. In diesem Schreiben sprach sich der König entschieden, stark, ja drohend für den Hohenstaufen Philipp und gegen den Welfen Otto aus: denn Philipp betrachtete das Verfahren des Papstes als einen Eingriff in die Selbständigkeit aller Reiche und in die Rechte aller Könige [12]. Innocenz aber erhielt die Erklärung der teutschen Fürsten und das Schreiben des Königes der Franzosen zu einer Zeit, da er selbst in Rom und in dem Gebiete, welches er für den heiligen Stuhl in Anspruch genommen, in der größten Bedrängniß war. In der Stadt und ringsher herrschte ein Mangel, welcher von einer wahren Hungersnoth nicht fern blieb. Wegen desselben war das reizbare und wetterwendische Volk in große Aufregung gekommen, obwohl der Papst selbst mit der größten Aufopferung der Noth abzuhelfen, den Jammer zu mildern suchte. Denn der römische Adel, alle Vassallen und Herren, welche unter den Kaisern Friedrich und Heinrich Etwas gethan, gegolten oder gewonnen hatten, haßten die priesterliche Herrschaft, und fühlten die strenge Verwaltung, welche Innocenz erstrebte, wie eine unerträgliche Last auf sich liegen; und weil ihnen die Noth, in welcher sich die Stadt Rom befand, gute Aussichten zu einer Umkehrung der Dinge zu eröffnen schien, so lockten und reizten, so rührten und schürten sie überall. Im Königreiche Sicilien endlich, über welches Innocenz seinen Arm ausgestrecket hielt, übte Markwald für und für seine wilde Gewalt; selbst der junge König, des Papstes Mündel, war in seiner Hand. Und obwohl eine grausame Krankheit ihn mit furchtbaren Schmerzen quälte [13], so arbeitete er doch, so lange er das Bewußtsein behielt, mit großer Gewandtheit für seine wüsten Wünsche und verfolgte ununterbrochen seine hochfliegenden Entwürfe.

Dennoch hielt der Papst fest an dem Spruche, welchen er in der Angelegenheit des Reiches gegeben hatte, und war

stark genug, den teutschen Fürsten gegenüber die alte Haltung zu bewahren. Und was blieb ihm anders übrig? Das Geschehene ließ sich weder ändern, noch ableugnen. Wenn auch seine Abgeordneten in Teutschland nicht die Sprache des größten Vertrauens zu ihm gesprochen, wenn sie ihn auch nicht ermahnet hätten, nur festes Fußes weiter zu gehen auf der eingeschlagenen Bahn: er hätte nicht alsobald abweichen dürfen, weder zur Rechten noch zur Linken, ohne seine apostolische Thätigkeit einer großen Gefahr auszusetzen, und seine laut bekannten Grundsätze vor Welt und Nachwelt zu Schanden zu machen. Auch blieb ihm ja noch die Hoffnung auf das alte Glück des apostolischen Stuhles, auf das Bedürfniß, den Glauben und den Aberglauben der Menschen seiner Zeit, auf zufällige Ereignisse und auf günstige Gelegenheiten. Also ging er fort auf seinem Wege, hemmte jedoch seine Schritte, und vermied jede Uebereilung. Sein Legat wurde wegen seines weisen und entschiedenen Benehmens belobet, jedoch auch zur Vorsichtigkeit im Gebrauche des Bannfluches ermahnet. In der Wahl-Sache des Erzbisthumes Mainz entschied er sich für Sifrid, für welchen sich auch der König Otto bei ihm verwendet hatte; er ertheilte demselben das Pallium, wollte jedoch aus apostolischer Milde dem Gegner desselben, Lupold, gern verstatten, in seinem alten Bisthume Worms zu bleiben. Gegen die Beschwerden der teutschen Fürsten wider seinen Legaten, oder vielmehr wider ihn selbst, versuchte er sich mit seinen alten Gründen zu rechtfertigen, nicht ohne Geschicklichkeit, aber auch nicht ohne Kunstgriffe, wie sich etwa ein Sachwalter bei der Vertheidigung einer zweideutigen Angelegenheit erlauben würde [14]. Er gestand den Fürsten das Recht zu, den König zu wählen; aber er fügte bei, daß er ihnen dieses Recht um so lieber zugestehe, da sie dasselbe ja von dem apostolischen Stuhl erhalten hätten, als welcher das römische Kaiserthum von den Griechen auf die Teutschen übertragen

habe. Dagegen nahm er das Recht der Prüfung des Gewählten in Anspruch, weil er denselben zu salben, zu weihen und zu krönen habe; er scheuete sich nicht, den Fürsten die Frage vorzulegen: ob er, wenn die Fürsten nicht in Zwietracht, sondern in Eintracht, einen Kirchenräuber, einen Gebannten, einen Tyrannen, einen Gimpel [15], einen Ketzer oder einen Heiden zum König erwählten, auch in einem solchen Fall etwa verpflichtet sei, den Gewählten zu salben, zu weihen und zu krönen? Und er beantwortet diese hohle, ungebührliche Frage mit einem kecken Nein. Auch leugnet er sowohl, daß sein Legat sich das Wahlrecht angemaßet, und seine Sichel in fremde Saaten gesetzet, als daß er sich das Richter-Amt zugeschrieben habe. Er habe nur das Geschäft eines Herold's ausgeübet [16], und verkündiget, daß nicht Philipp, wohl aber Otto geeignet sei, das Reich zu erhalten, weil zu Otto's Wahl mehre Fürsten, welchen das Recht zustehe, ihre Stimme gegeben, die Anhänger Philipp's hingegen, diesen Herzog in Abwesenheit und mit Uebergehung anderer Fürsten zu erwählen sich angemaßet hätten, da es doch ein bekannter Rechts-Grundsatz sei, daß einer Wahl die Uebergehung eines einzigen Wahl-Berechtigten weit stärker entgegen stehe, als der Widerspruch von Vielen, und weil Philipp die Salbung und Krönung am unrechten Ort und von einer unberechtigten Person empfangen habe, Otto hingegen Beides in ordnungsmäßiger Weise durch den ehrwürdigen Erzbischof von Cöln. Diesen Gründen fügte er andere hinzu, die in seinen früheren Zuschriften und Erklärungen enthalten sind, und nicht wiederholet werden dürfen. Ueberdieß versäumte er nicht, eine Reihe von Briefen an einzelne teutsche Fürsten, an den König Otto selbst, so wie an die Könige von Frankreich und England zu erlassen, alle in demselben Sinne, mit denselben Gründen, auch wohl mit denselben Worten. Hier suchte er zu beruhigen, dort zu bestärken. Der Eine wurde belobt, dem Anderen geschmeichelt, und wieder ein An-

derer erinnert, ermahnet, gewarnet. Alles ward aufgeboten, die Anhänger Philipp's zu entzweien, abtrünnig zu machen, zu schwächen, und Otto's Partei zu beleben und zu vergrößern, zuweilen vergeblich, nicht immer ohne Glück, stets ohne entscheidenden Erfolg.

Während dieser zähen Verhandelung, das ganze Jahr zwölf Hundert und zwei hindurch, ruheten die Waffen der beiden Könige, Philipp's und Otto's, wohl keineswegs, aber mit Nachdruck wurden sie auch nirgends gebrauchet. Sie zeigten sich vielleicht wechselseitig das Schwert, aber sie führten dasselbe nicht wider einander. Also fehlte dem Leben, bei den langweiligen Verhandelungen, auch noch die erfrischende Aufregung, welche Kampf und Sieg gewähren können und zu gewähren pflegen. Das Zeitalter war nicht arm an denkenden Menschen; es war reich an empfänglichen Seelen. Der lange Streit zwischen der geistlichen Gewalt und der weltlichen, der schon anderthalb Hundert Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen fortdauerte, die Kreuzzüge, welche die christliche Welt tief erschüttert, den Blick erweitert, die Kenntnisse der Länder, Völker und Sitten vermehret, den Verkehr belebet, jede Thätigkeit aufgereget, die verschiedenen Menschen-Classen in einander geworfen, große Gegensätze ausgeglichen und andere begründet, endlich Freude und Leid, Jubel und Trauer verbreitet hatten, die Fahrten des Kaisers Friedrich des Ersten nach Italien mit ihrem Glanz und Ruhm, mit ihren Erfolgen und Unfällen, mit ihrer Freude und ihrem Schmerze, die neuen Grundsätze und Ansichten über Recht und Gesetz, welche von Bologna aus über die Alpen drangen, der rege wissenschaftliche Eifer, der in Paris seinen Halt gefunden hatte und seine Nahrung: Alles Dieses hatte in den Köpfen der Menschen ein großes geistiges Bedürfniß erreget, es hatte in die menschliche Brust eine edele Sehnsucht geworfen, Beides um so heisser und verlangender, je unbestimmter sie war, und je weniger sie ihre

Befriedigung zu finden vermochte. Daher mag wohl, während die Städte in stiller Thätigkeit fortarbeiteten an dem großen Werk ihrer Freiheit, ihres Gewerbes und ihres Handels, und keine Gelegenheit versäumten, dasselbe zu fördern, an manchen Fürsten-Höfen und in mancher ritterlichen Burg ein Leben höherer Art geführet worden sein, von geistigen Genüssen durchzogen, erheitert durch Saitenspiel und Gesang; das öffentliche Leben aber war hemmend, schleichend, trostlos. Was hin und wieder auftauchet, gleichet einem plötzlichen Wirbel in einem Sumpfe. Nur durch die päpstlichen Bannflüche, die hier trafen und dort droheten, durch den Zwiespalt in den Bisthümern, durch die Vereinigung zweier Bisthümer in Einer Hand, durch den Partei-Wechsel mancher Fürsten für und für, durch andere Handlungen gegen Ehre und Recht ward wohl manche Bewegung veranlasset, aber es war die Bewegung der Leidenschaft, die nur Unglück brachte und kein Gedeihen. An Fehden fehlte es auch nicht, weder im Süden noch im Norden; nicht an Straßenraub und Gewaltthat, selbst nicht an Ermordungen und anderen wilden Verbrechen, und keine öffentliche Gewalt wurde gefunden zu Ruhe und Recht.

Konrad von Ravensburg, ein stattlicher Herr, wenn kein Gelehrter, doch ein fein gebildeter Mann, der priesterlichen Ernst und prachtvolles Leben, strenge Grundsätze und höfische Sitte zu vereinigen verstand, war von dem Kaiser Heinrich dem Sechsten zum Canzler des Reiches ernannt worden. Zu derselben Zeit, als er diesen Kaiser auf seinem letzten Zuge nach Italien begleitete, um das Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen, war er zu Hildesheim zum Bischof erwählet. Nach Heinrich's Tode aus dem heiligen Lande zurück gekehret, wählte man ihn auch in Würzburg zum Bischof; und er, Konrad, trug kein Bedenken, dieses reichere Bisthum, mit welchem noch immer ein Herzogthum in Franken vereiniget war, anzunehmen, ohne Hildesheim aufzugeben. Der Hohenstaufe Philipp, dessen

Partei er nahm, bestätigte ihm das Amt eines Canzlers des Reiches. Deßwegen vielleicht, vielleicht auch im Gefühle päpstlicher Pflicht, trat Innocenz der Dritte gegen ihn auf, und der König Otto reizte den heiligen Vater gegen die Anmaßungen des zwiefachen Bischofes. Innocenz wandte die Mittel an, welche die Gesetze der Kirche ihm in die Hand gaben. Konrad kam in Gefahr beide Bisthümer zu verlieren. In dieser Noth begab er sich nach Rom, entsagte beiden Bisthümern und unterwarf sich in Demuth den Beschlüssen des heiligen Vaters. Innocenz wurde leicht versöhnet, da Konrad, wie es scheinet, ihm das Versprechen gab, sich fortan treu zu dem König Otto zu stellen. Er kehrte nach Würzburg zurück, erklärte sich zwar nicht offen für Otto, aber zeigte sich lau für Philipp, und übte gegen Straßenräuber und alle Störer eine ungewöhnliche Strenge aus. Bei dieser Waltung stand ihm ein edeler Bürger von Würzburg, Ekkehard genannt, zur Seite, dem er großes Vertrauen bewies, der sich mit großem Eifer dieses Vertrauens würdig zeigte. Das verdroß, ohne Zweifel, weil sie sich in ihrem räuberischen Gewerbe bedrohet oder geschmälert sahen, zwei Herren von Ravensburg, Heinrich und Bodo, Verwandte des Bischofes Konrad, Neffen von Philipp's Marschalk Heinrich von Kalden. Sie erschlugen den edelen Ekkehard. Nach dieser Unthat entflohen sie aus Würzburg. Um den Mord seines Freundes zu rächen, ließ der Bischof ein befestigtes Gebäude, welches die Mörder in der Stadt besaßen, niederreissen und Alles zerstören, was denselben gehörte. Hierauf schlichen sich die beiden Brüder, von ihren Genossen begleitet, in die Stadt ein, überfielen den Bischof auf dem Wege zur Kirche, und ermordeten ihn und verstümmelten ihn. Alsdann retteten sie sich abermals durch die Flucht. In denselben Tagen kam der König Philipp nach Würzburg. Alsobald ging ihm die ganze Geistlichkeit entgegen, begleitet von einer großen Volks-Menge, hielt ihm die abgehauene Hand

und die blutigen Kleider des ermordeten Oberhirten vor die Augen, und forderte unter Weinen und Wehklagen die Bestrafung der Freveler. Philipp vergoß Thränen bei dem Anblicke des Greuels; aber der Forderung wich er aus, entweder weil der Bischof Konrad sich zu seinem Gegner Otto hingeneiget hatte, oder aus Furcht vor dem Oheime der Mörder, dem Marschalk Heinrich von Kalden. Und vielleicht würde das Verbrechen ungestraft geblieben sein, wenn nicht die Qual ihres eigenen Gewissens die beiden Brüder nach Rom zur Beichte ihrer Missethat und zur Uebernahme schwerer kirchlicher Büßungen geängstiget hätte. In späterer Zeit hat sie endlich, nach neuen Verschuldungen, auch die Rache der Welt getroffen, aber nicht als Menschen, welche dem Gesetz und dem Gerichte verfallen, sondern als Besiegte, welche einer stärkeren Macht erlegen waren [17].

In solchen Zuständen, als von welchen diese Vorgänge Zeugniß geben, mußte es nach und nach jedem Menschen fühlbar werden, daß der bisherige Gang der Dinge zu keinem wünschenswerthen Ziele führen könne, sondern daß das Schwert entscheiden müsse zwischen den beiden streitenden Königen. Am Meisten mußten die beiden Könige selbst diese Nothwendigkeit erkennen, jedoch Philipp leicht mehr als Otto. Denn er hatte allerdings Ursache zu fürchten, daß der Boden, auf welchem er stand, durch die Ermahnungen, Warnungen und Drohungen des Papstes und durch priesterliche Künste nach und nach unterhöhlet werden möchte. Die kühne Erklärung seiner Anhänger an den Papst scheinet überall in Vergessenheit gerathen zu sein, und nirgends war auf das Wort eine That erfolget. Auch verschwand die Aussicht mehr und mehr, daß sich, ohne einen Sieg, die Zahl seiner Anhänger vermehren würde, wie schön sie sich auch in der ersten Aufregung nach des Papstes verwegenem Einschreiten geöffnet haben mochte. Otto dagegen konnte, als der Schwächere, eher ruhig zusehen. Für ihn ar-

beiteten Viele, deren Seele der Papst war. Zwar herrschte auch unter seinen Anhängern keineswegs überall Eintracht und Frieden, aber der Zwiespalt gewährte seinem Gegner keinen Vortheil. Der Herzog von Brabant und der Graf von Geldern geriethen in eine verderbliche Fehde; durch den König Otto jedoch und den Erzbischof Adolf von Cöln ward eine Ausgleichung vermittelt. Kaum war dieses geschehen, so brach ein Streit aus zwischen diesen Mittlern selbst, an welchem die Bürger von Cöln einen lebhaften Antheil nahmen: denn die Veranlassung gaben Zölle, Münzen und Steuern, mit welchen der Erzbischof, ohne Zweifel um seine Einkünfte zu vermehren, den Handel dergestalt belastet zu haben scheinet, daß die Bürger bei dem König Otto Beschwerden führten, und daß Otto sich ihrer anzunehmen für nöthig hielt[18]. Auch dieser Zwist wurde durch den päpstlichen Legaten in Güte beigeleget, aber es kostete eine Verhandelung von drei Tagen, um diese Beilegung zu bewirken, und ein so langes Streiten mit Gründen und Worten ließ um so gewisser manche bittere Erinnerung zurück, je mehr der frühere Eifer des Erzbischofes für Otto's Sache schon erkaltet war. Dagegen schien diese Sache in Sachsen, Thüringen und weiterhin zu gedeihen. Gegen die Stadt Goslar, welche sein Vater so ernstlich zu erhalten gewünschet hatte, legte er, da er sie nicht erobern konnte, eine Burg an, Herlingsberg [19], durch welche er nicht nur ihre große Bedeutung verminderte und sie für sich selbst unschädlich machte, sondern ihr auch den größten Schaden zufügte, und sie in beständiger Angst und Noth erhielt. Die Festung Stade, welche Philipp dem Erzbischofe Hartwich dem Zweiten für desselben Theilnahme an seiner Sache mit der Grafschaft verliehen hatte, und zu deren Besitz Hartwich, nach des Grafen Adolf Bezwingung durch die Dänen, wirklich gelanget war, wurde von ihm und seinen Brüdern, Heinrich und Wilhelm, erobert, und der gefangene Erzbischof sah sich um so mehr genöthiget,

alle Lehen der bremischen Kirche, welche einst Heinrich der Löwe besessen, an den ältesten Sohn, den Pfalzgrafen Heinrich, zurück gegeben, da auch die Stadt Bremen den Welfen ihre Thore geöffnet hatte. Diese Erwerbung aber schien noch dadurch bei der Stellung der Dänen eine größere Wichtigkeit zu erhalten, daß eine Vermählung zwischen dem Herzoge Waldemar und Richenza, Otto's Schwester, so wie zwischen Wilhelm, Otto's Bruder und einer Schwester des Königes Knud und des Herzoges Waldemar, Helena, zu Stande gebracht wurde [20]. Ueberdieß nahm der Landgraf Hermann von Thüringen, welcher zuerst von Otto, wie durch Ueberraschung gewonnen, alsdann aber zu seinem Vetter Philipp, entweder wegen der Verwandtschaft, oder weil der Preis der Treue vergrößert wurde, übergetreten war [21], jetzt nicht nur von Neuem Otto's Partei, sondern er beging auch feindselige Handlungen wider Philipp und dessen Anhänger: denn er nahm die Güter der Kirche von Mainz für den päpstlichen Erzbischof Sifrid in Besitz, und schloß den Gegner desselben, den Bischof Lupold aus, Nichts ohne Entgelt [22]. Endlich fiel auch der Herzog oder König von Böhmen dem König Otto zu, und nicht ohne Ursache. Er war nämlich mit Adelheid, einer Schwester des Markgrafen Thiederich von Meissen, eine lange Reihe von Jahren herdurch, vermählet gewesen, und der Vater mehrer Kinder geworden; dennoch hatte er, mit der erzwungenen Zustimmung der böhmischen Geistlichkeit [23], diese Gemahlin von sich gestoßen, und sich von Neuem mit einer ungarischen Fürstin vermählet. Der Markgraf Thiederich, von dem Herzoge Bernhard von Sachsen unterstützet, nahm sich seiner Schwester an; weil er aber, als des Königes Philipp Anhänger, von dem Papste nicht die bereitwillige Hülfe erwartete, die er zu erhalten wünschte, so nahme er seine Zuflucht nicht zu dem heiligen Vater, sondern zu dem Könige Philipp. Dem Könige war die Verwandtschaft der verstoßenen Adelheid von größerer Wich-

tigkeit, als der König von Böhmen. Er konnte nicht wagen, jene zu verlieren, um diesen zu halten. Deßwegen sprach er dem Könige Przmislav oder Ottokar sein Reich Böhmen ab, und ertheilte die Belehnung mit demselben einem Vetter des Königes, dem jungen Ladislav oder Theobald, der in Magdeburg Wissenschaft und Bildung suchte. Ein solcher Ausspruch war leicht; schwer war, ihn geltend zu machen. Dem Könige von Böhmen aber blieb nunmehr, um sein Reich und seine zweite Gemahlin zu erhalten, nichts Anderes übrig, als sich an den König Otto und an den Papst anzuschließen.

Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich Philipp, endlich das Glück der Waffen zu versuchen, und vor Allem den Landgrafen von Thüringen zu züchtigen, mit dessen Unterwerfung allerdings Vieles gewonnen zu sein schien. Im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und drei drang er, nebst dem Bischofe Lupold, in Thüringen ein mit Heeres-Macht und setzte sich in Erfurt fest. Der Landgraf hatte, auf die Nachricht von der drohenden Gefahr, alsobald an den König von Böhmen, seinen Neffen [24], um Beistand gesendet; der päpstliche Legat war selbst nach Böhmen geeilet, um den Beistand zu beschleunigen; und der König von Böhmen säumte nicht, mit einer starken Mannschaft heran zu ziehen, von alter Wildheit voll und von schonungsloser Raubgier. Zu gleicher Zeit kam der König Otto vom Nieder-Rhein herbei; sein Bruder Heinrich nahete sich von Sachsen her; der Landgraf selbst sammelte seine Mannen, wo und wie er vermochte. Der König Philipp, erschrocken vor dem Anzuge so vieler Feinde, zerstörte das thüringische Land rings um Erfurt her und weithin auf eine furchtbare Weise, jedoch, wie es scheinet, mehr aus Noth, als aus Lust, weil er den Feinden, welchen er zu widerstehen verzweifelte, das Bestehen unmöglich machen wollte. Vergeblich. Die Feinde erschienen vor Erfurt, und belagerten die Stadt neun Tage hindurch. Wegen des verwüsteten Landes waren sie genöthiget,

um sich das Nothwendige zu verschaffen, selbst zu verwüsten, was noch übrig geblieben war, zuzugreifen, zu plündern und zu rauben. Und diese Nothwendigkeit, durch welche alle Ordnung aufgelöset wurde, ging bald über in Uebermuth und Frevel. In den Böhmen besonders trat die alte Raubluft schrecklich hervor[25]: ihnen war kein Ort heilig, keine Sache, kein Mensch, selbst nicht ein Priester oder eine Nonne. Um so mehr mögen die Könige und Fürsten erfreuet gewesen sein, daß Philipp diesem Zustande der Dinge ein Ende machte und durch heimliche Flucht aus Erfurt sich vor der Gefangenschaft zu sichern suchte. Er begab sich wahrscheinlich zunächst zu dem Markgrafen Thiederich von Meissen, überhaupt zu den östlichen Fürsten des Reiches [26].

Aber auch diese Flucht des Königes Philipp blieb ohne günstige Folgen für Otto. Die Belagerung von Erfurt ward alsobald aufgehoben, der flüchtige Philipp jedoch wurde nicht verfolget, entweder weil man nicht wußte, wohin sich derselbe begeben hatte, oder weil man einen Angriff auf die östlichen Fürsten für bedenklich hielt[27]. Am Meisten aber wirkte vielleicht der päpstliche Legat, Cardinal Guido. Dieser wünschte vorzugsweise den Erzbischof Ludolf von Magdeburg zur Unterwerfung unter die päpstlichen Befehle und zur Anerkennung des Königes Otto zu bringen, und mochte wohl hoffen, daß derselbe durch den Anblick feindlicher Waffen leichter gebeuget werden würde, als durch seine und des Papstes Ermahnungen und Gründe. Deßwegen nahm das Heer eine Stellung zwischen Merseburg und Halle [28], von welcher aus es nach Norden und Osten zugleich zu drohen vermochte, ohne zum Schlagen genöthiget zu sein. Aber eben in dieser Stellung ging Alles verloren. Das Heer verbreitete weithin Furcht und Schrecken; selbst die Einwohner von Magdeburg geriethen in solche Angst, daß sie ihre Habe, ihre Weiber und Kinder auf das andere Ufer der Elbe in Sicherheit zu bringen für nöthig

hielten. Der alte Erzbischof Ludolf aber wurde eben so wenig durch Otto's Waffen geschrecket, als verwirret durch des Legaten Wort und Hohn [29], oder gebrochen durch den Bannfluch des Papstes. Das Heer dagegen verwilderte mehr und mehr in der Unthätigkeit von neun Wochen [30]. Es wurden abermals Ausschweifungen jeglicher Art begangen, und von Neuem den Böhmen zur Last geleget; der Muthwille von Erfurt wiederholte sich und ging auch hier über in Schandbarkeit und Verbrechen. Viele brennende Klöster und Kirchen gaben Zeugniß von dem ungeheueren Greuel. Daher war nothwendig, ein solches Heer, das nunmehr geschlagen wurde, wo es Widerstand fand [31], aufzulösen und dahin zurück zu führen, woher es gekommen war. Ehe indeß diese Auflösung wirklich Statt fand, wurde dem Herzoge Przmislav von Böhmen — denn der königliche Name, den Philipp ertheilet hatte, wurde verworfen — im Dome zu Merseburg, am Feste des heiligen Bartholomäus, von Otto, dem päpstlichen Könige der Teutschen, nachdem der Eid der Treue geleistet und empfangen war, eine Königs-Krone auf das Haupt gesetzet, und von dem päpstlichen Legaten wurde demselben die Weihung als König von Böhmen gegeben [32]. Hierauf zog ein Jeder nach Hause, oder verbarg seinen Unmuth hinter kleinliche Werke. Die Böhmen sollen im Lande des Markgrafen von Meissen noch großen Unfug ausgeübet haben.

Für Philipp jedoch blieben diese Vorgänge, ungeachtet aller Bemühungen des Papstes und seines Legaten, dieselben zu seinem Nachtheile zu wenden, nicht ohne günstigen Einfluß. Otto, welcher eine Sprache gegen den Papst führte, als habe er schon obgesieget, sah sich im folgenden Jahre, zwölf Hundert und vier, schwer betrogen, und Innocenz, obwohl er das Vertrauen seines Schützlinges keineswegs getheilet hatte, sah sich schwer betrogen in den Hoffnungen, welche doch auch in ihm gewesen waren. Philipp war in eine ungewohnte Thätig-

keit hinein gekommen, und die Fürsten, die sich für ihn erkläret hatten, beschämet wie es scheinet über die Gefahr, welcher er ausgesetzet gewesen, glaubten hinter Otto's Anhängern nicht zurückbleiben zu dürfen: Mancher mochte wohl auch, wie der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, aufgebracht über die Härte des päpstlichen Legaten, dem heiligen Vater durch die That zu beweisen wünschen, daß seine Drohung nicht lähmend, sein Bann nicht vernichtend sei. Ehe aber diese Fürsten mit ihrer Rüstung zu Stande kommen konnten, eilte Philipp schon im Frühlinge nach Sachsen mit eigener Macht. Otto hatte noch im Herbste des vorigen Jahres einen Angriff auf Goslar gemacht. Sein Anschlag war auch dieses Mal nicht gelungen; aber er hatte in seiner Burg Herlingsberg eine Besatzung zurück gelassen, durch welche die Bürger von Goslar den Winter herdurch auf das Äußerste beschränket und gequälet worden waren. Philipp wünschte daher diese Burg rasch anzugreifen, zu erobern, zu zerstören, ehe sie Hülfe erlangen könnte, und durch diese Eroberung Goslar zu befreien und zu retten. Dieser Versuch zwar mißlang gleichfalls; denn Otto zog mit seinen Brüdern heran, und Philipp trug Bedenken, ein Treffen in einem Augenblick allein zu wagen, da er den Zuzug vieler Fürsten in kurzer Zeit erwarten durfte. Also ging er zurück. Aber schon im Anfange des Monates Julius erschien er von Neuem in Thüringen mit einem sehr großen Heer, aus Baiern und Schwaben, Oesterreichern, Rheinländern, Franken, Sorben und Sachsen gebildet [33]. Der Erzbischof von Magdeburg allein hatte dreißig Tausend Mann zu Fuße gestellet, ohne Zweifel unter den Bürgern seiner Städte aufgebracht [34]; der Markgraf Thiederich von Meissen führte fünfzehen hundert Mann zu Roß herbei und viele Tausend zu Fuß [35]. In Thüringen selbst aber stellten sich die Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg, so wie der Graf Lambert von Gleichen auf die Seite des Königes und die Bürger von Er-

furt gewährten ihm Hülfe. Mit dieser Macht drang er in die eigentlichen Besitzungen des Landgrafen Hermann, verwüstend und zerstörend ein, und umringte die stark befestigte Stadt Weissensee [36], welche als der wahre Herd dieser Besitzungen betrachtet ward. Weissensee aber leistete hartnäckigen Widerstand. Philipp lag sechs oder acht Wochen vor der Feste, ohne sie zu gewinnen. Inzwischen rief der geängstigte Landgraf, von dem König Otto, welchem es wahrscheinlich an den nöthigen Mitteln fehlte, verlassen, seinen alten Freund und Verwandten, den König Przmislav von Böhmen um Hülfe an, der Verwünschungen nicht achtend, welche die Böhmen im vorigen Jahr auf sich geladen hatten. Przmislav eilte auch herzu, von der nordwestlichen Spitze Böhmens an der Orla [37] herab. Philipp, von dem Anzuge desselben benachrichtiget, hob die Belagerung von Weissensee auf und ging ihm entgegen. Przmislav aber, von seinen Kundschaftern über den Stand der Dinge in Thüringen und über die Größe des Heeres unterrichtet, mit welchem Philipp bis in seine Nähe gekommen war, gab jeden Gedanken an Krieg und Schlacht auf, und glaubte nur in einem eiligen Rückzuge Rettung finden zu können. Also zündete er in der Nacht, um seine Feinde zu täuschen, viele Feuer an, brach so rasch auf, daß er alles Geräth und Gezeug, welches eine Verzögerung hätte verursachen mögen, zurück ließ, und gewann durch einen starken Marsch einen großen Vorsprung. Sobald Philipp am anderen Tage den Abmarsch des Königes von Böhmen in Erfahrung brachte, sandte er den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach mit vier hundert Reisigen zur Verfolgung hinter demselben her; aber der Pfalzgraf fand keinen Feind bis zum Böhmer-Walde.

Diese Flucht des Königes von Böhmen hatte große Folgen. Philipp ging wieder in Thüringen hinein und setzte das Werk der Zerstörung fort. Der Landgraf Hermann, von seinem Könige nicht unterstützet, von seinen Freunden verlassen,

die Verwüstung seines Landes ringsher vor Augen, erblickte keinen anderen Ausweg, kein anderes Heil als in Philipp's Gnade. Einige Fürsten traten vermittelnd ein. Hierauf erschien er bei Ichtershausen vor dem Könige, warf sich demselben zu Füßen, und erhob zu ihm die flehenden Hände. Philipp ließ den unglücklichen Fürsten lange auf den Knieen liegen und sprach zu ihm harte Worte über seine Treulosigkeit und Thorheit; auf das Zureden der anwesenden Fürsten jedoch hob er ihn endlich auf, und gab ihm, nach der Sitte der Zeit, den Kuß der Versöhnung. Der Landgraf stellte seinen Sohn und Andere als Geissel für seine Treue. Das war der Anfang des Abfalles von Otto dem Könige.

Nunmehr glaubte Philipp der Macht nicht mehr zu bedürfen, mit welcher so viele Fürsten ihm beigestanden hatten. Er entließ die Hülfs-Scharen in ihre Heimath. Mit seiner eigenen Macht aber zog er nach Goslar, theils um diese Stadt aus ihrem Drangsale zu erlösen, theils um seinen Gegner zu bedrohen in den Erbländern seines Hauses. Diese Länder wollte Otto wenigstens vertheidigen. Also rief er seine Brüder herbei, und bot selbst nicht nur seine Dienstmannen, sondern auch die Bürger von Braunschweig auf, die sich als streitbare Männer wohl bewähret hatten [38]. Sie zogen aus nach Goslar hin. Unterweges aber verließ Heinrich, der Pfalzgraf zu Rhein, Otto's älterer Bruder, den König, wandte sich zu Philipp, und erkannte denselben an als seinen König und Herrn. Der Pfalzgraf Heinrich scheinet von Anfang an lau gewesen zu sein gegen die Sache seines Bruders. Er war der älteste Sohn Heinrich's des Löwen; er durfte sich kriegerischer Thaten für irdische und für heilige Dinge rühmen, so wie großer Erfahrungen, in der Nähe und in der Ferne, zu Land und zu Meer. Es mochte ihn verdrießen, daß er vor dem Throne des jüngeren Bruders stehen sollte, den man, einen thatenlosen Jüngling, lediglich darum mit der königlichen Krone

geschmücket hatte, weil er dem edelen Hause der Welfen angehörte; und wohl durfte er sich sagen, daß man ihn selbst nicht übergangen haben würde, wenn er nicht als Krieger Christi im heiligen Lande gewesen wäre. Sein Unmuth mag aber vermehret worden sein durch die Theilung der väterlichen Erbschaft, welche im vorigen Jahre zu Paderborn Statt gefunden hatte. Denn ihm war das ungünstigste Loos gefallen. Von den Erbländern seines Hauses hatte er nur Celle bekommen, und dazu die kaum wieder erworbene, unsichere Grafschaft Stade behalten; Wilhelm dagegen, dem jüngsten Bruder, war Lüneburg zu Theil geworden, der alte Sitz der Herzoge von Sachsen, und Otto, dem Könige, war das schöne und treue Braunschweig, die Stadt großer Erinnerungen, zugefallen, nebst dem festen Bergschlosse Lichtenberg. Endlich mag auch Heinrich unzufrieden mit Otto's Unthätigkeit während der letzten Vorgänge in Thüringen gewesen, und zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß derselbe nimmer die Krone des Reiches zu erkämpfen und zu behaupten vermögen würde. Nun scheinet Philipp, ohne Zweifel von Heinrich's Unmuth unterrichtet, sich an denselben gewendet, und ihn mit dem Verluste der Pfalz zu Rhein, Falls er an der verlorenen Sache seines Bruders festhielte, bedrohet, dagegen, wenn er dieselbe verließe, mit neuen Beleihungen gekörnet und gelocket zu haben. Und Philipp und Heinrich scheinen leicht einig geworden zu sein. Auf der Fahrt von Braunschweig nach Goslar brachte alsdann Heinrich seinen Entschluß oder seine Verpflichtung gegen Philipp in Ausführung. Er trat, so wird berichtet, mit einer Forderung zu seinem Bruder, die Otto gar nicht erfüllen konnte. Er bekannte sich nämlich zum Dienste desselben, sowohl durch die Bande des Blutes verbunden, als durch den Eid der Treue, den er ihm geschworen hätte; aber er verlangte als Entschädigung für seinen Aufwand, oder als Belohnung für seine Dienste [39], die Stadt Braunschweig und das

Schloß Lichtenberg, in der That also fast das ganze väterliche Erbtheil des Königes. Otto, erstaunet über eine solche Forderung unter solchen Umständen, bat ihn, doch nicht jetzt auf einer solchen Forderung zu bestehen, sondern sich zu gedulden, bis er zum festen Besitze des Reiches gelanget sei. Heinrich aber führte seine Mannschaft in Philipp's Lager, und empfing zum Lohne des Verrathes die Vogtei über Goslar [40], die Thränen nicht achtend, welche von den Freunden des welfischen Hauses über sein Verfahren vergossen wurden [41]. Dem König Otto blieb nach diesem Vorgange Nichts übrig, als nach Braunschweig zurück zu kehren. Und Philipp setzte ihm nicht nach, sei es, daß er von anderen Geschäften gedränget wurde, sei es, daß von Heinrich die Schonung der welfischen Erbbesitzungen ausbedungen war.

Dieser Abfall eines Bruders vom Bruder machte ohne Zweifel einen desto stärkeren Eindruck auf die Seelen der Menschen, je verschiedener man denselben zu erklären versuchte. Vielleicht gab es jetzt Niemanden mehr, der noch an Otto's Sieg zu glauben gewaget hätte. Deßwegen ist nicht zu verwundern, daß auch der König von Böhmen, der erst im vorigen Jahr aus Otto's Hand die Krone und von der Hand des päpstlichen Legaten die Salbung empfangen hatte, nunmehr sogleich wieder auf Philipp's Seite trat, und noch weniger ist zu verwundern, daß Philipp denselben mit Freuden wieder aufnahm. Dem Böhmen lag die Flucht aus Thüringen auf den Herzen, und der junge Theobald in Magdeburg machte ihm Besorgnisse bei Philipp's Siegen; Philipp dagegen hatte seinen Blick auf den Rhein gerichtet, und wünschte der wilden Feinde in seinem Nacken ledig zu werden. Der Herzog Ludwig von Baiern vermittelte die Aussöhnung. Dieselbe wurde befestiget durch die Verabredung einer Vermählung zwischen des Böhmen Sohn Wenzel und Philipp's Tochter, Kunigunde, die beide noch Kinder waren [42].

Am Meisten aber war dem Könige Philipp daran gelegen, den Erzbischof Adolf von Cöln auf seine Seite zu bringen, nicht, weil er durch denselben an Kriegs-Macht zu gewinnen hoffte, sondern weil Adolf vom Anfang an die Seele der Partei des Welfen in Teutschland gewesen war, und weil er, wenn er diesen Priester gewonnen hatte, einen Mangel ersetzen konnte, der ihm oftmals vom Papste vorgeworfen war, nämlich die rechtmäßige Krönung. Und auch dieser Wunsch ging ihm in Erfüllung. Adolf hatte, wie wiederholet angedeutet worden ist, längst erkannt, das er das unrechte Theil erwählet. Von den ausschweifenden Hoffnungen, mit welchen er den Gedanken, Teutschland einen König zu geben, ausgeführet haben mochte, war, allen Bemühungen des Papstes zum Trotze, keine in Erfüllung gegangen; und die Aussichten waren immer trüber geworden nach allen Seiten hin. Das Geld aus England, auf welches er gerechnet hatte, war längst ausgeblieben. Otto selbst vermochte ihm höchstens Verheissungen auf eine ungewisse Zukunft zu ertheilen; und doch hatte sich der arme Fürst herausgenommen, hartnäckig mit ihm zu streiten. Deßwegen hatte er, Adolf, schon lange Zeit herdurch bald gelauert und bald gezaudert, und die Welt ungewiß gemacht über seine Gesinnung. Innocenz, der Papst, hatte ihn durch Lobpreisungen in Otto's Treue zu befestigen gesuchet; er hatte ihn auf seine Schande vor der Welt hingewiesen, wenn er des Königes Sache aufgeben würde, den Er erhoben, den Er gekrönet und gesalbet; er hatte ihm auch den Bannstrahl der Kirche in der Ferne gezeiget. Aber Geld und Gewalt hatten bei Geistlichen und Laien einen höheren Werth als Lobsprüche, selbst aus dem Munde des heiligen Vaters; von einer Schande vor der Welt konnte nicht mehr die Rede sein, da Geistliche und Laien die Treue wechselten, wie die Kleider, und der Bann hatte seine Kraft verloren, nachdem er sich bei Geistlichen und Laien als unschädlich bewiesen. Adolf war auch ein zu starker Geist,

als daß er vor solchen Dingen hätte weichen sollen. Und der Eindruck, welchen die Vorgänge in Thüringen und Sachsen gemacht hatten, war ja wohl kräftig genug, um auch ihn zur Entscheidung zu bringen. Der Graf Wilhelm von Jülich, der selbst von Otto zu Philipp übergegangen war, ein schlauer und sittenloser Mann, bot sich für Geld und Ehren zur Vermittelung an, und mit desto größerer Zuversicht, da er überzeuget war, mit Geld und Ehren würden alle Fürsten von Otto's Partei leicht zum Abfalle gebracht werden [43]. Philipp war gegen denselben nicht karg, weder um ihn selbst zu befriedigen und zu halten, noch um den Erzbischof und die übrigen Anhänger seines Gegners zu reizen und zu verblenden. Und der Erzbischof widerstand nicht; und auch dem Herzoge von Brabant, dessen früherer Eifer längst erkaltet war, der in der Vermählung seiner Tochter mit Otto lange kein Glück mehr sah, gingen auch die Augen über bei den Gedanken an die Herrlichkeiten, über welche, nach des Grafen Wilhelm Versicherung, der König Philipp zu verfügen hatte, und zu Gunsten seiner Anhänger zu verfügen bereit war. Mit den Grafen Wilhelm machten gemeinsame Sache der Erzbischof von Trier, der schon im vorigen Jahr aus Aengstlichkeit und Schwäche auf Philipp's Seite getreten war, ohne eben festzustehen und deßwegen einen Anhalt suchend, der Bischof von Constanz, welcher in seiner Treue zu dem Hause der Hohenstaufen niemals gewanket hatte, und der Bischof von Speier, dem sich wohl kein anderer Ausweg zeigte. Es fand eine Zusammenkunft mit dem Erzbischof Adolf zu Andernach Statt, bei welcher Alles abgeredet und bestimmet werden sollte. Dem Erzbischof ward in Philipp's Namen und Auftrag die Zurückgabe aller Güter und Besitzungen zugesichert, welche der Kirche von Cöln entrissen sein mochten; auch ward ihm die schöne königliche Villa Salefeld, welche der Kaiser Friedrich der Erste einst durch einen Tausch mit dem Erzbischofe Philipp von der Kirche von Cöln

an das Reich gebracht hatte, als Lohn versprochen für den neuen Eid der Treue, den er zu schwören, und für die Dienste, die er zu leisten, sich bereit erklärte. Ueberdieß erhielt er neun Tausend Mark Silbers, mit welcher Summe er den Herzog von Brabant und die übrigen Fürsten Lotharingiens erkaufen sollte und zu erkaufen übernahm.

Und Alles gelang, wenn nicht vollständig, doch wohl über jede Erwartung hinaus. Nach dem Feste des heiligen Martin's hatte Philipp eine Zusammenkunft mit dem Erzbischof Adolf von Cöln und dem Herzoge Heinrich von Brabant zu Coblenz: die Fürsten empfingen von ihm die Lehen, der König von den Fürsten den Eid der Treue. Mehrere andere Fürsten waren gegenwärtig, empfingen die Beleihung mit ihren Ehren und Besitzungen, und leisteten den Eid der Treue. Und wie es an Gnaden und Gunstbezeigungen nicht gebrach [44], so mag es wohl auch nicht an großen Zusicherungen gefehlet haben. Hierauf kündigte der König einen Hoftag an, der zum Feste der Erscheinung Christi, im Anfange des folgenden Jahres, zwölf Hundert und fünf, zu Aachen gehalten werden sollte. Zu diesem Tage, an welchem der Erzbischof Adolf den König Philipp zu salben und zu krönen versprochen hatte, wie früher Otto an demselben Orte von ihm gesalbet und gekrönet worden war, kam der König mit einem großen kriegerischen Gefolge; es kam mit einer großen Pracht der Erzbischof, und auch viele Fürsten fanden sich ein, obwohl nicht ein Mal alle aus Lotharingien [45]. In der Versammlung legte Philipp, nach dem Rathe der Seinigen, den königlichen Namen und die königliche Krone ab, damit, wie es hieß, die Fürsten völlige Freiheit zu einer neuen Wahl erhielten; zugleich aber bat er, daß sie einmüthig wählen möchten [46]. Das war ein eiteles Werk. Philipp hatte nichts zu fürchten; er wußte ja, daß die Fürsten, welche nach Aachen gekommen waren, eben deßwegen gekommen waren, um ihn als König anzuerkennen.

In der That ward er von allen Anwesenden erwählet und alsdann mit seiner Gemahlin von dem Erzbischof Adolf von Cöln in herkömmlicher Weise gesalbet und gekrönet. Sechs Tage später stellte er dem Erzbischof Adolf Urkunden aus über die Ehren, Güter und Rechte, welche demselben früher versprochen waren [47].

Neuntes Capitel.

Otto's Hülflosigkeit.
Des Papstes schlaue Vermittelungs-Versuche.
Wachsende Verlegenheit beider Parteien.
J. 1205 — 1208.

Zu derselbigen Zeit, da Philipp so große Veränderungen betrieb und bewirkte, befand sich Otto in Sachsen, in seinen Erbländern, und lebte, wie es scheinet den Tag nach dem Tage in der Trägheit, zu welcher er geneiget war, als sei Nichts geschehen und Nichts zu fürchten. Als er aber Nachricht erhielt von der Aussöhnung seines Widersachers mit dem Erzbischof Adolf zu Coblenz, brach er rasch auf und zog durch Westfalen nach Cöln. Der Erzbischof war nicht in der Stadt; er betrieb seine Vorbereitung zu der Fahrt nach Aachen, um den König Philipp zu krönen. Die Bürger von Cöln aber, höchst erbittert über die Verrätherei ihres Erzbischofes, nahmen den König Otto mit freudigem Gruß auf, Theils weil ihnen der Eid heilig war und weil sie mit der Treue und der Ehre kein loses Spiel zu treiben pflegten, Theils wohl zugleich, um ihrem Zorne gegen den Erzbischof Luft zu machen. Auch fand Otto den Erzbischof Sifrid von Mainz in Cöln und

den Bischof von Cambrai, beide von Schmerz und Scham durchdrungen über Adolf's treulosen Abfall.

Von Cöln aus geschah, was möglich war, um Philipp's Krönung in Aachen aufzuhalten oder zu hintertreiben. Die Bürger von Cöln sandten an den Erzbischof Adolf die dringende Bitte, er möge doch nicht seine eigene Handlung vernichten, und sich ins Gedächtniß zurück rufen, daß der Papst ja auf sein, des Erzbischofes, Verlangen den König Otto bestätiget und beschlossen hätte, Niemandem anders, als diesem Fürsten die Kaiser-Krone zu ertheilen. Adolf aber achtete, von Philipp's Gold geblendet, der Vergangenheit nicht, und war unbekümmert um die Zukunft. Die Bischöfe von Mainz und Cambrai legten schriftlich Widerspruch ein gegen Adolf's Verfahren und droheten ihm mit dem Banne[1]. Der Erzbischof aber hatte ohne Zweifel längst klar vorausgesehen, was diese Priester ihm in der Ferne zeigten, und deßwegen konnten sie ihm keineswegs zur Umkehr bewegen. Otto selbst, der König, verließ Cöln mit Heeres-Macht und ging dem Rhein hinauf, um seinem Feinde Philipp den Weg nach Aachen abzuschneiden. Aber in kurzer Zeit kehrte er krank nach Cöln zurück, und krank lag er zu Cöln in dem Augenblicke darnieder, als Philipp in Aachen aus Adolf's Händen die königliche Krone empfing. Das Eine jedoch scheinet der Zorn der Bürger von Cöln bewirket zu haben, daß Philipp nicht wagte, seine Waffen alsobald gegen diese Stadt zu richten, sondern daß er, von dem Erzbischof Adolf, wie es scheinet, begleitet, sich wieder nach dem Ober-Rhein zurück begab. Mehr zu einem glänzenden Feste vorbereitet, als zum Kampfe gerüstet, mag er es bedenklich gefunden haben, die wohl befestigte Stadt, von ehrenwerthen, streitbaren Männern vertheidiget, anzugreifen, und sich der Gefahr auszusetzen, auf die kaum gewonnene Krone sogleich den Flecken einer Niederlage zu bringen. Dem König Otto aber, der Geistlichkeit und den Bürgern von Cöln blieb nunmehr

Nichts übrig, als ihren Schmerz vor dem heiligen Vater auszusprechen, und denselben anzuflehen um seine Hülfe. Der Bischof von Cambrai eilte selbst nach Rom [2].

Der Papst war ohne Zweifel über den Gang der Dinge beständig unterrichtet worden, und auch das geheime Weben und Wirken war ihm, nicht im Einzelnen, aber im Wesentlichen gewiß offenbar geworden. Daher können ihm die Ereignisse kaum unerwartet gekommen sein, höchstens die Schnelligkeit, in welcher sie erfolgten. Er jedoch hatte keine anderen Waffen, als welche er bisher in Bewegung gesetzet; und sie hatten sich als unwirksam erwiesen, ja als abgenutzet. Er mußte in der That wohl bedenklich werden, von Neuem zu denselben zu greifen; aber er hatte sich zu tief eingelassen, als daß er sich zurück zu ziehen und den Teutschen ihre Angelegenheiten selbst anheim zu geben vermocht hätte. Der Gedanke, daß er mit Otto nicht zu dem erstrebten Ziele gelangen würde, mag ihm oft genug durch die Seele gegangen sein. Aber er war es sich selbst, er war es der apostolischen Würde schuldig, diesen Fürsten nicht eher aufzugeben, als bis er sich selbst aufgegeben hatte, oder von allen Teutschen aufgegeben war. Darum nahm er die alten Waffen noch ein Mal wieder auf, und machte vom Worte Gebrauch, von der Schrift, von Gesandtschaften überall und in alter Weise, obwohl an Manchen seiner Briefe aus dieser Zeit ein Mangel an Frische und am Vertrauen auf den Erfolg nicht zu verkennen; auch sind sie weniger reich an Worten, weil er keinen Glauben mehr an die Worte hatte, weder zur Ueberredung noch zur Ueberzeugung. An den König Otto selbst aber schrieb er Folgendes [3]. „Unser ehrwürdiger Bruder, der Bischof von Cambrai, ist bei uns eingetroffen und von uns wohlwollend empfangen worden. Was er uns vorgeleget, das haben wir sorgfältig erwogen. Bei seiner Zurückkunft wird dieser Bischof Dir unseren Entschluß kund thun, und Dir über den Zustand des Reiches

Bericht erstatten. Inzwischen laß Dich von keiner Arglist umstricken. Du kannst meines Wohlwollens gewiß sein, welches Du ja wie eine unbewegliche und unveränderliche Säule erkannt hast. Deßwegen ermahnen wir Dich, da derselbe Bischof uns Deine Klugheit, Tapferkeit und Standhaftigkeit vielfältig gerühmet hat, um so ernstlicher: laß Dich durch keine Unfälle zerbrechen, und durch keine Einflüsterungen bethören; strebe vielmehr mit Vorsicht zu Deiner Erhebung, zu welcher auch wir mit Eifer hinstreben, auf daß Du zum Empfange der Kaiser-Krone glücklich zu gelangen im Stande sein mögest."

Dagegen ordnete er scharfe Maßregeln an wider den Erzbischof Adolf von Cöln. Im Anfange des Monates März erließ er ein Schreiben voll bitteres Zornes an den Erzbischof Sifrid von Mainz, den Bischof von Cambrai und den Scholasticus von Sanct Gereon zu Cöln, aus welchem Folgendes mitgetheilet werden mag [4]. „Daß der Erzbischof Adolf von Cöln in die Grube falle, die er gegraben, daß sein eigenes Schwert ihm in das Herz dringe, das verlanget sein hartnäckiger Ungehorsam, sein wiederholter Meineid, sein gemeiner Verrath. Ohne Furcht vor Gott, ohne Scham vor Menschen, ohne Achtung für die Würde der Kirche von Cöln, hat er das Joch des Gehorsames abgeworfen, den ein Mal und wiederum geleisteten Eid gebrochen, und Den verrathen, den er selbst ernannt hatte. Als er den König Otto gekrönet und ihm den Eid der Treue geschworen hatte, hat er uns gar häufig gedränget, daß wir diesem Könige die apostolische Gunst zuwenden, und genehmigen möchten, was er gethan. Als Dieses von uns zur Ehre des Stuhles von Cöln geschehen war, da fing er an lau zu werden, zog seine Hand vom Pfluge zurück, und unterließ zu begießen, was er gepflanzet hatte. Weil aber nicht, der pflanzet, und nicht, der begießet, Etwas ist, sondern der das Gedeihen giebt, Gott: so gedieh doch durch Gottes Gnade der neue Weinstock und trieb Reben nach allen Seiten.

Das sah mit Neid der neidische Pflanzer und verschwor sich zur Ausrottung des Stockes. Aber das geheime Gespinnst kam an das Licht, und der Baum ward an den Früchten erkannt. Erinnert und umstellet, hat er hierauf von Neuem einen Eid geschworen, daß er den König Otto niemals verlassen und sich niemals auf die andere Seite neigen wollte. Seitdem haben wir nicht aufgehöret, ihn zu ermahnen, zu verwarnen, zu bedrohen, und ihm unsere Befehle zu ertheilen. Und dennoch hat er, durch Geld bestochen, wie es heisset, gegen unseren Befehl und gegen seinen eigenen Eid seinen Herrn frecher Weise verlassen, und sich schamlos an den Herzog Philipp von Schwaben gehänget. Und um das Maß voll und jede Verhüllung seiner Schuld unmöglich zu machen, hat er vor Kurzem zu Aachen, wo er den König Otto gekrönet hatte, auch den Herzog Philipp öffentlich gekrönet: und doch war er, als von dem Legaten des apostolischen Stuhles in der Kirche des heiligen Petrus zu Cöln der Bann über Alle, welche von Otto abfallen würden, öffentlich ausgesprochen wurde, selbst gegenwärtig gewesen, angethan mit dem erzbischöflichen Gewande, die brennende Kerze in der Hand. Nun sind zwar die Einwohner von Cöln ihrem Haupt in seinem bösen Treiben nicht nachgefolget, sondern sie sind fest beharret in des Königes Treue. Damit aber der alte Sauerteig nicht den ganzen Teig versäuere, empfehlen wir Euerer Weisheit und geben Euch, mit dem Beirath unserer Brüder, durch dieses apostolische Schreiben auf, daß Ihr, unter Glockengeläute und bei brennenden Kerzen, jeden Sonntag und alle Festtage den Bann über den Erzbischof Adolf öffentlich verkündigen und in allen Kirchen zu Cöln und der benachbarten Sprengel feierlich verkündigen lassen, und alle Vassallen der Kirche von Cöln, Geistliche und Laien, von der Pflicht des Gehorsames gegen ihn lossprechen sollet. Auch bevollmächtigen wir Euch, denselben Erzbischof, wenn er nicht innerhalb eines Monates persönlich

vor dem apostolischen Stuhl erschienen, um sich von demselben richten zu lassen [5], mit Verwerfung jegliches Widerspruches und jeglicher Berufung von seinem priesterlichen Amt abzusetzen, und die Wahl eines anderen geeigneten Mannes an seine Statt zu veranstalten.»

An demselben Tage schrieb auch der Papst an die Geistlichkeit und das Volk von Cöln. Beide wurden hochbelobet, daß sie ihr Haupt, als sich dasselbe zum Schweif umgewandelt [6], verlassen hätten, und fest in des Königes Otto Treue bestanden wären. Zugleich wurden sie von dem Beschlusse, welchen er gegen den Erzbischof gefasset hatte, in Kenntniß gesetzet. Endlich wurden sie ermahnet, dem Erzbischofe von Mainz und seinen Genossen bei der Ausführung dieser Beschlüsse behülflich zu sein, und dem König Otto, wie bisher so fortan, ihre Hülfe und ihre Zuneigung zu gewähren. Die apostolische Gnade solle ihnen nicht fehlen.

Dem päpstlichen Befehle zu Folge verkündigten, wahrscheinlich im Anfange des Monates Mai, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Cambrai in der Kirche des heiligen Petrus zu Cöln vor der Geistlichkeit und dem Volke den Bann gegen den Erzbischof Adolf und befahlen, daß dieser Bann an allen Sonntagen und zu allen Festen, wie vorgeschrieben war, verkündiget werden sollte. Um indeß zu versuchen, was möglich, sandten sie, einer besonderen Erlaubniß des Papstes gemäß, den Canonikus Heinrich zu Sanct Gereon und zwei Pfarrer, Anselm und Christian, an den Erzbischof, um denselben aufzufordern, daß er sich bei Zeiten an den Papst wenden und dadurch die Absetzung zu vermeiden versuchen möchte. Adolf aber gehorchte ihren Worten nicht, und bekümmerte sich, im stolzen Vertrauen auf Philipp's Macht und Gunst, weder um den ausgesprochenen Bann, noch um die angedrohete Absetzung. Hierauf beriefen die Bevollmächtigten des Papstes am Feste der Märtyrer Gervasius und Protasius, den Neun-

zehenten des Junius, die Geistlichkeit und das Volk von Cöln in die Dom-Kirche zusammen, und sprachen, in der Gegenwart des Königes Otto und anderer vornehmen Männer, die Absetzung Adolfs von seinem Amt und seinen Würden feierlich aus. Zugleich befahlen sie die Erwählung eines neuen Erzbischofes; und die Wahl fiel, wie der Papst gewünschet hatte, auf Bruno, den Propst der Kirche von Bonn, einen reichen Mann, aus dem Geschlechte der Grafen von Sayn [7]. Es darf kaum bemerket werden, daß der Erwählte schnell und gern vom Papste die Bestätigung erhielt.

Inzwischen hatte Philipp zum Pfingst-Feste einen großen Hoftag zu Speier gehalten. Auf demselben hatte der Erzbischof Adolf Klage geführet gegen die Stadt Cöln, und durch dieselbe, von seinen Anhängern unterstützet, den König und die anwesenden Fürsten dahin gebracht, daß eine Kriegsfahrt gegen diese Stadt auf den Monat September beschlossen und von dem König angekündiget ward. Dem Erzbischof Adolf aber war diese Verzögerung unerträglich, und die Nachricht von seiner Absetzung, welche bald nachher erfolgte, vermehrte noch seinen Eifer und seinen Zorn. Er drang mit einer kriegerischen Mannschaft in das Erzbisthum ein, um seinen Gegner, den neuen Erzbischof Bruno, zu bekämpfen; und sogleich theilten sich die Vassallen des Bisthumes, um für ihn zu streiten oder wider ihn für Bruno. Eine Menge krauser und wilder Kämpfe [8]; Brand und Raub überall. Die Güter der Kirchen wurden geplündert; ihre Thürme und Villen zerstöret; weder der Armen geschonet, noch der Wittwen oder der Waisen. Bald war Cöln so gänzlich umringet, daß kein Eingang war und kein Ausgang, bald machten sich die Bürger Luft durch die Verjagung der Feinde. In Deutz setzten sich die Lehenleute und Bogenschützen des Grafen Adolf von Berg fest, beunruhigten allen Verkehr auf dem Rhein, und sperrten diesen Fluß sogar oberhalb und unterhalb. Die Bürger von Cöln jedoch

stellten große Schiffe in der Mitte des Rheines auf, um ihre Seite des Flusses frei zu erhalten, und landeten wohl auch auf dem anderen Ufer, um Rache zu nehmen durch Raub und Brand.

Mitten unter diesen häßlichen Raufereien zog im Monate September Philipp heran mit einem sehr großen Heere [9], und erschien am Tage des Erzengels Michael unter den Mauern von Cöln. Er schlug sein Lager auf oberhalb der Stadt [10]. Alsobald stellte Philipp Denen von Cöln seine Forderungen: Unterwerfung und Otto's und Bruno's Entfernung. Die Einwohner von Cöln wiesen die Forderungen zurück wegen ihres Gehorsames gegen die Kirche und deren Haupt. Daher begann der Angriff; aber ohne Erfolg. Fünf Tage nach einander wurde dieser Angriff fortgesetzet, und Nichts ward erreichet. Der Widerstand war eben so geschickt, als mannhaft. Otto, Ordner und Kämpfer zugleich, wurde den Bürgern Stachel und Vorbild. Die Bürger stritten, als hätten sie der Welt beweisen wollen, daß sie der Freiheit würdig wären, daß sie, wie an Redlichkeit und Treue über den großen Herren und Rittern, so an Tapferkeit, Waffen-Kunst und Ausdauer nicht unter denselben ständen. Philipp's Heer erlitt einen sehr großen Verlust an Menschen, und einen noch größeren an Pferden. Nach fünf Tagen fühlte man allgemein, daß die Stadt mit der Macht der Waffen, über welche er noch zu gebieten hatte, nicht zu bezwingen sei. Deßwegen, und weil von einer neuen Unterhandelung nunmehr kein Erfolg erwartet werden durfte, wurde die Belagerung aufgehoben. Damit aber der Schein vermieden würde, als sei ein solches Heer von den Bürgern einer einzigen Stadt zum Rückzuge genöthiget worden, zog der König Philipp den Rhein hinab, und kam bis Neuß. Diese Stadt ward angegriffen und zur Unterwerfung unter den Erzbischof Adolf gebracht, weniger jedoch mit den Waffen, als weil die überraschten Einwohner Muth und Besinnung

verloren. Nach dieser Eroberung führte Philipp das Heer durch das Erzbisthum, brennend und zerstörend, wieder nach dem Ober-Rheine zurück.

Ruhe aber erfolgte nicht im Erzbisthum. Adolf setzte den Kampf fort wider Bruno, den Winter hindurch, in das Jahr zwölf Hundert und sechs hinein; und dieser Kampf wurde nicht nur in der alten verderblichen Weise geführet, sondern dieselbe wurde gesteigert bis zu den frevelhaftesten Ausschweifungen. Denn in Cöln traf ein Befehl des Papstes ein, daß gegen alle Fürsten, welche die Besitzungen der Kirche angegriffen hätten, der Bann ausgesprochen, und das Land derselben dem Interdict unterworfen werden sollte. Dieser Befehl trieb die Schuldigen zu einer wahren Wuth gegen die Geistlichkeit, und in dieser Wuth griffen sie schonungslos nach Allem, was den Kirchen gehörte, und trieben selbst die Einkünfte derselben auf zwei Jahre für sich ein. Die Geistlichen geriethen in solche Armuth, daß sie verkaufen mußten, was die Kirchen aus früheren Tagen an Gold, Silber und kostbaren Steinen besessen hatten.

Der König Otto, von solchen Greueln umgeben und solchen Gefahren, war in einer schrecklichen Lage. Auf seine Braunschweiger konnte er sich verlassen, aber ihm zu helfen vermochten sie nicht. Und außer ihnen konnte er auf Niemand rechnen. Von allen weltlichen Fürsten des Reiches waren nur noch der Herzog von Limburg und dessen Sohn Walram, der zu ihm zurück gekehret war, als Adolf ihn verlassen hatte, an seiner Seite in Cöln; eine Mannschaft aber, welche diese Fürsten ihm zugeführet hätten, zeiget sich nirgends, und mit welcher Gesinnung sie selbst nach Cöln gekommen waren, welche Gesinnung sie in Cöln bewahret hatten: wer wagte Dieses zu sagen? An der Gesinnung der geistlichen Fürsten hingegen, die sich in Cöln befanden, war nicht zu zweifeln; aber über ihren guten Willen hinaus hatten sie Nichts für Otto einzusetzen.

Denn der Erzbischof Sifrid von Mainz, von Wenigen anerkannt, aus seinem Erzbisthume vertrieben, hatte nur über priesterliche Dinge zu gebieten, über Segen und Fluch; der neue Erzbischof von Cöln stand mit Otto auf demselben Boden, aber über die Mauern von Cöln hinaus vermochte Bruno nicht das Geringste; der Bischof von Cambrai endlich war außer Stande dem König anders zu dienen, als bei Unterhandlungen, als durch Reisen zwischen Cöln und Rom. Alle anderen Bischöfe des Reiches waren abgefallen; selbst die Bischöfe von Münster und Osnabrück, die bisher noch fest gehalten hatten, waren endlich auf Philipp's Seite getreten. Gewiß waren alle geistliche Fürsten eben so wenig Otto's Feinde, als die weltlichen; aber keiner wagte sich als seinen Freund zu zeigen und für ihn zu handeln. Als daher der neue Erzbischof Bruno von dem Erzbischofe Sifrid geweihet werden sollte, war man genöthiget, zwei Bischöfe aus England herbei zu ziehen, damit die feierliche Handlung der Ordnung gemäß vollzogen werden möchte. Was aber die Stadt Cöln betrifft, so hatte dieselbe vor Welt und Nachwelt einen schönen Beweis von der Kraft, dem Geist und der Gesinnung des jungen Bürgerthumes gegeben, welches sich in den teutschen Städten überall so lebendig erhob; dieses Bürgerthum jedoch zog seine Nahrung aus der Regsamkeit der Gewerbe und Künste und aus einem raschen Verkehre mit der Welt. Solcher Nahrung konnte Cöln so wenig entbehren, als irgend eine andere Stadt. Einem raschen Angriffe vermochte sie wohl einen tüchtigen Widerstand entgegen zu setzen, aber eine lange Beschränkung auf die eigenen Mauern konnte sie nicht ertragen, und mit dem ganzen Reich einen Krieg zu führen war sie außer Stande.

Ueber Dieses Alles kann der König Otto sich nicht getäuschet haben. Die einzige Hoffnung, welche ihm noch blieb in seinem Bedrängniß, war der Gedanke eines Waffen-Still-

standes, welcher vielleicht eine Aenderung der Dinge, jedes Falles einige Erholung gewähren mochte. Aber ein Waffen-Stillstand war entweder gar nicht, oder nur durch die Vermittelung des Papstes zu erlangen, und auch kaum auf diesem Wege. Jedes Falles sandte er den Bischof von Cambrai nach Rom, um dem heiligen Vater seine Noth vorzustellen [11]. Innocenz mag durch die Vorstellung des Bischofes allerdings in einige Verlegenheit gekommen sein; einem so klugen Mann indeß ist wohl auch zuzutrauen, daß ihm diese Veranlassung, mit Philipp in Verkehr zu kommen, nicht eben unwillkommen gewesen sei: denn bei dem Stande der Dinge, bei Otto's wachsender Gefahr, mußte er seine bisherige Stellung zu Philipp zu verändern trachten; er mußte demselben näher zu kommen suchen, um ihn desto besser fassen zu können, sei es, daß eine Aussöhnung mit ihm nothwendig, sei es, daß sein Verderben möglich würde. In der That ging er sogleich auf Otto's Bitte ein, und ertheilte dem Patriarchen von Aquileia den Auftrag, den Herzog Philipp zu einer Treuga mit dem König Otto und den Cölnern zu bewegen [12]. Zwar verband er mit diesem Auftrag einen anderen: den Herzog zu ermahnen, daß er aufhören möchte, den Bischof Lupold von Worms als Erzbischof von Mainz zu begünstigen, aber wohl nur, um den ersten durch den anderen für mögliche Fälle decken zu können. Uebrigens drängte er zugleich, wie früher so jetzt, den König Johann von England, daß er sich seines Neffen annehmen, und demselben endlich das Geld gewähren möchte, welches der König Richard ihm zugesichert hätte.

Es verstehet sich von selbst, und Innocenz hat es ohne Zweifel vorausgesehen, daß Philipp den Waffen-Stillstand nicht eingehen konnte. Je weniger er aber seinen Gegner zu fürchten hatte, desto mehr mußte ihm daran liegen, auch den Papst zu gewinnen, damit er zum unbestrittenen Besitze des Reiches und der Kaiser-Krone gelangen möchte. Deßwegen mußte

ihm schon die Erscheinung eines päpstlichen Abgeordneten mit friedlichen Aufträgen willkommen sein: denn sie schien ja von einer Annäherung des Papstes zu zeugen; sie mochte, wenn auch nicht von ihm selbst, doch vom Gerüchte, leicht so gedeutet werden, als suche der heilige Vater eine Aussöhnung mit ihm, die Herstellung der Eintracht zwischen dem Priesterthum und dem Reich, und durch eine solche Meinung konnte sein Ansehen nur gewinnen, wie bei seinen Freunden, so bei seinen Feinden; die Wahl des Mannes aber, welchen der Papst mit seiner Vollmacht beehret hatte, war wohl geeignet, nicht nur in dem Könige Philipp, sondern auch bei der Welt eine günstige Deutung zu erzeugen: denn der Patriarch Walter oder Wolfger von Aquileia [13], durch das Haus der Waiblinger seit langer Zeit begünstiget, war diesem Hause treu ergeben. Nun wurden zwar durch denselben die Absichten des Papstes nicht ausgeführet, wie denn der Patriarch sie auszuführen auch vielleicht gar nicht bemühet war; daß aber der Patriarch besänftigend, beruhigend, mild und freundlich auf den König eingewirket habe, leidet keinen Zweifel. Denn Philipp erließ ein Schreiben [14] an den heiligen Vater, welches, in Sprache und Weise ganz verschieden von den früheren, unverkennbar von dem Wunsche zeuget, dem apostolischen Stuhle näher zu kommen. Philipp erstattet dem Papste Bericht über den ganzen Gang der Dinge seit dem Tode seines Bruders, Heinrich's des Sechsten; er sucht Alles zu rechtfertigen, was für ihn und durch ihn geschehen, und stellet die Verhältnisse auf eine solche Art dar, daß er als stets im gutem Glauben handelnd erscheinet. „Bei seiner Wahl zum Könige, sagt er, habe er vor Allem die Absicht gehabt, der Vertheidiger und Hersteller der Kirchen zu sein, den Gottesdienst und die christliche Religion weiter auszubreiten, allen Unterdrückten und Unrecht Leidenden Gerechtigkeit zu verschaffen, der Strafbaren nicht zu schonen, und in allen Verhältnissen nach der Strenge

des Rechtes, gemildert durch Gerechtigkeit und Erbarmen, zu verfahren.“ Den Erzbischof Ludolf erbietet er sich alsobald aufzugeben, wenn auch der Papst sich entschließen könnte, den Erzbischof Sifrid aufzugeben. Ueber den Waffen-Stillstand gehet er mit einer zweideutigen, jedoch freundlichen Wendung hinweg. „Diese Treuga, sagt er, zwischen uns und dem Herrn Otto, die Ihr wünschet, würde für uns weder sehr ehrenvoll noch vortheilhaft sein; dennoch würden wir sie, aus Ehrerbietung für Euch, bewilliget haben, wenn Euere Abgeordneten zu demselben, zu Otto, zu gelangen vermocht hätten;“ und doch sind sie wohl nur verhindert worden durch seine oder Adolf's, des Erzbischofes, Anhänger. „Um Uebrigens, füget er hinzu, den Frieden und die Eintracht zwischen Euch und uns, zwischen dem Priesterthum und dem Reiche, die wir immer ersehnet haben, wieder herzustellen, unterwerfen wir uns Eueren Cardinälen und unseren Fürsten, welche also stehen, daß sie als katholische Männer den Frieden und die Eintracht zu erstreben verpflichtet sind. Wenn wir, in irgend einer Beziehung, Euch oder die heilige römische Kirche beleidiget haben, so wollen wir Euch die Genugthuung leisten, welche diese Männer aussprechen [15]. Solltet Ihr dagegen uns oder das Reich in irgend einer Beziehung gekränket haben, so wollen wir, zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, dessen Stelle Ihr auf Erden habt, aus Ehrfurcht vor dem heiligen Petrus, dem Fürsten der Apostel, dessen Statthalter Ihr seid, und zu unserem eigenen Heil, Euch Euerem eigenen Gewissen überlassen. Denn da wir fest glauben, daß unser Herr Jesus Christus vor seinem Leiden und nach seinem Leiden dem Apostel Petrus die Schlüssel des Himmelreiches übergeben und das Recht zu binden und zu lösen ertheilet habe, so wissen wir auch und bekennen, daß Ihr, der Nachfolger desselben, mit der Fülle der Macht, in Dingen dieser Art von keinem Menschen gerichtet werden könnet, sondern daß das Gericht über Euch lediglich Gott vorbe-

halten bleibet.» Endlich leugnet Philipp, was bisher noch nicht geschehen war, so vielen Versicherungen des Papstes zum Trotze, daß von Cölestin dem Dritten der Bann über ihn ausgesprochen sei, und hoffet, daß der Papst Innocenz selbst seine Unschuld bezeugen würde, wenn er das Zeugniß desselben aufriefe [16].

Diese Rechtfertigung des Königes Philipp hat dem Papste zuverlässig nicht genüget; Innocenz mag auch durch einige Ausdrücke in dem Schreiben schwer gekränket worden sein. Aber eine Genugthuung war es doch wohl für ihn, daß der Hohenstaufe sich zu dieser Rechtfertigung verstanden hatte, und die kirchlich katholischen Grundsätze, welche in derselben ausgesprochen waren, schienen die Pforten weiterer Unterhandlung offen zu erhalten. In der That gab Innocenz seine Bemühungen um einen Waffen-Stillstand sogleich auf. Er schrieb an Otto, was Philipp auf diesen Antrag geantwortet hatte, und rieth ihm freundschaftlich, sich nunmehr, wenn ihm der Stillstand noch nützlich sein könnte, selbst an Philipp zu wenden, und demselben zu erklären, daß er, auf seinen, des Papstes, Befehl, eine Treuga auf ein Jahr einzugehen bereit sei [17]. Uebrigens fehlte die alte Ermahnung nicht, daß er seiner ganzen Gnade gewiß sein, mit Klugheit und Beharrlichkeit festhalten, und nicht dulden möge, daß böse Geister sich einmischten, wie sie zu thun pflegten [18].

Ehe aber dieses Schreiben in Otto's Hände kommen mochte, war die Entscheidung entweder schon gefallen, oder doch nahe. Philipp nämlich zog von Neuem mit einem großen Heere wider Cöln, und dieses Mal mit größerem Vertrauen auf den Erfolg seiner Unternehmung, als im vorigen Jahre: denn es war ihm gelungen, durch seine reichen Mittel den Herzog von Limburg für seine Sache zu stimmen, und dieser Herzog hatte das Vertrauen der Bürger so gänzlich zu gewinnen gewußt, daß sie ihm die Leitung des Krieges, ja

aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt übertragen hatten [19]. Der Erzbischof Adolf zog dem Könige mit allen Grafen und Herren des Erzbisthumes entgegen und stellte das ganze Land zu seiner Verfügung. Cöln ward umringet, aber nicht angegriffen. Man wollte die Stadt ängstigen, ermüden, aushungern. Und eben diese Kriegsweise erregte die größte Besorgniß. Deßwegen entschlossen sich Otto und Bruno, einen kühnen Streich gegen Philipp selbst auszuführen, welcher, wenn er gelang, eine gänzliche Veränderung der Dinge bewirken zu müssen schien. Mit vier Hundert Mann zu Roß und zwei Tausend zu Fuß, wahrscheinlich ihrer ganzen Macht, brachen sie aus der Stadt, um ihn selbst, den König Philipp, zu überfallen [20]. Philipp aber war durch den Herzog von Limburg, gegen welchen Otto um so weniger Mißtrauen hegen konnte, da der eigene Sohn desselben, Graf Walram, der Unternehmung beiwohnen wollte, von dem Vorhaben unterrichtet worden. Deßwegen wich er täuschend gegen die Wassenburg [21] hin zurück, nach einer morastigen Gegend. Otto mit den Seinigen nach. Auf ein Mal aber ward er von allen Seiten angefallen. Seine erschrockenen Krieger ergriffen die Flucht. Aber Rettung war nirgends. Wer dem Feind entging, gerieth in den Sumpf; wer den Sumpf vermied, fiel in die Hände des Feindes. Die Gefangenen, ihrer Pferde, Waffen und Kleidung beraubet, wurden mit Schimpf und Schande nach der Stadt zurück geschicket. Dem Könige, dem Erzbischof und dem Grafen Walram war zwar mit wenigen Begleitern gelungen, die Wassenburg zu erreichen; aber die Burg wurde sogleich umringet, und an eine Vertheidigung war nicht zu denken. Deßwegen verließ Otto, von Walram und zwei getreuen Männern begleitet, heimlich in der Nacht die Burg, entging glücklich den Feinden und kam, freilich in einem trostlosen Zustande, wieder nach Cöln zurück. Der unglückliche Bruno aber war in der Burg zurück geblieben. Er wurde

gefangen, vor Philipp gebracht, in Fesseln geleget, umher geführet, und endlich nach Hohen-Ems oder nach Würzburg in Verwahr gesendet [22].

Von diesem Augenblick an war Cöln für Otto verloren. Flucht und Schimpf hatten seine letzte Macht vernichtet, und die Macht der Bürger von Cöln war in der Hand eines Verräthers. Die Geistlichen waren ohne Zweifel aufgebracht gegen Otto, weil er, um sich selbst zu retten, den Erzbischof Bruno seinem Schicksal überlassen hatte, und die Bürger wurden durch den Herzog von Limburg und durch die Uebrigen vom Adel um so leichter abwendig gemacht, je weniger sie die Treulosigkeit derselben für möglich hielten. Wir finden angemerket, daß nach dem Vorgange von Wassenburg, durch Vermittelung des Marschalk's Heinrich von Kalden, eine vertrauliche Unterredung [23] zwischen Philipp und Otto in der Nähe von Cöln Statt gefunden habe, daß jedoch unbekannt geblieben, was zwischen den beiden Königen verhandelt worden [24]. Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge aber ist kaum anzunehmen, daß von einer Ausgleichung, von einer Abfindung wegen der Krone die Rede gewesen sein könne. Der Gedanke einer Verzichtleistung auf das Reich kam gewiß nicht auf in Otto's Seele [25], und Philipp konnte keine andere Bedingung annehmen. Daher ist wahrscheinlich, daß Otto, weil ein neuer Versuch, Cöln zu vertheidigen, nur Unglück und Verderben über die edele Stadt bringen konnte, seinem Gegner den Antrag gemacht habe: er wolle Cöln alsobald verlassen und die Bürger von der Unterwerfung nicht zurück halten, wenn Philipp ihm sein fürstliches Wort gebe, die Stadt zu schonen und nicht zu züchtigen für ihre Anhänglichkeit an ihn, für ihre Treue und ihre Aufopferung; und es ist nicht minder wahrscheinlich, daß Philipp dieses Wort gegeben habe. Für diese Vermuthung scheinet der Fortgang der Ereignisse zu zeugen. Philipp zog sich von Cöln zurück, nahm auf einem Berge bei Remagen eine

Stellung und legte daselbst eine Burg an, die Landskrone genannt [26]. Zu derselben Zeit räumte Otto die Stadt Cöln. Die Bürger aber schickten eine Gesandtschaft an den König Philipp, um ihre Unterwerfung anzubieten, und um Verzeihung zu bitten für den Widerstand, welchen sie ihm aus Gehorsam gegen die Kirche geleistet hätten. Der Herzog von Brabant übernahm die Vermittelung. Zu Boppard erhielten die Abgeordneten Gehör bei dem Könige, und wurden freundlich und gnädig aufgenommen. Hierauf sandte Philipp den Bischof von Speier, seinen Canzler, nach Cöln, auf daß derselbe in seinem Namen den Eid der Treue empfinge [27]. Und so entging die edele Stadt Cöln dem Verderben, von welchem sie bedrohet gewesen war, wegen ihrer Redlichkeit und Ausdauer der allgemeinen Achtung gewiß, ohne Verlust und ohne Verkümmerung. Philipp selbst ging nach seinen Hausbesitzungen zurück, und erlaubte den Fürsten, die ihn begleitet hatten, heimzukehren in ihr Land.

Der König Otto aber begab sich, als er Cöln verlassen, nach seinen Erblanden, nach Braunschweig. Hier fand er die alte feste Gesinnung für ihn und für sein Haus, welche die edele Stadt so oft bewähret hatte. Auch waren die Braunschweiger nicht unthätig gewesen während seiner Abwesenheit. Angeführet von Guncelin, des Königes Otto Truchseß, hatten sie sogar Goslar erobert, welches von Heinrich dem Löwen, welches von Otto selbst immer vergeblich angegriffen war. Goslar aber war jetzt lange von den Braunschweigern bedränget worden, und die Einwohner mochten ermüdet und erschöpfet sein. Die Besatzung war schwach. Mit derselben vermochte der Befehlshaber, Graf Hermann von Hartesburg nicht zu widerstehen. Also wich er aus vor dem Anfalle der Braunschweiger und überließ ihnen die Stadt. In derselben ward eine so reiche Beute zusammen geplündert, daß sie acht Tage hindurch auf unzähligen Wagen fortgeschaffet werden mußte [28].

In den Eroberern war der Groll so groß, daß Manche darauf bestanden, die Stadt zu verbrennen oder zu zerstören. Andere indeß wehrten diesen Greuel ab, so wie die Plünderung der Kirche des heiligen Matthias. Man sollte, meinten sie, die Entscheidung dem König Otto überlassen. Und als nun Otto, gleichsam ein Flüchtling, nach Braunschweig zurück kam, lobte er dieses Verfahren, und gab den Bürgern von Goslar noch Manches wieder, was ihnen entrissen worden war. Aber Otto erkannte auch bald, daß der Besitz von Goslar unter den gegenwärtigen Umständen seine Verhältnisse zu Philipp und zum Reiche nicht zu verbessern vermochte, überhaupt, daß, wenn er auch in seinen Erblanden einen festen Boden fand, von welchem aus die Fortsetzung des Krieges möglich blieb, ihm doch die Mittel fehlten, diese Fortsetzung zu wagen. Deßwegen entschloß er sich, selbst nach England zu gehen, um bei seinem Oheim den Versuch zu machen, ob es nicht möglich sei, sich die nöthigen Mittel zu verschaffen. Diesen Entschluß führte er, nachdem er den Winter hindurch für alle Fälle Vorkehrungen getroffen, und geordnet hatte, was zu ordnen war oder geordnet werden konnte, wirklich aus im Frühlinge des folgenden Jahres zwölf Hundert und sieben. Der König Johann von England bot Alles auf, um seinen Neffen, den König der Teutschen, den römischen Kaiser, würdig zu empfangen, und während seiner Anwesenheit in England auf das Glänzendste zu feiern; und die Barone des Landes unterließen nicht, auch von ihrer Seite Alles zu thun, was den Glanz und die Feier erhöhen zu können schien. Geholfen aber wurde dem König Otto eben nicht mit dieser Anstrengung. Der Schatz des Königes Johann war nicht reich; er hatte verschwendet und verschleudert; und da, was er besaß, auf ungewöhnliche Weise für andere Zwecke erpresset war, so wurde der unnütze Aufwand für den König Otto mit Recht hart getadelt. Desto geringer aber war die Summe, welche

dieser endlich von seinem Oheim zu erlangen vermochte für die Förderung seiner Sache in Teutschland. Fünf Tausend Mark war Alles, was er erhielt [29].

Während dieser Zeit, in welcher Otto, zuerst in Braunschweig wegen des Sieges und der Treue der Seinigen, alsdann in England unter Festlichkeit und Feier, vielleicht nicht selten die Unfälle vergaß, die ihn getroffen hatten, dürfte Philipp seiner Siege nicht oft froh geworden sein. Er zog im südlichen Teutschland umher, und hielt am Main und an der Donau hier und dort öffentliche Tage, die wohl geeignet sein mochten, ihn zu erheitern. Auch in seinen Erblanden mag sich ihm Erfreuliches dargeboten haben. Im Besonderen dürfte es ihm angenehm gewesen sein, daß er von den Einwohnern von Cöln zu einem Besuch eingeladen, und daß er, als er zum Osterfeste dieser Einladung folgte, von der Geistlichkeit, die ihres Erzbischofes in Fesseln nicht vergessen konnte, wenigstens mit erkünsteltem, von dem dankbaren Volke hingegen mit wahrem und lautem Jubel empfangen wurde. Er blieb neun Tage in der lebenvollen Stadt. Otto hatte der Stadt zum Lohn ihrer Aufopferungen früher nicht unwichtige Vortheile für ihren Handel mit England ausgemacht. Philipp war nicht im Stande, dieselben zu sichern oder zu mehren; indeß machte er sich auch um Cöln verdienet durch Befestigung des Friedens, durch Feststellung der Zölle und Bestimmung der Münzen [30]. Aber bei diesem Allen lag ihm sein Verhältniß zu dem Papste schwer auf der Brust. Die ersten Schritte zu einer Verständigung mit demselben schienen von beiden Seiten gethan zu sein; aber näher war man sich nicht gekommen. Er galt bei dem Papst immer nur für den Herzog Philipp von Schwaben, einen adeligen Mann [31], auf welchem der Bann der Kirche liege, und Otto wurde von dem heiligen Vater für und für als der erlauchte König, als der erwählte Kaiser genannt und begrüßet [32]. So lange der Papst in dieser Stellung blieb,

vermochte er selbst, Philipp, keinen festen Stand zu gewinnen, und Keiner von Allen, die zu ihm hielten, weder ein Geistlicher noch ein Laie, trat mit freier, unbefangener Seele unter seine Fahne. Er durfte nicht ein Mal den Versuch wagen, durch die Eroberung der welfischen Erblande dem offenen Krieg in Teutschland ein Ende zu machen; denn er mußte, wie den Zorn des Papstes, so die Weigerung der teutschen Fürsten fürchten. Wäre aber auch ein solcher Versuch gelungen, er würde nicht weiter geführet haben. Otto stand draußen mit seiner Krone und mit dem Rechte, das der Papst anerkannt hatte. Die frühere Feindseligkeit hätte fortgedauert, und doch wäre keineswegs eine Zwietracht zwischen dem Reich und dem Priesterthum entstanden [33]. Eine solche Zwietracht hätte ausgeglichen werden mögen, wie in früheren Tagen, so in den gegenwärtigen; jene Feindseligkeit ging aus einer Verwirrung der Dinge hervor, die kaum zu lösen war.

Philipp verkannte die Schwierigkeit nicht. Wahrscheinlich im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und sieben, um dieselbe Zeit, da Otto nach England ging, schickte er eine Gesandtschaft nach Rom, die sehr glänzend war: denn sie bestand aus dem Patriarchen Wolfger von Aquileia und dem Burggrafen Geboard von Magdeburg, begleitet von Dienstmannen des Königes; sie gesellten sich noch einige erfahrene Männer von Cremona bei [34]. Ihr Auftrag war, den Papst zu bewegen, daß er den Herzog Philipp als König anerkennen möchte [35]. Wegen der Gesinnung desselben haben die Gesandten ohne Zweifel die bündigsten Versicherungen gegeben, wegen seiner zukünftigen Stellung zu dem apostolischen Stuhle die beßten Versprechungen. Philipp aber soll dem Papst auch eine seiner Töchter als Gemahlin für den Neffen desselben, den Sohn seines Bruders Richard, angetragen haben, und dieser Antrag soll dem Papste so erfreulich gewesen sein, daß er die Länder in Tuscien, das Herzogthum Spoleto und die Mark Ankona,

welche frühere Päpste, als der Kirche gehörend, in Anspruch, er selbst in Besitz genommen hatte, ganz unerwähnet gelassen, weil ihm die Hoffnung gemacht worden sei, diese Länder würden der kaiserlichen Tochter als Brautschatz bewilliget werden [36]. Jedes Falles ist gewiß, daß die Gesandtschaft dem heiligen Vater nicht unwillkommen war, daß sie im freundlichen Verkehre mit ihm stand, und daß er sie geraume Zeit in der Nähe des apostolischen Stuhles zurück gehalten hat. Als er sie aber nach der Mitte des Jahres entließ, schickte er sogleich eine Gegen-Gesandtschaft nach, deren Ankunft sie verkündigen, für deren Sicherheit sie sorgen sollte; und diese päpstliche Gesandtschaft war nicht weniger glänzend, als die königliche gewesen war. Denn sie bestand aus dem Cardinal-Bischof Hugolino von Ostia und dem Cardinal-Presbyter Leo vom heiligen Kreuze zu Jerusalem. Beide mit ausgedehnten Vollmachten versehen [37]. Philipp empfing die päpstlichen Legaten zu Speier mit Freude, und sorgte mit großer Freigebigkeit für alle ihre Bedürfnisse.

Welche Aufträge sie aber gehabt haben, diese Legaten, ergiebt sich aus ihren Unterhandlungen mit Philipp, und aus den Bewilligungen, die sie erhielten oder gaben. Die Unterhandlungen freilich dauerten lange; sie wurden an verschiedenen Orten des Reiches gepflogen, weil sie Schwierigkeiten fanden und unterbrochen werden mußten. Denn diese Forderung der Legaten, oder jene, schien dem Könige sehr hart, und er erfüllte sie nur mit Unmuth und Widerstreben, weil sie ihn kränkte. Zuweilen ließ er sich wohl auch verleiten, zurück zu nehmen, was er schon zugegeben, und suchte von Neuem zu fassen, was er schon losgelassen. Das Wichtigste aber blieb unausgemacht [38].

Zuvörderst wurde Philipp durch die Legaten des apostolischen Stuhles losgesprochen von dem Banne der Kirche. Um aber die Lossprechung zu erhalten, mußte er zuerst öffentlich

einen Eid schwören, daß er allen Befehlen des Herrn Papstes über alle Dinge, wegen welcher er mit dem Banne beleget worden war, Gehorsam beweisen wollte; zweitens mußte er sich dazu verstehen, den Erzbischof Bruno von Cöln, welcher noch immer in seinen Banden war, in Freiheit zu setzen, und den päpstlichen Legaten zu übergeben, damit er sich mit denselben nach Rom verfügen möchte. Zu der ersten Bedingung, zu dem Eide, scheinet Philipp sich leicht entschlossen zu haben, sei es, daß er wirklich zum unbedingten Gehorsam entschlossen war, sei es, daß die Allgemeinheit des Schwures, weil sie Einsprüche und Zweifel zuließ, ihn wenig bedenklich machte. Desto bedenklicher scheinet ihm die zweite Bedingung gemacht zu haben. In der That gab er ja durch Bruno's Freilassung den Mann Preis, für dessen Gewinnung er so Vieles aufgewendet, dem er große Versprechungen gemacht, dem er auch die letzten entscheidenden Wendungen seiner Angelegenheiten zu verdanken hatte: den Erzbischof Adolf von Cöln. Dennoch ging er ein, und die Nachricht von seiner Fügsamkeit machte dem heiligen Vater eine solche Freude, daß er nicht unterlassen konnte, ihm, dem Herzoge von Schwaben, in einer eigenen Zuschrift seinen Gruß, seinen Segen und seinen Dank für die bereite Ergebenheit darzubringen, und zugleich seinen bereiten Willen für die Ehre desselben, soweit er es mit Gott vermöge, zu bezeugen [39]. Philipp aber wurde durch des Papstes Gruß, Segen und Dank keineswegs beruhiget. Vielleicht hat Niemand sein Verfahren gebilliget; von Adolf hingegen und von Adolf's Freunden mag er harte Vorwürfe vernommen haben. Denn er ließ den Erzbischof Bruno noch ein Mal ergreifen und in dem festen Schlosse Rothenburg zur Haft bringen. Eine ernste Drohung des Papstes mit dem Bann indeß war hinreichend, um den König von dieser Handlung des Zornes und der Reue hinweg zu ziehen, und dem Erzbischofe Bruno die Freiheit endlich wieder zu verschaffen und zu sichern [40].

Philipp jedoch vergaß seines unglücklichen Freundes des Erzbischofes Adolf nicht; er hörte nicht auf für ihn zu arbeiten, um wenigstens sein Schicksal so leicht als möglich zu machen, wenn er ihm auch das Erzbisthum Cöln nicht zu erhalten vermöchte.

Ferner mußte Philipp sich dazu verstehen, die Beleihung des Bischofes Ludolf von Worms mit den Regalien des Erzbisthumes Mainz zurück zu nehmen, und ihn selbst zu nöthigen, diesen Lupold, die geistlichen erzbischöflichen Rechte in die Hand der päpstlichen Legaten zu legen. Und obgleich ihm noch nicht zugemuthet wurde, den Erzbischof Sifrid alsobald auf den Stuhl von Mainz steigen zu lassen, so mußte er doch zugeben, daß ein Stellvertreter desselben die geistlichen Geschäfte im Namen desselben besorgen, und daß die weltlichen Angelegenheiten des Erzbisthumes der Obhut eines Mannes anvertrauet werden sollten, dessen Wahl von den päpstlichen Legaten abhängig blieb. Der Bischof Ludolf ging, diesem Abkommen zu Folge, über die Alpen, um vor dem apostolischen Stuhle die Entscheidung seines Schicksales zu vernehmen [41]. Seiner feindseligen Handlungen aber gegen diesen Stuhl eingedenk, scheinet er unterweges den Muth, vor dem heiligen Vater zu erscheinen, verloren zu haben: denn er begab sich nicht nach Rom, sondern ließ sich in seinem Unmuthe zu Siena in Umtriebe ein, welche von dem Papst als neue Beweise seiner Verkehrtheit und seiner feindseligen Gesinnung betrachtet wurden [42]. Endlich wurde Philipp auch dazu gebracht, ein Heer, welches er zur Fortsetzung des Krieges schon versammelt hatte, zu entlassen; denn die päpstlichen Legaten hatten auch den Auftrag, und ohne Zweifel war es der wichtigste, zwischen ihm und Otto einen Frieden zu vermitteln, und dieses Geschäft schien am Wenigsten gelingen zu können, wenn Philipp sich an der Spitze einer überlegenen Macht befand.

So weit war Alles gelungen; der Papst hatte Ursache mit seinen Legaten zufrieden zu sein. Aller Vortheil war auf seiner Seite; dem Herzoge von Schwaben war, die Lossprechung vom Bann ausgenommen, nicht das Mindeste zugestanden. Deßwegen bleibet auch ungewiß, was Innocenz bei seinen Unterhandlungen mit Philipp eigentlich beabsichtiget habe. Sein letzter Zweck war ohne Zweifel, den Frieden im Reich und die Eintracht zwischen dem Reich und dem apostolischen Stuhle herzustellen, und wie sich von selbst verstehet, nach der Vorstellung herzustellen, welche er hegte von dem Verhältnisse der weltlichen Gewalt zu der geistlichen Gewalt. Welche Absicht er aber mit den beiden streitigen Königen gehabt habe, ob er, seine Seele von dem schwächeren Otto abwendend, den stärkeren Philipp zum teutschen Reich und zum Kaiserthume zu bringen gestrebet, oder ob er, seinem bisherigen Schützlinge fortwährend zugethan, den König Philipp, durch Verwirrung der Bahnen, irre zu machen, ihm seine Anhänger zu entziehen und, ihn umgarnend, ganz in seine Gewalt zu bringen gesuchet habe, ist eine Frage, die nicht leicht zu beantworten sein möchte. Man kann sich aber kaum des Gedankens erwehren, daß bei Innocenz, wenn seine Legaten auch den König Philipp mit der Hoffnung zu dem Thron unterhalten und gelocket haben mögen, doch fortwährend der Entschluß festgestanden habe, ihn vom Reiche zu entfernen und Otto als König aufrecht zu erhalten. Diese Annahme ist nicht nur dem Charakter des Papstes angemessen, als welcher, sein Ziel unverrücket im Auge, je nach den Umständen, andere und andere Mittel zu erwählen, wenn für nothwendig, auch für zulässig hielt, sondern sie scheinet durch die ganze Verhandlung selbst bestätiget zu werden. Es kommt nicht das Mindeste vor, welches darauf hinwiese, daß der Papst sich den Herzog Philipp als künftigen König oder Kaiser gedacht habe. Was bisher angeführet worden ist, betraf lediglich Rechte des apostolischen Stuhles oder der Kirche, die In-

nocenz ohne Zweifel gegen Jedermann geltend zu machen gesuchet haben würde. Philipp wird von dem Papst und dem Legaten immer nur als der Herzog von Schwaben benannt und behandelt; an Otto dagegen fähret Innocenz während der Unterhandlung mit Philipp fort, als an den erlauchten König und künftigen Kaiser der Römer zu schreiben, und in alter Weise zu rathen, zu versichern und zu verheißen. Von der Stellung der Kirche und des Reiches zu einander ist in den Verhandlungen mit Philipp nimmer die Rede, und selbst von den Dingen, die dem Papste so sehr am Herzen lagen, und die Otto so feierlich beschworen hatte, findet man keine Andeutung [43]. Und in der That: aus welchem Grunde hätte der Papst den König Otto zu verstoßen vermocht? Bloß weil er durch Treulosigkeit und Verrath der Schwächere in den Waffen geworden war? Bloß weil ihm die Mittel fehlten, habgierige Fürsten zur Treue zu erkaufen? Er mochte durch Nachlässigkeit, Unentschlossenheit, Trägheit Manches versäumet haben: aber er hatte durch keine Handlung eine Schuld auf sich geladen, welche dem Papst einen Vorwand gegeben hätte, ihn fallen zu lassen. Eben deßwegen aber war die Haupt-Aufgabe der Legaten, nämlich die Vermittelung eines Friedens zwischen Philipp und Otto, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfet, daß Innocenz die Lösung derselben wohl kaum erwartet haben kann.

Nach manchen Bemühungen der Cardinäle für diese Lösung begab sich Philipp mit denselben nach Nordhausen, wohin er auch einige Fürsten berufen hatte. Otto, aus England zurück gekehret, befand sich auf dem festen Herlingsberg bei Goslar. Die päpstlichen Legaten und der Patriarch von Aquileia gingen zwischen beiden Orten hin und her. Umsonst. Philipp begab sich daher, ohne Zweifel um den Verkehr zu erleichtern, nach Quedlinburg, woselbst er einen großen Hoftag hielt. Diese Versammlung aber hatte wohl noch einen

anderen Zweck. Zu Nordhausen waren Abgeordnete aus dem Morgenlande, von dem Patriarchen von Jerusalem, von den Rittern des Tempels und Anderen, erschienen, um Unterstützung zu erflehen, damit das heilige Land wieder gewonnen werden möchte. Philipp konnte des heiligen Landes, in welchem sein Vater gekämpfet, für welches sein Vater das Leben dargebracht hatte, in welchem sein Bruder begraben lag, schwerlich ohne Theilnahme gedenken; und wohl mußte es ihm erfreulich sein, daß er, in Gegenwart der päpstlichen Legaten, als das Haupt des Reiches, als der künftige Kaiser, um Hülfe angesprochen ward [44]. Deßwegen hatte er gern eine Beisteuer versprochen, und für dieselbe wollte er so viele Fürsten als möglich gewinnen. In der That hat er diese Steuer für das ganze Reich auf fünf Jahre ausgeschrieben [45]; es ist jedoch unbekannt, mit welchem Erfolge. Dagegen hat die Unterhandlung mit Otto, welcher sich fortwährend in Herlingsberg aufhielt, keinen Erfolg gehabt. Es scheinet, daß Philipp selbst sich mit den Legaten zu Otto begeben habe [46]; von den Vorschlägen jedoch, welche dem König Otto, früher oder bei dieser Unterredung, gemacht worden sind, findet man Nichts mit Bestimmtheit in den Ueberlieferungen angegeben. Es wird erzählet, man habe ihm angetragen: er, Otto, solle eine Tochter Philipp's zur Gemahlin nehmen, und mit derselben das Herzogthum Alemannien und andere hohenstaufische Güter erhalten, dagegen aber den königlichen Namen aufgeben und Philippen, seinen Schwiegervater, als König anerkennen; die päpstlichen Legaten hätten versprochen, daß der Papst die Vermählung, ungeachtet der Verwandtschaft zwischen Otto und der Braut, genehmigen würde. Nach dem einen Schriftsteller nahm Otto den Vorschlag an, und auf den Grund desselben ward ein Friedens-Vertrag aufgesetzet; nach einem anderen Schriftsteller verwarf Otto den Antrag, mit dem größten Unwillen erklärend, daß er das Reich nur mit seinem Leben aufgeben, und

daß er Philippen viel Größeres gewähren würde, wenn er ihm zu weichen sich entschließen könnte [47]. Dieser Widerspruch aber zeuget eben nicht stark für die Wahrheit des Vorganges, der auch an sich keineswegs wahrscheinlich ist. Jedes Falles ist gewiß, zu einem Frieden ist es nicht gekommen. Dagegen leidet es keinen Zweifel, ein Waffen-Stillstand ist abgeschlossen worden; derselbe sollte bis zum Feste Johannis des Täufers im nächsten Jahre dauern, und inzwischen sollte weitere Unterhandlung gepflogen werden.

Nach diesen Verhandlungen beschlossen die Legaten nach Italien zurück zu kehren. Zu derselben Zeit, zu Ende des Monates November, hielt Philipp einen Hoftag zu Augsburg [48]. An demselben erschienen auch die Legaten; es erschien zugleich Adolf, vormals Erzbischof zu Cöln. Philipp, welcher sich jegliche Mühe gegeben zu haben scheinet, um die Cardinäle bei ihrer Abreise seiner Sache geneiget zu machen, trat auch für Adolf ein, und bewirkte, daß derselbe losgesprochen ward vom Banne, jedoch gegen das Versprechen, daß er nach Rom gehen, und sich der Entscheidung des heiligen Vaters unterwerfen sollte. Zugleich wurden die Verhandlungen zwischen Philipp und den Legaten über den Frieden im Reiche wieder aufgenommen. Der König kam entweder selbst auf den Gedanken oder wurde, durch die Legaten auf den Gedanken gebracht, von Neuem Gesandte nach Rom zu senden, um mit dem Papste selbst die Unterhandlungen fortzusetzen. Dieser Entschluß scheinet die Abreise der Legaten verzögert zu haben, weil sie zuvörderst an den Papst Bericht erstatten mußten. Der Papst konnte nicht verlieren, sondern nur gewinnen. Also willigte er gern ein, aber er gab zugleich dem König Otto Nachricht, und forderte denselben auf, gleichfalls Abgeordnete zu senden, damit seine Sache nicht unvertheidiget bleibe: er möge denselben den Bischof von Cambrai beigesellen, welchen er, der Papst, als einen getreuen und ihm, dem Könige, wahrhaftig ergebenen

Mann erkannt habe [49]. Erst gegen den Frühling des folgenden Jahres, zwölf Hundert und acht, mögen alsdann die Legaten, von dem Erzbischofe Bruno begleitet, über die Alpen gegangen sein. Ihnen folgten der Patriarch von Aquileia und andere angesehene Männer als Gesandte Philipp's, und diesen Gesandten schloß sich der Erzbischof Adolf an. Endlich versäumte Otto auch nicht, der Aufforderung des Papstes nachzukommen.

Die Verhandlungen aber, welche zu Rom zwischen dem Papst und den Gesandten der beiden streitenden Könige Statt gefunden haben, sind nach ihrem Gang und ihrem Erfolge gänzlich unbekannt. Sie wurden im Geheimen betrieben; Berichte sind über dieselben nicht vorhanden; auch hat ein unglückseliges Ereigniß, dessen alsobald gedacht werden soll, verhindert, sie durch Handlungen zu enthüllen. Was allgemein angenommen zu werden scheinet, daß der Papst nunmehr darauf hingearbeitet, den Hohenstaufen Philipp zum Reich und zur Kaiser-Krone zu erheben, und daß er, nachdem Alles vorbereitet und geordnet gewesen, seine Legaten von Neuem nach Teutschland gesendet habe, um öffentlich die letzte Hand an das Werk des Geheimnisses zu legen, diese Annahme scheinet nicht wohl begründet werden zu können; vielmehr weisen folgende Thatsachen darauf hin, daß Innocenz seiner früheren Gesinnung getreu geblieben sei, wenn gleich nicht zu sagen ist, wie weit er mit seinen Bestrebungen gekommen. Erstens. Innocenz verhandelte, neben der Sache des Reiches, auch die Angelegenheiten der Kirchen von Cöln und Mainz. Diese Angelegenheiten waren allerdings nicht gerade Eins mit der Sache des Reiches, aber sie waren doch mit derselben auf das Festeste verknüpfet. Adolf und Lupold waren Philipp's Schützlinge und Freunde, Bruno und Sifrid waren Otto's Anhänger und von Otto's Anhängern gewählet. Und der Papst hielt seinen früheren Ausspruch, nach welchem diese An-

hänger Otto's die rechtmäßigen Erzbischöfe von Cöln und Mainz waren, aufrecht. Zwar gab er dem abgesetzten Erzbischof Adolf, als derselbe sich, ein Flehender, ihm in Demuth nahete, den Friedenskuß; aber er bestätigte, nachdem zwei Tage hindurch Alles erwogen war, was für Adolf und wider ihn angeführet werden konnte, den Erzbischof Bruno in der höchsten Würde der Kirche von Cöln, und befahl der Geistlichkeit und dem Volke dieser Stadt, so wie dem Adel des Landes, nur ihm, dem Erzbischof Bruno, treu und gehorsam zu sein. In derselben Weise entschied er für Sifrid als den rechtmäßigen Erzbischof von Mainz, und traf Anordnungen, demselben den Besitz des Erzbisthumes zu verschaffen. Zweitens. Otto wurde durch die Gerüchte, welche umlaufen mochten, wegen der Unterhandlung des Papstes mit den Gesandten seines Gegners besorget. Zu seiner Beruhigung sandte ihm der Papst folgendes Schreiben [50]. „Die Zuneigung und Gnade, welche wir für Deine königliche Person geheget haben und noch hegen, brauchen wir nicht in Worten auszudrücken, da wir sie bisher in Handlungen ausgedrücket haben, und fortan auszudrücken beabsichtigen. Klagen doch die Gesandten Deines Gegners öffentlich, daß ihr Herr mit Dir allein ein besseres Abkommen habe eingehen können, als er mit uns für Dich einzugehen vermöge. Was aber verhandelt und festgesetzet worden ist, werden wir Dir in kurzer Zeit kund thun durch unsere Legaten und Deine Gesandte, deren Ankunft Du mit Freuden erwarten darfst." Drittens. Als die Zeit des Waffen-Stillstandes mehr und mehr verlief, rüstete Philipp, als ob er kein Vertrauen zu dem Ausgange der Unterhandlungen in Rom hegte, von Neuem ein Heer, um den König Otto in seinen Erblanden anzugreifen und mit dem Schwerte zu gewinnen, was er durch den Papst zu erhalten verzweifelte, und Otto traf große Vertheidigungs-Anstalten, als sei er voll von Hoffnung, gewiß nicht, weil er sich auf seine Macht verließ, oder auf die

Hülfe des Königes Waldemar von Dänemark, sondern weil er glaubte, durch seine Verbindung mit dem Papst unbesiegbar zu sein. Nun ist zwar wahr, es wird versichert, Innocenz habe den Entwurf eines Friedens genehmiget und gegen die Mitte des Jahres seine Legaten nach Teutschland zurück gesendet, um die Angelegenheit zu Ende zu bringen [51]; aber der Entwurf ist unbekannt. Auch haben die Legaten im Sinn ihres Auftrages Nichts zu thun vermocht; denn schon unterweges brachten sie, zuerst zu Mantua durch das Gerücht, alsdann zu Verona durch bestimmte Nachrichten, ein Ereigniß in Erfahrung, welches die ganze Lage der Dinge änderte, und den Knoten zerriß, den Niemand zu lösen vermocht hatte, nämlich den unglücklichen Tod des Herzoges Philipp von Schwaben, der sich den König der Römer genannt hatte.

Zehentes Capitel.

Des Königes Philipp unglücklicher Tod. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ohne Blutschuld. Otto IV. einiger König der Teutschen.

J. 1208 — 1209.

Nach allen Ueberlieferungen ist der König Philipp an einer Wunde gestorben, die ihm durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach beigebracht worden, einen Vetter des Herzoges Ludwig von Baiern, einen Neffen jenes kühnen Pfalzgrafen Otto, welchem der Kaiser Friedrich bei Heinrich's des Löwen Sturze das Herzogthum in Baiern übertragen hatte. Aber in der Erzählung des Herganges sind die Schriftsteller so ungewiß und so abweichend von einander, daß der Forscher bald zweifelhaft wird, ob Otto wirklich die Absicht gehabt habe, den König zu tödten, oder ob die Verwundung des Königes nur ein unglücklicher Zufall gewesen sei, durch des Pfalzgrafen Unvorsichtigkeit herbei geführet; ja, bei genauerer Prüfung sieht er sich genöthiget, Trotz alles Geschreies über den Mörder und über die verruchte That, Trotz der sechs Hundert Jahre, durch welche herdurch Otto als Mörder in der Geschichte stehet, für die letzte Annahme zu entscheiden. Und in den Angaben der Ursachen, welche den unglücklichen Pfalzgrafen zu dem Ver-

brechen gebracht haben sollen, sind dieselben Schriftsteller so ungenügend, daß auch sie jene Entscheidung nicht zu ändern vermögen.

Philipp nämlich befand sich, vielleicht seit dem Anfange des Monates Junius zu Bamberg, wo er in der Pfalz des Bischofes seine Wohnung genommen hatte [1]. Bei Bamberg sollte sich das Heer versammeln, mit welchem er in Sachsen einzubrechen gedachte, wider seinen Gegner den König Otto und dessen Bundesgenossen, den König Waldemar von Dänemark. Ein großer Theil war schon vereiniget; vieles Geräth und Gezeug, zur Eroberung von Städten und Burgen nothwendig, war herbei geschaffet [2]; der Ablauf des Waffen-Stillstandes war nahe, und mit dem Ende desselben sollte der Krieg beginnen. Am Sonnabend, den Ein und zwanzigsten des Junius, ließ sich der König, nachdem er am Morgen seine Nichte Beatrix, die Tochter seines Bruders Otto, mit dem Herzog Otto von Meranien vermählet hatte, an beiden Armen eine Ader öffnen [3], weil er sich durch Verminderung des Blutes gegen die große Hitze des Tages unempfindlicher zu machen hoffte. Deßwegen hielt er sich, gegen seine Gewohnheit, still daheim, und legte sich Nachmittags auf ein Ruhe-Bette. Bei ihm befanden sich zur Unterhaltung der Bischof Konrad von Speier, sein Proto-Notar, ferner sein Truchseß Heinrich von Waldburg und sein Kämmerer [4]. Außer diesen drei Männern befand sich Niemand in dem Gemache. Soweit findet sich keine Abweichung, wenigstens kein Widerspruch in den Ueberlieferungen. Anders fortan.

Um drei Uhr [5] erschien Otto, der Pfalzgraf. Nach dem Einen der Schriftsteller, welcher dieser Dinge gedenket, trat er, ganz allein ankommend, ohne Weiteres ein; nach einem Anderen kam er mit einem Gefolge von sechszehen Reisigen zu der Pfalz; ein Dritter saget, das Gefolge von Reisigen hätte dem Bischof Eggibert von Bamberg und dessen Bruder, dem

Markgrafen Heinrich von Andechs gehöret; ja, nach einer vierten Nachricht war der Markgraf selbst bei ihm und auch der Herzog von Baiern [6]. Alle jedoch sind einig, daß Otto allein in das Innere der Pfalz kam. Er bat um Zutritt zum Könige [7]. Derselbe ward ihm, wie immer, sogleich zugestanden [8]: denn Otto war unter dem allgemeinen Wechsel beständig in Philipp's Treue geblieben, war an heißen Tagen mit ihm gestanden und von ihm auch mit gefährlichen Aufträgen betrauet worden [9]. Und an diesem Tage ward ihm der Zutritt vielleicht mit Freude verstattet: denn Otto war ein Mann von heiterer Laune, welcher mit Scherzen und Späßen zu ergötzen wußte; deßwegen versprach sich der König auch in seiner behaglichen Abgeschwächtheit eine angenehme Unterhaltung [10]. Und nun lauten die Nachrichten sehr verschieden. „Er trat ein mit blankem Schwerte;" „er trat ein, ein Schwert heimlich einem Waffenträger abnehmend;" „als er sah, daß der König fast allein war, kehrte er zu der Thüre zurück, öffnete sie, und empfing von einem Diener ein Schwert;" „er war mit dem Schwert umgürtet und zog dasselbe bei seinem Eintritt aus der Scheide;" „er hatte das Schwert unter seinem Kleide verborgen, und zog es nach seinem Eintritte hervor [11]." Bei diesen verschiedenen Angaben wird hinzugefüget, daß er mit dem Schwerte gespielet und dasselbe gegen den Kopf des Königes geschwungen habe [12], indem er sich näherte, nach einer Angabe, als wollte er dem König Etwas ins Ohr sagen; nach einer anderen, als wollte er den König begrüßen [13]. Philipp rief ihm zu, wie von einem Schriftsteller erzählet wird: „das Schwert hinweg; hier ist nicht der Ort zu solchen Dingen;" Otto erwiderte: „nein, aber der Ort, wo Du Deine Treulosigkeit büßen sollst [14]." Eine andere Nachricht bemerket, der König habe das Spiel untersaget, und Otto habe geantwortet: „auch soll es für Dich kein Spiel sein [15]." Und nun „stieß Otto zu;" nun „tödt-

tete er den König mit Einem Stoße;» nun „traf er mit einem Stoße den Nacken desselben, und fügte keine zweite Wunde hinzu;» „nun vermochte Otto, durch das Aufschreien des Truchseß Heinrich von Waldburg erschrecket, kaum einen Streich zu führen, und brachte dem Könige nur eine kleine Wunde am Halse bei, durchschnitt aber die Puls-Ader [16].» Der Verwundete stand auf, sank jedoch, als er einige Schritte gethan hatte, zu Boden und erhob sich nicht wieder. Otto wandte sich zur Thüre [17]. Der Truchseß und der Kämmerer suchten ihm dieselbe zu versperren. Er machte sich Bahn mit Gewalt, und der Truchseß erhielt eine Wunde an der Wange. Otto eilte zu dem Bischof Eggibert. Bald aber schwang er sich auf sein Pferd und entfloh, wie es scheinet, von dem Markgrafen Heinrich von Andechs begleitet.

So die Ueberlieferungen. Bei dem ganzen Vorgange sind nur zwei Männer Zeugen gewesen, der Truchseß und der Kämmerer: denn der Bischof hatte sich vor Angst entfernet. Jene beiden Zeugen könnten wohl den Verdacht erregen, daß sie für vortheilhaft gehalten, die Dinge etwas anders darzustellen, als sie sich zugetragen hatten, um sich selbst vor jedem Vorwurfe zu schützen, um sich wichtig, um ihre Wunden ruhmwürdig zu machen. Mögen sie aber immerhin die reine Wahrheit zu sagen beabsichtiget haben: durch die Bestürzung war ihr Gedächtniß vielleicht verwirret worden, und nach dem Tode des Königes mag ihnen Alles in einem anderen Licht erschienen sein als zuvor. Deßwegen soll den Widersprüchen in den Ueberlieferungen kein größeres Gewicht beigeleget werden, als billig ist. Das aber wird Niemand leugnen: so lange die Welt stehet, ist noch kein Mörder so ungeschickt und wunderlich zu Werke gegangen, als der Pfalzgraf Otto zu Werke gegangen sein soll. Wenn er, Otto, wirklich die Absicht gehabt hätte, den König zu ermorden: so würde er, da er sein Opfer von aller Wehr entblößet und ohne alle Hülfe ruhig und gleichsam

einladend vor sich liegen sah, zuverlässig alsobald auf dasselbe losgegangen sein, und ihm das Schwert in die Brust gestoßen haben. Seine Waffen-Künste aber, die er gewiß nicht ohne lose Reden trieb, zeugen weder von einer starken Leidenschaft, noch von einem bösen Vorsatze; und bis zu dem letzten Augenblicke sah ja der König selbst in diesen Künsten nur Spiele, nur Possen und Schwänke. Auch der Ausruf, welcher dem Pfalzgrafen unmittelbar vor der Verwundung des Königes in den Mund geleget wird, beweiset nicht das Mindeste wider ihn: wie jeder Zeuge andere Worte gehöret zu haben scheinet, so mögen auch Beide falsch gehöret haben. Seine Flucht endlich: wer möchte sie lediglich als die Wirkung des bösen Gewissens bezeichnen, zumal da er zuerst zu dem Bischofe von Bamberg eilte? Also wird wohl kein unbefangener und besonnener Mensch fortan den Ausspruch scheuen: aus den Ueberlieferungen ergiebt sich keineswegs, daß Otto von Wittelsbach den Vorsatz gehabt habe, den König Philipp zu tödten; ja es ergiebt sich nicht ein Mal, daß er der nächste Urheber der Verwundung des Königes gewesen sei. Denn aus den Ueberlieferungen tritt nur, Alles in der Weise menschlicher Dinge erwogen, etwa folgender Hergang hervor.

Der Pfalzgraf Otto wußte, daß seine Scherze den König Philipp zu erheitern pflegten, namentlich seine Fechter-Künste [18]. Für eine solche Erheiterung durfte er ihn wohl heute besonders empfänglich halten. Also begab er sich hin, und fing an, Possen zu treiben, mit Beziehung auf den Aderlaß des Königes, neckend, scherzend, das Schwert kunstmäßig schwingend, als führe er, ein Wundarzt, die Lanzette [19]. Als aber Philipp „das Spiel" untersagte [20], entweder weil Otto den Muthwillen wirklich zu weit trieb, oder weil der Bischof von Speier aus Angst vor dem bloßen Schwerte davon lief: da erhob sich der Truchseß Heinrich von Waldburg und versuchte den Pfalzgrafen an der Fortsetzung seines Spie-

les zu verhindern. Er mag ihm den Arm gehalten haben [21]. Durch diese Einmischung blieb Otto nicht mehr seines Schwertes Meister, und der König, der wohl auch nicht unbeweglich da saß, erhielt die tödliche Wunde. Otto, von dem ungeheueren Unglück erschüttert, nahm seine Zuflucht zu dem Bischofe von Bamberg. Der Bischof aber, den Lärm bemerkend, das Getümmel, das Geschrei, das sich furchtbar erhob, mag ihn dann zur schleunigen Flucht bewogen haben, weil er sein eigenes Leben und das Leben seines Bruders nicht weniger in Gefahr sah, als das Leben des Unglücklichen. Wenn für Otto Gerechtigkeit zu erwarten war, so konnte er sie gewiß nur finden, nachdem die Leidenschaften ausgetobet hatten.

Für die Richtigkeit dieser Darstellung des unglückseligen Ereignisses spricht nun aber auch endlich, daß durchaus Nichts in den Ueberlieferungen gefunden wird, was den Entschluß zu einem Meuchel-Mord in dem Pfalzgrafen zu erzeugen und zu reifen vermocht hätte. Die Schriftsteller haben nur eiteles Gerede. Da ein Mal, ohne Untersuchung und ohne Zweifel bei ihnen fest stand, daß der Pfalzgraf Otto Philipp's Mörder sei, so war es dem menschlichen Herzen Bedürfniß, irgend Etwas aufzustellen, was ihn zum Mörder gemacht habe; und da sein Leben Nichts darbot, was diesen Greuel erklären konnte, so nahm man seine Zuflucht zu Vermuthungen, welche, durch das Gerücht verschieden ausgebildet, in die Geschichte übergegangen sind. Zwar wird Otto ein strenger, harter, grausamer Mann genannt, aber erst jetzt, nach Philipp's Tode, und ohne Beweise und ohne Belege. Zwar soll er Diebe und Räuber auf das Aeußerste verfolget, und für Kleinigkeiten mit dem Tode bestrafet haben; Das hat ihm ohne Zweifel, wie dem Bischofe Konrad von Würzburg [22], manchen räuberischen Ritter zum Feinde gemacht, zeuget aber mehr für als wider ihn. Zwar wird versichert, er habe einen vornehmen Mann, Namens Wolf getödtet, aber die Umstände sind unbekannt

und Klage scheinet nicht erhoben zu sein[23]. Zwar wird ihm der Tod vieler adeligen Menschen zur Last geleget, aber kein Name wird genannt, keine Zeit und kein Ort wird angegeben [24]. Auch stehet diesen allgemeinen Anklagen entgegen, daß er, wie urkundlich zu erweisen ist, fromme Stiftungen gemacht hatte zum Heile seiner Seele [25]. Deßwegen vielleicht haben die Schriftsteller diese Anklagen nicht für hinreichend gehalten, um die Frevelthat Otto's gegen Philipp zu erklären. Die einzige Ursache jedoch, welche sie aufzufinden vermochten, ist, daß Philipp dem Pfalzgrafen eine seiner Töchter zuerst zur Gemahlin versprochen, und später versaget habe; und diese Verhandlung ist schon deßwegen sehr unwahrscheinlich, weil Otto, obgleich sein Alter unbekannt ist, gewiß nicht mehr jung war, Philipp's älteste Tochter hingegen bei seinem Tode nicht wohl über eilf Jahre zählen konnte [26]. Auch wird in der That angegeben, daß nicht Ottto selbst der Bräutigam gewesen, sondern Otto's Sohn; ja sogar, daß Philipp früher, jedoch schon vermählet, sich mit Otto's Tochter zu vermählen versprochen habe [27]. Eine Erweiterung dieser Mähr endlich, die wir bei einem einzigen Schriftsteller finden [28], fällt mit derselben von selbst zusammen, und verdienet kaum einer Erwähnung. Otto, heißet es, bewarb sich, als ihm die Tochter des Königes abgeschlagen war, um eine Tochter des Herzoges von Polen. Um schneller zum Ziele zu gelangen, ließ er ein Schreiben zu seiner Empfehlung an den Herzog aufsetzen, und bat den König, dasselbe mit dem königlichen Siegel zu versehen, als käme es von ihm. Philipp versprach. Als aber Otto das Schreiben versiegelt zurück erhielt, erregte ein Flecken an der äußeren Seite des Briefes Verdacht in ihm. Daher ließ er es öffnen, und fand nun, daß das Schreiben von Philipp verfälschet war. Ueber diese Treulosigkeit gerieth er in wilde Wuth, und sann nur auf den Tod des Königes, bewährte inzwischen aber für und für die alte Anhänglichkeit und Treue.

Und so bestehet Nichts von der Anklage wider den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach vor einer ernsten Prüfung. Es ist die Pflicht des Geschichtschreibers, wie den Schuldigen zu brandmarken, so den Unschuldigen zu rechtfertigen und den Vertheidigungslosen zu vertheidigen. Und zum Tadel wird ihm wohl nicht gedeutet werden, daß er sich bemühet hat, einen Schandfleck aus der Geschichte des teutschen Volkes auszutilgen, und einen teutschen Fürsten edeles Stammes von einem Verbrechen zu reinigen, welches länger als sechs Hundert Jahre an seinen Namen geknüpfet worden ist [29].

Ob aber Philipp's Tod durch eine Frevelthat, oder durch einen unglücklichen Zufall herbei geführet war: in Hinsicht auf die Folgen war es einerlei. Und ohne große Folgen konnte dieser Tod nicht bleiben. Er, in einem Alter von drei und dreißig Jahren aus dem Leben scheidend, war der Vater von vier Töchtern geworden. Seine Gemahlin, Irene, war schwanger mit ihrem fünften Kinde. Die edele Frau aber, die ihm mit unendlicher Liebe und Treue ergeben gewesen war, wurde durch seinen unglücklichen Tod auf das Tiefste erschüttert. Sie wurde krank in ihrem Schmerz, und krank wurde sie, der Sicherheit wegen, nach der Staufen-Burg gebracht [30]. Daselbst hat, nach wenigen Monden, eine unzeitige Niederkunft sie, zugleich mit der Frucht ihres Leibes, in die Grube gestürzet. Von dem großen Stamme der Hohenstaufen war daher kein männlicher Sproß mehr übrig, als der junge König Friedrich von Sicilien, Heinrich's des Sechsten Sohn, jetzt eine Knabe von vierzehen Jahren. An diesen Knaben aber hat vielleicht Niemand in Teutschland gedacht; und wem etwa der Name desselben ein Mal durch die Seele ging, der hat doch wohl geglaubet, man brauche ihn, den Sohn und Zögling eines fremden Landes, um so weniger zu beachten, da man ihn schon vor zehen Jahren zur Seite geschoben hatte. Also erschienen die großen Länder, Besitzungen, Güter und Rechte des

hohenstaufenschen Hauses in Teutschland als erlediget. Diese Erledigung öffnete manchen großen Herren eine weite Aussicht, und gab vielen kleineren die Hoffnung auf Erwerb und Beute. In Allen vielleicht, welche das Schwert zu führen verstanden, wurden die Leidenschaften neu aufgereget. Die weiteste Aussicht aber öffnete sich vor dem Welfen Otto, dem bisherigen Gegner des hingeschiedenen Philipp. Es war kaum zu erwarten, daß in Teutschland nach Philipp irgend ein Fürst wagen würde, wider ihn aufzutreten, um ihm die Krone des teutschen Reiches vom Haupte zu reissen, um ihm die Kaiser-Krone streitig zu machen. Was Jenem bei seiner großen Macht mißlungen war, daß schien keinem Anderen, so lange der Papst auf Otto's Seite stand, gelingen zu können. Teutschland durfte hoffen, endlich von den Greueln des Krieges frei zu werden, durch welchen es zehen Jahre herdurch furchtbar gelitten hatte.

Die erste Folge von Philipp's Tode war die Auflösung des Heeres, welches bei Bamberg versammelt war. Schon am anderen Tage, als die königliche Leiche kaum zur Ruhe gebracht worden, fingen die Fürsten an, mit ihren kriegerischen Scharen abzuziehen, ein Jeder in sein Land. Mit gleicher Eile, vielleicht mit der größten, zogen Diejenigen hinweg, welche Philipp aus seinen eigenen Ländern herbei geführet hatte. Man fürchtete allgemein Unfug und Ausschweifungen, Fehden und Gewaltthätigkeiten, und ein Jeder war darauf bedacht, Dasjenige, was er sein nannte, wenn er es in dieser Zeit der Ungewißheit und Verwirrung nicht vergrößern könnte, wenigstens nicht vermindern zu lassen. Und die Besorgniß war nicht umsonst. Denn soweit Philipp's Tod bekannt wurde, entstand eine große Bewegung, bei den Feinden desselben nicht minder, als bei den Freunden. Gegen den Mord, an welchem Niemand zweifelte, ward Abscheu bewiesen überall; das Schicksal Philipp's hingegen wurde verschieden beurtheilet. Einige prie-

sen die großen Eigenschaften desselben und wehklagten über ihn, wie über einen gefallenen Helden [31]; Andere sahen in seinem Untergange bald ein Gottes-Urtheil, dem König Otto gegenüber, bald eine gerechte Strafe für Verschuldungen wider die Kirche und wider Einzelne [32]. Und wohl ist der Glaube verstattet, daß Wehklagen und Lobpreisungen weit seltener gewesen sein würden, wenn nicht allgemein als ausgemachte Wahrheit fest gestanden hätte, daß Philipp meuchlerisch ermordet worden sei. Die größte Bewegung aber ging vor in Philipp's Besitzungen, und in eigenthümlicher Weise. Die Grafen, die Burgvögte, alle Beamte sahen Das, was sie bisher verwaltet hatten, als eine Erbschaft an, die ihnen von dem Könige hinterlassen wäre, und trafen Anstalten, zu vertheidigen, was sie zu behalten wünschten. Ein Jeder griff zu. Räubereien überall und nirgends Sicherheit. Städte wurden ausgeraubet und den Flammen Preis gegeben; Klöster und Gehöfte wurden geplündert und verwüstet. Nur in der Faust schien abermals das Recht zu liegen.

Der König Otto war gerüstet zur Abwehr. Sein erster Gedanke auf die Nachricht von Philipp's Tode war allerdings, was er zum Schutze bereitet hatte, nunmehr zum Trutze zu wenden, und die Fürsten mit den Waffen zu bezwingen, von welchen er bisher verworfen worden war, und zunächst ohne Zweifel die Fürsten in Sachsen. Diese aber kamen ihm zuvor. Der alte hartnäckige Erzbischof Ludolf von Magdeburg war schon vor drei Jahren gestorben, und der neue Erzbischof Albert, früher Propst des Domes von Magdeburg, hatte schon damals, um vom Papste die Bestätigung zu erlangen, das Versprechen gegeben, daß er dem König Otto nicht entgegen sein wolle [33]. Deßwegen und weil er das Ende des langen Krieges ersehnte, nahete er sich dem Könige, und rieth ihm, nicht mit der Gewalt der Waffen zu suchen, was er ohne Waffen erreichen würde. Er selbst versprach seinen Beistand.

Bald folgten die Bischöfe von Minden und Halberstadt. Hierauf ward eine Zusammenkunft der Fürsten aus Sachsen und Thüringen zu Halberstadt gehalten, zu welcher auch der Herzog Bernhard von Sachsen sich einfand, der Markgraf von Meissen und der Landgraf von Thüringen; und von dieser Versammlung ward Otto als römischer König und zukünftiger Kaiser, alle Zeit Mehrer des Reiches, anerkannt, oder, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, einstimmig gewählet [34]. Zugleich zeigte sich diese Geneigtheit für Otto auch außerhalb der Gränzen von Thüringen und Sachsen. Der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, Otto's Bruder, wandte seine Seele, und arbeitete im Stillen für den Bruder, wo er vermochte. Selbst der Bischof von Speier, Philipp's Canzler, gab dem Könige feste Zusicherungen und war eifrig für desselben Vortheil und Ehre bemühet. Ueberdieß sandten die Bischöfe, Barone, Aebte, Burgvögte und Dienstmannen in Schwaben, in den Rhein-Ländern auf und ab, in anderen Theilen des Reiches, Zuschriften nach Braunschweig, um den König Otto, da sie wegen der Kürze der Zeit noch nicht selbst vor ihm erscheinen könnten, ihre Treue und ihren Diensteifer zu bezeugen [35].

Unter solchen Umständen schrieb Otto an den Papst. Er dankte dem heiligen Vater für Alles, was er bisher für ihn gethan hatte; er gab ihm Nachricht von dem gegenwärtigen Stande der Dinge; er bat ihn endlich, daß er nunmehr auf alle Fürsten und auf Einzelne unter denselben durch Bitte, Rath und Befehl einzuwirken suchen, und daß er im Besonderen die beiden Erzbischöfe Sifrid und Bruno von Mainz und Cöln, die sich noch zu Rom befanden, nach Teutschland zurück senden möge, weil sie ihm jetzt sehr nützlich werden könnten. Eine solche Bitte aber war nicht nöthig. Innocenz hatte, sobald er durch seine Legaten von Philipp's unglücklichem Ende unterrichtet worden war, nicht nur an Otto selbst geschrieben, sondern auch an alle Erzbischöfe Teutschland's und deren Suf-

fraganen, an die sämmtlichen Fürsten, geistliche und weltliche, ja auch an Einzelne, welche, wie der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen, der Herzog von Brabant, einer besonderen Ermahnung zu bedürfen schienen; und auf diese Weise hatte er Otto's Bitte zum Voraus erfüllet[36]. Dem König Otto bezeuget er, daß er ununterbrochen, standhaft und mit Liebe auch alsdann für seine Ehre und sein Gedeihen gewirket habe, als er von Allen, selbst von Freunden und Verwandten verlassen worden sei; daß er für ihn gewacht, als er selbst vielleicht geschlafen [37]; ja, daß er für ihn manches Widerwärtige erlitten, was er ihm jedoch nicht gesaget habe, weil er, Otto, bedrücket gewesen sei von eigener Noth. Jetzt, da sein Gegner hingeschieden sei[38], wolle er mit allem Eifer zu verhindern suchen, daß nicht ein Anderer sich gegen ihn erhebe, obgleich freilich Philipp's Neffe, als sein Gegner dastehe. Nach solchen Erinnerungen und Versprechungen giebt er dem Könige gute Lehren, ermahnet ihn zur Wachsamkeit und warnet vor jeglicher Saumsal [39]. Den Erzbischöfen und Bischöfen gebot er, daß sie, da nunmehr durch ein göttliches Gericht die Ursache der bisherigen Zwietracht entfernet worden, die Wahl eines anderen Gegen-Königes in aller Weise zu verhüten suchen sollten, und untersagte Allem und Jedem bei Strafe des Bannes einen Anderen, der etwa von Anderen gewählet werden möchte, zu salben oder zu krönen. Den Fürsten allzumal befahl er, der göttlichen Fügung gemäß, welche sich an seinem in Christo geliebtesten Sohn unverkennbar verherrliche, diesem erlauchten König Otto werkthätig behülflich zu sein zur Regierung des Reiches. Und in ähnlicher Weise sprach er zu den einzelnen Fürsten, an welche er besondere Schriften zu richten für nöthig fand. Endlich sandte auch der Papst, entweder gleichzeitig mit diesen Briefen, oder nachdem er Otto's Schreiben empfangen hatte, die Erzbischöfe Sifrid und Bruno nach Teutschland zurück, und beide Prälaten wurden in beiden

Städten, in Mainz und Cöln, mit unendlichem Jubel empfangen; Bruno jedoch überlebte den Triumph seiner Sache nur wenige Tage.

Bei dieser Stimmung der Seelen wirkten die päpstlichen Briefe jetzt ganz anders als zuvor. Manche Besprechungen hier und dort, manche Unterhandelung mit Einzelnen, bei welchen Otto, nach des Papstes Rath, weder karg mit Bewilligungen, noch sparsam mit Versprechungen war, förderten auch noch die allgemeine Neigung. Als daher zum Feste des heiligen Martin ein öffentlicher Tag nach Frankfurt angesaget wurde, eilte von allen Seiten eine so große Anzahl von Fürsten und Herren herbei, daß sich Niemand erinnerte, jemals eine so glänzende Versammlung gesehen zu haben [40]. Ohne Zweifel waren besonders die Fürsten gegenwärtig, von welchen Otto noch nicht anerkannt war, aus Franken, aus Baiern, aus Schwaben [41]. In Frankfurt erfolgte die Anerkennung mit einstimmigem Zuruf. Auch ward zu Frankfurt die Vermählung Otto's mit Philipp's ältester Tochter Beatrix, die Philipp selbst schon ein Mal in Antrag gebracht haben sollte, zur Sprache gebracht: Otto wünschte diese Verbindung, weil er in derselben das beste Mittel sah, die Dienstmannen des hohenstaufischen Hauses zu gewinnen und überhaupt eine Aussöhnung der Parteien zu bewirken. Auch hätte er wohl um keine reichere Braut freien können: denn ihre Erbschaft soll in großen Schätzen und drei Hundert und fünfzig Schlössern bestanden haben, obgleich wir auch angemerket finden, Philipp habe an die Barone und Dienstmannen, die seiner Fahne folgten, so viele Güter und Besitzungen in Alemannien, aus Geldmangel, hinweg gegeben, daß er, außer dem leeren Namen der Herrschaft über das Land, nur die Städte und Villen, in welchen Märkte Statt fanden, nebst einigen Burgen, behalten habe [42]. Der Bischof Konrad von Speier aber holte, nachdem Otto ihn zum Canzler des Reiches ernannt

oder bestätiget hatte, die Zeichen der königlichen Würde, wie die Krone, das Kreuz, die kaiserliche Lanze, aus dem festen Trifels herbei und übergab sie dem Könige Otto. Hierauf führte der Bischof die junge Fürstin Beatrix, Philipp's Tochter, in die Versammlung, und forderte im Namen derselben Recht und Gerechtigkeit gegen den Meuchel-Mörder Otto von Wittelsbach, welcher ihr durch seine verruchte That den Vater, und in Folge dieser That auch die Mutter entrissen hätte, so wie Recht und Gerechtigkeit gegen Alle, durch welche die Unthat gefördert oder begünstiget worden. Die zwiefach verwaisete junge Fürstin vergoß heiße Thränen vor der Versammlung, und wehklagte laut über ihr Unglück [43]. Niemand vermochte sich des Weinens zu enthalten bei dem Anblicke dieses Jammers, am Wenigsten gewiß der König selbst. Alle riefen aus, wenn eine solche Frevelthat ungerächet bliebe, so würde weder der König noch irgend ein Fürst seines Lebens sicher sein. Keinem aber fiel ein, auf eine Untersuchung zu bestehen, keinem, den Antrag zu stellen, daß der Pfalzgraf vorgeladen, daß Diejenigen vorgeladen werden sollten, welche das Gerücht als seine Mitschuldigen bezeichnete. Denn bei Allen stand der Wahn fest, Otto, der Pfalzgraf, sei ein Meuchel-Mörder, und die Gehülfen und Förderer desselben seien der Markgraf von Andechs und dessen Bruder, der Bischof von Bamberg, obgleich, nach dem ganzen Hergange, kein Gehülfe nöthig gewesen war, und keine Gelegenheit zu irgend einer Förderung sich dargeboten hatte. Deßwegen verlangte die ganze Versammlung oder Weiteres und einstimmig, daß beide Fürsten, der Pfalzgraf und der Markgraf, so wie alle anderen unbekannten Mitschuldigen, ungeladen, ungehöret, wie Ueberwiesene, in die Acht erkläret werden sollten. Also sprach Otto, der König, die Aechtung derselben aus nach dem Gesetze der Baiern: sie wurden zum Tode verurtheilet, und ihrer Würden, ihrer Lehen, ihres Eigenthumes verlustig erkläret; die Würden und

Lehen wurden Anderen ertheilet, des Pfalzgrafen Lehen sämmtlich oder größtes Theiles dem Herzoge Ludwig von Baiern, ihre eigenthümlichen Besitzungen hingegen wurden ihren Erben vorbehalten. Die Güter des Bischofes und der Kirche von Bamberg endlich sollte der König in Beschlag nehmen, über ihn selbst aber, den Bischof, welcher, um Gewaltthätigkeiten zu entgehen, nach Ungarn zu seinem Schwager, dem König Andreas dem Zweiten, geflohen war, wurde die Bestrafung dem apostolischen Stuhl überlassen [44].

Auf solche Weise und unter solchen Umständen ward der Welfe Otto, der Vierte dieses Namens, einiger König der Teutschen [45]. Aber das teutsche Reich war, als Otto dasselbe übernahm, in einem Zustande, von welchem wir uns, in geordneten und gesetzlichen Verhältnissen lebend, wie schon oft bemerket worden ist, keinen Begriff zu machen vermögen. Das Reich stand noch lediglich auf den geistlichen und weltlichen Vassallen, oder, wie nunmehr zu sagen wohl erlaubet ist, auf der Geistlichkeit und dem Adel: denn die Städte, obwohl in ihnen der kräftigste Keim eines ächten Volkslebens geleget war, kamen in Beziehung auf das Reich noch nicht in Betracht. Dieses Reich aber, durch Friedrich's des Ersten und Heinrich's des Sechsten unvolksthümliche Entwürfe und Bestrebungen zerrüttet und verfallen, war durch den zehenjährigen Krieg um die Krone einer völligen Auflösung nahe gekommen. Ein sittlicher Schmutz, von welchem kaum irgend Jemand unbesudelt geblieben war, hatte sich über dasselbe hinweg gezogen. Alle Grundlagen eines gesellschaftlichen Lebens waren eingetreten, alle Gedanken an ein gemeinsames Vaterland verworren, alle Gefühle für ein gemeines Wesen abgestumpfet; und wenn je und je ein starker Eindruck zu Recht und Wahrheit zurück rief [46], so bekannte man sich nur zu dem Recht und der Wahrheit aus Scham vor einander, nicht aus innerer Scham oder aus Furcht vor

Gott, und deßwegen hielten gemeinsame Beschlüsse nur so lange vor, als man bei einander war. Da zwei Fürsten behaupteten, daß sie Könige des Reiches seien, so glaubte kein Fürst des Reiches, selbst einen König zu haben. In der That hätte ein Jeder in seinem Lande nach eigenem Belieben zu schalten und zu walten vermocht, wenn nicht die Gierde nach Geld oder Besitz ihn bewogen hätte, sich so lange zu Einem der beiden Könige zu bekennen, bis er von dem anderen um einen höheren Preis erkauft wurde. Meineid, Treulosigkeit, Verrath brachten Niemandem Schande, und eben deßwegen mußten Glauben und Vertrauen als Thorheit erscheinen. Selbst der heilige Vater scheuete sich nicht auszusprechen, daß er voraussetze, die Fürsten dächten anders in ihren Herzen, als sie schwüren mit ihren Lippen [47]. Die Bannflüche des Papstes hatten die Zerrüttung vermehret. Sie hatten den Erfolg nicht gehabt, den er sich versprochen haben mochte, aber ohne Wirkung sind sie keineswegs geblieben. Die Kirche theilte das Schicksal des Reiches. Die Erzbischöfe und Bischöfe, welche der Bann des Papstes getroffen hatte, mochten sich über denselben um so leichter hinweg setzen, je mehr sie durch ihre Beschäftigung mit den weltlichen Dingen zerstreuet wurden; die unteren Geistlichen aber sahen mit Mißtrauen und Angst auf ihre Ober-Hirten, die unter dem Fluche standen, und wurden irre bei den vielen Streitigkeiten über die Bisthümer. Sie betrieben die Bräuche der Kirche und vollbrachten ihre Obliegenheiten, aber oftmals vielleicht mit Zittern und Zagen, selten mit Begeisterung und Liebe. Die Laien waren beunruhiget in ihren Gewissen; die Gränzen des Heiligen und des Gemeinen liefen in einander; sie fürchteten, daß der Segen ihnen zum Fluche werden müßte. Und wenn die Männer vom Schwerte sich oft im wilden Treiben, in kühnen Wagnissen, in abenteuerlichen Dingen, im irdischen Gewinn und Verluste vergessen, ja sich Ruhe erwerben mochten, so war der Jammer

der ärmeren Menschen, welchen das Leben nur durch den Trost der Religion erträglich wurde, zuverlässig gränzenlos. Eine Linderung aber mochte um so schwerer gefunden werden, da in diesen zehen Jahren nicht nur ungewöhnliche Ereignisse in der Natur die Menschen erschreckten, sondern da auch zu mehren Malen ein großer Mangel an Lebensmitteln, ja eine wahre Hungersnoth herrschte, welche, wie immer, Seuchen erzeugte und eine große Sterblichkeit. Alle diese Dinge scheinen nicht nur die Menge der Fehden zwischen geistlichen Fürsten und weltlichen, die von einer Gränze des Reiches bis zu der anderen Gränze gingen, bald hier ausbrechend und bald dort, zu erklären, sondern sie scheinen auch die vielen Wegelagerer, Straßenräuber, Brandstifter und andere Frevler begreiflich zu machen, die jeglichen Unfug begingen, jeglichen Greuel verübten.

Aber der Menschengeist strebet unter allen Umständen nach freier Entwickelung und darum nach Ordnung und gesetzlicher Sicherheit. Er bricht sich neue Bahnen, wenn die alten verschlossen oder zu eng werden und zu unsicher. In den zehen Jahren des Krieges zwischen Philipp und Otto, unter dem mannichfaltigen Wechsel der Ereignisse, als jedes Dorf, jeder Weiler, jedes Gut, jeder Hof und jede Hütte in Gefahr vor Brand und Raub war, in vielen Gegenden weder gesäet noch geerntet werden konnte, und das Land erödete und das Reich zersplitterte, hat das Bürgerthum in den teutschen Städten, wie später übersichtlich bemerket werden soll, volksthümliche Fortschritte gemacht, welche vielleicht den ganzen Jammer aufwiegen, der auf dem Vaterlande lag; Fortschritte, welche zwar keine Spuren in die Geschichte gedrücket haben, für welche aber spätere Erscheinungen vollgültige Zeugnisse geben. Nicht selten, überall vielleicht wurde die Bevölkerung der Städte vermehret. Viele vom Lande suchten in den Städten Obdach und Schutz, und nicht bloß unfreie Menschen, sondern auch Manche

aus Vassallen-Geschlechtern, welche von ihrem Besitze vertrieben waren, und verzweifelten zu demselben bald oder jemals wieder zu gelangen. Wegen der allgemeinen Unsicherheit sahen sich die Städte genöthiget, vorhandene Befestigungen zu verstärken, oder neue anzulegen; wegen der zunehmenden Menschenmenge diese Befestigungen, so wie ihren Besitz außerhalb derselben zu erweitern. Nicht minder sahen sie sich genöthiget, für die Bewaffnung ihrer Bewohner zur Vertheidigung zu sorgen gegen Gewalt von außen, und für gute Ordnung im Innern der Mauern. Das Beispiel, welches ihnen die italischen Städte aus der Ferne gegeben hatten, war ihnen jetzt durch Cöln und Braunschweig in der Nähe vor Augen gestellet, und wirkte gewaltig ein auf Männer, welche der Freiheit mit jugendlicher Begeisterung entgegen strebten. Die Fürsten und Herren aber ließen geschehen, was sie nicht zu ändern vermochten. Manche, Weltliche wie Geistliche, förderten wohl auch gern, der Eine, weil er Freude an jeglichem Gedeihen hatte, der Andere, weil er feinere Genüsse liebte und edlere Bedürfnisse fühlte; Diesen oder Jenen mag auch die Noth zu Bewilligungen und Zugeständnissen getrieben haben, weil er der Steuern nicht entrathen konnte und der Zölle; Alle endlich sind doch wohl auch zu einigem Nachdenken gekommen über die Treue und die Aufopferungen, welche die Bürger von Cöln und von Braunschweig für Otto bewähret hatten.

Otto aber, der König, mißkannte den Zustand des teutschen Reiches und Volkes keineswegs, und war wohl auch in dem Augenblicke, da er als einiger König anerkannt ward, entschlossen, den Uebeln so weit als möglich abzuhelfen. Noch auf dem Tage zu Frankfurt brachte er dieselben zur Sprache. Auch ward Einiges ausgemacht. Alle anwesenden Fürsten versprachen, wie er selbst, mit einem Eide, daß sie den Frieden im Reiche bewahren, also von allen Fehden abstehen wollten; sie versprachen auch, die Straßenräuber zu verfolgen, und keine

ungerechten Abgaben zu erheben, Beides ohne Zweifel zum Schutze des Handels und alles städtischen Verkehres. Weil aber die Zahl der Uebel, welche das Reich zerrütteten, zu groß erscheinen mochte, als daß man dieselben einzeln zur Verhandlung hätte bringen können, so ward Alles in einen allgemeinen Spruch zusammen gefasset: alle Rechte, welche Karl der Große eingeführet hätte, sollten beobachtet und gehalten werden [48]; ein Spruch, dessen wahrer Sinn kein anderer gewesen sein dürfte, als: ein jeder Fürst soll nach Pflicht und Gewissen verfahren, wie er es vor Gott und dem Reiche zu verantworten vermag. Denn da Karl der Große, wie wenig man von ihm wissen mochte, vor den Seelen der Menschen als der Kaiser stand, durch dessen Gründung, Einrichtung und Pflege das Reich einig, mächtig und glänzend geworden war, so wollte man durch den Namen desselben ohne Zweifel nur sich selbst und jeden Anderen an die heiligsten Obliegenheiten erinnern. Aber fromme Entschlüsse bestehen selten lange vor den Stürmen der Leidenschaften, und die Wirrnisse des Lebens führen oft von der Bahn hinweg, auf welcher der Mensch zu einem schönen Ziele zu gelangen gehoffet hatte.

Alsobald nach der Auflösung der Versammlung zu Frankfurt geschah Manches, das die Leidenschaften nähren oder reizen mußte. Der Herzog Ludwig von Baiern hatte die Ausführung der ausgesprochenen Acht übernommen, und säumte nicht, das Werk zu unternehmen. Auch durfte er nicht säumen, wenn er dem Verdachte, vielleicht seinen Vetter, den unglücklichen Pfalzgrafen, zu verbergen, entgehen, und die Besitzungen desselben seinem Hause erhalten wollte: denn die Vermuthung lag allerdings sehr nahe, daß der König Otto das Herzogthum Baiern, das alte Erbe der Welfen, noch keineswegs vergessen habe, und deßwegen dem Hause Wittelsbach nicht eben hold sein könnte. Und große Schwierigkeiten hatte die Unternehmung nicht. Die alte Burg Wittelsbach, von welcher das

Haus, dem Otto angehörte, den Namen erhalten hat, wurde gänzlich zerstöret; die Burg Andechs, von welchem das Geschlecht des Markgrafen Heinrich den Namen führte, wurde, nicht ohne Kampf eingenommen, dem Boden gleich gemacht. Und während der Herzog Ludwig die Besitzungen der Geächteten in seine Hand brachte, vollendete auch der Pfalzgraf Otto selbst sein unglückseliges Geschick. Der furchtbare Marschalk Heinrich von Kalden, einst zu Heinrich's des Sechsten Grausamkeiten bald Urheber und bald Werkzeug, entdeckte den Aufenthalt desselben auf einem Hofe der Mönche von Ebra an der Donau, in der Gegend von Regensburg. Sogleich eilte er mit bewaffneter Mannschaft hin, bemächtigte sich des Wehrlosen, tödtete ihn auf eine grausame Weise, und ließ den abgehauenen Kopf desselben in die Donau werfen [49]. Der Markgraf Heinrich von Andechs hingegen entging der wilden Verfolgung. Er hatte sich nach Istrien begeben und sich versteckt gehalten. Als er aber Nachricht von seiner Aechtung oder von dem Tode des Pfalzgrafen erhalten hatte, begab er sich nach dem heiligen Lande, um hier so lange für den Heiland zu streiten, bis die Besinnung zu seinen Feinden zurück gekehret sein würde. Und seine Hoffnung hat sich, obgleich spät, bewähret. Was von ihm selbst, was von Anderen geschehen sein mag, um seine Unschuld zu beweisen, ist unbekannt; fünfzehen Jahre nach seiner Aechtung aber war dieselbe durch den Kaiser Friedrich den Zweiten anerkannt, so daß er als Markgraf von Istrien wirken und walten konnte [50], und fünf Jahre später erschien er in einer Fürsten-Versammlung zu Straubing an der Seite der Herzoge Ludwig von Baiern und Leopold von Oesterreich [51]. Weit früher aber, schon im Jahre zwölf Hundert und eilf, wurde der Bruder des Markgrafen, der Bischof von Bamberg, von aller Schuld frei gesprochen, und in sein Bisthum von Neuem eingesetzet. Der Papst Innocenz fand, wie abscheulich die Ermordung des Her-

zoges von Schwaben sein möchte, doch auch das voreilige, anmaßliche und ungerechte Urtheil gegen den Bischof verabscheuungswürdig: denn wenn derselbe auch schuldig wäre, so hätte doch erst, nach voraus gegangener gerechter Untersuchung, über ihn geurtheilet werden sollen [52]. Deßwegen übertrug er die Untersuchung seinen Legaten in Teutschland. Der Bischof erschien vor denselben nicht ohne Gefahr; aber es erschien kein Ankläger und kein Zeuge. Hierauf schrieen die Verfolger des Bischofes: die Sache gehöre unmittelbar vor den apostolischen Stuhl. Innocenz nahm die Berufung an. Also ging der Bischof, abermals nicht ohne Gefahr, nach Rom. Zu derselben Zeit befanden sich viele teutsche Fürsten in Rom, und unter denselben auch Diejenigen, die sich am Lautesten auf den apostolischen Stuhl berufen hatten [53]; aber es erschien abermals kein Ankläger und kein Zeuge. Dennoch that der Papst keinen Spruch, sondern er gab dem Erzbischofe von Mainz, dem Bischofe von Würzburg und dem Abte von Fulda den Auftrag, zuvörderst Alles, was gegen den Bischof oder die Kirche von Bamberg Ungebührliches unternommen sein möchte, aufzuheben [54], alsdann drei Monate Zeit zu geben, innerhalb welcher ein Jeder, der Anklagen oder Beweise gegen den Bischof vorzubringen hätte, sich vernehmen lassen möchte, und hierauf nach dem Ergebnisse den Bischof zu verurtheilen oder für unschuldig zu erklären, und den Verläumdern desselben Stillschweigen aufzulegen [55]. Die Verhandlungen von diesem Gerichte sind zwar unbekannt, gewiß aber ist, der Bischof wurde für unschuldig erkläret; und diesem Spruche zu Folge wurde derselbe in dem angeführten Jahr, als Innocenz und Otto schon in eine ganz andere Stellung zu einander hinein gekommen waren, durch eine Versammlung vieler Fürsten und Herren zu Bamberg, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz stand, wieder in sein Bisthum eingesetzet [56].

Nun aber, wer erschrecket nicht, wenn er einen solchen

Ausgang der Sache dieser beiden Brüder erwäget, und sich an das grausame Schicksal des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erinnert? Wer wagte wohl zu behaupten, daß, wenn er nicht aufgefunden wäre, oder wenn man auch ihm zu Recht gestanden hätte [57], seine Unschuld weniger anerkannt sein würde, als die Unschuld des Markgrafen Heinrich von Andechs und des Bischofes von Bamberg? Es leidet keinen Zweifel, der Pfalzgraf Otto ist ein Opfer wilder Leidenschaft geworden, und der Marschalk Heinrich von Kalden war allerdings ein würdiger Vollzieher solcher Gerechtigkeit [58].

Inzwischen hatte sich der König Otto selbst von Frankfurt hinweg über Mainz, den Rhein entlang, nach dem Herzogthum Schwaben begeben. Daselbst fand er einen trostlosen Zustand: denn fast alle Barone und Vassallen, sagt ein Schriftsteller aus dieser Zeit, pflegten Straßenräuber zu sein [59]. Otto gab sich Mühe, dem Frevel zu steuern. Um Furcht zu erregen, setzte er sich häufig zu Gericht, und bewies gegen Fürsten, Grafen und Barone, welche ihm den Hof zu machen wünschten, seinen verachtenden Unwillen durch Wort und Werk [60]. Die Lehen, welche Philipp von geistlichen Fürsten gehabt hatte, nahm er ohne Weiteres in Anspruch, und nahm auf das Widerstreben dieser Fürsten keine Rücksicht. Um den geringeren Menschen Gerechtigkeit zu gewähren, beschränkte er die Erpressungen der hohen Geistlichen. Die Hohenstaufen hatten, lustig und schnell, die Lehen an Diejenigen hinweg gegeben, welche zuerst um dieselben baten; er aber wollte von der Würdigkeit der Bittenden überzeuget sein. Darum suchte er auch die erledigten Lehen soviel als möglich in die Hand der Sachsen und Engländer, Geistlicher und Weltlicher, zu bringen, die in seinem Gefolge waren. Am Weihnachtsfeste befand sich der König zu Augsburg, wo er den größten Theil des Monates Januar im folgenden Jahre, zwölf Hundert und neun, verweilte. Daselbst fanden sich viele Fürsten und Vassallen an

seinem Hofe ein, ohne Zweifel um ihm ihre Huldigung darzubringen. Ihm aber mochte unheimlich zu Muthe werden in dieser Gesellschaft. Deßwegen vielleicht hatte er den Marschalk Heinrich von Kalden mit einer kriegerischen Mannschaft um sich; und eben deßwegen gab er diesem alten Manne, der gern zu jeglichem Dienste der Strenge bereit war, den Befehl, die Missethäter unter den Anwesenden zu ergreifen und zu Gerichte zu stellen. Als dieser Befehl ruchbar wurde, machten die meisten Lehen-Leute sich in der Nacht davon. Ein Graf von Grafesbach aber wurde mit Gewalt vor den König geführet, und ihm das Gewand, mit welchem er angethan war, schimpflich auf dem Leibe zerrissen [61].

Ein solches Verfahren mochte an sich sehr löblich sein und aus der reinen Absicht hervor gehen, Ordnung und Recht herzustellen und geltend zu machen. Aber für einen neuen König war es ohne Zweifel gefährlich, zumal für einen neuen König aus einem Geschlechte, gegen welches die Schwaben lange Zeit herdurch als Feinde gestanden hatten. Die unteren Menschen-Classen, die Unfreien, die Bürger und Bauern, nach unserer Art zu reden, auch die Mönche und niederen Geistlichen freueten sich über ein solches Eingreifen. Sie waren nicht gewohnet, das Wort: Gerechtigkeit, zu hören, das Otto bei allen seinen Handlungen im Munde führte; sie betrachteten ihn daher als den Vertheidiger der Gerechtigkeit, und faßten die Hoffnung, daß durch seine kraftvolle Waltung der Verstörer verstöret, der Unterdrücker unterdrücket werden würde. Aber die Herzen der Fürsten und Herren gewann Otto nicht; die Seelen Aller, welche das Schwert zu tragen verstanden und zu tragen berechtiget waren, wandten sich von ihm ab. Sie suchten ihn in aller Weise zu verkleinern, und den Boden zu untergraben, auf welchem er stand. Nicht Gerechtigkeit, sagten sie, sei es, was ihn leite, sondern Hochmuth; er sei ein Heuchler, und seine Brust wisse Nichts von den Worten seiner Lippen.

Der alte Groll gegen das Haus der Hohenstaufen sei in ihm ungemindert, und die Vernichtung der Anhänger dieses Hauses sei, wie er zu früh verrathen habe, sein Zweck. Und solche Schmähungen, solche Andeutungen und Befürchtungen wirkten weit über die Schranken hinaus, innerhalb welcher Otto bisher gewirket hatte: denn die fürstlichen Häuser und viele alte Vasallen-Geschlechter waren durch verwandtschaftliche Verhältnisse weithin über die Gauen Teutschland's verzweiget, und das Haus der Hohenstaufen hatte ja in allen teutschen Ländern seine Anhänger gehabt, bis zu den letzten Tagen herab; wenn aber ein Mal die Axt erhoben war: wer konnte gewiß sein, daß sie nicht auf das grüne Holz fallen werde, nachdem das dürre beseitiget geworden. Nun leidet es zwar keinen Zweifel: Otto hätte, weil das Bedürfniß der Erholung, der Ordnung und Ruhe allgemein war, Vieles zu erreichen vermocht, wenn er bei seiner kräftigen Jugend, ohne Rückfall in frühere Trägheit, seine ganze Thätigkeit dem Vaterlande gewidmet hätte, unbekümmert um Alles, was zur Seite lag. Aber Otto, durch die Verhältnisse des Lebens gehalten, durch die Ansichten und Vorstellungen seiner Zeit getrieben, konnte diesen Weg vielleicht nicht wählen. Gewiß ist, er hat es nicht gethan. Schon im Anfange des Jahres war die Rede von einer Fahrt nach Italien und nach Röm zur Erlangung der Kaiser-Krone. Mit der Krone des teutschen Reiches wurde die Kaiser-Krone immer in Verbindung gedacht. Je mehr die Gewalt des Königes der Teutschen über Rom und Italien verloren ging, desto mehr wurde von Rom gesprochen. Der Name: König der Teutschen wurde kaum noch gehöret. Der Mann, der von den teutschen Fürsten erwählet oder anerkannt worden war, wurde der König der Römer genannt, und in Aachen, über dem Grabe Karl's des Großen, ward er zum Könige der Römer gekrönet. Der König selbst, der Papst, die Fürsten, die Schriftsteller, Alle führen dieselbe Sprache. Ja, der gekrönte

König ward auch schon der Kaiser genannt, weil er angesehen wurde als zum Kaiser gewählet. Das Kaiserthum, von jeher ein glänzendes Luftbild, ohne Gehalt und Kraft, schien das Königthum der Teutschen, das teutsche Reich, gleichsam zu verschlingen, das so groß, stark und mächtig hätte werden mögen. Aber wie der erwählte König der Krönung zu Aachen nicht entbehren zu können schien, so schien auch der gekrönte König die Krönung als Kaiser durch den Papst nicht umgehen zu können. Erst mit dieser letzten Krönung war er zu dem ganzen Besitze seiner Würde gelanget. Daher ist begreiflich, daß Otto, ein Welf, der Sohn Heinrich's des Löwen, als Nachfolger des hohenstaufenschen Hauses auf dem Throne der Teutschen, vor Allem die Kaiser-Krone zu gewinnen für nothwendig halten mochte, wenn er auch vielleicht eingesehen hat, daß die Würde seine Macht nicht vermehren, sondern vermindern würde.

Eilftes Capitel.

Otto's IV. Aufenthalt in Italien.

Seine Krönung von dem Papste, sein Streit mit dem Papste, seine Verdammung durch den Papst.

Abfall der meisten teutschen Fürsten von dem Kaiser.

J. 1209 — 1212.

Während der König Otto sich in Schwaben befand, erschienen vor ihm Abgeordnete der Städte in Italien, überreichten die Fahnen derselben, überreichten goldene Schlüssel und andere Geschenke, und brachten ihm als ihrem König und Herrn ihre Huldigung dar. Er selbst zog, Augsburg verlassend, noch eine Zeit lang im südlichen Teutschland umher, hier verweilend und dort; und wo er verweilte, wie in Nürnberg und in Hagenau, da versammelten sich die benachbarten Fürsten um ihn. Mit denselben berieth er die öffentlichen Angelegenheiten, stiftete Ruhe und Frieden, und nahm sich im Besonderen der Kirchen und ihrer Güter an. Auch bereitete er auf die Fahrt nach Italien vor, und auf seine Vermählung mit Philipp's Tochter, als welche nur zum Vortheile des gemeinen Wesens gereichen könnte, wenn anders der Papst das

Hinderniß hinweg räumte, das in seiner Verwandtschaft mit der jungen Fürstin läge.

Unterdeß fand zwischen Otto und dem Papst ein lebhafter Verkehr Statt durch Gesandte und durch Briefe, stets in der freundlichsten und wohlwollendsten Weise. Otto redete zu dem Papste die Sprache eines guten, frommen, rathlosen und hülfsbedürftigen Sohnes. Er bezeugte laut seine unendliche Dankbarkeit, und erkannte an, daß er alle glücklichen Erfolge, nach Gott, lediglich dem heiligen Vater verdanke, der zu keiner Zeit aufgehöret habe, ihm seine Hülfe und Gunst zuzuwenden; eben deßwegen wünschte er auch allen Ruhm, zu welchem die göttliche Güte ihn zu erheben würdigen möchte, ungetheilet mit der römischen Kirche zu besitzen[1]. Der Papst dagegen stellet sich hin vor den König, wie ein gütiger und reicher Vater, der für den Sohn Vieles gegeben und Vieles gethan, der auch bereit ist, mehr zu thun und mehr zu geben, der aber das volle Bewußtsein hat von seiner Güte, von seinen Hülfsmitteln und von dem Bedürfnisse seines Schützlinges, der diesem eben deßwegen Rechnung hält, und als Ersatz unbedingte Folgsamkeit, gänzliche Ergebung in seinen Willen verlanget. Innocenz scheinet überzeuget gewesen zu sein, daß er jetzt erreichet habe, was Gregor der Siebente als das Höchste erstrebet hatte, nämlich die vollkommenste Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche durch gänzliche Unterordnung des Reiches unter die Kirche; er scheinet geglaubet zu haben, daß er an Otto den Mann besitze, der fortan nur seine Beschlüsse in Ausführung bringen werde, ohne irgend eine andere Besorgniß, als daß derselbe nicht rasch genug sein möchte in dieser Ausführung[2]. „Sieh', mein theuerster Sohn, sagt er in einem seiner Briefe an den König, meine Seele ist mit Deiner Seele so innig vereiniget, mein Herz mit Deinen Herzen so fest verwachsen, daß wir Dasselbe zu wollen und zu empfinden glauben, gleichsam Ein Herz und Eine Seele. Welcher Vortheil hieraus erwartet wer-

den darf, kann der Griffel nicht beschreiben, die Zunge nicht aussprechen, der Verstand nicht fassen. Denn uns Beiden ist die Leitung dieses Zeitalters vorzugsweise übergeben; sind wir einmüthig und einträchtig: wahrhaftig, es werden, wie der Prophet saget, Sonne und Mond in ihrer Ordnung bleiben, was ungleich ist, wird eben, was höckericht ist, wird schlecht werden. Wir haben ja die zwei Schwerter, von welchen die Apostel zu dem Herrn sagten: hier sind zwei Schwerter, und von welchen der Herr zu den Aposteln sagte: es ist genug. Das päpstliche Ansehen nämlich und die königliche Macht, welche durch jene beiden Schwerter bezeichnet werden, sind vollkommen hinreichend, um ihre Pflicht zu erfüllen, wenn nämlich der eine Theil von dem anderen Theile kräftig unterstützet wird.» Nach solchen und ähnlichen Worten, die zu beweisen scheinen, daß der Papst von Otto's geistigen Fähigkeiten eben keine hohe Meinung geheget habe, die aber auch seine wahre Absicht, bei aller Salbung und Süßigkeit, deutlich genug zu erkennen geben, fügt er, um in jedem Falle gesichert zu sein, Folgendes hinzu. „Jetzt bestehe nun zwar ein wahrer Friede und eine feste Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche; um aber auch für die Zukunft allen Stoff zu Uneinigkeit und Verdacht zu entfernen, müsse er gegenwärtig Einiges von ihm, seinem theuersten Sohne, verlangen, was derselbe ohne Schwierigkeit gewähren werde, weil es vernünftig und heilsam sei; auch hoffe er, der Papst, künftig werde noch Größeres zugegestanden werden: denn gewiß wolle er nie etwas zu erlangen suchen, was sich zu bewilligen für den König nicht geziemen würde, da er ja für die Ehre desselben eifere und seinen Vortheil erstrebe. Um nun Dieses zu erhalten, und um, soweit er es mit Gott vermöge, auszuführen, was der König verlanget habe, sende er zwei Legaten nach Teutschland, welche der König, wie wenn er selbst erschiene, aufnehmen, zu welchen er ein unbedingtes Vertrauen haben, deren Rath er befolgen möge.»

Die Legaten kamen nach Teutschland. Es waren dieselben, die früher als päpstliche Legaten in Teutschland gewesen waren, der Cardinal Hugolino und der Bischof Leo. Zu Speier, wahrscheinlich, legten die Legaten dem Könige die Forderungen des Papstes vor, und bestanden, wie sie selbst die Genehmigung der Vermählung des Königes mit Philipp's Tochter Beatrix im Namen des Papstes unbedingt versprachen, und die Bereitwilligkeit desselben zu der Krönung des Königes als Kaiser erklärten, so auf die unbedingte Bewilligung dieser Forderungen. Es waren nicht dieselben, welche Otto vor acht Jahren zu Neuß beschworen hatte [3]. Einiges war ausgelassen, namentlich die Bestimmungen wegen des tuscischen und lombardischen Bundes, und wegen des Friedens mit dem Könige von Frankreich. Anderes war im Wesentlichen unverändert geblieben, wie die Gränzen des Landes, welches Otto dem heiligen Stuhle zum ruhigen und steten Besitze zu überlassen versprochen. Vieles aber und Wichtiges war neu hinzu gekommen, um die römische Kirche, fortan auf eigenem Boden weltlich herrschend, von allem Einflusse der weltlichen Macht frei zu machen. Otto sollte „einem Mißbrauch" entsagen, den Einige seiner Vorgänger verübet hätten: er sollte zugeben und bestätigen, daß die Wahlen der Prälaten vollkommen frei und kirchlich Statt fänden, damit Derjenige Vorsteher der verwaiseten Kirche würde, welchen entweder das ganze Capitel oder der größere und verständigere Theil wählen zu müssen geglaubet habe. Er sollte ferner Berufungen in kirchlichen Angelegenheiten an den apostolischen Stuhl frei geschehen lassen. Auch den Mißbrauch sollte er verwerfen, den seine Vorgänger dadurch gewöhnlich begangen hätten, daß sie sich der Güter verstorbener Prälaten bemächtiget; so wie sich von selbst verstehe, daß über alle geistlichen Dinge dem Papst und den übrigen Prälaten der Kirchen die freie Verfügung überlassen bleiben müsse, damit, was des Kaisers dem Kaiser, was Gottes Gotte gegeben würde. Endlich sollte

er, ohne Zweifel weil die Ketzereien der sogenannten Albigenser um diese Zeit sehr gefährlich für den apostolischen Stuhl und die römische Kirche zu werden droheten, wirksame Hülfe versprechen zur Ausrottung der Ketzerei. Und alle diese Forderungen räumte Otto ohne Einrede ein. Er stellte am Palm-Sonntage, den Zwei und zwanzigsten des Monates März zu Speier in einem Schreiben an den Papst eine feierliche Erklärung aus, in welcher er Alles verspricht, wie aus eigenem Antriebe, lediglich aus Dankbarkeit gegen Gott, gegen den Statthalter Gottes und gegen dessen Braut, die heilige Kirche. Und er schließet diese Urkunde mit solchen Worten: „Auf daß aber dieses Alles unserem heiligsten Vater Innocenz, dem obersten Bischofe der hochheiligen römischen Kirche, und dessen Nachfolgern von uns und unseren Nachfolgern, den römischen Kaisern und Königen, gehalten werden möge, und damit es fest und unveränderlich bleibe, haben wir diese Urkunde mit der goldenen Bulle unserer Majestät versehen lassen.“ Der Bischof Konrad von Speier hat dieselbe als Canzler des Reiches unterschrieben [4].

Und nun war Alles Liebe und Lust in Teutschland, und das gesegnete Jahr erhöhete die Eintracht. Die Legaten, auf das Höchste erfreuet über die glückliche Ausführung ihres wichtigsten Auftrages, bewiesen sich gütig und wohlwollend, und bewilligten gern, was zu bewilligen war. Auch zogen sie im Reiche umher von Stadt zu Stadt, und glichen Zwiste aus, und führten die alte Ordnung wieder in die Kirchen ein [5]. Der König begab sich von Speier hinweg nach Sachsen, wohin seine Seele hing, um sein geliebtes Braunschweig noch ein Mal vor dem Zuge nach Rom wieder zu sehen, und die Fürsten des Landes um sich zu versammeln. Zu Anfange des Monates Mai hielt er einen großen Hoftag zu Altenburg, in dessen Nähe große kaiserliche Güter lagen. Zu demselben erschienen nicht nur die benachbarten Fürsten, sondern auch Ge-

sandte aus Polen, Böhmen und Ungarn [6]. Viele öffentliche Angelegenheiten wurden berathen und geordnet. Auch stellte er daselbst den Bürgern der Stadt Stade wegen ihrer bewährten Treue einen Freiheitsbrief aus, in welchem er, weil er in allem Guten den Spuren seines Vaters zu folgen wünschte, denselben nicht nur die Rechte bestätigte, die Heinrich der Löwe ihnen zugestanden hatte, sondern auch neue Rechte oder Freiheiten gewährte. Unter denselben ist vielleicht am Wichtigsten, daß auch hier urkundlich festgesetzet ward: ein Jeder, Mann oder Weib, welcher ein Jahr und einen Tag unter dem Weichbilde in der Stadt unangefochten gelebet hätte, solle als freier Mensch bestehen für und für [7]. In der Mitte des Monates, zum Pfingst-Feste, war er in Braunschweig. Hier wünschte er nur seine näheren Freunde zu vereinigen; es kam aber, zumeist aus Ostfalen und Thüringen, eine bedeutende Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten zusammen. Besonders erschienen viele Grafen und eine große Menge von Lehen-Leuten. Der König gab allen Gästen ein heiteres Fest auf seine Kosten, und wußte entstehende Zwiste mit solcher Gewandtheit zu verhüten, daß die Fröhlichkeit groß und allgemein wurde [8].

Von Braunschweig begab sich der König nach Würzburg, wohin er zum Ende des Monates Mai einen öffentlichen Tag ausgeschrieben hatte. Unterweges ward er von dem Abte des Klosters Walkenried und von zwei und fünzig anderen Aebten des Cistercienser-Ordens dieser Verbrüderung zugesellet [9]; und nun glaubte diese ganze Schar von Aebten sich wie berechtiget, so verpflichtet, dem Könige nach Würzburg zu folgen. In Würzburg waren die päpstlichen Legaten anwesend, und eine so große Zahl von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Priestern, von Königen, Herzogen, Markgrafen und Grafen aus allen Theilen des teutschen Reiches, wie selten zuvor. Nachdem in dieser glänzenden Versammlung über öffentliche Verhältnisse verhandelt und der Friede befestiget worden war, be-

rief der König die Geistlichen, voran die Legaten des Papstes, und die ersten weltlichen Fürsten zu einer besonderen Berathung. Dieser Versammlung legte er die Frage vor: ob sie der Meinung wären, daß er sich mit Beatrix von Hohenstaufen, zur Befestigung des Friedens im römischen Reiche, vermählen solle, und daß er, wegen seiner Verwandtschaft mit der jungen Fürstin, diese Vermählung eingehen dürfe, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen? Die Fürsten beriethen sich über diese Frage. Von den Legaten wurde die Zustimmung des heiligen Vaters erkläret. An kleinen Bedenklichkeiten fehlte es dennoch nicht; im Ganzen wenig Widerspruch. Das Ergebniß wurde durch den Herzog Leopold von Oesterreich vor dem König ausgesprochen: er müsse und dürfe sich mit der Jungfrau Beatrix vermählen, jedoch unter der Bedingung einer frommen Stiftung, die leicht zu übernehmen war. Also wurde Beatrix herein geführet. Der König ging ihr entgegen, überreichte ihr einen Ring, und umarmte sie, nach der Annahme desselben, mit einem Kusse. Hierauf führte er sie zu einem Sitze zwischen den beiden Cardinälen, und sprach, vom Throne herab, zu der Versammlung: Sehet, das ist euere Königin; ehret sie, wie sich's geziemet. Die königliche Braut ward hierauf, von einer Schwester begleitet, nach Braunschweig gebracht, und in die Obhut des Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein, Otto's Bruder, gestellet. Der König selbst, im südlichen Teutschland verweilend, fuhr fort, mit Ernst und Eifer die Fahrt über die Alpen zu betreiben [10].

Zum Sammelplatze des Heeres, welches den König auf dieser Fahrt begleiten wollte, war Augsburg bestimmet. Um das Fest des heiligen Jacobus sollten die Scharen sich vereinigen. Und viele Fürsten und Herren geistliches und weltliches Standes fanden sich ein mit ihren Gefolgen, jedoch fast sämmtlich aus dem südlichen Teutschlande, obwohl, nach einer Sage, auch vierthalb Hundert Pickelhauben, aus den Bürgern von

Braunschweig gebildet, den König begleitet haben sollen [11]. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Magdeburg stellten sich ein, zwölf Bischöfe, sieben Aebte; alsdann der König von Böhmen, die Herzoge von Baiern, Oesterreich, Lotharingien, Zähringen, Kärnthen und Meranien; der Landgraf von Thüringen; endlich viele Markgrafen und Grafen. Auch fehlte es nicht an Sängern, welche die schöne Gelegenheit, Italien, Rom, den Papst und köstliche Feste zu sehen, nicht versäumen zu dürfen glaubten. Die Fürsten aber, welche nicht Theil an dem Zuge nehmen konnten oder mochten, lieferten Geld-Beiträge, deren Otto, obgleich er Manches verpfändet hatte, ohne Zweifel sehr benöthiget war. Er selbst traf zu rechter Zeit in Augsburg ein, und freuete sich der großen und glänzenden Macht, von welcher er sich umgeben sah. Nachdem geordnet war, was zur Erhaltung der Ruhe im Reiche geordnet werden konnte, erfolgte gegen das Fest Mariens Himmelfahrt [12] der Aufbruch. Der Zug ging über Inspruck, Brixen, das Etsch-Thal hinab nach Verona, mit Vorsicht und Glück.

Otto hatte schon vor einigen Monden den Patriarchen von Aquileia nach Italien gesendet, um den Bewohnern des Landes seine nahe Ankunft zu verkündigen, und sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Der Patriarch überbrachte Briefe an die Fürsten und Herren in Italien, wie an die lombardischen Städte, alle voll von Wohlwollen und Vertrauen. Die Italiäner hatten sich, seit die Furcht vor Unterdrückung und Knechtschaft sich verloren, in der langen Zeit, in welcher keine teutschen Waffen gehöret waren, zu ihren alten Weisen zurück gewendet, und zahllose Streitigkeiten hatten sich unter ihnen aus denselben Ursachen entwickelt, wegen welcher sie in früheren Tagen wider einander gekämpfet hatten. Der lombardische Bund, ein Erzeugniß unerhörter Noth, war nur durch diese Noth zusammen gehalten, und sobald sie verschwunden war, gänzlich zerfallen. Jede Stadt führte Krieg mit jeder anderen

Stadt, mit welcher sie in Berührung kam, bald allein, bald in Verbindung mit anderen Städten. Im Wechsel der Verhältnisse oder der Leidenschaften wurden die Bundesgenossen zu Feinden und die Feinde zu Bundesgenossen. Solche Dinge führten zu großer Erbitterung, die Erbitterung zu Grausamkeiten, die Grausamkeiten zu Rache und Verbrechen; und fast nirgends fehlte es an Schürern, welche die Freiheit durch sich selbst zu zertrümmern, und auf den Trümmern eine neue Herrschaft über die gebrochene und entwürdigte Menge zu gründen hofften.

Durch dieses verworrene Getümmel herdurch und aus dem wilden Geräusche der Waffen heraus, wurden nicht selten die Namen Guelfen und Ghibellinen gehöret. Mit denselben pflegten sich Freunde und Feinde zu unterscheiden. Auch pflegten sie sich gewisser Abzeichen zu bedienen, um erkannt zu werden, auch wenn die Namen nicht ausgesprochen wurden. Es leidet keinen Zweifel, sie waren entlehnet, diese Benennungen, von den beiden großen teutschen Fürsten-Häusern, welche so lange gegen einander gestanden hatten. Die Waiblinger aber waren, während sie mit den Welfen stritten, fast immer auch von den Päpsten bekämpfet worden; die Welfen waren daher angesehen, als zu dem apostolischen Stuhle, oder zu der Kirche haltend im Kampfe derselben mit der weltlichen Macht, und in den letzten zehen Jahren war der apostolische Bischof nicht nur der Bundesgenosse des welfischen Königes gewesen, sondern fast der Schutzherr desselben. Deßwegen bezeichneten diese Namen, Guelfen und Ghibellinen, ursprünglich allerdings eine Gesinnung: die Guelfen wurden als die Anhänger des apostolischen Stuhles und der kirchlichen Gewalt gedacht, die Ghibellinen als die Anhänger des Kaisers und der weltlichen Macht. Zu Jenen bekannten sich im Allgemeinen Diejenigen, welche in der Freiheit, die von den Päpsten, besonders von Alexander dem Dritten, beschützet und befördert war, groß, mächtig und reich

geworden, oder welche, auf den eigenen Geist und die eigene Kraft vertrauend, in dieser Freiheit groß, mächtig und reich werden zu können gedachten; zu Diesen hingegen rechneten sich Diejenigen, welche zurück geblieben, welche in der Freiheit weder das Heil gefunden hatten, noch zu finden hofften, und eben deßwegen eines Trostes bedurften, der ihnen nur durch das weltliche Schwert zu Theil werden zu können schien. Aber Benennungen von zwei großen Parteien, welche, in sich geschlossen, über Grundsätze einig, nach einem bestimmten Ziele gestrebet hatten, sind die Namen Guelfen und Ghibellinen nicht gewesen. Es ist nicht ein großer Spalt, was die Bewohner Lombardiens und Tusciens in Guelfen und Ghibellinen trennet; nein, es sind gar viele wirr durch einander laufende Risse, von welchen dieselben in Guelfen und Ghibellinen getheilet werden. Auch ist die Gränze nicht etwa zwischen Herrschaften, Städten und Gemeinden, sondern sie läuft mitten durch die Herrschaft, die Stadt, die Gemeinde selbst, ja durch einzelne Häuser hindurch, so daß der Vater mit dem Sohne, der Bruder mit dem Bruder zerworfen wird, wenn Ansichten, Meinungen, Entwürfe und Bestrebungen verschieden sind.

Diese Verhältnisse machen es begreiflich, daß die Nachricht von Otto's Anzuge selten Furcht und Besorgniß in Italien erregte, sondern fast überall Hoffnung und Freude. Denn die Guelfen sahen in ihm eben einen Guelfen, welcher als gehorsamer Sohn der Kirche, nur fördern, nicht unterdrücken werde; die Ghibellinen hingegen erblickten in ihm den Kaiser, und erwarteten, er werde die Gelegenheit nicht versäumen, mit seinem guten Schwerte jene Gewalt auszuüben, welche im Throne läge oder liegen sollte. Der Patriarch von Aquileia indeß war nicht geeignet, diese gute Stimmung zu benutzen. Ein alter Anhänger des Hauses der Hohenstaufen, scheinet Wolfger sich zu den Grundsätzen dieses Hauses bekannt zu haben; gegen die Italiäner hegte er eben deßwegen vielleicht

einen tiefen Groll. Daher konnte er nicht unterlassen, sie mit Stolz und Uebermuthe zu behandeln, um sie einzuschüchtern, um selbst des kitzelnden Gefühles der Herrschaft zu genießen. Er würde wahrscheinlich Alles verdorben haben durch sein rohes Verfahren und gewaltthätiges Eingreifen, wenn nicht zuerst der Papst sich bemühet hätte, zu mildern, zu beruhigen, auszugleichen, und wenn nicht zweitens der König Otto selbst freundlich und wohlwollend unter den Bewohnern Italiens erschienen wäre, ehe die Saat aufgehen konnte, die Wolfger gesäet hatte.

Von Verona wandte sich der Kaiser nach Mailand. Wie hätte er an dieser neuen Stadt vorüber zu gehen vermocht, welche so königlich auf der Brandstätte des alten Mailand zum Trotze desselben Hohenstaufen dastand, der sein eigenes Haus zu vertilgen gestrebet hatte. Die Mailänder empfingen und feierten ihn mit jeglicher Festlichkeit; er dagegen bestätigte den Mailändern alle ihre Rechte. Aber verweilen mochte er nicht. Zu Bologna hielt er einen öffentlichen Tag, zu welchem die Fürsten des Landes, so wie Abgeordnete aus den Städten und Burgen erschienen, Jene nicht ohne Geschenke, Diese mit den Steuern und Zöllen, welche seit Heinrich's des Sechsten Tode gesammelt waren. Auch trafen hier die Zuzüge der italischen Fürsten und Städte bei dem Heere ein, um dem Könige zu folgen. So verstärket, zog Otto über die Appenninen. In Viterbo erwartete ihn der Papst. Durch Abgeordnete, welche von beiden Seiten hin und hergingen, ward Alles verabredet. In Folge dieser Uebereinkunft eilte Otto, von Pisa aus, dem Heere vorauf nach Viterbo. Bei seiner Annäherung ging ihm der Papst entgegen, begleitet von einer zahlreichen Geistlichkeit und einer großen Volks-Menge. Beide Fürsten umarmten sich, wie Vater und Sohn, und lebten zu Viterbo, bis das Heer heran kam, in großer Vertraulichkeit. Ohne Zweifel hat Otto, die Kaiserkrone vor Augen, alle Versprechungen wieder-

holet, welche er früher in dankbarer Hingebung gemacht hatte; auch hat er wohl hier die Urkunde von Speier beschworen [13]. Ohne Zweifel hat der Papst Alles aufgeboten, den König durch die Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Kenntnisse gänzlich zu unterwerfen. Aber Otto war gewiß nicht mehr Derselbe, der er gewesen in früheren Tagen. Bis zu seiner Fahrt nach Italien war er niemals aus bedrängten Verhältnissen heraus gekommen. Nach einer Kindheit, die in Angst, Noth, Verbannung und Gefängniß hingegangen war, nach einer Jugend, in welcher er im Auslande durch das Wohlwollen eines Oheims ein Unterkommen gesuchet und gefunden hatte, war er ein Theil-König in Teutschland geworden, ohne Mittel und ohne Macht, ohne Ansehen und ohne Glück: was hätte seinen Geist mit hohen Gedanken, was seine Brust mit großen Gefühlen zu erfüllen vermocht? Um so gewaltiger mag das zahlreiche und glänzende Heer auf ihn gewirket haben, das ihn zu Augsburg als den König der Teutschen begrüßte, und mit ihm über die Alpen zu gehen bereit war, um ihm die höchste Würde der Welt zu verschaffen. Hierauf der Anblick Italiens, des schönen Landes, der großen und prachtvollen Städte, des raschen, lebensvollen Getreibes überall. Weiter das Bewerben aller Parteien um seine Theilnahme, sein Wohlwollen, seine Gnade. Auch mußte er wohl bemerken, daß der Papst in der Nähe mit anderen Augen angesehen ward, als in der Ferne, und daß in Italien der heilige Dunstkreis verschwunden war, in welchem er den Teutschen zu erscheinen pflegte. Endlich fehlte es gewiß auch nicht an Solchen, welche sich, wie einst an Heinrich den Vierten, an ihn mit der Aufforderung hinan drängten, der Majestät des Reiches eingedenk zu sein, den Kaiserthron über dem apostolischen Stuhle zu erhalten, und ja nicht unter denselben zu stellen; und an Großsprechereien und an Verheißungen ist gewiß gleichfalls kein Mangel gewesen. Otto stand daher wahrscheinlich dem heiligen Vater jetzt mit

ganz anderen Gefühlen gegenüber, als mit welchen er denselben gebeten, begrüßet, gedanket hatte in den Tagen seiner Bedrängniß. Vor Allem aber war ihm, bei seiner augenblicklichen Stellung, die Kaiserkrone nothwendig, und darum mußte er auch nothwendig in der alten Weise beharren.

Von Viterbo ging der Papst voraus nach Rom. Otto folgte mit dem Heer und lagerte sich auf dem Montemalo, unter den Mauern der ewigen Stadt. Manches war noch zu verhandeln; alte Ansprüche der Römer waren zu erfüllen oder abzuweisen. Am Morgen des Vierten Octobers, an einem Sonntage, stellte er eine öffentliche Urkunde aus, um den Eid, als auf seinen Befehl und in seiner Gegenwart geleistet, zu bestätigen, welcher von den Fürsten, Herren und anderen Getreuen des Reiches wegen der Sicherheit aller Personen und alles Eigenthumes in Rom, vom Papst an bis zu dem letzten Menschen hinab, während der Krönungs-Zeit geschworen worden war [14]. Und an demselben Tage [15] zog er in Rom ein, nach der Kirche des heiligen Petrus. Tausende von Geharnischten mit bloßen Schwertern begleiteten ihn; Tausende von Bogenschützen folgten [16]. Durch diese bewaffnete Macht wurde die herzuströmende Menschen-Menge Theils zurückgewiesen, Theils in Ordnung gehalten. Also wurde jegliche Störung um so leichter verhütet, da auch Geld ausgeworfen und die Menge mit dem Auflesen beschäftiget ward. Die Krönung selbst wurde mit der größten Feierlichkeit vollzogen. Was die Kirche des Fürsten der Apostel an Reichthum, Pracht und Glanz aufzubieten hatte, das wurde enthüllet und dargeleget; was der gottesdienstliche Brauch Erhebendes und Ergreifendes zuließ, das wurde herein gezogen und entwickelt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, Innocenz habe Alles berechnet, um auf seinen geliebten Sohn, den Kaiser, einen unaustilgbaren Eindruck zu machen, damit er Scheu tragen sollte, sich jemals zu erheben gegen die Macht solcher Herrlichkeit.

Nach der Krönung zogen Beide, der Kaiser und der Papst, zu einem gemeinsamen Fest-Mahle. Otto hielt dem Papste den Bügel, wie bei dem Aufsteigen auf das Pferd, so bei dem Absteigen von dem Pferde. Die Stadt Rom frohlockte und jubelte laut.

Aber dieses Fest-Mahl war, wie die Krone, so auch das Ende der Eintracht zwischen dem Papst und dem Kaiser. Das erste Mißverständniß scheinet unmittelbar nach dem Mahle, bei einem vertraulichen Gespräche zwischen Beiden Statt gefunden zu haben. Daher werden wir schlecht unterrichtet durch die Ueberlieferungen aus dieser Zeit [17]. Aus denselben scheinet jedoch hervor zu gehen, was auch keinesweges an sich unwahrscheinlich ist, daß der Papst dem Kaiser freundschaftlich zu verstehen gegeben habe, er möge jetzt, um nicht mit seinem Heere der Stadt Rom und den Einwohnern des Landes ringsher zur Last zu fallen, so bald als möglich das Land, die Städte und Burgen, welche er der römischen Kirche zum freien Besitze zu überlassen geschworen hätte, wirklich übergeben, und alsdann nach dem oberen Italien zurück gehen. Auf diese Aeußerung mag der Kaiser, eben so freundschaftlich, geantwortet haben: der heilige Vater möge auf dieser Forderung nicht bestehen; es sei ihm unmöglich, sie ohne Weiteres zu erfüllen; zwar habe er jene Ueberlassung an die römische Kirche beschworen, aber er habe auch in seinem Krönungs-Eide wie seine Vorgänger angelobet, daß er keine Schmälerung des Reiches zugeben, sondern dasselbe in allen seinen Rechten erhalten, ja alle Zeit mehren wollte. Dieses Wort, welches allerdings des Papstes schönen Entwurf der Eintracht zwischen Kirche und Reich, oder, was im päpstlichen Sinne Dasselbe war, der Unterordnung des Reiches unter die Kirche, rasch zerriß, erzeugte Anfangs nur eine gewisse Kälte in dem heiligen Vater, war aber der Keim, aus welchem sich bald die grimmigste Feindschaft entwickelte. Denn in den nächsten Tagen, während

welcher ohne Zweifel weitere Unterhandlungen gepflogen wurden, trug sich ein anderer Vorgang zu, durch welchen das Mißverständniß zum Zwiste ward. Eine Anzahl teutscher Ritter nämlich hatte sich in die Stadt begeben, unter dem Vorwande, sich umzusehen. Sie verübten aber mancherlei Muthwillen und Neckereien. Sie nahmen ohne zu zahlen. Römische Bürger, Zeugen oder Leidende, widersetzten sich. Die Stimmung in Rom war ohnehin unfreundlich geworden, weil Otto's Freigebigkeit nicht genüget hatte. Also schlugen sich Andere zu den Ersten, und die Zahl ward immer größer. Es kam zum Kampfe. Die Teutschen wurden zur Flucht genöthiget; selbst der Bischof Sigefrid von Augsburg, der sich gleichfalls in der Stadt befand, mußte entfliehen. Es fehlte nicht an Todten und Verwundeten. Die Römer setzten den Flüchtlingen nach. Diese erhielten Hülfe aus dem Lager. Der Kampf wurde wild und blutig. Endlich eilte der Kaiser, wie es scheinet, herbei, und stellte die Ordnung wieder her. Niemand war Sieger und Niemand besieget; aber zwischen der Stadt und dem Lager ward nunmehr aller Verkehr abgebrochen, und hier wie dort herrschte die größte Erbitterung. Am Empfindlichsten jedoch war die Feindseligkeit im kaiserlichen Lager: denn alle Lieferungen blieben aus, und Menschen und Thiere litten Mangel. In dieser Noth schrieb Otto in der alten kindlich dankbaren Weise einen Brief an den Papst, in welchem er flehentlich um eine Unterredung bat, an irgend einem für Beide schicklichen Orte. „Das Verlangen unseres Herzens, so schloß er das Schreiben, mit Euch über die wichtige Angelegenheit zu sprechen, ist so groß, daß wir beschlossen haben, selbst mit Lebensgefahr zu Euch in die Stadt zu kommen; jedoch möge Euere Heiligkeit bedenken, daß aus meinem Eintritt in die Stadt eine große Gefahr für die ganze Kirche entstehen könnte." Auf dieses Schreiben antwortete der Papst, acht Tage nach der Krönung, kurz, kalt, ohne ein wohlwol-

lendes Wort weder zu Anfange noch am Ende, ja ohne Anrede und Gruß: „Eine Unterredung würde gut sein; er wünsche sie selbst; gegenwärtig aber könne sie nicht Statt haben. Er bäte den Kaiser, Dieses nicht übel zu deuten; nicht sein Wille, sondern die Nothwendigkeit sei Ursache. Durch einen Vermittler möge die Sache betrieben werden. Was aber die Land-Angelegenheit betrifft, setzte er hinzu, welche Du uns hast vorlegen lassen, so glauben wir Dir antworten zu müssen, daß Du einen Weg aussinnen mögest, der zu Deiner und unserer Ehre führet, und daß auch wir einen Weg ausdenken wollen, der zu Deinem und unserem Vortheile leitet [18].“

Diese fast schnöde Antwort, welche den Kaiser um so tiefer gekränket haben mag, je größer seine Verlegenheit war, ließ demselben nur die Wahl zwischen zwei Wegen, die beide, der eine rasch, der andere langsam, nur zu großem Unglücke führen konnten. Entweder er mußte Rom, die heilige und ewige Stadt, im Sturme zu erobern versuchen, oder er mußte sein Lager vor den Thoren derselben aufheben und hinweg ziehen, um Lebensmittel zu finden für Menschen und Thiere. Er aber, entweder weil er sich nicht für stark genug hielt, oder weil er den Greuel scheuete, verwarf das Erste, und wählte das Andere. Zur Freude des zürnenden Papstes und der spottenden Römer zog er zürnend ab, täuschte jedoch bald die Hoffnung von Beiden. Denn er ging nicht weit, sondern er setzte sich hart an der Gränze des alten Gutes der römischen Kirche fest, in den nächsten Ländern, welche zu der Erbschaft der Markgräfin Mathildis gehörten, und nahm namentlich die Städte Radicofani, Montefiascone, Aquapendente in Besitz. Nun verließen ihn zwar nach und nach die meisten und größten teutschen Fürsten, um mit ihren kriegerischen Gefolgen in das Vaterland zurück zu kehren: namentlich werden unter den Abziehenden angeführet der Landgraf von Thüringen, die Erzbischöfe von Mainz und Trier, die Herzoge von Zäringen und

Baiern und der König von Böhmen [19]. Dieser Entschluß hätte wohl den Kaiser an Vorsicht und Mäßigung mahnen sollen. Denn wenn auch die Gesetze des Lehen-Dienstes diesen Fürsten das Recht zur Rückkehr geben mochten, so würden sie doch von diesem Rechte schwerlich Gebrauch gemacht haben, hätten sie nicht Zweierlei im Auge gehabt: zuerst, den Verwickelungen zu entgehen, die unverkennbar zwischen dem Kaiser und dem Papst entstanden waren, und zweitens, die Hand frei zu behalten, um je nach dem Gange der Dinge diese Partei ergreifen zu können oder jene. Aber Otto ließ sich weder warnen noch stören. Vor dem Glanze der italischen Sonne scheinet auch ihm Teutschland in Nacht und Nebel verschwunden zu sein. Hätte er sich nicht etwa der Geschichte früherer Tage, sondern nur der Ereignisse in den letzten zehen Jahren erinnert, während welcher er mit Philipp um das Reich gestritten hatte: so wäre er wohl bedenklich stehen geblieben vor der Unergründlichkeit der päpstlichen Gewalt; so hätte er sich sagen müssen, daß Innocenz den Bannfluch der Kirche auch auf ihn zu schleudern kein Bedenken tragen würde, und daß alsdann der Abzug der teutschen Fürsten einem Abfalle gleich sei. Er vertrauete dem heuchlerischen Eifer der Italiäner, welchen doch jede teutsche Herrschaft gleich verhasset war, und scheinet deßwegen gleichgültig geworden zu sein gegen die Hülfe der teutschen Fürsten [20]. Auch lieh er den Einflüsterungen derselben Italiäner gern sein Ohr. Die großen Herren des Landes drängten sich an ihn hinan, und bewarben sich um Beleihungen in den Ländern, welche der Papst als der römischen Kirche gehörend ansah und angesehen wissen wollte. Der Eine mochte in der That lieber ein Vassall des Reiches sein wollen, als ein Vassall des apostolischen Stuhles, weil er nöthiges Falles dem entfernten Kaiser mit seinem Schwert antworten konnte, der Macht des nahen Papstes hingegen Nichts einzusetzen hatte, als unbedingte Unterwerfung; der Andere

suchte die Belehnung mit Vorwissen des Papstes, in der Absicht, das Land dem apostolischen Stuhle zu erhalten. Die Behörden der Städte, in deren Mauern, in deren Nähe sich der Kaiser befand, sprachen es laut aus, daß sie bei dem Reiche zu bleiben wünschten und verwarfen die Landes-Hoheit des Papstes, Theils wohl, weil ihnen das Klügste zu sein schien, dem gewaltigen Herren, dessen Waffen über ihnen waren, ihre Ergebenheit zu bezeugen, Theils wohl auch, weil sie, das Beispiel der Städte in Lombardien vor Augen, leichter gegen den fremden König die Freiheit zu gewinnen hofften, als unter den Augen eines einheimischen Herrn, des Papstes. Die entfernteren Städte in Tuscien und Lombardien, an den Küsten wie im Innern des Landes, bewiesen sich dem Kaiser, alle oder doch größtes Theiles, sehr gefällig. Otto durchzog dieselben im Frühlinge des folgenden Jahres, zwölf Hundert und zehen, und trat überall mit Güte auf, mit Wohlwollen und Liebenswürdigkeit; auch bewies er sich, der Lehren seines vormaligen Gönners, des Papstes Innocenz, eingedenk, keineswegs karg mit Erlassen, mit Bewilligungen und Versprechungen. Dadurch gewann er die Städte, und gern sagten sie ihm Hülfe zu, wo Hülfe Noth war. Endlich blieben auch die gesetzkundigen, gelehrten Männer des Landes nicht zurück. Otto zog sie zu Rathe. Diese Rathgeber, entweder Lehrer oder Zöglinge der Schule zu Bologna, hatten die Grundsätze des römischen Rechtes im Kopfe, mit welchen einst der Kaiser Friedrich in seinen unglückseligen Entwürfen bestärket, wenn auch nicht zu denselben verleitet worden war. Also sprachen sie alles Land dem Kaiser zu, die Hoheit nicht nur über die Mathildische Erbschaft, sondern auch über Apulien und Calabrien, über die alten Besitzungen der apostolischen Kirche, und über Rom selbst, so daß dem Papste nur die geistlichen Angelegenheiten verblieben, alle weltliche Herrschaft aber an den Kaiser kommen müßte. Dabei mögen die Urkunden untersuchet worden

sein, auf welche der Papst seine Ansprüche gebauet hatte, und die Eine dieser Urkunden hat sich vielleicht als unächt erwiesen, und eine Andere Zweifel erreget. Was aber den Eid betraf, den Otto geschworen hatte, so ward ihm über denselben hinweg geholfen. Er habe, hieß es, als Neuling, in völliger Unkenntniß der Sache, geschworen, und weil ihm sonst die Kaiserkrone versaget sein würde, die ihm gebühret hätte: deßwegen sei er an Wort und Eid keinesweges gebunden.

Auf solche Weise redete Otto immer tiefer und fester in sich hinein, daß er in seinem Rechte sei; und je stärkere Zeugnisse er von dem Zorne des heiligen Vaters über sein Verfahren erhalten mochte, desto stärker wurde sein Entschluß, sein Recht im ganzen Umfange geltend zu machen. Wie der Papst immer von seiner apostolischen Pflicht zu reden pflegte, so sprach auch er von seiner kaiserlichen Pflicht: wenn der apostolische Stuhl ihn nicht von seinem Krönungs-Eid entbinde, so könne er auf kein Land und kein Recht verzichten, welches dem Reiche zustehe oder jemals zugestanden habe. Zwei Dinge bestärkten ihn in dieser Ansicht und in seinem Bestreben. Zuerst nämlich zeigte sich Otto stets als einen frommen katholischen Christen und als einen treuen Anhänger der allgemeinen Kirche und ihres Oberhauptes, wie er denn gern die Hand bot zur Unterdrückung der Ketzereien, welche in dieser Zeit immer gefährlicher zu werden schienen. Er mochte sich daher wohl überreden, daß er keinesweges gegen den heiligen Vater streite, sondern lediglich für das Reich. Zweitens fand Otto nicht nur so viele Unterstützung von den Italiänern, daß er seine Entwürfe mit Nachdruck verfolgen konnte, sondern seine Unternehmungen gelangen ihm auch, wenn nicht alle, doch größtes Theiles vollkommen. Bis zum Herbste des Jahres zwölf Hundert und zehen waren nicht nur die sämmtlichen Länder, welche Innocenz der Dritte erworben oder erstrebet hatte, in seinem Besitze; sie waren nicht nur Männern, die er für seine Getreuen hielt, zu Lehen ge-

geben, sondern er hatte sich auch der Besitzungen der Kirche rings um die ewige Stadt her bemächtiget, welche seit alten Tagen als das Erbe des Apostels Petrus betrachtet waren. Rom war zu Lande so gänzlich von der Welt abgeschnitten, daß der Papst keine Abgeordneten in die christlichen Länder zu senden vermochte; daß Fremde, welche in Geschäften nach Rom reiseten, oder von einem religiosen Bedürfnisse zu den Schwellen der Apostel getrieben wurden, umzukehren sich genöthiget sahen. Und selbst zur See war der Verkehr mit Rom unsicher, weil die Pisaner die Partei des Kaisers genommen hatten. Otto hielt sich daher für so mächtig, daß ihm der Gedanke nicht mehr zu kühn schien, auch das Königreich Sicilien, zu dessen Lehen-Herrn sich der Papst widerrechtlich aufgeworfen hätte, zu unterwerfen, und an das Reich zurück zu bringen. In seinem Hasse gegen die Hohenstaufen wollte er, was der Kaiser Friedrich wider seinen Vater gesündiget hatte, an dem Enkel desselben rächen, an dem jungen Könige Friedrich von Sicilien, dem Mündel und Schützlinge des Papstes, der jetzt, sechszehen Jahre alt, die Regierung seines Reiches selbst übernommen hatte. Aber der König Friedrich war ihm auch selbst ein Stachel. Ein böses Vorgefühl scheinet durch seine Seele gegangen zu sein. Sogleich nach Philipp's Tode hatten sich Besorgnisse in ihm erhoben, daß Friedrich, der letzte Waiblinger, die Ansprüche geltend machen würde, zu welchen er durch den Eid berechtiget zu sein schien, den die teutschen Fürsten in seiner Kindheit auf seinen Namen geleistet hatten, und der Papst, von welchem er übrigens für mögliche Fälle an Friedrich erinnert worden, hatte Mühe gehabt, ihn zu beruhigen [21]. Ueberdieß waren auch Manche der großen Herren in Apulien und Calabrien mit ihm im Einverständnisse, und suchten ihn zur Eroberung des Landes zu bewegen. Also trug Otto kein Bedenken, im Anfange des Monates November in das Königreich einzufallen, und ehe das Jahr zu Ende ging, waren Capua und Salerno,

Monte Cassino, Aversa und Neapel in seiner Gewalt. Verrätherei, Feigheit und Furcht arbeiteten ihm in die Hand fast überall. Nur selten fand er Widerstand.

Dieses wunderliche Getreibe, welches weniger von einer großen Leidenschaft an sich hatte, als von tollkühner Abenteuerlichkeit, dauerte nunmehr schon über ein ganzes Jahr, und Otto schien des Vaterlandes eben so gänzlich vergessen zu haben, als einst Friedrich der Erste. Innocenz, der Papst, schien demselben wie ein entwaffneter und gefesselter Held gegenüber zu stehen. Er aber sah in der That in dasselbe mit verachtendem Erstaunen hinein. Wohl mag ihm die Brust gebrannt haben vor Unmuth und Zorn; aber gewiß nicht, weil er fürchtete, der Bau, welchen Otto aufführte, werde vollendet werden und Festigkeit erhalten; gewiß nicht, weil er besorgte, der apostolische Stuhl werde einen wesentlichen und bleibenden Nachtheil von diesem stürmischen Gewirr erleiden, sondern weil er den Mann, der ihm jetzt zu trotzen sich erkühnete, selbst gehalten, gehoben und groß gemacht hatte, weil seine Klugheit vor der Welt zur Thorheit und seine Hoffnung zu Schanden, seine Weissagung zum Gespötte geworden war. Deßwegen sah er auch den Vorgängen geraume Zeit hindurch mit Stillschweigen zu. Er scheinet den Kaiser als einen jungen Mann betrachtet zu haben, welcher, zum ersten Male früherer Fesseln ledig, im Gefühle der neuen Freiheit, sich brausend und unvorsichtig auslässet; und eben deßwegen hat er wohl die Rükkehr desselben zur Besonnenheit und zu schicklichen Weisen mit Zuversicht erwartet. Als aber Otto weiter griff, nicht zufrieden mit der Besitznahme der Mathildischen Güter, nicht zufrieden mit dem Herzogthume Spoleto, das alte Erbe des heiligen Petrus in seine Gewalt brachte, und Rom also einschloß oder umstellte, daß er sich der ewigen Stadt selbst bemächtigen zu wollen schien: da ließ er ihm den Rath zukommen, abzustehen von so frevelhaftem Beginnen; erinnernd an die Wohl-

thaten, welche er dem apostolischen Stuhle verdankte, und an die Dankbarkeit, die er gelobet, an die Verpflichtungen, die er beschworen hatte; mahnend an die Heiligkeit und die Macht der Kirche, an den Apostel Petrus, an Gott und Gottes Sohn; warnend endlich vor dem Fluche des apostolischen Stuhles, durch dessen Segen er geworden, was er wäre. Otto vernahm die päpstliche Rede, aber er beachtete sie nicht. Daher hielt Innocenz für nöthig vorzuarbeiten, damit er, wenn er den Bann ausspräche, nicht ein wirkungsloses Wort verkündigen möchte. Mit dem Könige Friedrich von Sicilien ging er eine enge Verbinduug ein, oder vielmehr, er zog die alten Bande, durch welche er mit demselben verknüpfet war, straff an, und suchte im Besonderen auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß die Länder diesseits des Meeres abfallen oder erobert werden könnten, damit man nicht erschrecken und sich nicht zu einer feigen Nachgiebigkeit geneiget zeigen sollte. Mit dem Könige Philipp von Frankreich trat er gleichfalls in Verbindung: denn Philipp fürchtete die Macht des Kaisers Otto, weil er in derselben Gefahr für die Normandie erblickte, welche er dem Könige von England, Otto's Oheim, entrissen hatte. Auf ihn konnte Innocenz rechnen wider den Kaiser. Am Meisten aber rechnete er gewiß auf die teutschen Fürsten, auf die geistlichen zuerst, alsdann auch auf viele weltliche. Denn er wußte ja, daß die Meisten einen Handel getrieben hatten mit ihren Eiden, daß Otto nur aus Noth, und besonders weil er selbst die Sache desselben geführet, anerkannt worden, daß das Haus der Hohenstaufen noch viele Anhänger hatte, daß ihm eben deßwegen nicht schwer werden würde, wenigstens eine neue große Spaltung in Teutschland zu erregen: der Abzug eines Theiles der Fürsten, welche mit Otto in Rom erschienen waren, sogleich nach der ersten Uneinigkeit zwischen ihm und dem Kaiser, mußte ihm ja wohl Bürge sein für diese Erwartung. Als daher Otto, alle Vorstellungen des Papstes mit der Berufung auf

sein Recht und seine Pflicht zurückweisend, den Angriff auf das Reich Sicilien unternahm, glaubte Innocenz nicht länger zaudern zu dürfen: er sprach den Bann aus gegen den Kaiser [22].

Otto bekümmerte sich nicht um den Fluch des heiligen Vaters. Er war im Glück, und die Umstände waren günstig. Der Fluch erschien ihm als das Zornwort eines gekränkten Priesters, das verhallen werde, wie jeder andere Laut. War doch auch Philipp, sein Gegner, waren doch so viele Fürsten Teutschland's, Anhänger desselben, mit dem Banne beleget gewesen, und das Glück war ihnen treu geblieben, er selbst, der Gesegnete, dagegen verrathen und verlassen worden; der Bann aber war von demselben Manne wieder aufgehoben, der ihn ausgesprochen hatte. Also wandte er nicht um, und stand nicht still. Den Winter hindurch blieb er in Capua, als Sieger gefeiert; im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und eilf nahm er den Krieg wieder auf, und führte ihn mit Nachdruck, wo es nöthig war die Waffen zu gebrauchen. Inzwischen aber ruhete der Papst auch nicht. Er ließ dem Kaiser von Neuem Anerbietungen machen, welche auf das Deutlichste bewiesen, daß ihm der Friede am Herzen lag. Zugleich aber wiederholte er auch den Bann, auf das Feierlichste verstärket und geschärfet, und dehnte ihn aus auf Otto's sämmtliche Genossen, Förderer und Anhänger. Auch wandte er alle Mittel an, über welche er zu gebieten hatte, um der ganzen christlichen Welt, vorzugsweise den Italiänern und den Teutschen, bekannt zu machen, daß er genöthiget worden und wodurch er genöthiget worden, diesen Bann auszusprechen gegen den undankbaren, treulosen und frevelnden Kaiser. Gute Menschen in der Nähe und in der Ferne sahen mit Schrecken diesen Zustand der Dinge, und erblickten mit Zittern den Abgrund, an dessen Rand Otto zu wandeln schien. Auch fehlte es nicht an Anhängern und Freunden seines Hauses, welche, je weniger sie die Aufrichtig-

keit seines Wortes von Recht und Pflicht in Zweifel zogen, desto eindringlicher zu seinem Herzen redeten, um ihn zurück zu bringen von seinen verwegenen Unternehmungen [23]. Er aber, von seinen Erfolgen berauschet, hörte auf solche Ermahnungen nicht, sondern ging, weder zur Rechten schauend, noch zur Linken, in immer größere Entwürfe ein. Im Verlaufe des Sommers brachte er ganz Apulien zur Unterwerfung unter seine Hoheit, und auch den größten Theil von Calabrien, so daß er sich wohl als Herrn des ganzen Königreiches diesseits des Meeres betrachten durfte. Deßwegen richtete er sein Auge immer schärfer auf das Eiland Sicilien selbst. Er traf alle nöthigen Anstalten, um hinüber zu setzen, und die Pisaner stellten eine Flotte zu seiner Verfügung. An dem Gelingen der Unternehmung glaubte er um so weniger zweifeln zu dürfen, da man in Sicilien selbst keinen Zweifel zu haben schien. Alles war in Bestürzung. Manche große Herren des Eilandes sandten, um sich wenigstens selbst sicher zu stellen, im Geheimen Botschaft an den Kaiser, erklärten ihre Unterwerfung, und versprachen jegliche Förderung seiner Waffen, sobald er ihnen durch seine Erscheinung auf der Insel möglich gemacht haben würde, sich los zu sagen von seinem Feinde, ihrem Könige Friedrich, und die Sarracenen, die auf der Insel saßen, ließen ihm ihre Faust anbieten und ihr Schwert. Also mag wohl Otto sich nicht nur als den Herrn von Sicilien betrachtet, sondern er mag sich auch eine Zukunft von Größe und Herrlichkeit gedacht haben, wie sie noch keinem Kaiser vor ihm zu Theil geworden war. Aber der schöne Traum war von kurzer Dauer. Otto hatte die Höhe seines Glanzes erreichet. In derselben Zeit, da er so Gewaltiges erfasset zu haben meinte, und auf noch Gewaltigeres sann, umzog sich der Himmel; die schöne Welt, die ihm vor der Seele stand, verschwand in Nacht und Graus, und nach wenigen Monden sah er sich eben so schwach, verlassen und verrathen, wie in früheren Tagen.

Seit dem Abzuge des Kaisers nach Italien nämlich mögen in Teutschland mancherlei Bewegungen vorgegangen sein, Anstrengungen der Städte für Erhaltung und Mehrung, Streitigkeiten in den Bisthümern bei der Besetzung erledigter Stellen, Fehden unter einzelnen Fürsten, und Räubereien auf Landwegen und Flüssen; aber Etwas von Bedeutung oder von eigenthümlicher Art scheinet sich eine geraume Zeit herdurch nicht ereignet zu haben, vielmehr herrschte im Allgemeinen eine solche Ruhe und eine solche Sicherheit, daß die Zeitgenossen selbst in Verwunderung geriethen über die ungewohnte Ordnung [24]. Auch waren die ersten Nachrichten aus Italien, ja nur erfreulich und berechtigten zu der Erwartung eines glücklichen Ausganges der kaiserlichen Fahrt. Daher leidet es keinen Zweifel, Otto würde, wenn er sogleich als Kaiser, mit der ersten Krone der Welt geschmücket, nach Teutschland zurück gekommen wäre, und das schöne Heer, das ihn über die Alpen begleitet hatte, wieder in das Vaterland herein geführet hätte, überall mit dem größten Jubel empfangen worden sein. Aber die Rückkehr mehrer Fürsten, welche nach dem Beginne des Zwistes mit dem Papste den Kaiser verlassen hatten und, im Jahre zwölf Hundert und zehen, nach und nach in Teutschland eintrafen, scheinet je nach der Stellung und Stimmung der Menschen, hier Besorgnisse, dort Hoffnung, überhaupt mannichfaltige Leidenschaften erreget zu haben. Von dieser Zeit an entstand eine neue Spannung, die immer größer ward; eine neue Spaltung bereitete sich vor. Freunde, Feinde, Unentschiedene, Alle schaueten um sich her, erwogen ihre Stellung, und trafen Anstalten, um jede Gelegenheit benutzen zu können, wenn nicht für das Reich, doch für ihre alte Partei oder für sich selbst. In diese Aufregung nun fiel, wahrscheinlich im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert und eilf, der Bannfluch des Papstes gegen den Kaiser Otto hinein. Zu gleicher Zeit, oder doch bald nachher, erfolgten päpstliche Schreiben an die teutschen Fürsten, in welchen

dieselben des Eides, den sie dem Kaiser Otto geschworen hatten, ledig erkläret, und aufgefordert wurden, einen anderen Kaiser zu erwählen. Es mag dem Papste wohl hart angekommen sein, mit dieser Verwerfung eines Mannes vor die teutschen Fürsten zu treten, den er zehen Jahre lang empfohlen und gepriesen, zu dessen Erhebung er mit denselben Mitteln getrieben hatte, mit welchen er nunmehr den Sturz desselben zu bewirken suchen mußte; denn er konnte voraus sehen, daß schon das Eingeständniß eines so argen Mißgriffes ein beschämendes Lächeln über ihn, den Nachfolger des Apostels, erregen mußte; auch wußte er gar wohl, daß die Urtheile denkender Menschen über seinen Streit mit Otto sehr verschieden waren, wie in Italien, so ohne Zweifel nicht minder in Teutschland. Otto hatte auf den Vorwurf, daß er den Eid gebrochen habe, mit welchem er dem Papste die Länder und Rechte versprochen hatte, die derselbe in Anspruch nahm, nicht ohne Grund mit dem anderen Eide geantwortet, durch welchen er verpflichtet worden war, alle Länder und Rechte des Reiches zu erhalten und zurück zu fordern; er selbst hingegen vermochte den Vorwurf, daß er die Noth und die Unwissenheit des Königes Otto arglistig mißbrauchet und denselben zu der Abtretung von Ländern verleitet habe, um welche die früheren Kaiser seit einem Jahrhunderte mit seinen Vorgängern gestritten hatten, keineswegs abzuweisen. Also mochte die Schuld, den Streit veranlasset zu haben, leicht auf ihn geworfen werden [25]. Er jedoch war klug genug, die Sache den teutschen Fürsten von einer anderen Seite zu zeigen. Von dem Ursprunge des Streites sprach er nicht; sein Recht, von dem Könige jenen Eid zu verlangen, bewies er nicht. Er berief sich nur auf Dasjenige, was er für Otto gethan hatte, und stellte denselben als einen schlechten Menschen hin, der so viele Wohlthaten mit der häßlichsten Undankbarkeit erwidere. Er habe sich, sagte er, schrecklich wegen des Mannes getäuschet; eben deßwegen

aber habe er auch zuerst gebüßet. Und Gott sei zu danken, daß Otto ihn selbst zuerst angegriffen; dadurch habe er sogleich die ganze Bosheit seines Herzens enthüllet. Denn da er ihn, dem er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, Alles zu verdanken hätte, nicht schone, sondern auf alle Weise zu kränken und zu entwürdigen strebe: so könnten die teutschen Fürsten sich zum Voraus sagen, was sie zu erwarten hätten von einem solchen Kaiser, und eben dadurch wären sie in den Stand gesetzet, Vorsicht zu treffen, daß die Gefahr, die über ihren Häuptern schwebe, unschädlich vorüber ginge. Aber Innocenz ging noch weiter; er empfahl ihnen auch den Fürsten, den sie wählen sollten: es war Friedrich, König von Sicilien, der Hohenstaufe [26]. Dieser Vorschlag stand allerdings im schneidendsten Widerspruche mit den Grundsätzen, welche Innocenz bisher laut bekannt hatte, und nach welchen er durchaus nicht zugeben konnte, daß der Erbkönig von Sicilien, sein Vassall, mit der Krone dieses Reiches die teutsche Krone und die lombardische Krone auf seinem Haupte vereinigte, und über diese drei Kronen noch die Kaiser-Krone setzte. Aber Innocenz war in so großer Bedrängniß, daß er künftige und ungewisse Gefahren nicht achtete, um den gegenwärtigen und gewissen zu entgehen; auch leidet es bei den italischen und teutschen Zuständen in dieser Zeit keinen Zweifel, daß, wenn der Welf Otto durch einen Gegen-Kaiser gestürzet werden sollte, derselbe nur durch einen Hohenstaufen gestürzet werden konnte. Endlich ernannte er, um sein Wort alsobald ins Werk zu setzen, zuerst der Erzbischof Sifrid von Mainz, und bald auch den Erzbischof Albert von Magdeburg zu seinen Legaten in Teutschland, Jenen ohne Zweifel zunächst für die südlichen Länder, Diesen für die nördlichen. In dem Erzbischofe Sifrid hatte er den priesterlichen Geist und die kirchliche Gesinnung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und wußte wohl, daß vor solchen Tugenden die Gunst, die Otto demselben erwiesen, bald in

Vergessenheit kommen würde; der Erzbischof Adelbert hingegen hatte nur auf seine Veranlassung Otto's Partei genommen, und die ganze Geistlichkeit von Magdeburg war ja dem Hohenstaufen Philipp getreu geblieben bis zu seinem Tode. Also durfte Innocenz wohl glauben, die Sache in gute Hände geleget zu haben. Und er hatte sich nicht getäuschet.

Der Erzbischof Sifrid von Mainz nämlich berief Einige der ersten Fürsten des Reiches zu einer Versammlung in Bamberg. Den Vorwand gab die Sache des Bischofes von Bamberg, der, wie erzählet worden ist, in den Verdacht der Theilnahme an der Ermordung des Königes Philipp gekommen war. Die zahlreiche Versammlung bestand zum größten oder zum wichtigsten Theil aus Fürsten, welche mit dem Kaiser nach Italien gezogen und ohne den Kaiser aus Italien zurück gekehret waren: namentlich werden angegeben der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen, die Herzoge von Baiern und Oesterreich. Der Erzbischof schlug unbedenklich die Wahl des Königes von Sicilien, Friedrich's des Hohenstaufen, vor. Dieser Vorschlag wurde zwar von der Versammlung nicht genehmiget [27], ohne Zweifel, weil die Versammlung zu zahlreich und nicht gehörig vorbereitet war; aber der Bann wurde von dem Erzbischofe Sifrid gegen den Kaiser verkündiget, und an alle Erzbischöfe Teutschland's wurde der apostolische Befehl ausgefertiget, den Bann alsobald in den Kirchen ihrer Sprengel zu verkündigen und verkündigen zu lassen. Hierauf wurde die Versammlung aufgelöset, die Fürsten aber, die sich verstanden oder verständiget hatten, unter welchen sich wahrscheinlich auch die Erzbischöfe von Magdeburg und Trier befanden, vereinigten sich von Neuem zu Nürnberg. Daselbst sagten sie sich loß von dem Kaiser Otto, und erwählten den König Friedrich von Sicilien zum Kaiser. Zugleich ernannten sie zwei Gesandte, Heinrich von Nifen und Anshelm von Justingen, welche nach Rom und Sicilien gehen sollten, um dem

Papst und dem Könige Friedrich die Wahl bekannt zu machen, um auch den Letzten einzuladen, nach Teutschland zu kommen und das Reich in Besitz zu nehmen. Zur Bestreitung der Kosten wurden den Abgeordneten fünfzehen Hundert Mark Silbers bewilliget, welche man von den Einkünften des Reiches zu bezahlen beschloß [28].

Und nun ging von Neuem ein großer Brand in Teutschland auf, und die beiden alten Parteien, der Waiblinger und der Welfen, traten einander gegenüber, die eine, um zu schüren, die andere, um zu löschen. Jene jauchzete laut auf, diese war voll von Unwillen und Zorn. Wo man waiblingisch gesinnet war, wurde der Bann gegen den Kaiser Otto ausgesprochen überall; wo die Welfen überwogen, unterblieb die Verkündigung. Aber, wie früher, so zeigte sich auch jetzt das Uebergewicht auf der Seite der Hohenstaufen, um so natürlicher, da jetzt der Papst mit seinem Fluch und seinen Künsten auf der Seite des Hohenstaufen stand, wie früher auf der Seite des Welfen. Im Allgemeinen, obwohl nicht ohne Ausnahmen, sprach sich das ganze südliche Teutschland für Friedrich aus, obgleich der Jüngling von siebenzehen Jahren Niemandem bekannt war: aber man durfte hoffen, daß er, durch seine Jugend genöthiget, und durch die Verhältnisse seines Erbreiches gezwungen, in Teutschland, ohne Jemanden zu belästigen, den königlichen Namen tragen, und sich nur durch Nachsicht, Unthätigkeit, Gewährungen und Verheissungen zu erhalten suchen würde. Die größte Aufregung für denselben zeigte sich in Schwaben, in den alten Besitzungen des hohenstaufenschen Hauses; es war jedoch keineswegs Zuneigung, Liebe oder Vertrauen, was die Schwaben für ihn durchdrang, sondern es war der Haß gegen Otto, welcher durch Strenge und Strafen Ordnung unter ihnen geschaffen hatte, Allen unbequem, die sich ritterlich zu sein dünkten. Den größten Einfluß aber bei dieser Partei übten die Erzbischöfe von Mainz und von Mag-

deburg. Für Otto dagegen waren, außer seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein, die meisten Fürsten im nördlichen Teutschland und in Lotharingien, aber mit Herz und Seele doch nur die Sachsen in den Erblanden seines Hauses. Diese hielten fest an der Treue, obgleich der Erzbischof von Magdeburg über einen Jeden den Bann aussprach, der Otto noch den Kaiser nennen würde, und jegliches Mittel anwandte, sie hinweg zu ziehen von dem Sohne Heinrich's des Löwen. Je klarer aber die Anhänger Otto's ihre Schwäche erkennen mochten, desto mehr glaubten sie, mit den Waffen für ihn auftreten zu müssen. In der That fiel der Pfalzgraf Heinrich, in Verbindung mit dem Herzoge von Brabant und vielen Herren aus Lotharingien, schon im Herbste dieses Jahres, zwölf Hundert und eilf, in das Erzbisthum Mainz ein mit bewaffneter Macht. Sifrid, der Erzbischof, keines Widerstandes fähig, keiner Hülfe gewärtig, entfloh nach Thüringen. Das Erzbisthum wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, und nur die Städte und die Burgen wurden geschonet, jene ohne Zweifel, weil man auf die Bewohner rechnete, diese, weil es zur Eroberung an Zeit gebrach und an Mitteln. Aber auch der Landgraf Hermann, zu welchem der Erzbischof seine Zuflucht genommen hatte, kam bald in großes Bedrängniß. Kaum hatte er zu Naumburg die Vassallen und Herren aus Thüringen zu Friedrich's Partei, wie er glaubte, überredet, so brach Otto's Truchseß, Guncelin, dessen Treue sich auch in früheren Tagen der Gefahr mannichfach bewähret hatte, mit bewaffneter Macht aus den Erblanden hervor, in Thüringen ein, und nahm die königlichen Städte Nordhausen und Mühlhausen in Besitz, befestigte sie mit Mauern und Gräben, und wirkte von diesen Städten aus weit mit dem Schwerte, weiter jedoch mit Wort und Geld. Die Herren und Vassallen wurden bewogen, sich von ihrem Erb-Fürsten loszusagen, sich mit den Sachsen zu vereinigen, und mit denselben vereiniget die Hausbesitzungen

des Landgrafen auszuplündern und zu verwüsten. Der Urheber und Förderer dieses Abfalles war der Graf Friedrich von Beichlingen, welcher seit zwei Jahren große Geldsummen von dem Landgrafen empfangen und sich dagegen auf das Feierlichste verbindlich gemacht hatte, demselben zu Folge und Hülfe bereit zu sein gegen jeglichen Feind [29]. Dem Landgrafen aber blieb Nichts übrig, als seine Burgen noch stärker zu befestigen, und von den Mauern derselben herab den Verwüstungen ruhig zuzusehen, die von seinen getreuen Hofleuten und Hausfreunden [30], in Verbindung mit den Sachsen, über sein Land gebracht wurden.

Die Nachricht von diesen Bewegungen in Teutschland nun gelangte zu dem Kaiser Otto, als er eben mit dem Gedanken umging, nach Sicilien hinüber zu setzen und sein Werk zu vollenden. Gleichzeitig, und wohl schon früher, mögen auch Nachrichten aus Lombardien eingelaufen sein, die nicht minder ungünstig waren. Denn hier ereigneten sich ähnliche Vorgänge, wie in Teutschland. Der Papst wandte dieselben Mittel an, welche in Teutschland angewendet wurden, um den Bann gegen den Kaiser bekannt und wirksam zu machen. Und seine Mittel bewiesen auch hier ihre Kraft. Ganz Lombardien schwankte. Niemand wurde feindselig gegen Otto, aber die Meisten wurden zweifelhaft, ungewiß oder gleichgültig, und nur Wenige blieben dem Kaiser zugethan. Und wie hätte er, der Kaiser, unter solchen Umständen, auf das Heer rechnen dürfen, welches, größtes Theiles aus Italiänern bestehend, ihn umgab. Er mußte erkennen, daß bei längerem Verweilen im unteren Italien sein Untergang unvermeidlich sei. Also brach er im Monate November auf, nicht ohne Ermahnungen, Anordnungen und Befehle zurück zu lassen, wie ein König an seine Getreuen. Die Lombarden, die mit ihm gewesen, die wenigen Teutschen, die noch bei ihm geblieben waren, begleiteten ihn. Und nach seinem Abzuge stellte sich im unteren und im mitt-

leren Italien hinter ihm der Zustand der Dinge alsobald wieder her, der vor seiner Ankunft gewesen war, wie hinter dem segelnden Schiffe alsobald die Furche verschwindet, welche dasselbe in die Fluthen geschnitten hat. Von seiner Erscheinung blieb Nichts zurück als das Gedächtniß. Sein erster Gedanke scheinet gewesen zu sein, sich in Lombardien fest zu setzen, die Städte zu gewinnen, zu vereinen, sein kaiserliches Ansehen herzustellen; vielleicht hatte er auch die Absicht, den König Friedrich, dessen Name und Geschlecht unter den Lombarden die schrecklichsten Erinnerungen aufrufen zu müssen schien, hier abzuwehren, zu bekämpfen, zu vernichten. Aber er mußte bald erkennen, daß auch dieser Gedanke eitel war. Alles war anders, als bei seiner Ankunft vor drittehalb Jahren. Damals hatte man ihn, den Welfen, mit Freude und Hoffnung begrüßet, jetzt erschien er Allen nur als ein Mann des Fluches und der Flucht. Mit allen seinen Bemühungen erreichte er Nichts. Seine Unterhandlungen führten zu keinem Ergebniß, seine öffentlichen Tage, die er kaum zu Stande brachte, zu keinem Erfolg. Nur Bologna, wo er sich im Anfange des Monates Januar, zwölf Hundert und zwölf, befand, bewies ihm treue Ergebenheit; nur Mailand, wo er im Monate Februar vierzehen Tage verweilte, zeigte sich günstig und eifrig. Aber Niemand schloß sich an. Dem Kaiser selbst scheinet es unheimlich geworden zu sein in dem fremden Lande. Er zog in der rauhesten Jahreszeit über die Alpen, und betrat im Anfange des Monates März den Boden des Vaterlandes.

Zwölftes Capitel.

Der Kaiser Otto IV. in Teutschland. Friedrich's II. Fahrt nach Teutschland. Otto's und Friedrich's ungewisse Stellung zu einander.

J. 1212 — 1214.

Der König Otto hatte, ein Freund und Günstling des Papstes, mit einem großen und schönen Heere das Vaterland verlassen: mit einer geringen Mannschaft kam der Kaiser Otto, unter dem Banne der Kirche, in das Vaterland zurück. Bei seinem Abzuge war er von lautem Jauchzen begleitet worden: bei seiner Wiederkehr ward er mit düsterem Schweigen empfangen. Ihn scheinet auch Niemand erwartet zu haben. Seine Erscheinung aber machte eine gewaltige Wirkung, zu Hoffnung und Furcht. Freunde und Feinde kamen in Bewegung. Schon um die Mitte des Monates März vermochte er einen öffentlichen Tag zu Frankfurt zu halten. Daselbst erschienen viele weltliche Fürsten vor ihm, entweder aus Anhänglichkeit oder aus Neugierde; die geistlichen hingegen waren, den Bischof von Halberstadt ausgenommen, sämmtlich daheim geblieben, entweder, weil sie die Berührung mit dem Bann-

Beladenen scheueten, oder weil sie für sicherer hielten, Nichts zu übereilen. Was verhandelt und beschlossen worden, ist unbekannt: Otto aber muß mit solchem Ansehen aufgetreten sein unter den Fürsten, daß kein Zweifel an seinem Siege aufzukommen vermochte. Denn der Markgraf Thiederich von Meissen und der Lausitz schloß mit ihm einen feierlichen Vertrag, in welchem er seinen getreuen Beistand versprach gegen den Papst, gegen den König von Böhmen, den Landgrafen von Thüringen und jeglichen Feind: der Kaiser versprach dagegen, das Königreich Böhmen dem Neffen des Markgrafen, Wlatislav [1], zu Lehen zu geben, ihm beizustehen, ihm ein guter und gnädiger Herr zu sein [2]. Ja, der Herzog Ludwig von Baiern, der den Versammlungen zu Bamberg und zu Nürnberg beigewohnet hatte, söhnte sich, ohne Zweifel aus Besorgniß, mit dem Kaiser aus, und gelobte, was der Markgraf gelobet hatte, ohne etwas Anderes zu erhalten, als die Zusage, daß Otto ihm ein guter und gnädiger Herr sein wollte [3]. Und einen Monat nach diesen Vorgängen stellten sich die Lehen-Leute und die Bürger von Trier, unzufrieden mit der Schwäche und dem Wankelmuth ihres Erzbischofes Johann, zu Hagenau unter den besonderen Schutz des Kaisers, und versprachen ihre Treue zu bewähren unter allen Umständen. Alle diese Dinge aber scheinen den Herzog Heinrich von Brabant auf den Gedanken gebracht zu haben, daß es besser sein würde, durch rasche That seine Gesinnung zu beweisen, als durch Wort, Schwur und Versprechung. Er brach mit seinen Kriegsscharen in das Bisthum Lüttich ein. Am Dritten des Monates Mai, am Tage der Himmelfahrt Christi, griff er die Stadt Lüttich an und eroberte sie im Sturm; aber seine Krieger schändeten den Sieg durch Raub, Mord, Entweihung und jeglichen Frevel. Dagegen ging am Vorabend desselben Festes das Erzbisthum Cöln für den Kaiser auf einige Zeit verloren. Der alte Verräther Adolf bemächtigte sich desselben durch Schleicherei und

Lüge, und wußte seine Herrschaft eine Zeit lang durch dieselben Künste zu erhalten, durch welche er sie wieder gewonnen hatte. Der Erzbischof Theoderich nämlich, nach Bruno's Tode zu dem Erzbisthume gelanget, hatte dasselbe auf eine unwürdige Weise verwaltet und den Haß von Geistlichen und Laien auf sich geladen. Dabei aber war er Otto's Anhänger geblieben. Deßwegen hatte der päpstliche Legat, Sifrid von Mainz, ihn mit dem Banne beleget. Er jedoch hatte diesen Bann nicht geachtet, sondern war fortgefahren in der Verwaltung seines priesterlichen Amtes. Diese Umstände wußte Adolf zu benutzen. Er erschien in Cöln und verkündigte, daß Theoderich vom Papst abgesetzet und er selbst von Neuem zu dem erzbischöflichen Stuhle erhoben worden sei. Deßwegen befahl er, daß man nur ihm gehorchen sollte. Die Geistlichen fielen ihm zu aus Haß gegen Theoderich, und dieser sah sich genöthiget, die Kirche und die Stadt zu verlassen. Er ging zuerst zu dem Kaiser Otto; und da dieser nicht helfen konnte, nach Rom. Aber seine Angelegenheit war, unter den obwaltenden Umständen, eine Nebensache für den heiligen Vater. Das Kirchliche mußte dem Weltlichen nachstehen.

Otto selbst hielt zum Pfingstfest einen großen Hoftag zu Nürnberg. Er entwickelte den versammelten Fürsten, unter welchen sich auch einige Bischöfe befanden, die wahren Ursachen des Zwistes zwischen ihm und dem Papst; und wenn er auch nicht Alle überzeugte, daß er nicht anders zu handeln vermocht, als geschehen, so scheinet doch seine Rede keinen Widerspruch gefunden zu haben. Denn der König Ottocar von Böhmen wurde, mit Zustimmung der Fürsten, seines Reiches entsetzet, und dem Sohne desselben aus seiner ersten Ehe, dem Neffen des Markgrafen Thiederich von Meissen, der mit einigen vornehmen Herren aus Böhmen zu Nürnberg erschienen war, wurde die Belehnung mit demselben durch die Ueberreichung von sechs Fahnen ertheilet. Und zugleich ward ein Krieg be-

schlossen gegen den Landgrafen Hermann von Thüringen. Uebrigens mag manche große Familie dem Kaiser auch dadurch gewonnen worden sein, daß Otto dem Orden der teutschen Ritter nicht nur verstattete, durch Schenkung und Kauf Güter aller Art in Teutschland zu erwerben, sondern daß er auch alle Besitzungen des Ordens unter seinen besonderen Schutz nahm.

Von Nürnberg hinweg scheinet sich Otto durch das Land des Markgrafen von Meissen hindurch gegen das Erzbisthum Magdeburg gewendet zu haben, um in der Zeit, bis aus dem südlichen Teutschland, aus Schwaben und Baiern, die Scharen zum Kriege wider den Landgrafen von Thüringen sich versammeln konnten, den Erzbischof Albert zu züchtigen, der so freigebig mit seinen Bannflüchen gewesen war. Und in der That wurde das Erzbisthum durch Otto so arg verwüstet, daß das harte Wort als wahr wiederholet ward: ein Kaiser Otto und ein Erzbischof Albert hätten das Bisthum gegründet, ein Kaiser Otto und ein Erzbischof Albert dasselbe zu Grunde gerichtet. Der Erzbischof wagte zwar, dem Kaiser mit den Waffen in der Faust zu begegnen, aber er erfuhr bald, daß er das Schwert weit nicht so gut zu schwingen verstand, als den Bannstrahl, und erlitt einen schweren Verlust [4]. Otto jedoch blieb nicht lange in dieser Gegend. Um die Zeit der Aernte begann er den Krieg in Thüringen. Vor einer großen Wurfmaschine, der Dreibock genannt, die in Teutschland noch nicht gebrauchet worden war [5], sanken die Mauern der beiden Burgen des Landgrafen, Rotenberg und Salza [6], bald zusammen. Um so zuversichtlicher wandte sich Otto gegen Weissensee, den Landgrafen Thiederich zur Seite, wie derselbe vor acht Jahren an Philipp's Seite vor dieser Feste gestanden hatte. Da die Uebergabe dieser Stadt nicht bald zu erwarten war, so konnte Otto dem Verlangen nicht widerstehen, seine junge Gemahlin, jetzt fünfzehen Jahre alt, ein Mal zu besuchen. Er verließ das Lager und begab sich nach Nordhausen, woselbst

Beatrix sich befand. Das war der Anfang seines Unglückes. Zwar feierte er am Siebenten August's seine Hochzeit mit großer Pracht und Festlichkeit, aber schon nach vier Tagen war die junge Gemahlin eine Leiche [7].

Dieser Tod war ein furchtbarer Schlag für Otto. Durch denselben wurde das Band zerrissen, welches Schwaben, das Erbland der hingeschiedenen Beatrix, mit ihm verknüpfet hatte. Und wie hätten nicht, bei seiner Stellung zum Papst und zur Kirche, über die Ursachen des Todes böse Vermuthungen entstehen sollen, welche, vom Gerüchte gestaltet und verbreitet, seine Freunde in Zweifel versetzten, von seinen Feinden wirklich oder heuchlerisch für Wahrheit ausgegeben wurden? Aber selbst solchen Menschen, die zu gut, zu fromm oder zu verständig waren, um dem Kaiser einen Tod zur Last zu legen, dessen Nachtheile für ihn auch dem Einfältigsten einleuchteten, blieben doch wohl betroffen vor der Thatsache stehen, daß die Tochter des Hauses der Hohenstaufen, die als Vermittlerin zwischen zwei feindlichen Parteien betrachtet worden war, sogleich nach der Umarmung des Welfen aus dem Leben hinweg gerissen sei. Auch sie konnten kaum umhin, in dem geheimnißvollen Ereignisse, wenn sie Feinde des Kaisers waren, ein strafendes Gottesurtheil, wenn sie zu seinen Anhängern gehörten, eine unheilvolle Vorbedeutung zu erblicken. Die Zeit war in geistiger Hinsicht dämmerlich, in sittlicher haltungslos, in relioser ungewiß. Eine seltsame Erscheinung, welche in diese Tage fällt, kann Zeugniß geben über die herrschende Aufregung. In allen Gegenden von Teutschland, in Lotharingien und in einigen Theilen von Frankreich, kamen, wie von unsichtbarer Hand gestachelt, Knaben verschiedenes Alters in Bewegung, und rotteten sich zusammen, um nach dem heiligen Lande zu gehen, und den Angelegenheiten der Christen aufzuhelfen. Mädchen und Jungfrauen, bald auch Frauen und Greise, von demselben Wirbel ergriffen, schlossen sich an.

Wie sie waren oder standen, brachen sie auf, ihre Arbeit verlassend, ihre Werkzeuge zur Seite werfend [8]. Ohne Wehr, ohne Geld, ohne Vorrath zogen sie dahin, und Nichts vermochte sie aufzuhalten, weder die Ermahnung ihrer Aeltern und Pfleger, noch das Wort ihrer Priester [9]. Viele kamen schon in den Alpen um durch Hunger, Ermattung und Krankheit; Viele, die in Italien hinein gelangten, hatten Schimpf und Schande zu erdulden, oder fanden einen jammervollen Tod; nur Wenige scheinen, als der Wahn verflogen war, die Heimath wieder erreichet zu haben. Nun ist allerdings wahr: die beständigen Klagen über die Schändung der heiligen Oerter im Morgenlande, die Versicherung der Geistlichen, daß die heiligen Unternehmungen lediglich wegen der Sünden der Kreuzfahrer mißlungen seien allzumal, die unaufhörlichen Aufforderungen des Papstes Innocenz, seit vier Jahren, zu Kreuzzügen gegen die Ketzer im südlichen Frankreich, der Tadel, welchen dieser Mißbrauch des Kreuzes finden mochte bei vielen frommen und verständigen Menschen: es ist wahr, diese und andere Gründe machen die Fahrt der Knaben und Mädchen vielleicht einiger Maßen begreiflich. Aber das Zeugniß über diese Zeit, das in der Erscheinung lieget, verlieret dadurch seine Bedeutung nicht, daß man dieselbe zu erklären suchet. Und in einer solchen Zeit mußte das plötzliche Hinsterben der Kaiserin Beatrix unter solchen Umständen um so mehr einen tiefen Eindruck machen, je weniger die Ursache des Todes bekannt geworden ist. Otto scheinet getrauert, aber geschwiegen zu haben.

Er kehrte in das Lager vor Weissensee zurück. Aber so wie er ein Anderer wiederkommen mochte, als er gegangen war, so fand er auch Alles anders. Das Heer hatte seinen Muth verloren und seine Haltung. Bald zogen die Schwaben ab, und die Baiern folgten. Wer blieb, zeigte Unlust zum Kampf [10]. Otto sah sich genöthiget, die Belagerung aufzu-

heben. Er zog sich nach Erfurt. Hier scheinet er Nachricht erhalten zu haben von einer neuen, nahenden Gefahr, denn er verließ Thüringen und eilte nach Schwaben, um dem Könige Friedrich von Sicilien den Eintritt in Teutschland zu verwehren, oder wenigstens die Festsetzung. Aber er hatte den rechten Augenblick versäumet; es war zu spät.

Früher ist erzählet worden, daß die Fürsten, welche zu Bamberg Otto's Absetzung und Friedrich's Erhebung ausgesprochen hatten, zwei Abgeordnete nach Italien sandten, um den Papst zu benachrichtigen und den König einzuladen. Die beiden Gesandten kamen bis Verona. Daselbst blieb Heinrich von Nifen zurück, um in Lombardien für Friedrich zu arbeiten; Anshelm von Justingen ging weiter. Unter großem Mühsal und vielen Gefahren kam er nach Rom. Bei seiner Erscheinung scheinet sich noch ein Mal eine warnende Stimme in der Brust des heiligen Vaters erhoben zu haben; es scheinen ihm noch ein Mal die alten Erinnerungen an den Geist und das Streben der Hohenstaufen, an die Stellung derselben zu dem apostolischen Stuhl, an die Grundsätze, zu welchen er sich in früheren Tagen bekannt hatte, vor der Seele vorüber gegangen zu sein. Zurück jedoch konnte er nicht. Auch wankte er nicht, sondern er schauderte nur vor seinem eigenen Werke. Vielleicht hat er sich mit dem Gedanken beruhiget, daß ja Friedrich's Jugend noch ganz ungewiß ließ, ob er seinem Vater und seinem Großvater gleich sein würde, daß man ihn auch fesseln und verwickeln möchte, um ihn jedes Falles unschädlich zu machen, daß endlich die Zukunft ungewiß sei, und daß der Mensch sich nur nach den Verhältnissen der Gegenwart entscheiden könne. Jedes Falles ist gewiß, Innocenz genehmigte die Wahl, und bewirkte, daß Friedrich der Zweite auch von den Römern als Kaiser anerkannt ward [11].

Der Gesandte ging nach Palermo, vom Papste mit Briefen an den König Friedrich und dessen Räthe versehen. Fried-

rich war siebenzehen Jahr alt. Die Welt wußte noch Nichts von ihm, und ahnete nicht, daß in der kleinen Gestalt ein gewaltiger Geist wohnte. Nur Das war bekannt, daß er unter heillosen Verhältnissen und mannichfaltigen Gefahren seine Kindheit hingebracht, daß der Papst Innocenz über ihn seine schützende Hand gehalten, und über seine Erziehung nach Möglichkeit sorgfältig gewachet hatte. Die Liebe zu Saitenspiel und Gesang, die schon längst in ihm entstanden war, die er auch sein ganzes Leben hindurch, im Unglücke wie im Glücke, treu bewahret hat, mochte er dem schönen Eilande, dem erhabenen Anblicke des Meeres, dem farbenreichen Leben der gemischten Bewohner des Landes, und selbst dem ungewissen Schicksale verdanken, das auf seiner Kindheit gelegen hatte; die Liebe zu Wissenschaft, Gelehrtheit, und jeder geistigen Bestrebung aber verdankte er der Sorge des Papstes; zu seiner Kenntniß vieler Sprachen hingegen, der lateinischen, der teutschen, der griechischen und der arabischen mögen seine Erziehung und der lebhafte Verkehr, der auf Sicilien Statt fand, gleichmäßig beigetragen haben. Sein röthliches Haar endlich machte ihn zum Fremdling in dem Lande seiner Geburt, und wies auf Teutschland und auf sein Geschlecht zurück. Uebrigens war er, auf das Betreiben des Papstes, seit länger als zwei Jahren vermählet mit Constantia, einer Tochter des Königes Alfonso des Zweiten von Aragonien, der Wittwe des Königes Emerich von Ungarn, die gegen ein Dutzend Jahre älter sein mochte als er selbst [12]. Auch war er schon der Vater eines Sohnes, Heinrich genannt.

In dieses Jünglinges Seele nun scheinet der Antrag des teutschen Gesandten sogleich alle Knospen angestammter Leidenschaften zum Aufbrechen getrieben zu haben. Friedrich war sogleich bereit, in die geöffnete Bahn einzutreten, welche ihn in eine unübersehbare Welt der That und der Rache, des Ruhmes und des Glanzes, der Herrschaft und der Gewalt, des Her-

stellens und des Gründens einzuführen versprach, in eine Welt, in welcher er der Erste unter den Menschen werden sollte. Seine Gemahlin suchte ihn zurück zu halten von dem ungewissen und gefahrvollen Unternehmen; alle großen Herren seines Reiches widerriethen das verwegene Werk: er aber verwarf ihre Gründe und achtete ihre Bitten nicht. Nachdem er die nöthigen Anordnungen und Vorbereitungen getroffen, und seine Gemahlin zur Verweserin des Reiches Sicilien ernannt hatte, ging er am Achtzehenten des Monates März, am Sonntage Palmarum, zu Schiffe, und landete in Gaeta. Am Siebenzehenten April's kam er zu Rom an. Mit dem Papste lebte er während seines Aufenthaltes in der freundlichsten Vertraulichkeit. Innocenz zeigte sich zu jeglicher Förderung bereit, Friedrich zu jeglicher Versprechung. Auch beugte sich der junge König ohne Zweifel gern vor des Papstes überlegenem Geiste; was hätte die Eintracht zu stören vermocht? Gegen das Ende des Monates begab sich Friedrich mit vier genuesischen Schiffen von Ostia nach Genua. Er kam glücklich an und wurde freundlich empfangen. Aber mit diesem Empfange war auch die Hülfe der Genuesen erschöpfet. Was weiter geschehen sollte, war schwer zu sagen. Friedrich wollte und mußte nach Teutschland. Dahin konnte er nur durch Lombardien gelangen, und in Lombardien hing an dem Namen Hohenstaufen ein Fluch, der jede edele Seele mit unversöhnlichem Haß erfüllte. Die Lombarden waren durch den Bann des Papstes entzweiet und abgehalten worden, für den Kaiser Otto aufzutreten; aber für den Hohenstaufen Friedrich waren sie nicht gewonnen. Einige Fürsten, namentlich der Markgraf Azo von Este, welcher von dem Kaiser Otto, seinem Verwandten, unverkennbar mit der Bewilligung, vielleicht auf den Wunsch des Papstes, die Belehnung mit der Mark Ankona erhalten hatte, der Markgraf von Montferrat, der treue Anhänger der Hohenstaufen, der Markgraf von San Bonifacio, der gern beiden Parteien zugleich

gedienet hätte, kamen allerdings zu Friedrich, und waren zu seiner Hülfe bereit, aber ihre Dienste verschafften keine Macht von Bedeutung. Von den lombardischen Städten waren zwar auch zwei, Pavia und Cremona, dem Könige Friedrich geneiget, aber mehr aus alter Feindschaft gegen Mailand, als aus treuer Anhänglichkeit. Mailand hingegen, die königliche Stadt, von gräßlichen Erinnerungen durchdrungen und Gräßliches von dem Hohenstaufen fürchtend, war entschlossen, demselben den Durchgang durch Lombardien zu verwehren, und fast alle Städte theilten Mailand's Gesinnung. Friedrich blieb länger als zwei Monate in Genua. Tausend Versuche mögen gemacht worden sein, eine Aenderung zu bewirken, aber vergeblich. Endlich entschloß sich der König zu einem kühnen Wagnisse, dem Glücke vertrauend, das allein helfen zu können schien. Und das Wagniß gelang. Am Fünfzehenten Juli's verließ er Genua, nicht wie ein König, welcher den Thron eines großen Reiches in Besitz zu nehmen vorhat, sondern einem Flüchtlinge gleich, der seinen Verfolgern zu entkommen sucht. Von Wenigen begleitet, zog er durch die Grafschaft Montferrat, und kam auf einem großen Umwege glücklich nach Pavia. Die Pavesen begleiteten ihn auf dem Wege nach Cremona, während die Cremonesen entgegen kamen, um ihn weiter zu führen. Inzwischen rückte die Macht der Mailänder heran. Bei deren Annäherung verließ Friedrich seine Begleiter aus Pavia, und flüchtete, nicht ohne Kühnheit und Gefahr, durch den Fluß Lampro. Die Pavesen wurden alsobald von den erbitterten Mailändern angefallen und furchtbar zusammen gehauen; Friedrich jedoch entkam glücklich nach Cremona. Von hier aus ward er durch die Markgrafen von Este und San Bonifacio das Etschthal hinauf geleitet. Zu Trident aber erkannte er, daß er auf diesem Wege nicht nach Teutschland gelangen würde. Also wandte er sich zur Linken, und setzte seinen Zug auf eine kaum begreifliche Weise über die rauhesten

und furchtbarsten Gebirge fort [13]. Das Glück blieb ihm treu. Er erreichte Chur, und empfing vom Bischof Arnold, was er bedurfte. Noch eifriger bewies sich ihm der Abt Ulrich von Sanct Gallen. Durch denselben wurde dem Könige Friedrich möglich, weiter nach Constanz zu gehen ohne Aufenthalt. Dieser Stadt, die wegen ihrer Lage von der höchsten Wichtigkeit war, eilte auch Otto zu, von Thüringen heranziehend. Er befand sich schon in der Nähe; ja, seine Dienerschaft war schon in Constanz angekommen. Friedrich aber erreichte die Stadt zuerst mit sechszig Reisigen. Drei Stunden nach ihm langte Otto mit zwei hundert Reisigen an. Aber die Thore waren für ihn verschlossen. Und als er den Versuch machte, mit Gewalt einzudringen, ward er mannhaft zurück gewiesen, und zum Abzuge genöthiget. Es war noch kein Monat verlaufen seit Friedrich's Aufbruch aus Genua.

Man sagte in dieser Zeit: ein Verzug von drei Stunden würde dem Könige Friedrich unmöglich gemacht haben, jemals nach Teutschland zu kommen [14]. Nicht mit Unrecht. In Allemannien war die Welt der Vasallen feindlich gegen Otto gesinnet, aber öffentlich bekannte sie sich noch zu dem Namen desselben. Wäre nun Friedrich, drei Stunden aufgehalten oder versäumend, später angekommen als Otto, und von diesem vor Constanz abgewiesen worden: so würde Niemand sich für ihn zu erheben gewaget, sondern selbst die geistlichen Fürsten, die seine Ankunft begünstiget und möglich gemacht hatten, würden sich bemühet haben, ihre Voreiligkeit wieder gut zu machen. Friedrich würde daher, verlassen und verrathen, kaum durch Lombardien zu entkommen vermocht, sondern er würde wahrscheinlich entweder den Tod gefunden haben, oder in Gefangenschaft gerathen sein; zuverlässig wären das teutsche Reich und das Kaiserthum für ihn auf immer verloren gegangen. Jetzt aber, da Otto vor ihm zurück gewichen war, stand er, ein Sieger, da, und die Abenteuer seiner verwegenen Fahrt

erschienen als Heldenthaten. Also erhoben sich die Herren und Vassallen ringsher, eilten herbei und stellten sich zu ihm, Geistliche und Weltliche. Schon zu Constanz sah er sich von einem kleinen Heer umgeben; und dieses Heer vergrößerte sich auf dem raschen Zuge nach Basel. Unter den Fürsten, die sich hier anschlossen, befand sich auch der Graf Rudolf von Habsburg, der Großvater jenes Rudolf, der, sechszig Jahre später, zum Reiche gelanget ist, und mit eben so vielem Verstand als Glück das mächtigste Haus in Teutschland gegründet hat. Am Vier und zwanzigsten Septembers zog er in Basel ein. Schon in Constanz hatte er begonnen, Diejenigen, die sich früher für ihn erkläret oder jetzt auf seine Seite gestellet hatten, durch Güter, Freiheiten und Rechte, durch Bewilligungen jeglicher Art zu belohnen und zu erfreuen; in Basel setzte er das Begonnene fort; namentlich bestätigte er hier dem Könige von Böhmen die königliche Würde, befreiete denselben von allen Abgaben an das Reich, entband ihn von der Verpflichtung, andere kaiserliche Hoftage zu besuchen, als welche zu Nürnberg, Bamberg und Merseburg gehalten werden möchten, und ertheilte ihm das Recht, die Bischöfe von Prag und Olmütz zu belehnen, Alles unter den beiden Bedingungen, daß er bei dem Kaiser die Belehnung nachsuchen und zur Krönungs-Fahrt nach Rom drei Hundert Reisige stellen sollte. Die Urkunde wurde mit einer goldenen Bulle versehen, und in einer zweiten Urkunde wurden dem Könige noch mehre Burgen bewilliget [15]. Wie mit Ottokar, so mit Anderen, nach den Umständen und den Verhältnissen. Schon diese Bewilligungen waren ein mächtiger Reiz für Alle, die bisher noch unentschlossen geblieben waren. Aber dieser Reiz wurde noch sehr durch die Art verstärket, in welcher Friedrich belohnte, bewilligte oder versprach: denn diese Art bildete zu Otto's Weise einen grellen Gegensatz. Otto hatte durch sein kurzes Benehmen und seine derbe Sprache, worin man nur Stolz und Verachtung er-

blickte, Männer und Frauen gekränket, Hohe und Geringe, Geistliche und Laien; Friedrich dagegen war anmuthig in seinen Sitten, fein in seinen Reden, überhaupt bescheiden, zuvorkommend, liebenswürdig in seinem ganzen Betragen. Er bewährte den Vorzug höherer Bildung, und gewann dadurch die Seelen der Menschen, die Otto beleidiget hatte.

Otto hatte früher in Friedrich nur einen unerfahrenen und unkriegerischen Knaben gesehen. Im Gefühle seiner Kraft, seiner Kriegskunde und seiner Thaten hatte er daher mit Geringschätzung auf denselben hingeblicket. Denn er hatte gedacht, daß es im schlimmsten Falle zwischen ihnen zu einem gewöhnlichen Kampfe kommen würde, und in demselben hatte er sich des Sieges gewiß gehalten. Was aber um ihn vorging, war nicht in seine Rechnung gekommen. Der Abfall war allgemein, so wie sich das Gerücht von Friedrich's Ankunft verbreitete. Er fühlte sich der Stelle nicht sicher, auf welcher er stand. Von Constanz hatte er sich nach Ueberlingen zurück gezogen, um abzuwarten, wohin Friedrich sich wenden würde. Als nun Friedrich den Rhein auf der linken Seite hinab ging, eilte er über den Schwarzwald diesem Flusse zu, um noch einen Versuch zu machen, das mährchenhafte Glück seines thatlosen Feindes aufzuhalten oder zu zertrümmern. Er setzte sich in Breisach fest. Aber auf die Nachricht von Friedrich's Annäherung, in der großen und allgemeinen Aufregung, ergriffen die Bürger von Breisach die Waffen, und fielen über Otto's Krieger mit solchem Eifer her, daß er die Festung zu verlassen genöthiget war [16]. Nach dieser Vertreibung blieb dem Kaiser Nichts übrig, als nach dem nördlichen Teutschlande, nach seinen Erblanden zurück zu kehren. Und selbst diese Rückkehr war nicht mehr ohne Schwierigkeit. Otto scheinet nur durch ein Geleit des Markgrafen von Baden die Gefahr überwunden zu haben.

Nach Otto's Abzuge wurde Friedrich nicht nur in ganz

Schwaben als der Herr des Landes angesehen und anerkannt, sondern er ward auch als König begrüßet in allen Ländern am Rhein. So wie er den Fluß hinab weiter ging, kamen ihm die Fürsten und Herren entgegen, und die Städte wagten nicht zu widerstehen. Nur die Besatzungen einiger Burgen trugen Bedenken, die Festungen, deren Vertheidigung ihnen anvertrauet war, alsobald zu übergeben. Er aber machte sich in der früheren Weise überall Freunde. In Worms stellte er den alten Bischof Lupold, nach einer Uebereinkunft mit dem Papste, wieder her, und gab dem Erzbischofe Sifrid von Mainz, einst Lupold's Nebenbuhler, jetzt päpstlicher Legat, alle Länder zurück, die jemals der Mainzischen Kirche gehöret hatten. Zu gleicher Zeit hatte er mit Philipp August, dem Könige der Franzosen, Otto's Widersacher vom Anfang an, unterhandelt. Dieser Unterhandlung zu Folge nahete er sich, etwa von Worms aus, der französischen Gränze. Zu Vaucouleur hatte er eine Zusammenkunft mit Ludwig, dem Sohne des Königes, bei welcher ein Bündniß zwischen ihm und Philipp August abgeschlossen wurde gegen Otto, „den vormaligen Kaiser[17]" und den König Johann von England, Otto's Oheim; ein Bündniß zwar nur, wie die Natur des Lehenwesens zuließ, nicht zu gegenseitiger Hülfe oder zum gemeinsamen Kampfe, sondern lediglich zu gleichem Ausharren in der Feindseligkeit, so daß Keiner ohne Zustimmung des Anderen Friede machen sollte[18]; aber doch ein Bündniß, das Etwas Neues in das Leben brachte, und die Bahn zu einer völkerrechtlichen Politik eröffnete. Nach dem Abschlusse desselben kam Friedrich an den Rhein zurück, zog in Mainz ein, hielt daselbst zum Feste des Apostels Andreas einen glänzenden Hoftag, und empfing von vielen Fürsten den Eid der Treue. Einen neuen Hoftag in ähnlicher Weise hielt er zum Feste der Erscheinung Christi des folgenden Jahres, zwölf Hundert und dreizehen, in Frankfurt. Zu demselben erschienen auch der Landgraf Hermann von Thü-

ringen und der König von Böhmen. Philipp August, der König von Frankreich, hatte dem Könige Friedrich, bei Abschließung des Bündnisses von Vaucouleur, zwanzig Tausend Mark Silbers zur Gewinnung neuer Freunde versprochen. Das Geld war jetzt angekommen. Der Bischof von Speier, auch Friedrich's Canzler, fragte den König, wo dasselbe aufbewahret werden sollte? Friedrich antwortete: weder dieses, noch anderes Geld solle aufbewahret werden, sondern es sei zu vertheilen unter die Fürsten des Reiches [19]. Solche Freigebigkeit, welche Otto aus Noth und Grundsatz niemals bewiesen hatte, gefiel den großen Herren gar wohl [20]. Deßwegen ist nicht zu verwundern, daß nunmehr auch die Herzoge von Zähringen und Oesterreich nicht säumten, einen großen Eifer zu beweisen für die Sache eines solchen Königes. Uebrigens hatte der Papst Innocenz, während dieser weniger großen als seltsamen Ereignisse, nicht aufgehöret, gegen Otto zu arbeiten, und Friedrich's Sache zu fördern. In derselben Weise, in welcher er früher den Welfen Otto zu halten und zu heben gestrebet, durch dieselben Mittel, durch welche er den Waiblinger Philipp zu stürzen getrachtet, suchte er jetzt den Waiblinger Friedrich zum Reiche zu bringen, und den Welfen Otto zu vernichten.

Inzwischen befand sich der Kaiser Otto im nördlichen Teutschlande, wohin er sich nach seinem Abzuge von Breisach begeben hatte. Er war daselbst mit alter Treue und Anhänglichkeit empfangen, und sein Bestreben war, zu bestärken und zu befestigen. Nun hatte er zwar, noch im Jahre zwölf Hundert und zwölf, das Unglück, daß sein Bruder Wilhelm von Lüneburg, der immer treu auf seiner Seite geblieben war, und verständig für ihn gewirket hatte, mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes, Otto [21], vom Leben schied; dennoch gelang ihm, ungeachtet aller Anstrengungen des Erzbischofes Albert von Magdeburg, fast das ganze nördliche Land, diesseits

der dänischen Herrschaft, von der Markgrafschaft Brandenburg bis zu dem Herzogthume Brabant unter seinem Namen zu erhalten. Nur die beiden Bischöfe, Hugo von Lüttich und Otto von Münster, hatten die Treue gebrochen und sich für den Papst erkläret und für Friedrich, den Schützling desselben; vielleicht auch der Graf von Geldern. Gegen den Bischof Hugo hatte der Herzog von Brabant, wie oben angemerket worden ist, schon im vorigen Jahre den Kampf begonnen; er hatte ihn auch gezüchtiget, aber nicht überwunden. Im Jahre zwölf Hundert und dreizehen ging der Krieg fort, nicht ohne neue Verwickelung, bis es endlich, am Dreizehenten Octobers, bei Staps, in der Nähe von Montenaken [22], zu einem heftigen Treffen kam. In demselben soll der Bischof mit Wenigen gegen Viele gestritten, und dennoch einen großen und schönen Sieg errungen haben. Gewiß ist, der Herzog erlitt eine unrühmliche Niederlage, weil er, den Pfaffen und seine Scharen übermüthig verachtend, unvorsichtig in den Kampf gegangen war; der Bischof aber und die Anhänger des Papstes betrachteten den Ausgang als eine Entscheidung Gottes für die gerechte Sache. Anders hingegen erging es dem Bischof Otto von Münster. Die Bürger dieser Stadt und die Lehenleute des Stiftes theilten die Gesinnung des Bischofes nicht, sondern hielten zu dem Kaiser Otto. Sie wünschten desselben ledig zu werden, um nicht durch den Kaiser oder dessen Anhänger zu büßen, was sie nicht verschuldet hatten. Nun trug sich zu, daß der Bischof sich nach Cöln begab. Da ward er von des Kaisers Anhängern, ohne Zweifel aus dem Bisthume [23], ergriffen und demselben ausgeliefert. Er wurde nach Werden in Haft gebracht, das Bisthum Münster aber von dem Erzbischofe Sifrid von Mainz mit dem Interdict beleget.

Des Kaisers Erwartung und Hoffnung scheinet gewesen zu sein, daß sein Gegner Friedrich mit Heeres-Macht nach Sachsen vorgehen würde, um durch einen offenen Kampf zur

Entscheidung zu bringen, wer fortan das Reich besitzen sollte. Zu einem solchen Angriffe scheinet er sich vorbereitet, den Ausgang mit Vertrauen erwartet zu haben. Friedrich aber, des Krieges unkundig, ohne Salbung und Krönung, vielleicht auch ohne großes Vertrauen zu den Teutschen, unter welchen er ein Fremdling war, und wohl wissend, daß er seine Anhänger bisher erkaufet hatte, Friedrich scheinet eine solche Fahrt für zu gewaget gehalten zu haben. Er zog die erste Hälfte des Jahres im südlichen Teutschland umher, und suchte in der Weise, die er bewähret gefunden hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vergrößern, oder fester an sich zu knüpfen. Im Anfange des Monates Julius aber hielt er einen Hoftag zu Eger. Auf demselben stellte er eine Urkunde aus, von den anwesenden Fürsten als Zeugen unterschrieben und mit goldener Bulle versehen, in welcher er dem Papst Innocenz „seinem Beschützer, Pfleger und Förderer", und den Nachfolgern desselben auf dem apostolischen Stuhl im Wesentlichen dieselben Zugeständnisse machte, welche Otto in der Urkunde von Speier zu machen genöthiget gewesen war [24]. Und nach diesem Tage setzte er seine früheren Züge im Reiche, nach und nach in einem größeren Kreise, bis nach Thüringen herein fort, nicht nur im Verlaufe dieses Jahres, sondern auch durch den größten Theil des folgenden Jahres, zwölf Hundert und vierzehen, herdurch. Am Meisten jedoch verweilte er in Schwaben, in den Ländern seines Hauses, und Nichts zeugte von der Absicht eines Einfalles in Sachsen. Unsere Ueberlieferungen sind zu arm, als daß wir mit Sicherheit zu urtheilen vermöchten. Die unbegreifliche Zögerung aber fällt bei einem jungen Fürsten, welcher mit großer Kühnheit und in der erklärten Absicht aufgetreten war, ein Reich zu gewinnen, doppelt auf. Man kann den Gedanken kaum abhalten, daß der erste Eifer der teutschen Fürsten für Friedrich schon zu erkalten angefangen habe. Wenn man auch Bedenken träget, zu sagen, der Verfall seiner Sache

habe begonnen, so wird man doch behaupten dürfen, seine Sache hatte keinen Fortgang. Er stand dem Kaiser Otto eben so müßig gegenüber, als Philipp, sein Oheim, dem Könige Otto gegenüber gestanden hatte. Aber bei Philipp war die Unthätigkeit erklärlich: ihn hemmte die Fessel des Kirchenbannes, ihn schreckte die geweihete Krone auf Otto's Haupte. Jetzt dagegen lag der Fluch der Kirche auf Otto; Friedrich stand in der Fülle des apostolischen Segens wider Otto, und der teutschen Krone war er eben so sicher, als der Krone des Kaiserthumes, wenn er nur, was er gar nicht versuchte, Aachen, die alte Krönungs-Stadt, eroberte. Deßwegen müssen andere Hindernisse eingetreten sein, welche ihn nöthigten, den Kaiser gewähren zu lassen. Wie aber? Hatte Friedrich etwa bemerket, daß der Born seiner Gnade nicht unerschöpflich sei, und deßwegen seiner Freigebigkeit Gränzen gesetzet? Oder wurden die teutschen Fürsten etwa nach und nach gewahr, was sie bei der ersten Ueberraschung nicht gesehen hatten, daß Friedrich nicht ein Mann war, sondern ein Jüngling ohne Erfahrung und völlig unbekannt mit teutschen Sitten und Weisen? Vielleicht hat Beides zusammen gewirket. Auch mag ein Drittes hinzu gekommen sein, das allein hinreichend war, Manchen bedenklich zu machen, ungewiß und lau. In Teutschland nämlich verbreitete sich das Gerücht, welches von der Verläumdung vielleicht schon seit der Geburt des Königes ausgestreuet war: Friedrich sei nicht der Sohn des Kaisers Heinrich, sondern ein untergeschobenes Kind [25]. Dieses Gerücht mochte leicht unterstützet werden durch die Natur der Ehe Heinrich's des Sechsten, durch die lange Unfruchtbarkeit der Kaiserin Constantia, durch das Alter [26] und den körperlichen Zustand derselben. Und wenn auch Friedrich's ganze Erscheinung für Viele eine vornehme oder hohe Abkunft zu beweisen schien, und wenn dieser Beweis für Viele stark genug war, jede verläumderische oder unfreundliche Einflüsterung zurück zu weisen [27]: so mag doch auch Mancher den Entschluß gefasset haben, selbst wenigstens nicht mit zu wirken, um einen jungen fremden Mann, der als Wechselbalg

bezeichnet wurde, auf den alten Thron des teutschen Reiches zu erheben, sondern das Sichere dem Unsicheren vorzuziehen und eine höhere Entscheidung abzuwarten.

Von der anderen Seite gebrauchte Otto die Macht, die ihm zu Gebote stand, eben so wenig, um den König Friedrich oder die Anhänger desselben zu bekämpfen: höchstens erfuhr der Erzbischof von Magdeburg die Stärke seiner Waffen. Es ist möglich, daß er, nach den großen Unfällen, die er erlebet hatte, wieder in seine alte Trägheit hinein gerathen sei; es ist ferner möglich, daß Otto die Kräfte seiner Erblande, deren er unter allen Umständen sicher war, schonen zu müssen geglaubet habe, und daß seine übrigen Anhänger zu kriegerischen Unternehmungen im südlichen Teutschlande nicht geneiget gewesen; aber es ist auch eben so möglich, ja es ist kaum zu bezweifeln, daß Friedrich's Stellung Einfluß gehabt habe auf sein Verfahren. Er sah die wachsende Schwierigkeit der Lage desselben, er erkannte die zunehmende Entfremdung der Gemüther. Deßwegen konnte er wegen der Sicherheit Sachsens ohne Sorge sein, und durfte wohl hoffen, daß Friedrich, den Verfall seiner Angelegenheiten gewahrend, freiwillig dahin zurück zu kehren suchen würde, woher er gekommen war. Wenn er dagegen mit einem Heer in das südliche Teutschland eindrang: so hatte er allerdings zu fürchten, daß die Fürsten, welche sich bisher ungeneiget bewiesen hatten, für Friedrich zu kämpfen, doch die Waffen gegen ihn selbst nehmen würden, und daß er auf diese Weise in einen langen und gefährlichen Kampf verwickelt werden könnte, dessen sich zuletzt Niemand zu erfreuen hätte als Friedrich. Diese Ansicht ist um so wahrscheinlicher, da sie, wenn nicht allein, doch vorzüglich die neue Unternehmung zu erklären scheinet, in welche Otto sich in diesem Jahre gegen den König von Frankreich einließ, eine Unternehmung, welche allerdings, obwohl verständig berechnet, die verderblichsten Folgen für ihn gehabt hat.

Dreizehentes Capitel.

Otto's Bündniß gegen den König Philipp August. Die Schlacht bei Bovines. Friedrich's II. Krönung und Otto's IV. Tod.

J. 1214 — 1218.

Vor zehen Jahren hatte Philipp August dem feigen, wollüstigen, wüsten und grausamen Könige Johann von England, dem Oheime des Kaisers, die Normandie entrissen, die wichtigste Besitzung desselben in Frankreich. Alle Versuche, dieses Land wieder zu erobern, waren mißlungen, zum Theil allerdings wegen der schweren Händel, in welche Johann mit dem Papst Innocenz verwickelt wurde, zumeist aber durch die Haltungslosigkeit des verworrenen Königes; sie hatten nur dazu gedienet, auch die übrigen Besitzungen der Engländer in Frankreich, nördlich von der Loire, in die Gewalt des Königes Philipp zu bringen. Philipp August durfte daher seine Eroberungen, besonders die Normandie, als seinem Throne gesichert betrachten, und durch dieselben hatte er seine Macht, man möchte sagen, verdoppelt. Aber Philipp hatte auch durch seinen Widerstand gegen Eingriffe des apostolischen Stuhles, durch jegliche Förderung des Geistes und der Wissenschaft auf der hohen Schule

zu Paris, durch Verschönerungen und öffentliche Bauten, durch verbesserte Einrichtungen in seinem Reich endlich, eine Gewalt erlanget, deren sich kein König vor ihm zu rühmen gehabt hatte. Und er war eben so geschickt als entschlossen, von dieser Gewalt zur Vermehrung seines königlichen Ansehens den gehörigen Gebrauch zu machen. Eben deßwegen faßten die großen Vassallen des Reiches, bisher mehr Gleiche als Untergebene des Königes, die Besorgniß, die keineswegs unbegründet war, daß Philipp die Absicht habe, sie zu königlichen Statthaltern, zu Beamten der Krone, seinen Befehlen unterwürfig, hinab zu würdigen. Wie sehr ein solcher Gedanke die stolzen Herren empörte, bewies der Graf Rainald von Boulogne auf eine glänzende Weise. Um sich wegen einer Fehde gegen den Bischof Philipp von Beauvois, einen Vetter des Königes, nicht vor Gericht zu stellen und bis zum Spruche seine Festungen dem Könige zu überliefern, gab er die fünf Grafschaften auf, welche er von der Krone zu Lehen trug, und verließ das Reich. Diese Gesinnung theilten die meisten großen Herren. Daher mancherlei Getreibe, um den König zu nöthigen, von seinen Neuerungen abzustehen, und es bei dem alten guten Rechte zu lassen. Und an dem Gelingen schien kein Zweifel zu sein. Die Normannen schämten sich allzumal, unter den Franzosen zu stehen, die von ihren Vätern so oft besieget worden; sie hingen zu England, welches von eben diesen Vätern erobert war, in welchem auch ihre Verwandte lebten, welches einen König hatte, der von Normannen stammte. Die teutschen Fürsten in Belgien waren alle zur Hülfe bereit, weil sie ihre eigene Sicherheit nur in der Fortdauer der bisherigen Zustände in Frankreich erblickten. Die größte Hülfe endlich wurde von dem Könige Johann erwartet, welchem Alles daran gelegen sein mußte, den König von Frankreich zu schwächen, um zu erhalten, was er noch südlich von der Loire besaß, um wieder zu gewinnen, was er im Norden verloren hatte. Phi-

lipp August indeß schien sich um dieses geheime Wirken und Weben wenig zu bekümmern. Und bald nahm die Sache eine Wendung, über welche Alles vergessen zu werden schien. Der König Johann nämlich war von dem Papste mit dem Banne, England mit dem Interdicte beleget. Der Papst ließ, um seinem Ausspruche Nachdruck zu geben, durch seinen Legaten, den Cardinal Pandolf, den König Philipp August auffordern, in England zu landen, den König Johann vom Throne zu stoßen, und das Reich für sich und seine Nachkommen in Besitz zu nehmen. Viele Geistliche, aus England vertrieben, unterstützten den Antrag. Alsbald rief Philipp zu den Waffen. Niemand wagte sich dieser Unternehmung zu widersetzen: denn Philipp stellte sie dar als ein frommes Werk für das Heil der Kirche. Nur der Graf Ferrand von Flandern erklärte den Krieg für ungerecht, und weigerte sich Theil zu nehmen. Im Frühlinge des Jahres, zwölf Hundert und dreizehen, stand ein großes Heer bei Boulogne; eine Flotte war bereit, dasselbe hinüber zu tragen. An der anderen Seite der Meerenge, bei Dover, hatte der König Johann eine nicht geringe Macht zusammen gebracht, obwohl er weder Vertrauen fand noch hegte. In diesem Augenblick aber, da eine große Entscheidung nahe zu sein schien, zeigte der schlaue Legat des Papstes dem verzagten Könige von England den Weg, um solcher Gefahr zu entgehen. Auf den Rath desselben übergab Johann sein Reich dem Papst als reines Geschenk, und empfing es zurück als Lehen des apostolischen Stuhles. Hierauf untersagte der Legat dem Könige von Frankreich die Landung in England: was früher ein Verdienst gewesen, würde jetzt ein Frevel sein. Philipp war betreten; aber er tröstete sich, weil er die Macht, die er vereiniget hatte, zur Unterdrückung des widerspänstigen Grafen von Flandern verwenden konnte. Und es gelang ihm leicht, die Vassallen allzumal zur Eroberung von Flandern zu gewinnen. Denn dieses Land war ihm und den Vassallen

eben so verhasset, als die Städte Lombardiens dem Kaiser Friedrich und den Vasallen in Teutschland und Italien verhasset gewesen waren; es reizte nicht minder seine und ihre Habsucht und Raubluſt. Flandern nämlich war leicht das reichste Land in der christlichen Welt. Die Städte, Dam [1] und Brügge, Gent und Ypern, Grevelingen und Cassel, Oudenarde, Courtrai, Douai und Lille, zum Theile durch Kunstfleiß und Tüchtigkeit ausgezeichnet seit langer Zeit, hatten sich seit zwei Menschenaltern, die Lage des Landes und den Eifer der Grafen für die Kreuzzüge wohl benutzend, zu Gemeinden gebildet und durch Redlichkeit und Treue, durch Eifer und Sparsamkeit, durch jegliche bürgerliche Tugend ihre Gewerbe und ihren Handel zu einer bewunderungswürdigen Höhe getrieben. Nirgends wurden so schöne Webereien und Färbereien gefunden, als hier. Die vornehme Welt kleidete sich in Stoffe aus Flandern. Und ein Geschäftszweig hatte andere erzeuget, so daß Manufacturen und Fabriken aller Art in Menge vorhanden waren und in schöner Blüthe standen. Die Grafen des Landes hatten Anfangs zugesehen, später gefördert, selten irgend eine Bestrebung gehindert; denn das freie Bürgerthum unterwarf sich gern der Ordnung, bewährte Eifer und Treue, und öffnete den Fürsten reiche Quellen ihres Einkommens. Aber der Reichthum der Städte und das Gefühl der Tüchtigkeit und Rechtlichkeit hatte auch in den Bürgern einen gewissen Hochsinn erzeuget, der von den Rittern und Herren als Uebermuth und Dünkel betrachtet wurde, weil er sich nicht in Unterthänigkeit vor ihnen beugen mochte. Daher der Ingrimm. In demselben folgte dem Könige von Frankreich sein ritterliches Heer gern zu Verwüstung und Plünderung. Philipp brach ein, eroberte, raubte, zerstörte. Dem Grafen Ferrand vermochte der König Johann nicht zu Hülfe zu kommen mit seiner ganzen Macht, weil seine Barone einer solchen Unternehmung widersprachen; aber eine englische Flotte, geführet

von dem Grafen Raynald von Boulogne, dessen oben gedacht worden ist, und dem Grafen Wilhelm von Salisbury, des Königes Johann Bruder, war stark und glücklich genug, die französische Flotte größtes Theiles hinweg zu nehmen oder zu vernichten, und dadurch dem Könige Philipp einen sehr großen Schaden zuzufügen. Dieser Verlust entflammte zur Rache, und Flandern hatte schwere Leiden zu ertragen; aber er brachte auch den Grafen des Landes zu einem zwiefachen Entschlusse: Alles zu wagen mit seinen Getreuen und den ehrenhaften Bürgern seiner Städte, und zugleich Alles aufzubieten, um ein großes Bündniß wider den König von Frankreich zu Stande zu bringen.

Dem Kaiser Otto waren die Verhältnisse England's und Frankreich's zu einander niemals fremd geworden. Die Könige von England waren seine Zuflucht gewesen in seinen Bedrängnissen. Sein Oheim Richard hatte ihm, dem Jünglinge, die Verwaltung einer englischen Besitzung in Frankreich anvertrauet, und seine Erhebung zum teutschen Reiche wesentlich gefördert. Der König Johann, Richard's Bruder, hatte weniger für ihn gethan, aber manche Unterstützung an Geld war ihm doch von demselben zugeflossen, und in seiner äußersten Noth, als er von Allen aufgegeben war, hatte Johann ihn als den ersten Fürsten der Christenheit empfangen, geehret und gefeiert. Philipp August dagegen scheinet ihn persönlich gekränket zu haben [2]; gewiß ist, er hatte seine Wahl, seine Gelangung zum Kaiserthron aus allen Kräften und mit allen Mitteln zu hintertreiben gesuchet. Als der Papst den Bann wider ihn ausgesprochen, hatte Philipp August die teutschen Fürsten alsobald zu der Wahl eines anderen Königes, oder vielmehr zu der Anerkennung des jungen Friedrich angereizet, und die Beschlüsse von Bamberg und Nürnberg waren unter seinem Einflusse zu Stande gekommen. Endlich hatte derselbe Philipp August sogleich bei Friedrich's Ankunft in Teutschland

zu Vaucouleur ein Bündniß mit demselben geschlossen gegen ihn, den Kaiser, und gegen seinen Oheim, den König Johann, also, daß der Papst, Philipp August und Friedrich nur Eine Macht bildeten. Daher ist zu vermuthen, daß Otto schon längst einen bitteren Groll gegen den König von Frankreich in sich getragen habe, wie er denn auch nicht nur seinem Oheime vor sieben Jahren, zur Zeit seiner höchsten Verlegenheit, Hülfe wider denselben zugesaget, sondern auch zur Zeit seines Glückes, während seines Aufenthaltes in Italien, drohend über den König Philipp gesprochen haben soll; es ist auch zu vermuthen, daß dieser Groll in der letzten Zeit, als Philipp August, ein Werkzeug des Papstes, unter dem Deckmantel der Religion rüstete, seinen Oheim vom Throne zu stoßen, und als dieser, um sich zu erhalten, ein Lehen-Träger des apostolischen Stuhles werden mußte, zu einem glühenden Hasse geworden sei [3]. Nun befand sich Otto, um den Anfang des Jahres zwölf Hundert und vierzehen, in den Ländern des Unter-Rheines, wo die Zahl seiner Anhänger groß war. Er züchtigte den Grafen von Geldern, von welchem ihm die Treue entweder noch nicht versprochen, oder nicht gehalten worden. Hierauf begab er sich zu dem Herzoge Heinrich von Brabant, welcher seit seiner Rückkehr aus Italien mit Eifer für ihn gekämpfet und gelitten hatte; er vermählte sich mit Maria, der Tochter desselben, mit welcher er schon vor seiner ersten Vermählung verlobet gewesen war. Aber er war hier auch Zeuge der allgemeinen Aufregung gegen den König von Frankreich, und mochte wohl zugleich übertriebene Gerüchte vernehmen von der übelen Stimmung in Frankreich selbst. Der Graf von Flandern, stolz auf die bewaffnete Menge, die seine Städte zu stellen bereit waren, betrieb den Krieg; der Graf von Boulogna rührte rastlos überall; der König von England, zurück gekommen von seinem Schrecken, war schon mit einer bedeutenden Macht bei Rochelle gelandet, und die Vassallen

ringsher hatten sich ihm angeschlossen. Andere Scharen waren bereit, nach Flandern herüber zu setzen. Die meisten Fürsten endlich zwischen Frankreich's Gränze und dem Rheine waren kriegslustig und streitfertig für Rache und Sicherheit. Also mochte man von allen Seiten in Otto dringen, daß auch er Theil nehmen sollte an einem Kriege, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein könnte. Die Macht, über welche Otto zu verfügen hatte, war es nicht, was man zu erhalten wünschte: denn diese Macht war nicht groß; nein, es war der kriegserfahrene Fürst, den man zu gewinnen strebte, es war der kaiserliche Adler, den man über den Fahnen und Fähnlein schwebend zu erblicken wünschte, weil man durch denselben die Kräfte zu einigen, und kleinliche Leidenschaften, welche in dem bunt zusammen gesetzten Heere leicht durch die Verschiedenheit der Sprachen, der Sitten und der Bestrebungen entstehen mochten, am besten zu unterdrücken hoffte. Otto mochte fühlen, daß der Augenblick gekommen sei, dem Oheime sein Wort zu lösen. Er wußte, daß für seine Erblande, für das nördliche Teutschland von Friedrich's Seite Nichts zu fürchten war. Er war überdieß überzeuget, daß dieser Friedrich sich nur durch seine Verbindung mit Philipp August erhalte, und daß die teutschen Fürsten sich nicht durch den päpstlichen Bann hindern lassen würden, demselben abzusagen. Eben deßwegen glaubte er, daß Friedrich und sein Schutzherr, der Papst, in dem Könige von Frankreich überwunden werden, daß er also durch den Krieg gegen Philipp Reich und Krone erhalten würde ohne einen Bürgerkrieg in Teutschland. Endlich mag ihn allerdings wohl auch sein Haß gegen den König von Frankreich zu einem Kriege wider denselben geneigter gemachet haben, als er ohne diesen Haß gewesen sein würde. Also ging er in die große Verbindung ein, nicht leichtsinnig, nicht launenhaft, nicht durch englisches Geld verleitet, nicht um ein ritterliches Abenteuer zu bestehen, und auch nicht aus Ver-

zweifelung an dem Siege seiner Sache, sondern aus Gründen, deren Stärke allgemeine Anerkennung gefunden haben würde, wenn das Glück ihn begünstiget hätte.

Aber das Glück hat ihn nicht begünstiget. Wir sind jedoch über den Gang der Dinge nicht gut unterrichtet. Das französische Heer hat nach schwerem Streit einen schönen Sieg errungen: diese Ehre soll demselben Niemand streitig machen; das Heer der Bundesgenossen ist geschlagen worden, und Otto, der Kaiser, hat nach heldenmüthigem Kampfe, durch einen grausamen Zufall bezwungen, dulden müssen, daß die Franzosen seinen Rücken gesehen haben [4]: solchen Jammer soll Niemand ableugnen. Mit diesen Worten aber ist auch eigentlich die ganze Wahrheit ausgesprochen; das Uebrige ist ungewiß. Die teutschen Schriftsteller nämlich gehen über die Folgen schwerer Ereignisse mit wenigen Worten hinweg, als wären sie nur, wie auch nicht zu bezweifeln ist, gewöhnliche Vorgänge gewesen [5]; die französischen hingegen haben die Wahrheit in Dichtung umgestaltet und das Gemeine zum Erhabenen zu machen gestrebet. Dreierlei wollte man erreichen. Philipp August, ein König allerdings durch viele große fürstliche Eigenschaften ausgezeichnet, durch die Aussöhnung mit seiner ersten, siebenzehen Jahre lang verstoßenen Gemahlin endlich ausgesöhnet mit seinem Volke [6], sollte gefeiert, das National-Gefühl sollte in allen Bewohnern Frankreich's gepfleget, die Kirche endlich sollte verherrlichet, und der Welt die zerstörende Gewalt des Bannfluches anschaulich dargestellet werden. Nun hatte Philipp August bei diesem Krieg einen Capellan in seinem Gefolge, der ausgezeichnet war durch seinen Geist und seine Kenntnisse, Wilhelm aus der Bretagne. Dieser Wilhelm hat seinen Herrn, Philipp August, in einem großen Gedichte besungen, und im Besonderen die Ereignisse dieses Krieges, des Kampfes eines rechtgläubigen Königes gegen rebellische, aus der Kirche gestoßene Vassallen, gegen verhaßte Feinde,

gegen einen von der apostolischen Macht verfluchten Kaiser, zu Philipp's Ruhme, zu Frankreichs Ehre und zur Verherrlichung der Kirche mit den glänzendsten Farben, die er zu sammeln vermochte, darzustellen gesuchet [7]. Darum hat er die Gefahr für Frankreich und die Kirche als ungeheuer geschildert, die Entwürfe Otto's und seiner Verbündeten als ausschweifend und frevelhaft, und die Macht derselben als unermeßlich; den König von Frankreich hingegen als einen frommen Helden, und alle Franzosen von bekannten Namen als Muster von Treue und Tugend. Allerdings hat auch derselbe Wilhelm, als hätte er warnen wollen, dieselben Ereignisse in geschichtlicher Weise beschrieben, und dadurch gezeiget, daß seine Dichtung nicht für Wahrheit zu halten sei [8]. Dennoch hat er manche Veranlassung zu der Entstellung in der Geschichte gegeben [9]. Um so mehr möchte nothwendig sein, nur an dem Allgemeinen festzuhalten, das keinem Zweifel zu unterliegen scheinet.

Im Anfange des Monates Julius, als der König Johann seine Eroberungen schon aus Feigheit wieder aufgegeben hatte, und vor der geringen Mannschaft, welche Ludwig, Philipp's Sohn, ihm entgegen geführet, besinnungslos geflohen war, versammelten sich an der Gränze von Flandern die beiderseitigen Heere. Sie waren nicht ungleich an Stärke; dreißig Tausend streitbare Männer, zu Roß und zu Fuß, zählte wahrscheinlich weder das eine noch das andere [10]. Um Otto, den Kaiser, hatte sich eine Schar seiner getreuen Sachsen gestellet; auch aus Westfalen waren ihm einige Grafen und Herren zu Hülfe gezogen, namentlich die Grafen Otto von Tecklenburg und Konrad von Dortmund. Die Fürsten aus den Nieder-Landen führten ihre dienstpflichtigen Mannen, Ritter und Reisige. Der Graf Ferrand von Flandern hatte auch aus den Städten kriegerische Mannschaften heran gezogen, welche um so bereitwilliger gefolget waren, da

sie Großes zu rächen, Größeres zu retten hatten. Zu ihm und dem Grafen von Boulogne hatten sich noch einige französische Vasallen gesellet, welche als Nachbaren und Befreundete ihre Gesinnung theilten. Endlich war der Graf Wilhelm von Salisbury mit einer englischen Macht gelandet, deren Stärke eben so wenig mit einiger Sicherheit angegeben werden kann, als die Stärke des ganzen Heeres [11]; gewiß jedoch ist, der größte Theil der englischen Macht waren gemiethete Krieger. Das französische Heer bestand aus den Vasallen der Kron-Länder, zu welchen gegenwärtig auch die Normandie gehörte; aus den großen Vasallen der Krone mit ihren Gefolgen, und aus dem Zuzuge von fünfzehen städtischen Gemeinden, welche, wie im Heere der Verbündeten, zu Fuße waren. Zwei Vorzüge aber hatte das Heer des Königes von Frankreich vor dem Heere der Verbündeten, welche durch Nichts aufzuwiegen waren. Zuerst befanden sich Geistliche bei demselben, Bischöfe mit ihren Vasallen, zum Kampfe bereit, und andere Diener der Kirche, um den Gottesdienst zu besorgen; von dem Heere der Verbündeten hatten sich alle Geistlichen fern gehalten. Zweitens hielten die Franzosen, wie feindselig sie unter einander und zum Theil wider den König gesinnet sein mochten, den Gedanken fest, daß die Fremden den Boden Frankreich's nicht betreten sollten, und in diesem Gedanken standen sie wie Ein Mann; im Heere der Verbündeten machte schon die Verschiedenheit der Sprache das Verständniß schwer; der Kaiser war für die Meisten ein ausländischer Fürst, und ein Jeder verfolgte seine besonderen Absichten.

Das verbündete Heer ging vor bis Valenciennes, ohne Zweifel um auf Peronne zu marschiren, wo sich das französische Heer versammelt hatte. Philipp August jedoch war inzwischen zur Rechten desselben vorbei gezogen, war weiter nördlich in Flandern eingebrochen, und hatte Alles zur Rechten und zur Linken verwüstet und königlich ausgeplündert [12].

Er bemächtigte sich Doornick's. Auf diese Nachricht war das verbündete Herr umgekehret, und dem französischen gefolget. Es kam bis in die Nähe von Doornick, bis zu dem Schlosse Mortain [13]. Philipp August hielt für gut, weder anzugreifen, noch den Angriff abzuwarten, sondern auszuweichen. Am Sonntage, den Sieben und zwanzigsten Juli's, wollte er nach Lille marschiren. Auf diesem Zuge mußte er über die Marque, über welche bei Bovines [14] eine Brücke führte. Die Verbündeten faßten daher den Entschluß, den Franzosen rasch zu folgen, sie auf dem Marsch an der Brücke anzugreifen, und den einen Theil, auf der rechten Seite des Flusses, zu vernichten, während der andere Theil, der schon auf der linken Seite wäre, verhindert würde, Hülfe zu leisten. Der wohl angelegte Plan schien zu gelingen. Das französische Heer fing an über die Brücke zu ziehen, die Oriflamme voran. Nun aber wurde der Anmarsch der Verbündeten entdecket. Also blieb dem Könige Philipp keine Wahl: da er das Heer vor der Ankunft der Feinde nicht über den Fluß zu bringen vermochte, so hemmte er den Marsch desselben und ließ es sich, während die Vordersten zurück gerufen wurden, zur Schlacht ordnen längst des Flusses. Er selbst nahm seinen Stand vor der Brücke; um ihn die tapfersten und bewährtesten Männer; in deren Mitte die königliche Fahne, mit Lilien gezieret [15]. Die Verbündeten, in ihren Hoffnungen betrogen, hatten die Wahl zwischen dem Rückmarsch und der Schlacht. Sie wählten die Schlacht, und ordneten sich den Franzosen gegenüber, in ihrem Eifer nicht bemerkend, daß die brennende Sonne ihnen ins Gesicht schien. Otto in der Mitte, gegen den König Philipp. Um ihn seine tapferen Braunschweiger und die übrigen Teutschen. Ueber denselben der goldene Adler, auf einem Drachen ruhend, an einem hohen Maste, der, nach italischer Weise, auf einem Wagen befestiget war [16]. Die Scharen aus den Städten, Bogenschützen und Lanzenträger, standen

mit Unterbrechungen vor und zwischen den Reihen der geharnischten Ritter, so daß die Schirmlosesten der größten Gefahr ausgesetzet waren. Endlich begann der Kampf auf dem rechten Flügel der Verbündeten, und wurde bald allgemein, blutig und gräßlich. Otto's Auge war auf Philipp gerichtet. Mit diesem Könige zusammen zu treffen, Mann gegen Mann, war sein heißes Verlangen. So wie er jedoch vordrang, zog Philipp sich hinter seine Umgebung zurück, oder wurde durch seine Umgebung zurück gedränget, damit er „der teutschen Wuth" des Kaisers und der Seinigen entzogen werden möchte [17]. Um so furchtbarer tobte Otto, den Tod verbreitend, auf ihn zu, um so schrecklicher stürmten die Teutschen an. Es war jedoch unmöglich, den König zu erreichen. Während aber der Streit am heißesten war, gelang es teutschen Kriegern zu Fuße, den ritterlichen Haufen zu umgehen, durch welchen der König vertheidiget wurde. Sie fanden den König ganz hinten, den Rücken unbedecket. Also naheten sie sich und rissen ihn mit den Widerhaken ihrer Lanzen vom Pferde. Er fiel schmachvoll in den Staub. Seine vortreffliche Rüstung aber schützte ihn vor dem Tode. Ehe den teutschen Kriegern gelang, diesen Widerstand zu überwinden, war Hülfe herbei geeilet, und Philipp wurde gerettet. Inzwischen war Otto, der Kaiser, von einem ganz anderen Geiste beseelet, immer der Vorderste, niemals der Zweite, in den Haufen französischer Ritter eingedrungen, welche, einer Leibwache gleich, den König zu schützen suchten. Einer dieser Ritter ergriff den Zaum des Pferdes, auf welchem der Kaiser ritt, um denselben gänzlich von den Seinigen zu trennen. Der Versuch mißlang. Ein anderer aber, Gerard Scropha, stieß zu zweien Malen mit einem Dolche nach dem Kaiser; und der zweite Stoß traf in das Auge des Pferdes und drang ins Gehirn ein. Das edele Thier bäumte sich hoch auf, warf sich mit der Gewalt der Todesangst herum, und stürmte rückwärts über die Flur hin-

weg [18]: alsdann stürzte es todt zu Boden unter dem Kaiser. Ein anderes Pferd ward herbei geführet, und Otto schwang sich hinauf. Ehe aber Dieses geschehen konnte, hatte sich die Lage der Dinge gänzlich verändert. Diejenigen, welche dem Kaiser zunächst gestanden hatten, und bald weiterhin und weiter, waren ihm, den Vorgang nicht begreifend, nachgeeilet; die Ordnung war durchbrochen und aufgelöset; die Franzosen waren eingedrungen, hatten sich des Adlers bemächtiget, und verfolgten den Kaiser. Nun versuchten zwar die Grafen Otto von Tecklenburg und Konrad von Dortmund die Verfolger aufzuhalten, sie hatten aber in der allgemeinen Verwirrung das Unglück, in Gefangenschaft zu gerathen. Deßwegen setzte Otto, keine Möglichkeit längeres Widerstandes erblickend, seine Flucht fort. Hierauf wurden auch die Verbündeten desselben überwunden. Viele entflohen dem Verderben; Viele wurden zu Gefangenen gemacht, und unter diesen die Grafen von Flandern, von Boulogne und von Salisbury; Viele fanden auch, nach furchtbarem Kampfe, den Tod auf der Stelle, auf welcher sie gekämpfet hatten. Endlich war der Sieg der Franzosen vollständig. Aber er war ihnen theuer zu stehen gekommen, dieser Sieg. Philipp August war nicht im Stande, die Fliehenden zu verfolgen; er wagte nicht ein Mal die Grafschaft Flandern in Besitz zu nehmen; vielmehr kehrte er unverweilet zurück, um in Paris den Triumph zu feiern, der ihm, wie leicht voraus zu sehen war, in der ersten Freude über den Sieg glänzend bereitet ward [19].

Der Kaiser Otto begab sich nach Cöln. Diese edele Stadt bewies ihm jetzt, wie in früheren Tagen, Anhänglichkeit und Treue: denn sie hatte Gelegenheit gehabt, seine Geneigtheit, das städtische Leben und Treiben zu fördern, kennen zu lernen; auch mochte sie sich erinnern, daß sie durch ihn vor Philipp's Zorn gerettet worden war, und stand jetzt mit ihm und für ihn unter dem Fluche des Papstes. Er blieb zu Cöln bis weit

in das folgende Jahr hinein. Wahrscheinlich hoffte er das nordwestliche Teutschland für seine Sache zu erhalten. Denn wenn er gleich das Unglück von Bovines tief fühlen mochte, so hatte er doch den Wechsel menschlicher Dinge zu stark erfahren, und seine Seele war durch den Wechsel zu hart gestählet, als daß er Krone und Reich wegen eines Sieges hätte verloren geben sollen, welchen ein Zufall seinen Feinden verschaffet hatte. Aber seine Hoffnung war eitel. Friedrich nämlich, sein Gegner, hatte den Gang der Dinge ruhig abgewartet. Er hatte sich, während des Krieges mit Frankreich, nicht nach Sachsen hinein gewaget, sondern war, wie früher, im südlichen Teutschland umher gezogen, um zu gewinnen, auszugleichen, oder einzelne Burgen zu erobern, die noch für Otto vertheidiget wurden. Erst als die Entscheidung gefallen war, zog er mit Heeresmacht den Rhein hinab, um den Eindruck zu benutzen, welchen dieselbe auf die niederländischen Fürsten gemacht haben möchte. Und in der That: kaum war er über die Mosel gegangen, so unterwarf sich ihm der Herzog Heinrich von Brabant, Otto's Schwiegervater, und stellte Geisseln für seine Treue. Diesem Beispiele folgten alsobald der Herzog von Limburg, der Graf von Jülich und andere Fürsten. Aber die Stadt Aachen, in welcher er die Krönung als römischer König empfangen mußte, widerstand, vielleicht, weil Otto noch in der Nähe war, und er vermochte sie nicht zu erobern. Also zog er sich zurück, mag aber in seiner Weise die Länder des alten Lotharingiens weiter durchreiset haben.

Denn zu Metz stellte er, wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit, eine Urkunde aus, um den Abschluß eines Vertrages mit dem Könige Waldemar von Dänemark zu bestätigen, über welchen die Schatten der früheren Kaiser, des großen Heinrich, der Ottone, des fränkischen Stammes, so wie der Schatten Heinrich's des Löwen, und wenn der Ausdruck verstattet sein sollte, der Geist des teutschen Volkes ohne Zweifel tief gezürnet

haben [20]. Früher nämlich, als noch Otto mit Philipp um das Reich stritt, hatten die Könige von Dänemark, Knud und dessen Bruder Waldemar, sich um Otto's Freundschaft beworben, und zwischen Waldemar und Otto war endlich ein wirkliches Bündniß zu Stande gekommen. Nicht die verwandtschaftlichen Verhältnisse, welche bestanden oder eingegangen wurden, hatten Waldemar zu diesem Bündnisse vermocht, sondern das Verlangen, den Streit im Reiche zu erhalten und zu nähren, damit er der nördlichen Länder an beiden Meeren desto leichter Herr bleiben möchte. Das war gelungen. Bis zur Elbe, von der Mündung dieses Stromes in das Meer, bis zu der Mündung der Elde in die Elbe, und alsdann hinüber bis zur Oder, waren alle Länder, wie schon früher bemerket worden ist, in die Gewalt der Dänen gekommen. Alsdann aber, da Otto einiger König der Teutschen geworden war, mag Waldemar besorget geworden sein wegen dieser Erwerbung. Denn er wußte gar wohl, daß Otto, der Sohn Heinrich's des Löwen, wenn er mit der Kaiser-Krone geschmückt aus Italien zurück gekehret war, seine Herrschaft über diese teutschen Länder nicht dulden würde: denn Otto betrachtete Slavanien als seinem Hause angehörend, und der Verlust dieser Besitzungen und Holstein's zugleich war für Teutschland nicht nur eine Schmach, sondern auch ein unermeßlicher Nachtheil. Deßwegen ist die neue Parteiung in Teutschland, zwischen Otto und Friedrich, dem Könige Waldemar ohne Zweifel ein sehr erfreulicher Anblick gewesen; und eben deßwegen mag er die Zeit benutzet haben, da der Streit noch nicht entschieden war, von Friedrich die rechtliche Abtretung der eroberten oder besetzten Länder auszuwirken. Friedrich aber, um seinem Gegner, den er in der Stirn nicht anzugreifen wagte, einen Feind im Nacken zu erwecken, trug kein Bedenken, dem Könige von Dänemark die Länder zu überlassen, die er begehrte. „Der ganze Ruhm der

kaiserlichen Majestät, so heißet es in der Urkunde von Metz, bestehet darin, daß sie auf die Vermehrung des Friedens der allgemeinen Kirche in aller Weise hin arbeite. Deßwegen hat uns, durch Gottes Gnade zu dem väterlichen und dem römischen Reiche gelanget, vor Allem am Herzen gelegen, mit den benachbarten Königen den Frieden zu befestigen, damit die Braut Christi, zu deren Vertheidigung wir das Schwert führen, sich durch die Mitwirkung derselben eines beständigen Friedens erfreuen möge. Aus diesem Grunde haben wir mit Waldemar, dem Könige der Dänen, beständige und unverletzliche Freundschaft geschlossen. Und damit er den Frieden seines Reiches bewahren, und die Feinde unserer kaiserlichen Würde unterdrücken möge [21], haben wir auf den Rath und mit der Zustimmung von Fürsten des römischen Reiches [22], das Land jenseits der Eider und der Elbe [23], welches, zum römischen Reiche gehörend, der König Knud und sein Bruder Waldemar mit den Waffen in Besitz genommen, so wie das Land, das Knud in Slavien erworben hat, seinem Reiche überlassen, und bestätigen diese Abtretung durch die gegenwärtige Urkunde. Keiner unserer Nachfolger und kein Fürst des römischen Reiches, soll wegen dieser Länder, weil sie ein Mal dem Reich unterworfen gewesen sind, den vielgeliebten Herrn König Waldemar mit Waffen oder Beschwerden jemals beunruhigen.» Uebrigens ist diese Urkunde von einigen Fürsten des Reiches, Theils geistlichen, Theils weltlichen, als Zeugen unterschrieben worden.

Der Kaiser Otto mag durch den schnellen Abfall seines Schwiegervaters, des Herzoges von Brabant und anderer Fürsten in den Niederlanden in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein. Friedrich's Abtretung des nordöstlichen Teutschlandes aber scheinet eine neue Hoffnung in ihm gewecket zu haben. Er konnte sich wohl nicht vorstellen, daß die teutschen Fürsten den Verlust so wichtiger Länder mit Gleichgültigkeit

ertragen, und einen Fürsten, der sich „alle Zeit Mehrer des Reiches" nannte, indem er das Reich minderte, als König anerkennen würden; vielmehr würden sich, wenn er gegen den Dänen aufträte, viele, es würden sich die meisten Fürsten zu ihm stellen. Gewiß ist, etwa um das Osterfest des Jahres zwölf Hundert und fünfzehen begab er sich mit seiner Gemahlin, um kein Hinderniß zu finden, in der Stille aus Cöln hinweg nach Braunschweig. Die Bürger von Cöln hatten ihm die Treue bewahret bis zu dem letzten Augenblick, und seinen Abzug zu erleichtern gesuchet: sie nahmen keine Zahlung für den Aufwand an, den sein Aufenthalt in Cöln veranlasset hatte, und gaben ihm noch überdieß sechs Hundert Mark Silbers [24]; eben dieser Umstand aber und sein stiller Abzug scheinen Veranlassung zu dem Gerüchte gegeben zu haben, als sei er heimlich entwichen, um die Schulden nicht zu zahlen, die seine Gemahlin im Würfelspiele gemacht hätte [25]. In Braunschweig angekommen, gelang dem Kaiser bald ein Bündniß zu Stande zu bringen, das günstige Erfolge versprach. Der Erzbischof Waldemar von Bremen nämlich, aus dem königlichen Hause in Dänemark stammend, war früher Bischof von Schleswig gewesen, und hatte mit seinen Vettern, den Königen Knud und Waldemar, so schwere und für ihn unglückliche Feindseligkeiten bestanden, daß er seine Freiheit nur gegen Verbannung erlanget hatte. Dennoch war er vor sieben Jahren, nach Hartwich's des Zweiten Tode, in Bremen zum Erzbischof, in Hamburg hingegen war unter dänischem Einfluß ein anderer Erzbischof, Burchard, erwählet worden, und der Papst Innocenz hatte den Letzten bestätiget, weil Waldemar, aus Haß gegen den dänischen König, damals auf Otto's Seite, zu Philipp hielt. Und als Burchard nach einem Jahre gestorben war, hatte Innocenz, abermals auf das Betreiben des Königes der Dänen, dem Erzbischofe Waldemar, einen Grafen von der Lippe, Gerhard genannt, Bischof von Osnabrück, als

Erzbischof willkührlich entgegen gestellet, ihn selbst aber, den Erzbischof, mit dem Banne beleget. Durch den päpstlichen Bann ward alsdann Waldemar auf die Seite des Kaisers Otto getrieben, als auch dieser mit dem Fluche der Kirche beleget worden, und Otto nahm, nach seiner Rückkehr aus Italien, die Hand gern an, die der Priester ihm darbot: dadurch aber wurde der König der Dänen um so feindseliger gegen Otto. Seit dieser Zeit hatte der Erzbischof Waldemar, der Bremer und der Stedinger gewiß, gegen den König von Dänemark und den Papst Innocenz, dessen Fluch er verachtete und verhöhnte, unaufhörlich gekämpfet, keinesweges siegreich, aber nicht ohne Glück. Zu ihm hatte der Markgraf Albert von Brandenburg gehalten, dessen Land von den Waffen der Dänen beständig bedrohet war, und auch der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein hatte sich angeschlossen, aus Liebe zu seinem Bruder. Also war das Bündniß in der That schon vorhanden, das der Kaiser Otto suchte. Er schloß sich an, und wurde das Haupt. Hierauf führte er ein Heer über die Elbe und erschien vor Hamburg. Die Bürger von Hamburg, teutsches Herzens und teutsches Sinnes, haßten die Herrschaft der Dänen. Darum zauderten sie nur so lange, als die Schicklichkeit erforderte; alsdann öffneten sie die Thore, und begrüßten Otto mit Freuden als ihren Herrn und Kaiser.

Aber mit diesem schönen Anfang erstarb das ruhmwerthe Unternehmen. Der König von Dänemark rüstete stark. Es ist zu vermuthen, daß Otto nicht versäumet habe, die teutschen Fürsten an die Ehre des teutschen Volkes und Namens zu mahnen; aber Niemand hörte auf seine Stimme. Mehr und mehr schlossen sich Alle dem Könige Friedrich an, der ihnen stets freundlich, in alter Weise, entgegen kam, und zu Schenkungen, Bewilligungen und Bestätigungen gleich bereit war gegen Geistliche und gegen Laien. Am Ersten des Julius erließ er, „Friedrich, von Gottes und des Papstes Gnaden

König der Römer und alle Zeit Mehrer des Reiches», ein Schreiben an den Papst, mit einer goldenen Bulle versehen. In demselben gab er dem heiligsten Vater in Christo, wie er den Papst nannte, das Versprechen, daß er, sobald er die Kaiser-Krone empfangen hätte, seinen Sohn Heinrich, der schon zum Könige von Sicilien gekrönet war, aus der väterlichen Gewalt entlassen, und demselben dieses Königreich, welches er von der römischen Kirche erhalten müßte, abtreten, daß er sich auch selbst alsdann nicht mehr König von Sicilien nennen würde, sondern daß das Reich, bis zu der Mündigkeit seines Sohnes, von einer geeigneten Person verwaltet werden sollte, die der römischen Kirche wegen aller Ehre und alles Rechtes verantwortlich bliebe. Dem Versprechen war die Versicherung beigefüget: Dieses solle geschehen, ohne Zweifel in Folge eines Vertrages zu Straßburg, um jede Besorgniß zu entfernen, als könnte durch ihn selbst, da er zum Kaiserthume berufen worden sei, irgend eine Einheit zwischen dem Königreich und dem Kaiserthume bewirket werden [26]. Und nun endlich konnte er seine Krönung als römischer König ohne Hinderniß Statt finden. Er zog nach Aachen, und empfing am Fünf und zwanzigsten des Monates Julius, weil der erzbischöfliche Stuhl von Cöln unbesetzet war, aus der Hand des päpstlichen Legaten, Sifrid's von Mainz, in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Fürsten [27] unter großen Feierlichkeiten die königliche Krone. Karl's des Großen Andenken wurde geehret durch eine neue Beisetzung seiner Gebeine in einem kostbaren Sarge. Am folgenden Tage nahm Friedrich, was er zuvor versprochen hatte, das Kreuz, welches der Papst predigen zu lassen nicht ermüdete, aus der Hand des Scholasticus Johannes von Xanten; und viele Fürsten und Herren, geistliches und weltliches Standes, folgten dem Beispiele des Königes. Zugleich wurden die Versprechungen desselben von Eger widerholet und wohl auch erweitert. Hierauf festliche Tage, welche durch die Gnade

und die Freigebigkeit des Königes verherrlichet wurden. Aber auf den Antrag desselben ward auch die Acht ausgesprochen gegen Otto's Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, und die Pfalzgrafschaft zu Rhein wurde dem Herzoge von Baiern übertragen wegen seiner großen Verdienste um das königliche Haus. Alsdann begab sich der Erzbischof Thiederich von Trier nach Cöln, und stellte hier den Gottesdienst wieder her, der seit siebenzehen Monaten durch das Interdict des päpstlichen Legaten unterbrochen gewesen war. Darüber schien die Freude allerdings groß zu sein; und der König ward in dieser Freude, als auch er nach Cöln kam, von den Bürgern feierlich empfangen und gehalten.

Die Nachricht von allen diesen Vorgängen hat Otto's Brust ohne Zweifel mit einem tiefen Unmuth erfüllet; sie hat ihm vielleicht einen unüberwindlichen Widerwillen beigebracht gegen die Krone und gegen das Reich, da er sich im Kampfe für Teutschland's Ehre und Vortheil gegen einen König, dessen Vorfahren Vasallen des teutschen Reiches gewesen waren, so gänzlich verlassen sah. Und doch fand im Monate November des Jahres noch eine Erscheinung Statt, die seinem Unmuthe nothwendig eine starke Bitterkeit zugesetzet haben mag. Der Papst Innocenz nämlich hatte seit drittehalb Jahren daran gearbeitet, eine allgemeine Kirchen-Versammlung zu Stande zu bringen, welche von Geistlichen aller christlichen Länder im Morgen und im Abende besuchet werden sollte. Als Zweck ward angegeben, an der Uebereinstimmung aller Kirchen in der Lehre und im Brauche, in der Ordnung und im Rechte, in der Verfassung und in der Verwaltung zu arbeiten; im Besonderen aber für das heilige Land, dessen Noth Innocenz in aller Weise für den apostolischen Stuhl und für sich selbst geltend zu machen suchte, die erflehete Hülfe auszuwirken. Innocenz indeß hatte wohl noch andere Gründe. Er saß nunmehr sechszehen, siebenzehen Jahre auf dem Stuhle des Apostels, und

das Alter nahete sich ihm mit raschen Schritten. Er hatte unausgesetzet mit bewunderungswürdiger Thätigkeit gearbeitet und gestrebet. Wenn er aber jetzt auf seine Bahn zurück blickte und um sich schauete, überhaupt die Rechnung seines Lebens zog, so mochte ihm das Herz wohl ängstlich schlagen. Er hatte, in verkehrter Anwendung überlieferter Ideen, hochfliegende, ja ungeheuere Entwürfe verfolget, um seine Herrschaft, die Herrschaft der Kirche genannt, über alle Länder der Erde zu begründen. Er hatte geglaubet, diese Herrschaft durch die geistigen Waffen erzwingen zu können, welche der Gang des Lebens in seine Hand gebracht hatte: durch den Bann, das Interdict und das Kreuz. Diese Waffen hatte er, weil die Rüstkammer einen unendlichen Vorrath darzubieten schien, verschwenderisch gegen Alle gebrauchet, welche sich nicht unter seinen Willen beugen wollten. Dadurch hatte er auch überall unermeßliches Unglück über einzelne Menschen und Geschlechter, über Gemeinden und Sprengel, ja über ganze Völker und Reiche gebracht; aber für seinen Zweck hatte er mit diesen Waffen allein nicht einen einzigen Sieg gewonnen. Man erkannte überall in den raschen Wendungen derselben die Leidenschaft, in den entgegen gesetzten Richtungen den Mißbrauch. Nach und nach wurde der Fluch mit Hohn vernommen, das Interdict mit Verachtung ertragen, der Ruf zum Kreuze wurde mit tauben Ohren gehöret, und das Kreuz selbst sank bis zum Kinderspiel hinab [28]. Nur die irdischen Bestrebungen geistlicher und weltlicher Fürsten gaben dem Bannfluche seine Stärke hier oder dort; nur das Ringen und Streiten der Völker um weltliche Güter dem Interdict seine Schwere; nur abenteuerlicher Sinn, Lüsternheit nach neuen Genüssen, drückende kirchliche und bürgerliche Verhältnisse dem Rufe zum Kreuze seinen Reiz: die Ausnahmen wurden unverkennbar immer seltener. Wie es dem Papste mit den Teutschen, mit dem römischen Reiche, so ging es ihm mit fast allen Völkern, in

deren Verhältnisse er sich eingemischet hatte. Zehen Jahre lang kämpfte er mit allen seinen Waffen für Otto gegen Philipp Otto aber würde nimmer zum Kaiserthume gelanget sein, wenn nicht Philipp des blutigen Todes gestorben wäre. Otto erkannte hierauf den Papst als seinen Herrn an, aber nur bis zu dem Augenblicke seiner Krönung; keinen Tag über dieselbe heraus. Alsdann hatte er mit denselben Waffen unaufhörlich für Friedrich gegen Otto gestritten: hätte aber das Schicksal bei Bovines anders entschieden, so würde Friedrich das Reich nimmer erhalten haben. Durch die Benutzung günstiger Umstände hatte Innocenz allerdings die Herrschaft über Rom in seine Hand gebracht, und sich auch in den Besitz bedeutender Länder gesetzet, die später der Kirchen-Staat genannt worden sind. Wäre aber diese Herrschaft des Papstes auch sicherer, wäre dieser Kirchen-Staat fester begründet gewesen, als sie waren: wie wenig trug ein solcher Gewinn für den apostolischen Stuhl aus gegen den Verlust an Ansehen, den derselbe durch die Zerrüttung, durch die ketzerische Entfremdung so vieler Menschen, durch die Gleichgültigkeit der Fürsten, durch die furchtbaren Erinnerungen der Völker unleugbar erlitten hatte? Ein solcher Zustand der Dinge mochte dem Papst Innocenz eine große Kirchen-Versammlung zum Bedürfnisse machen, um ein Mal vor der ganzen christlichen Welt in vollem päpstlichen Glanze zu erscheinen, um die Blicke derselben ein Mal wieder auf den apostolischen Stuhl zu lenken, um die Gedanken der Menschen zu zerstreuen und ihre Gefühle zu vereinigen. Und diesem Bedürfnisse ward abgeholfen in vollem Maße. Es erschienen zu Rom vier Hundert und zwölf Bischöfe, ein und siebenzig Primaten und Metropoliten und mehr als acht Hundert Aebte und Prioren [29]. Ueberdieß hatten viele Könige Abgeordnete gesendet, und viele vornehme und weltliche Herren waren von allen Seiten nach Rom gekommen, um eine solche Festlichkeit anzusehen. Vor dieser erhabenen und glänzenden Versammlung erschien alsdann Innocenz in der ganzen Fülle päpstlicher Würde, und fand die schönste Gelegenheit, seine reine apostolische Ge-

sinnung mit salbungsvoller Beredsamkeit, gleichsam vor der ganzen christlichen Welt, auszusprechen und zu entwickeln. Auch setzte er durch, was er durchzusetzen beabsichtiget hatte. Denn wer hätte einem solchen Papst, in einer solchen Stellung, zu widerstreben vermocht? Ein Jeder wußte ja wohl, daß zwischen einem Beschluß und der Ausführung noch ein großer Raum zu liegen pfleget. Uebrigens trat der Abgeordnete der Stadt Mailand vor der Versammlung auf, um die Sache des Kaisers Otto zu führen; indeß geschah nur, was voraus zu sehen war. Der Gesandte erhielt kaum Gehör; der Markgraf von Montferrat widersprach, und die Versammlung, obgleich sie so unruhig wurde, daß der Papst die Sitzung aufheben mußte, gab in dieser Sache, wie in allen übrigen Dingen, dem Willen des heiligen Vaters nach[30]. Er aber, der Papst Innocenz, wenn er sich auch über die weltliche Gesinnung vieler Geistlichen, ja über den ganzen Geist der Versammlung nicht getäuschet haben sollte, mag doch in der Versammlung selbst eine große Befriedigung gefunden haben. Er, ein rüstiger apostolischer Streiter, hatte vor der Welt einen schönen Triumph gefeiert, der nicht ohne eine große Nachwirkung bleiben zu können schien.

Und in der That scheinet derselbe sogleich auf den Kaiser Otto einen starken Eindruck gemacht zu haben. Denn Otto gab noch in diesem Winter das Unternehmen auf, das er mit einem schönen Erfolge begonnen hatte. Wenn er auch, von Niemandem unterstützet, mit seinen wenigen Verbündeten im Stande gewesen wäre, dasselbe hinaus zu führen: warum hätte er die Schmach, jene überelbischen Länder ohne Schwertschlag an Dänemark abgetreten zu haben, von dem Namen des Mannes hinweg nehmen sollen, welchen die teutschen Fürsten gegen ihn als König aufgestellet und mit der Krone geschmücket hatten? Er ging nach Braunschweig. Daselbst lebte er fortan unbekümmert um Krone und Reich, lediglich im Geiste seines Vaters, mit der Förderung des Lebens in seinen Erblanden beschäftiget, getröstet durch die Liebe und die Treue seiner ächten

Sachsen. Mit solcher Gleichgültigkeit schauete er in das Getreibe der Welt hinein, daß ihn nicht ein Mal der Tod des Papstes Innocenz des Dritten, der acht Monate nach der Feier seines Triumphes, am Sechszehenten des Julius zwölf Hundert und sechszehen, vom Leben schied, beweget zu haben scheinet. Nur ein Mal, als Einer seiner letzten Freunde, der Erzbischof Waldemar von Bremen, zuerst von den Stedingern verlassen, alsdann auch aus Bremen vertrieben ward, scheinet, wie in seinem Bruder Heinrich, so in ihm ein verachtender Zorn aufgestiegen zu sein [31]. Aber er lebte auch in der Burg seines Vaters ohne alle Gefahr. Weder der König Friedrich, noch irgend ein Anderer hielt für gut, ihn anzugreifen, um ihn zur Flucht zu nöthigen oder zu der Verzichtleistung auf das Reich zu zwingen. Man ging um ihn herum, wie um einen schlafenden Löwen. Er aber wurde nach dem Oster-Feste des Jahres zwölf Hundert und achtzehen, als er sich auf der Harzburg befand, von einem Fieber ergriffen. Die Krankheit hielt an; er fühlte die nahende Auflösung. Deßwegen ließ er, aus eigenem Bedürfnisse oder durch seine Umgebung bewogen, den Bischof von Hildesheim und andere fromme geistliche Männer zu sich rufen, um durch sie von dem Bannfluche der Kirche befreiet zu werden. Er beichtete, und bekannte auch seine Sünden gegen den apostolischen Stuhl. Ja er beschwor, daß er, Falls ihm das Leben erhalten würde, fortan dem Papste gehorsam sein wollte, aber, seinen Grundsätzen bis zum letzten Augenblicke getreu, nur mit dem Zusatze: „jedoch mit Vorbehalte der Rechte meines Reiches, zu welchem ich gesetzmäßig erwählet und erhoben worden bin [32].“ Dennoch ward er losgesprochen von dem Banne der Kirche [33]. Am Neunzehenten des Monates Mai schied er kinderlos vom Leben, kaum zwei und vierzig Jahre alt [34].

Sechs und zwanzigstes Buch.

Teutschland zu der Zeit des Kaisers Friedrich II.

Gänzlicher Verfall der königlichen Macht.

Entstehung einer neuen Freiheit in den Städten.

Entstehung der Landesherrlichkeit der Fürsten.

Erstes Capitel.

Friedrich der Zweite.

J. 1218.

Der Tod des Kaisers Otto brachte in Teutschland keine Einmüthigkeit hervor; aber der große Spalt, welcher Teutschland durch den Streit zwischen den Waiblingern und den Welfen so lange getrennet hatte, wurde, wie mit des Königes Philipp Grab auf kurze Zeit, so mit dem Grabe Otto's des Vierten für immer geschlossen[1]. Niemand konnte wagen, weder sich selbst noch einen Anderen dem Könige Friedrich entgegen zu stellen; auch mochte Niemand zu einem solchen Wagnisse geneiget sein. Nur ein Welf hätte auf den Gedanken kommen können, wider den Waiblinger aufzutreten; nur ein Welf in Anderen den Gedanken einer neuen Wahl an Otto's Statt erzeugen mögen. Nun gab es zwar auch noch einen Welfen, welcher der höchsten Würde nicht unwürdig war: den Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein; Heinrich aber hatte von Kindheit auf den Wechsel menschlicher Dinge an seinem Vater, an seinem Bruder, an sich selbst zu vielfältig erfahren, als daß in ihm noch ein Wunsch nach einer zerrissenen Krone hätte aufsteigen mögen. Ueberdieß war er, wie erzählet wor-

den ist, mit der Reichs-Acht beleget, und sein Reichs-Land, die Pfalz zu Rhein, war dem Herzoge von Baiern zu Lehen gegeben. In dieser Gefahr hatten ihm allerdings die wackeren Einwohner des schönen Landes, von seinem und seines Hauses hartem Schicksal ergriffen, die größte Anhänglichkeit bewiesen: denn sie hatten sich, als der Herzog Ludwig von Baiern nach Heidelberg kam, um das Land in Besitz, die Leute in Pflicht zu nehmen, wider denselben erhoben, ihn bekämpfet, ihn gefangen genommen mit seinem ganzen Gefolge; aber die Sache war doch endlich ausgeglichen, und der Herzog Ludwig hatte für ein tüchtiges Lösegeld und große Versprechungen seine Freiheit wieder erhalten [2]. Heinrich konnte daher kaum noch mit einiger Sicherheit auf die Pfalzgrafschaft rechnen; nur die Sachsen in den Erbländern des Welfischen Hauses standen unerschütterlich. Alle übrigen Sachsen mochten wohl, durch Otto's Unthätigkeit in den letzten Jahren, zu großer Lauheit oder Gleichgültigkeit gebracht worden sein. Deßwegen durfte Friedrich nur einen Hoftag in Sachsen selbst, zu Herforden, feiern, um auch in diesem Lande allgemein als König anerkannt zu werden [3]. Der Pfalzgraf Heinrich scheinet sich freilich noch fern gehalten zu haben. Aber er hielt sich nicht fern, weil er gegen Friedrich als Feind zu verfahren gedachte, sondern weil er, wie es scheinet, eine Unterhandlung durch Friedrich's Einfluß zu Stande bringen wollte, die schon zur Sprache gekommen sein mag während Ludwig's, des Herzoges von Baiern, Gefangenschaft in der Pfalz; eine Unterhandlung, welche dem Pfalzgrafen ohne Zweifel sehr am Herzen lag. Sie betraf nämlich eine Vermählung zwischen Otto, des Herzoges Ludwig Sohn, mit seiner, Heinrich's, Tochter Agnes. Und so wie diese Vermählung beschlossen worden war, überließ Heinrich die Pfalzgrafschaft zu Rhein, da er selbst keinen Sohn hatte, gern dem Hause Wittelsbach; und eben so gern erschien er nunmehr vor Friedrich zu Goslar, um die Reichs-

Insignien, die noch in seiner Hand gewesen waren, er, der Welf, dem Waiblinger zu Füßen zu legen und ihm als seinem König und Herrn den Eid der Treue zu leisten. So wurde Friedrich der Zweite, nunmehr ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren, einiger König der Teutschen, oder nach der Sprache dieser Zeit, einiger König der Römer und alle Zeit Mehrer des Reiches.

Die Geschichte kennet wenige Fürsten, welche eine so innige und dauernde Theilnahme erregen, als fortan der König Friedrich der Zweite. In den verschiedenen Lagen seines wechselvollen Lebens ziehet er an oder stößet ab, hebet empor oder drücket nieder, erreget Bewunderung, Freude und Lust, oder Aengstlichkeit, Wehmuth und Schmerz. Zuweilen steiget Zorn wider ihn auf in der Brust, auch wohl Ingrimm und Haß, aber niemals einige Kälte. Er war ohne Widerrede der Erste Mann seiner Zeit. Alle Eigenschaften, die einen Fürsten groß machen können, des schönsten Ruhmes würdig, hat er wohl bewähret. An Tapferkeit und Kriegeskunst war er hinter Niemandem zurück; an geistiger Bildung Allen vorauf, und darum als Gesetzgeber, Gründer und Pfleger weit über seinem Zeit-Alter. Eine große Liebenswürdigkeit und feiner Anstand waren ihm eigen. Auch war er freigebig, menschlich, mild und gut; nur konnte er, im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, gegen Ungehorsame, Widerspänstige und Solche, die ihm als Empörer erschienen, seiner Leidenschaft nicht Herr werden, und brach schonungslos hervor. Wenn endlich sein Leben in sittlicher Hinsicht nicht rein war, so hat er doch die Sitte geachtet, und wenn sein starker Geist in religioser Beziehung sich von manchem Wahne frei gemacht und über manchen Aberglauben hinweg geschwungen hatte, so hat er doch die geistlich Armen geschonet und Gewohnheiten und Bräuche nicht verachtet.

Und ein solcher Mann, mit solchen Gaben und Kräften,

ist Friedrich der Zweite noch acht und dreißig Jahre Kaiser und König gewesen, und hat diese lange Zeit herdurch unaufhörlich mit rastloser Thätigkeit gearbeitet und gestrebet, gestritten, gekämpfet und gerungen, ohne dem Ziele, das er sich gesetzet hatte, auch nur um einen Schritt näher zu kommen. Vielmehr hat er sich selbst aufgerieben durch seine Anstrengungen; er hat sich jeglicher Lästerung ausgesetzet; er hat unermeßliches Unglück herbei geführet; er hat Alle von sich entfernet, die seine Anhänger gewesen, selbst seine vertrautesten Freunde; er hat sein eigenes Haus an den Rand des Verderbens gebracht, und endlich bewirket, daß jeder gute Mensch Gott bei der Nachricht dankte, er sei vom Leben geschieden. Und woher diese Nichtigkeit aller seiner Bestrebungen? Weil er vier oder fünf Kronen [4] zugleich tragen und eine Herrschaft üben wollte, welche gegen die Zustände der Gesellschaft war, gegen die Ordnung der Welt, gegen die Natur der Länder und Völker. Denn bei solchen Bestrebungen konnte er sich in kein Volk hinein leben und in keinem Boden Wurzel schlagen. Er war hier fremd und wurde dort nicht heimisch. Er erschien überall wie eine zweideutige Doppel-Gestalt, deren Seele nicht war, wo ihr Leib erschien. Daher konnte er allerdings Begeisterung erregen oder Schrecken verbreiten, aber er konnte die Herzen der Menschen weder halten noch zermalmen. Die Begeisterung lös'te sich in Mißtrauen auf, und der Schrecken verschwand bald vor dem Eintritte, bald vor der wohl begründeten Erwartung neuer Ereignisse, und wohl auch vor der Berechnung der Entfernungen und der Zeiten. Also erhoben sich überall Hemmungen und Hindernisse, Verwickelungen und Wirrungen; menschliche Leidenschaften, edele und unedele, wurden stark aufgereizet und fanden reiche Nahrung. Eben dadurch aber erhielt der Fluch des Priesters von Rom gegen Friedrich den Zweiten die alte Gewalt wieder, welche derselbe, wegen vielfältiges Mißbrauches, längst verloren zu haben schien. Denn der hei-

lige Vater schien, er mochte für den kirchlichen, oder für den irdischen Vortheil des apostolischen Stuhles kämpfen, zugleich für die Unabhängigkeit und die Freiheit der Völker zu streiten, für den Geist und die Bildung des Geistes. Hätte Friedrich seine ganze Kraft und Tugend auf Ein Land zu richten sich entschlossen, sei es auf das Land seiner Geburt, sei es auf das Land seiner Wahl: nach menschlicher Einsicht würde Sicilien das schönste Reich der Welt geworden sein, an Freiheit, Reichthum, Verkehr und Bildung allen Reichen voraus, Niemanden fürchtend, Niemanden beneidend; Teutschland hingegen hätte groß, einig, stark und frei werden, es hätte seinen alten Ruhm vermehren und seine Entscheidung in den Angelegenheiten der Welt geltend machen können, eine feste Wehr gegen die Barbarei, ein sichernder Schild für jegliche Bildung. Aber der Weg von der Mündung der Elbe, um nicht zu sagen von der Eider, bis Capo Passaro ist lang; ein menschliches Auge vermag ihn nicht zu übersehen, und auch die größten Kräfte mußten sich auf demselben verlieren.

Ueber die Frage endlich, welches denn das eigentliche Ziel gewesen sei, das Friedrich zu erreichen gesuchet habe, mag, da es lediglich aus seinen Bestrebungen und seinem Verfahren zu erkennen ist, und deßwegen von Anderen anders aufgefasset werden kann [4], nur Folgendes angemerket werden. Als Friedrich, ein achtzehenjähriger Jüngling, nach Teutschland kam, hatte er wahrscheinlich gar keinen bestimmten Entwurf, gar keinen klaren Gedanken. Er wurde fortgetrieben durch die Aufforderung des gewaltigen Papstes und des Gesandten einiger teutschen Fürsten, die er kaum zu würdigen verstand. Er folgte dem Glanze berühmter Namen und großer Erinnerungen, der ihm aus der Ferne entgegen leuchtete, ohne eben zu überlegen, was er that, wohin er ging. In Rom aber mag schon der Papst durch wohlgemeinte Ermahnungen und Warnungen den Kreis seiner Gedanken erweitert und ihn mit den Ent-

würfen seines Großvaters genauer bekannt gemacht haben. In Genua haben alsdann die Fürsten, die sich zu ihm fanden, wohl keine Bemühungen und keine Versprechungen gesparet, um nicht nur den Wunsch, Lombardien zu erobern, tief in seine Seele hinein zu drücken, sondern um auch die Ausführung, durch einen König von Sicilien, der zugleich König der Teutschen und römischer Kaiser wäre, als leicht darzustellen. Unter den Gefahren, mit welchen er hierauf die Fahrt durch Lombardien bestehen mußte, mag dieser Wunsch brennend geworden sein in seinem jugendlichen Herzen: diese frechen Lombarden sollten ihren Herrn erkennen, und den schuldigen Gehorsam lernen. In Teutschland, unter fast wunderbarer Begünstigung des Glückes angelanget, machte er in den sechs Jahren einer ungewissen Stellung so große Erfahrungen, daß sein Verstand sich rasch entwickeln, sein Urtheil zu schneller Reife gelangen mußte. Also hat er ohne Zweifel bald erkannt, daß Teutschland kein Boden sei für ein starkes Königthum, für eine Herrschaft, wie er sie zu üben sich geneiget und fähig fühlte. Deßwegen konnte es ihm nicht in den Sinn kommen, wegen dieses Wahl-Reiches, in welchem der König zwar von allen Fürsten als ihr gnädiger Herr begrüßet ward, aber kaum mehr Gewalt hatte, als diese Fürsten selbst, sein schönes Erbreich aufzugeben. Aber eben so wenig konnte es ihm in den Sinn kommen, Teutschland aufzugeben, um nach Sicilien zurück zu kehren. Er hatte sich ein Mal in den Glanz des Kaiserthumes hinein gedacht, welches, wie geringe Macht es gewähren mochte, immer als die höchste Würde der Welt betrachtet ward, und um die Kaiser-Krone zu erhalten, mußte er mit der Krone des teutschen Reiches geschmücket sein: wie hätte ihm der Gedanke erträglich sein sollen, der teutschen Krone zu entsagen. Auch besaß er in Teutschland schöne Länder, über welche sich die Stammburg seines Hauses kühn und stark erhob. Diese Besitzungen, welche noch im Jahre zwölf Hundert und achtzehen, als mit Bert-

hold dem Fünften die Herzoge von Zähringen ausstarben, einen bedeutenden Zuwachs erhielten [5], zerstückelt in fremde Hände gerathen zu lassen, mußte seinem Herzen zuwider sein. Ueberdieß war selbst die Rückkehr nach Sicilien, ohne die teutsche und ohne die kaiserliche Krone, wie nicht ohne Fährlichkeit, so nicht ohne Schmach. Denn er hatte die Fahrt nach Teutschland gegen den Willen der Einwohner Siciliens unternommen, und mußte sie rechtfertigen durch den Erfolg; er durfte nicht zurück kehren, wie von einem mißlungenen Abenteuer, sondern nur mit Ehre und Ruhm bekleidet. Also blieb nur übrig, die teutsche Krone, und mit derselben die Kaiser-Krone zu erstreben. Sollte aber Teutschland und Sicilien durch ihn und in ihm, als dem Könige beider Reiche vereinigt sein, so mußte das Zwischen-Land, es mußten die verhaßten Lombarden und das übrige Italien bis zur Grenze des sicilischen Reiches seiner Herrschaft unterworfen werden. Es genügte nicht, daß die Lombarden ihn mit leeren Worten als ihren König und Herrn anerkannten, sondern sie mußten ihm jeden Gehorsam bewähren, den er von ihnen zu fordern veranlasset oder genöthiget werden könnte. Ohne diese Unterwerfung Lombardiens waren Teutschland und Sicilien nicht in wirkliche Beziehung zu bringen; das Königthum in Sicilien konnte Friedrich's Herrschaft über Teutschland so wenig fördern, als das Königthum in Teutschland seine Herrschaft über Sicilien. Beide Reiche mußten ohne Halt und Gegengewicht dahin sinken, ihrer eigenen Schwere folgend, wie die Schalen an einem zerbrochenen Wage-Balken.

Die Erwägung dieser Verhältnisse setzet es außer Zweifel, und die späteren Vorgänge bestätigen diese Meinung, daß Friedrich im Allgemeinen den Plan seines Großvaters, Friedrich's des Ersten, wieder aufgenommen und ausgebildet habe. Und wie er zu diesem Plane in der Stellung, in welche er hinein gerathen, gleichsam gezwungen war, so mag er auch

mit kühnen Hoffnungen einer glücklichen Ausführung entgegen gesehen haben. Denn Friedrich hatte, außer seiner Jugend, drei wesentliche Vortheile vor seinem Großvater voraus, die allerdings von unermeßlicher Wichtigkeit zu sein schienen. Zuerst. Friedrich der Erste hatte, mit dem Papst, auch das Reich Sicilien zu fürchten gehabt; Friedrich der Zweite konnte über die Kräfte und Mittel dieses Reiches verfügen. Dadurch war er zugleich in dem Besitze einer Seemacht. Also war er im Stande, nicht nur den Papst nöthiges Falles in beständiger Besorgniß zu erhalten, sondern auch die Lombarden von mehren Seiten zugleich zu bedrohen oder zu bekämpfen. Friedrich der Erste dagegen hatte immer nur durch die Alpen in Italien einzudringen vermocht. Zweitens. Nach dem Gange menschlicher Dinge durfte Friedrich annehmen, daß die frische Begeisterung, welche die Lombarden vor einem halben Jahrhunderte durchdrungen hatte, nicht mehr Statt fände; wahrscheinlich war es auch keineswegs, daß der verfallene lombardische Bund wieder hergestellet und zu neuem Leben gebracht werden könnte; vielmehr war zu erwarten, daß er, Friedrich, nur den einzelnen Städten Lombardiens gegenüber stehen würde, zu deren Verlockung oder Bezwingung Sicilien reich war an Mitteln und Macht. Drittens. Der Einfluß des apostolischen Stuhles war nicht mehr so groß, als in früheren Tagen; die Gewalt desselben über die Seelen der Menschen hatte sich sehr vermindert. Ueberall gab es Menschen, welchen der heilige Vater wie ein gewöhnlicher Mensch erschien, allen Leidenschaften unterworfen, und nach Dingen gierig, welche Christus und die Apostel weder gesuchet noch empfohlen hatten; überall Menschen, die den Nachfolger des heiligen Petrus schmäheten, verspotteten und verhöhnten. Lombardien aber im Besonderen war, wie das südliche Frankreich, angefüllet mit argen Ketzereien, so daß es schien, der Papst könne nicht abermals die Seele der lombardischen Städte werden.

Nun mochte Friedrich allerdings Grund haben zu fürchten, daß die teutschen Fürsten nicht geneiget sein würden, ihm die Unterstützung zur Unterwerfung Italiens zu gewähren, welche sie seinem Großvater, wenn auch langsam und ungern, gewähret hatten; aber er mochte wohl nicht nur glauben, daß er dieser Unterstützung nöthiges Falles entbehren könne, sondern er durfte auch hoffen, daß es ihm, dem Könige der Teutschen, nicht an tapferen Männern aus Teutschland fehlen würde, da es ihm nicht an Mitteln gebrach, dieselben zu belohnen. Friedrich faßte also nunmehr, da die teutschen Fürsten ihm das Recht, die Kaiser-Krone zu tragen, zugestanden hatten, den Entschluß, Teutschland sobald als möglich zu verlassen, und nach Italien zu gehen; in Italien unter jeder Bedingung die Kaiser-Krone zu erwerben; hierauf, unbekümmert um Teutschland, sein Erbreich Sicilien durch neue Gesetze zu ordnen, zu stärken, zu beleben, und in demselben neue Quellen von Einkünften zu eröffnen, um auf solche Weise in diesem Reich eine feste Grundlage zu der Eroberung von ganz Italien zu gewinnen; weiter, sobald in Sicilien die Arbeit vollendet wäre, diese Eroberung mit den Waffen, mit Verlockungen, mit jeglicher Kunst zu versuchen; inzwischen den Papst, den diese Entwürfe allerdings mit der größten Gefahr für die gegenwärtige Stellung des apostolischen Stuhles bedroheten, auf alle Weise, durch Nachgiebigkeit in Einzelnheiten, durch Bewilligungen in Kleinigkeiten, selbst durch große Zugeständnisse, vor Allem durch eine freundliche, geneigte und ehrerbietige Sprache hinzuhalten, bis seine Gegenwirkung vernichtet, und er selbst in die Stellung hinein gebracht werden könnte, die ihm gebührte, nämlich als Oberhaupt der Kirche lediglich für die geistlichen Angelegenheiten der christlichen Völker zu sorgen, ohne Einfluß auf weltliche Dinge; nach der Eroberung Italiens auch in Teutschland eine ächte königliche Gewalt herzustellen, und endlich von der ewigen Stadt aus als wahrhaftig römischer Kaiser ein römi-

sches Reich zu beherrschen, dessen Gränzen vielleicht ins Unbestimmte gesetzet wurden, einer steten Erweiterung fähig, eine stete Erweiterung verlangend.

Gewiß, es war ein ungeheuerer Gedanke, vor welchem ein minder gewaltiger Geist scheu zurück getreten sein würde. Aber der Gedanke wurde dem Könige Friedrich von den unglückseligen Verhältnissen aufgedränget, in welche er, ohne zu wissen wie, hinein verwickelt worden war. Ueber ihn ist es ein großes und schönes Zeugniß, daß er denselben zu erfassen, daß er Hand ans Werk zu legen wagte. Was in jenem Gedanken Verkehrtes und Verwerfliches, Unnatürliches und Verruchtes lag, das fällt nicht ihm zur Last, sondern der Zeit, in welcher er lebte, in welcher er auf dieser Stelle stand. Nur die Mittel und die Weisen, mit welchen und in welchen er die Ausführung versuchte, gehören ihm an, und müssen ihm zum Ruhme gerechnet werden oder zum Tadel. Gelingen konnte sie freilich nicht, diese Ausführung: denn das Unternehmen stand im Widerspruche mit den ewigen Gesetzen, auf welchen das Leben der Menschen gestellet ist. Friedrich mußte zu Grunde gehen, ohne sein Ziel zu erreichen; aber weil er mehr Werkzeug als Urheber war, so darf behauptet werden, daß er ein Opfer seiner Zeit geworden sei. Und das, was er gethan haben mag, als er die Vergeblichkeit seines Strebens erkannt hatte, als das Unglück über ihn herein brach, als sein Bau zusammen stürzte: das kann ihm auch nicht zur Last fallen. Wer darf Schonung und Besonnenheit von einem Manne fordern, der wie ein Verzweifelnder um das Leben streitet?

Alle diese Bemerkungen sind hier zusammen gestellet worden, weil der Geist des Mannes Achtung und Bewunderung verdienet und erreget, weil der Gedanke an das große und glänzende Fürstenhaus, aus welchem er stammte, die menschliche Brust mächtig ergreifet, und weil es dem Verfasser dieses Werkes schmerzlich ist, daß die Geschichte eines solchen Mannes

hier nicht erzählet werden darf. Denn um das Leben des teutschen Volkes hat Friedrich der Zweite sich fortan nur wenig bekümmert. Eben weil ihm die teutsche Krone nur das Mittel sein sollte, um zuvörderst die Kaiser-Krone zu erhalten, weil er zunächst Teutschland nur zu benutzen vorhatte zur Erleichterung seiner Eroberungen in Italien, weil er jedes Falles Teutschland in den Hintergrund stellte, und alle seine Kräfte, fürs Erste wenigstens, auf Italien zu verwenden gedachte, hat er sich unbedenklich aus Teutschland entfernet, und das teutsche Reich um so lieber sich selbst überlassen, je fester sein Glaube gewesen sein mag, daß die teutschen Fürsten, während er Italien zu seiner Herrschaft brachte, ihm für seine weiteren Entwürfe in die Hand arbeiten, und ganz Teutschland zur Unterwerfung reif machen würden. Seine Abwesenheit aus Teutschland ist allerdings von großer Bedeutung geworden für die Gestaltung des Lebens in Teutschland, für die Begründung der fürstlichen Landesherrlichkeit und für die Entwickelung des Bürgerthumes in den Städten; aber er selbst hat diese Gestaltung wesentlich weder gefördert noch gehemmet. Er stehet nur gegenüber, eine fernher leuchtende Gestalt, zuweilen drohend, zuweilen lockend, Besorgnisse erregend oder Hoffnungen; aber die Erwartung wird niemals befriediget; die Gestalt verschwindet, wenn sie sich am Glänzendsten gezeiget hat, in dunkele Nacht, um bald wieder im vorigen Glanze hervorzutreten. Selbst die Urkunden, welche Fürsten, Bischöfen, Klöstern, Städten ausgestellet worden sind, um Demjenigen, was sich gestaltet hatte, einen rechtlichen Stempel aufzudrücken, wurden nur ertheilet, weil dem Kaiser die Dinge in Teutschland gleichgültig waren, weil er sie nicht zu ändern vermochte, oder weil sie ihm im Fortgange der Zeit förderlich werden zu können schienen. Dennoch hat Friedrich in Teutschland die Laufbahn begonnen, die er zu beendigen hoffte; und schon bei dem ersten Schritt auf derselben, trat ihm der Papst entgegen,

oder vielmehr, der Papst trat ihm entgegen, bevor er den ersten Schritt that, um ihn von demselben zurück zu halten; und da er sich nicht zurück halten ließ, so begann eben damit die lange Reihe der Wirrnisse, die sich durch Friedrich's Leben hindurch gezogen haben, und erst gelöset worden sind durch seinen Tod. Diese erste Verhandlung soll ausführlich erzählet werden, Theils weil Friedrich sich in Teutschland befand, Theils weil sie sich auf Teutschland beziehet, und wichtige Bestimmungen herbei geführet hat, endlich auch, weil sie anschaulich genug macht, in welcher Weise Friedrich mit dem Papste verfuhr, und von welcher er, obwohl umsonst, wegen des ersten Gelingens einen vollständigen Erfolg gehoffet zu haben scheinet. Die späteren Verhandlungen sind der Geschichte des teutschen Volkes größtes Theiles fremd.

Zweites Capitel.

Friedrich II. und Honorius III.
Heinrich's (VII.) Wahl zum Könige der Römer.
Friedrich's Entfernung aus Teutschland.
J. 1218 — 1220.

Früher ist erzählet worden, daß Friedrich dem Papste vor seiner Krönung als römischer König das feierliche Versprechen, er wolle, um Teutschland und Sicilien in keiner Weise zu vereinigen, seinem Sohne Heinrich das Königreich Sicilien abtreten, gegeben, und am Tage nach seiner Krönung das Gelübde einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande abgeleget habe [1]. Das Versprechen sollte erfüllet werden, sobald er die Kaiserkrone erhalten hätte; wegen der Erfüllung des Gelübdes war keine Zeit festgesetzet worden. Von dem Versprechen hatte also bisher noch keine Rede sein können; aber auch von dem Gelübde war noch keine Rede gewesen. Der Papst Innocenz hatte von demselben geschwiegen bis zu seinem Tode, und der neue Papst Honorius der Dritte erlaubte sich kaum einer Erwähnung desselben [2]. Denn der Kaiser Otto stand ja dem Könige Friedrich, wenn nicht drohend, doch trotzig, gegenüber; deßwegen mußte die Sache des Kreuzes

den Angelegenheiten in Teutschland nachstehen. Kaum aber war Otto aus dem Leben geschieden und Friedrich als einiger König der Teutschen anerkannt, so begann der Papst, an das Gelübde zu mahnen, und auf die Beschleunigung des Kreuzzuges zu dringen. Honorius der Dritte war ein Mann von ganz anderer Art, als sein Vorgänger gewesen war. Ihm fehlte die Kraft, die Raschheit des Geistes, die Thätigkeit. Verständig und wohl gesinnet, ohne Ehrsucht und Eitelkeit, wünschte er in milder und menschlicher Weise das Gute zu fördern, und den Frieden zu erhalten überall, am Meisten ohne Zweifel mit dem Kaiser. Aber aufgeben durfte er nicht, was der apostolische Stuhl schon gewonnen hatte, oder gewonnen zu haben glaubte; er durfte von den Grundsätzen nicht abweichen, auf welchen derselbe nunmehr zu stehen schien. Auch stand er nicht allein. Die Cardinäle wachten, und beschlossen, und trieben zur Ausführung ihrer Beschlüsse. Nun mögen schon Warnungen vor dem Könige Friedrich in Rom angelanget sein; wenigstens ist gewiß, daß bald nachher zwei Beschuldigungen wider denselben zur Sprache kamen, die wahrscheinlich jetzt schon, vielleicht als Vermuthungen, vorgebracht waren. Friedrich habe, wie es hieß, die Absicht, seinen Sohn Heinrich, den Erben des Königreiches Sicilien, zum römischen König erwählen zu lassen, also die Absicht, das teutsche Reich, das Kaiserthum und das Reich Sicilien zu vereinigen; auch mische er sich in die Wahlen bei der Besetzung geistlicher Stellen, Beides seinem feierlichen Versprechen zuwider. Diese Beschuldigungen mögen den Papst bewogen haben, den König zur Kreuzfahrt zu drängen. Honorius und seine Räthe haben gewiß nicht erwartet, daß Friedrich einer solchen Aufforderung Folge leisten würde. Kaum erst allgemein in Teutschland als König anerkannt, noch nicht ein Mal im Besitze der Reichs-Kleinodien, seit länger als sechs Jahren aus Sicilien entfernet, ohne allen Einfluß in Lombardien, mit der Kaiser-Krone noch

nicht geschmücket, überall von Unordnung und Verwirrung umgeben, von widersprechenden Anforderungen bestürmet, ohne königliche Macht, ohne kaiserliches Ansehen: wie wäre es möglich, daß der Papst, daß irgend ein Mensch geglaubet haben könne, Friedrich werde aus allen diesen Verhältnissen scheiden, um nach dem fernen heiligen Lande zu gehen, in einen Kampf hinein, in Fährlichkeiten und Wirrnisse, welche weder er selbst, noch irgend ein Mensch zu übersehen im Stande war? Daher ist wahrscheinlich, daß der Papst mit seiner Aufforderung den König nur zu warnen, und daran zu erinnern beabsichtigt habe, er sei noch nicht im Besitze der Kaiser-Krone. Friedrich jedoch stellte sich, als merkte er Nichts von der Absicht des heiligen Vaters, und als sei er fest entschlossen, den Kreuzzug anzutreten, sobald nur seine Kreuz-Genossen mit ihm nach dem heiligen Lande zu gehen bereit wären. Er schrieb, im Anfange des Jahres zwölf Hundert und neunzehen, an den Papst. „Er erkenne die Nothwendigkeit und das Verdienstliche des Kreuzzuges gern an; auch habe er schon auf denselben hingearbeitet, und werde ferner darauf hinarbeiten. Nur möge der heilige Vater ihn unterstützen, um das Werk zu fördern: er möge Allen, welche das Kreuz angenommen hätten, Fürsten und Prälaten, bei Strafe des Bannes befehlen, die Fahrt vor der Mitte des Jahres anzutreten; er möge Niemanden seines Gelübdes entbinden; er möge den Befehl ertheilen, daß ein Jeder, während er selbst abwesend sei, seinen Stellvertretern Gehorsam zu beweisen habe; er möge den Pfalzgrafen Heinrich und die Stadt Braunschweig mit dem Banne belegen, wenn sie nicht alsobald die Kleinodien des Reiches auslliefern würden [3].“ Und diesem Allen fügte er die Versicherung seiner eigenen Bereitschaft und der Reinheit seines Willens hinzu. Wer vermag zu zweifeln, daß Friedrich bei diesem Schreiben die Absicht gehabt habe, den heiligen Vater wegen seiner eigenen Absichten irre zu führen, und ihn

zugleich aufmerksam zu machen auf die großen Schwierigkeiten, die sich dem Kreuzzug entgegen stellten?

Der Papst aber und die Seinigen wurden nicht getäuschet. Kaum war ein Monat verlaufen, da hatte Honorius schon alle jene Befehle erlassen, welche Friedrich von ihm verlanget hatte. Er hatte sogar die Verschiebung des Aufbruches bis zum Feste des heiligen Michael bewilliget [4]. Es war eine gegenseitige Versuchung. Friedrich jedoch scheinet durch das schnelle Eintreffen der päpstlichen Befehle in einige Verlegenheit gekommen zu sein. Denn er ließ drei Monate verlaufen, ehe er dem Papste seinen Dank für die Bereitwilligkeit aussprach, mit welcher derselbe seine Bitten erfüllet hatte. Aber Friedrich hielt auch für gut, diesem Schreiben ein anderes voraus zu senden, in welchem er sich gegen die Klagen erhob, die wider ihn, wie er inzwischen erfahren hatte, an den apostolischen Stuhl gebracht waren. Er nannte die Beschuldigungen Verleumdungen. „Sein Gewissen, sagte er, sei rein. Wenn die teutschen Fürsten auch wirklich seinen Sohn zum römischen Könige wählen sollten: so wäre die Absicht keineswegs, Teutschland und Sicilien zu vereinigen, sondern lediglich, zuerst, während seiner Abwesenheit die Regierung zu erleichtern, und zweitens, im Falle seines Todes, seinem Sohne die Besitzungen seines Hauses in Teutschland desto besser zu sichern. Auch sei es unwahr, daß er die Wahlfreiheit der Kirchen gestöret habe; höchstens habe er eine Bitte an die Wählenden und wohl auch an ihn selbst, den heiligen Vater, zur Beförderung dieses oder jenes Mannes gestellet.“ In ähnlicher Weise wies er andere Beschuldigungen, als suche er die Rechte und Besitzungen des apostolischen Stuhles zu schmälern, von sich ab; ja, er stellte dem Papst eine neue Urkunde aus, in welcher er seine früheren Versprechungen wiederholte; bat aber auch abermals um einen neuen Aufschub des Kreuzzuges bis zum Frühlinge des folgenden Jahres, weil der

Schwierigkeiten, die überwunden werden müßten, zu viele seien: Alles in der ehrerbietigen Sprache eines gehorsamen, dem heiligen Vater aus Frömmigkeit und Dankbarkeit gänzlich ergebenen Sohnes [5]. Der Papst antwortete auf dieses Schreiben am Ersten October's, und er antwortete in derselben freundlichen und artigen Weise; an einigen Wendungen, welche an Vorwürfe und Drohungen streiften, fehlte es jedoch auch nicht. „Sieh, geliebtester Sohn, sagte der heilige Vater, Dir sind zwei Zeitpunkte bestimmt worden, und beide sind vorüber gegangen. Welchen Vortheil aber hat diese Zögerung gebracht? Wo sind die Schiffe, wo die Galeeren, welche Deine königliche Sorgfalt zu der Ueberfahrt ausgerüstet hat? Indeß wollen wir auf die Hindernisse, welche Du zu Deiner Entschuldigung angeführet hast, so weit wir in dem Herrn vermögen, Rücksicht nehmen, und Dir einen neuen Aufschub bis zum Frühlinge des nächsten Jahres bewilligen. Schlafe aber inzwischen nicht ein, damit Du nicht in die Schlingen des Bannes hinein gerathen mögest [6]."

Es konnte nicht anders sein, diese Verhandlung mußte in dem Könige Friedrich die Hoffnung erzeugen, daß es ihm gelingen werde, den nachgiebigen Papst zu neuer Nachgiebigkeit zu bewegen, und demselben den Bannfluch nach und nach aus der Hand zu winden. Er setzte daher die Unterhandlung lebhaft fort, und erweiterte sie. Denn er trug darauf an, daß der Papst ihm während seines Lebens Sicilien überlassen möchte: nach seinem Tode sollten aber Teutschland und das Kaiserthum von Sicilien getrennet werden. Der Papst widersetzte sich; und sogleich gab Friedrich das Verlangen auf. Aber er hatte auch schon einen neuen Antrag in Bereitschaft. Er bat den Papst, ihm zu versprechen, daß ihm, wenn sein Sohn Heinrich hinstürbe ohne einen Sohn und ohne einen Bruder zu hinterlassen, alsdann das Königreich Sicilien von der Kirche zu Lehen ertheilet werden sollte. Der gutmüthige Papst, wel-

chem die demuthvolle und schmeichlerische Sprache des Königes gefallen mochte, bewilligte dieses Verlangen. Friedrich erkannte auch dieses Zugeständniß dankbar an, fügte aber, um sich die Thüre offen zu erhalten, sogleich hinzu: daß er dennoch, bei einer mündlichen Verhandlung mit ihm, dem Papste, auch noch die Bewilligung seines ersten Wunsches, nämlich die Herrschaft über Sicilien während seines Lebens neben dem Kaiserthum und dem teutschen Reiche behalten zu dürfen, von seiner Heiligkeit zu erlangen hoffte; er versuchte zugleich dem heiligen Vater die Vortrefflichkeit einer solchen Vereinigung mit den schönsten Worten, die edelste Gesinnung bezeugend, einzureden [7]. Inzwischen aber war auch der dritte Zeitpunct, welchen der Papst für den Kreuzzug bestimmet hatte, heran gerücket. Deßwegen schrieb Friedrich in demselben Briefe, im Monate Februar des Jahres zwölf Hundert und zwanzig, etwa vier Wochen vor der festgesetzten Zeit, Folgendes über diese Angelegenheit. „Er habe auf einem Reichs-Tage zu Nürnberg die teutschen Fürsten angetrieben, daß sie sich für die Fahrt nach Syrien aussprechen möchten. Er selbst sei gerüstet und zum Abzuge bereit; die übrigen Bekreuzten hingegen hätten das Nöthige noch nicht besorget. Daher fürchte er, daß, wenn er die Fahrt antrete, die Uebrigen zurück bleiben und ihn verlassen möchten; und wegen dieser Furcht habe er beschlossen, wenn anders der Papst diesen Beschluß genehmige, seine Kreuz-Genossen voraus zu senden, und alsdann selbst nachzufolgen. Davon würde allerdings die Folge sein, daß einige Tage über die bestimmte Zeit verlaufen könnten.» Aber, setzet er hinzu, Gott ist Zeuge, wir reden nicht trügerisch; sondern, so wie wir selbst im Begriffe sind aufzubrechen, so arbeiten wir wirksam in Teutschland für die Ehre der Kirche und für die Sache des Gekreuzigten. Wir lassen tapfere und kampftüchtige Männer schwören, daß sie mit uns hinüber fahren sollen, und verlängern Frieden und Treugen so viel wir

vermögen, um die Sache desto besser hinaus zu führen.» Der Papst konnte nicht umhin, den Eifer zu beloben, dessen sich Friedrich gerühmet hatte. Seine Besorgniß indeß verhehlte er nicht. „Wer liebet, sagt er, der fürchtet. Daher ist nicht zu verwundern, daß wir wegen der verzögerten Fahrt nach dem heiligen Lande für dich fürchten, wie für uns; für dich: du mögest durch den wiederholten Aufschub den Zorn des allmächtigen Königes auf dich laden; für uns: wir möchten die Sache jenes obersten Priesters, der sich selbst für das Heil des Volkes am Altare des Kreuzes als Opfer Gott dem Vater dargebracht hat, saumselig zu verlassen scheinen.» Daher setzte er zwar den Tag des Aufbruches noch ein Mal weiter hinaus, aber nur auf etwa sechs Wochen, auf den Ersten Mai's, und zugleich ermahnte er den König auf das Dringendste, diesen Tag nicht auch vorüber gehen zu lassen. „Umgürte, umgürte mit dem Schwerte deine Lenden, du Mächtigster unter den Königen der Erde. Umgürte dich, mächtig in der Demuth; umgürte dich, demüthig in der Macht, damit du, nicht auf Deinen Arm vertrauend, aus der Hand des Allerhöchsten in der Vollendung eines so großen Werkes den Ruhm empfangest, auf welchen wir hoffen.» So schloß er den ermahnenden Zuruf.

Kaum aber hatte Friedrich dieses päpstliche Schreiben erhalten, ja vielleicht ehe er es erhalten, schickte er einen Abgeordneten, den Abt von Fulda, nach Rom, um mit dem Papste wegen seiner Krönung als Kaiser das Nöthige zu verhandeln: denn des Königes Kreuzfahrt sollte durch Italien gehen, und die Kaiser-Krönung gleichsam auf dem Durchzuge Statt finden. Honorius war über die Ankunft eines Abtes zu einem solchen Zwecke nicht eben erfreuet; er hatte einen Erzbischof, wenigstens einen Bischof erwartet. Der Abt aber hatte nicht nur die schönsten Worte und Verheissungen für den Papst mit sich gebracht, sondern auch ein Schreiben des Kö-

niges an den Senator und das römische Volk, das ungemein erbaulich war. In demselben sprach Friedrich seine Ehrerbietung gegen die römische Kirche aus, und gegen den Papst Honorius, das Haupt derselben, ermahnte aber auch das römische Volk, ihm in der Ehrerbietung vorauf zu gehen, und dem heiligen Vater jeglichen Gehorsam zu beweisen, Alles in Worten großer Frömmigkeit, kindlicher Ergebenheit und des reinsten Wohlwollens, hinweisend auf seine nahe Ankunft in Rom, nicht ohne einige Warnungen, aber auch nicht ohne Verheissungen. Das römische Volk wurde durch dieses königliche Schreiben um so mehr erfreuet, je weiter dasselbe in der Sprache und in der Weise von der Sprache und der Weise der früheren Kaiser abstach: nämlich es zeigte sich, daß Friedrich sich einer italischen Bildung rühmte, welche von seinen barbarischen Vorgängern weder gekannt noch geachtet worden. Das Schreiben ward öffentlich auf dem Capitolio vorgelesen; es erregte eine wahre Begeisterung; und in dieser Begeisterung ward es in überschwenglichen Ausdrücken beantwortet[8]. Wie hätte der Papst unter solchen Umständen mit einem solchen demuthsvollen Sohne der Kirche zürnen können, der mit so kraftvoller Gewandtheit das Ansehen des apostolischen Stuhles selbst unter den wetterwendischen Römern herzustellen und zu mehren verstand? In der That deutete er seine Empfindlichkeit über die Sendung des Abtes von Fulda wegen einer so erhabenen und feierlichen Sache kaum an; dagegen forderte er den König dringend auf, seine Ankunft in Rom zu beschleunigen, damit er sobald als möglich die Freude haben möchte, demselben die Kaiser-Krone zu ertheilen. Ja, er zeigte sich nicht abgeneiget, den Antritt des Kreuzzuges zum fünften Male, und zwar bis zum Herbste des Jahres, hinaus zu schieben.

Zu derselbigen Zeit aber, da diese Verhandlungen zu Rom Statt fanden, durch welche dem Papste große Freude,

der Stadt Rom allgemeiner Jubel bereitet wurde, ging Friedrich seinen eigenen Weg, welcher von der Bahn ablief, die der Papst vorgezeichnet hatte, unleugbar nach Verträgen mit dem Könige. Im Monat April nämlich versammelte Friedrich einen großen Hof-Tag zu Frankfurt, auf welchem sein Sohn Heinrich, der vor vier Jahren mit seiner Mutter nach Teutschland gekommen war, nunmehr ein neunjähriger Knabe [9], von den anwesenden Fürsten zum Könige der Römer, also zu Friedrich's Nachfolger im teutschen Reich und im Kaiserthum erwählet wurde, Er, der Erbe des Königreiches Sicilien.

Der Tag dieser Wahl ist, wegen der Armuth der Ueberlieferungen, nicht zu bestimmen. Eben so wenig ist der Hergang auszumitteln. Friedrich selbst giebt, dem Papste gegenüber, Folgendes an [10]. „Wir hatten einen allgemeinen Hof-Tag nach Frankfurt angesaget, um uns nach der Sitte des Reiches von den Fürsten zu beurlauben [11], und uns alsdann, von dort aufbrechend, nach Euerem Befehl Eueren Füßen zu nahen. Zu diesem Tage waren auch der Erzbischof von Mainz und der Landgraf von Thüringen erschienen, zwischen welchen sich schon vor langer Zeit ein Zwist erhoben hatte. Da Beide von großen kriegerischen Gefolgen begleitet waren, so wuchs die Zwietracht also an, daß sie dem ganzen Reiche Gefahr drohete. Die anwesenden Fürsten, aufmerksam auf eine solche Gefahr, und den Wunsch hegend, derselben zu begegnen, verlangten die Beilegung der Streitigkeit, und schwuren, daß sie Frankfurt nicht eher verlassen würden, bis die Ausgleichung zu Stande gebracht und von uns bestätiget worden wäre. Die Fürsten aber arbeiteten vergeblich; sie vermochten die Eintracht nicht herzustellen; vielmehr wurde der Zwist immer größer, und drohete, wegen unserer nahen Entfernung, sehr große Nachtheile für das Reich. Deßwegen erwählten die anwesenden Fürsten, und im Besonderen Diejenigen, welche früher der

Erhebung unseres Sohnes entgegen gewesen waren, denselben in unserer Abwesenheit zum Könige. Als uns die Wahl bekannt wurde, weigerten wir uns, sie zu genehmigen, weil sie ohne Euer Vorwissen und Eueren Befehl geschehen wäre, und bestanden darauf, daß die Fürsten, wenn wir dieselbe anerkennen, sollten ein Jeder seine Stimme nieder zu schreiben und mit seinem eigenen Siegel zu versehen hätte, oder daß Euere Heiligkeit die Wahl selbst genehmigen müßte [12].» So Friedrich.

Aus den Ueberlieferungen durch Schriftsteller gehet gleichfalls hervor, daß allerdings ein großer Streit zwischen dem Erzbischofe Sifrid von Mainz und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen Statt gefunden hat. Vor fünf Jahren nämlich hatte der vielbelobte [13] Landgraf Hermann, welcher bis an sein Ende in Nichts getreu gewesen war, als in seinem Wendemuth, auf der Villa Gotha, wie es scheinet, in nicht ehrenvoller Weise, seinen Tod gefunden, als er eben im Begriffe war, sich zu dem Kaiser Otto zu begeben, um zu versuchen, ob auch jetzt noch ein neuer Uebertritt zu demselben neue Vortheile gewähren möchte. Ihm war sein Sohn Ludwig, ein werdender Jüngling von etwa sechszehen Jahren, in der Landgrafschaft gefolget. Die Jugend dieses Fürsten scheinet nun den Erzbischof Sifrid gereizet zu haben, demselben Rechte oder Besitzungen, welche die Kirche von Mainz vormals in Thüringen gehabt, welche er aber selbst dem Vater des jungen Landgrafen während seines Streites über den erzbischöflichen Stuhl überlassen zu haben scheinet [14], wieder abzupressen. Und um eine Sache wider den jungen Landgrafen zu haben, und um denselben zur Nachgiebigkeit zu ängstigen, erklärte er: Ludwig stehe unter dem Fluche der Kirche, weil sein Vater im Banne gestorben sei. Ludwig, kaum aus der Kindheit getreten, frommes und keusches Herzens, begriff Nichts von diesem Vorwurfe. Gewiß mochte sein, daß bei

dem häufigen Herumschleudern des Bannes durch Innocenz den Dritten auch ein Strahl den Landgrafen Hermann getroffen hatte, da er mehr als ein Mal auf der Seite der Könige gestanden, die von dem Papste verworfen waren; und möglich ist auch, daß Hermann für seine besondere Freisprechung von dem Fluche nicht gesorget hatte. Denn da er sich ja früh genug von dem Kaiser Otto getrennet und für des Papstes Schützling, den König Friedrich, erkläret hatte: so mag der Fluch eben so wohl von ihm selbst vergessen worden sein, als er von den Geistlichen in Thüringen vergessen worden war: denn weder bei seinem Tode, noch bei seinem Begräbnisse war ein Bannflecken an ihm gefunden. Jedes Falles wußte Ludwig sich frei von aller Schuld, und hatte wohl auch niemals erfahren, daß sein Vater von der Kirche ausgestoßen worden. Also verwarf er die Behauptung des Erzbischofes, und trat dem Priester kühn entgegen. Und da seine Vorstellungen ohne Wirkung blieben, so nahm er, im Jahre zwölf Hundert und neunzehen, die Waffen, um den Priester mit dem Schwerte zu nöthigen, seine falsche Behauptung zu widerrufen. Er war glücklich. Der Erzbischof sah sich gezwungen, eine Aussöhnung zu suchen. Dieselbe wurde zu Stande gebracht in der Kirche des heiligen Bonifacius zu Fulda, und bei derselben ließ der Landgraf, damit die Ehre des Erzbischofes geschonet würde, sich seine und seines Vaters Lossprechung von dem Banne gefallen, wie eine überflüssige, aber unschädliche Handlung. Also war diese Sache schon im vorigen Jahr abgethan.

Dennoch ist nicht verstattet, Friedrich's Angabe zu bezweifeln. Zu Frankfurt mag die Zwietracht wieder hervor getreten sein. Der Erzbischof fühlte wohl stark die Wunde der Beschämung, und das ungestillte Gelüste nach den Rechten und Besitzungen in Thüringen hat sich ohne Zweifel fortwährend kund gethan. Bei dem Anblicke des jungen Landgrafen

mag daher der verhaltene Groll durchgebrochen sein, und die Vorgänge, deren der König gedenket, mögen Statt gefunden haben. Nach den Ueberlieferungen bei den Schriftstellern, welche dieser Zeit gedenken, hat Friedrich allerdings selbst die Wahl seines Sohnes betrieben. Diese Angabe aber stellet er auch gar nicht in Abrede. In den angeführten Worten spricht er ja von Fürsten, welche sich früher der Erhebung seines Sohnes widersetzet hätten. Im Anfange des Schreibens aber sagt er dem Papste mit dürren Worten: „Euerer Güte gegenüber können und dürfen wir nicht leugnen, daß wir bisher auf die Erhebung unseres einzigen Sohnes, den wir mit väterlicher Liebe lieben, aus allen Kräften hingearbeitet, aber dieselbe noch nicht zu erwirken vermocht hatten [15].“ Er hatte also schon seit geraumer Zeit mit den Fürsten unterhandelt, und einen Theil derselben seinen Wünschen geneiget, einen anderen Theil diesen Wünschen abhold gefunden. Bei diesen Unterhandlungen aber hat es gewiß auch nicht an Anerbietungen und Verheissungen gefehlet, mit welchen Friedrich in Teutschland niemals karg zu sein pflegte. Daher ist gar wohl möglich, daß Friedrich die Wahl in Frankfurt nicht selbst zur Sprache gebracht habe, sondern daß sie wirklich, wie er versichert, in seiner Abwesenheit und ohne sein Vorwissen erfolget sei. Denn als die versammelten Fürsten sich sahen, sprachen, beriethen; als sie die Verschiedenheit der Ansichten bemerkten, und dabei erwogen, daß der König im Begriffe sei nach Italien zu ziehen, daß mithin eine günstige Gelegenheit zu gewinnen und zu erwerben sich vielleicht nicht wieder darbieten würde: so mögen sie sich wohl leicht vereiniget haben in dem Gedanken, nunmehr den Wünschen desselben entgegen zu kommen, um desto sicherer zu erhalten, was er ihnen versprochen hatte. Was er ihnen aber versprochen hatte, lässet sich aus einer Urkunde erkennen, welche vom König am Sechs und zwanzigsten April's zu Frankfurt ausgestellet und uns aufbewahret worden ist.

Diese Urkunde ist zwar nur zum Vortheile der geistlichen Fürsten bewilliget, aber sie kann gar wohl als allgemeiner Maßstab dienen. Die geistlichen Fürsten hatten ohne Zweifel die größte Bereitwilligkeit bewiesen, so wie die größte Entschiedenheit in ihren Forderungen. Sie hatten auch in der That sämmtlich dasselbe Interesse, und konnten mithin am Bequemsten zugleich befriediget werden. Ueberdieß lag dem Könige, wegen seiner Stellung zu dem Papste, die Befriedigung der Geistlichkeit in Teutschland zunächst am Herzen. Er hatte denselben wenig zu fürchten, wenn die Geistlichen mit solchen irdischen Vortheilen gewonnen waren, daß sie ihn nicht verlassen konnten, ohne Gefahr und Verlust zu wagen. Von den weltlichen Fürsten ist wohl auch dem Einen und dem Anderen bewilliget worden, was er zu erhalten gewünschet, und Alle haben vielleicht, wie ihnen in den Bewilligungen für die Geistlichen ein Spiegel vorgehalten wurde, so ähnliche Versprechungen für die Zukunft erhalten. Jene Urkunde aber, welche den Geistlichen ausgestellet ward, welche allerdings sehr wichtig ist, nicht so wohl wegen großer Folgen für die spätere Zeit, denn als Zeugniß über die gegenwärtige, lautet im Wesentlichen folgender Maßen [16].

„In Erwägung des Eifers und der Treue, mit welcher unsere geistlichen Fürsten uns bisher beigestanden haben, indem sie uns zum Reich erhoben, in demselben befestiget, und jüngst unseren Sohn Heinrich zu ihrem König und Herrn wohlwollend und einmüthig erwählet, halten wir dafür, daß auch sie, durch welche wir gefördert und befestiget worden sind, von uns fortwährend gefördert und mit ihren Kirchen befestiget werden müssen. Deßwegen wollen wir den Mißbräuchen, über welche sie Klagen erhoben haben, mit einigen gesetzlichen Bestimmungen entgegen treten. Zuvörderst versprechen wir, fortan auf den Nachlaß eines geistlichen Fürsten für den Fiscus keinen Rechts-Anspruch zu erheben, und nicht zu dulden, daß ein

Laie einen solchen Anspruch erhebe, sondern die Verlassenschaft soll, wenn der Verstorbene kein Testament gemacht hat, dem Nachfolger zufallen, sein Testament hingegen soll aufrecht erhalten werden. Ferner: neue Zölle und neue Münzen wollen wir ohne ihr Wissen und Wollen in ihren Ländern und Gerichtssprengeln nicht weiter zugeben, sondern die alten Zölle und die alten Münzrechte, die ihren Kirchen bewilliget worden sind, wollen wir erhalten und beschützen. — Wenn Menschen, welche durch irgend eine Art von Dienstbarkeit ihnen, den geistlichen Fürsten, angehörig, aus welcher Ursache es sein mag, sich aus dem Gehorsame gegen sie entfernen, so wollen wir dieselben nicht in unseren Städten aufnehmen [17]. Auch wollen wir, daß Dieses von ihnen selbst gegen einander, und von allen Laien gegen sie unverbrüchlich beobachtet werde. — Keine Kirche soll in ihren Gütern unter dem Vorwande der Schirmvogtei über diese Güter beeinträchtiget werden; geschiehet Dieses, so soll der Schaden zwiefach ersetzet und hundert Mark Silbers sollen an unsere Kammer bezahlet werden. — Wenn ein geistlicher Fürst seine Vasallen etwa wegen einer Beleidigung nach Lehen-Recht vor Gericht ziehet, und diesem das Lehen abgesprochen wird, so wollen wir dasselbe zu seinem Vortheil in Besitz nehmen; und wenn er uns selbst das Lehen freiwillig übertragen wollte, so wollen wir dasselbe, weder durch Liebe noch durch Haß abgehalten, annehmen. Wenn hingegen einem geistlichen Fürsten ein Lehen erlediget wird, so wollen wir uns niemals eigenmächtig oder mit Gewalt in Besitz desselben setzen, wenn wir es nicht mit seinem guten Willen und von seiner Freigebigkeit erlangen können. — Wird uns von geistlichen Fürsten mündlich, schriftlich oder durch glaubwürdige Senden angezeiget, daß Jemand mit dem Banne von ihnen beleget worden sei, so wollen wir den Gebannten vermeiden; wir wollen nicht dulden, daß derselbe im Gerichte erscheine vor seiner Lossprechung; zwar soll er sich auf Anklagen zur Rede

stellen, aber die öffentliche Gewalt soll ihm das Recht und die Macht entziehen, als Richter aufzutreten, als Zeuge oder als Kläger. Und weil das weltliche Schwert zur Unterstützung des geistlichen Schwertes bestimmet ist [18], so soll dem Banne, wenn derselbe nicht in sechs Wochen gelöset wird, unsere Reichs-Acht folgen, und diese Acht soll nicht eher aufgehoben werden, als bis der Bann gelöset worden ist. Dagegen haben die geistlichen Fürsten versprochen und geschworen, daß sie gleichfalls uns gegen einen Jeden, welcher wider unsere Achts-Erklärung mit Gewalt auftritt, auf geschehene Anzeigen nach ihren Kräften nachdrücklich beistehen wollen [19]. Burgen und Städte sollen weder unter dem Vorwande der Schirmvogtei noch unter irgend einem anderen Vorwande auf dem Boden der Kirchen gegründet; die Burgen und Städte aber, die schon gegen den Willen Derer, welchen der Boden gehöret, gegründet sein möchten, sollen durch königliche Macht zerstöret werden. — Keiner unserer Beamten soll, wie schon unser Großvater, der Kaiser Friedrich, angeordnet hat, in den Städten der geistlichen Fürsten irgend eine Gerichtsbarkeit in Anspruch nehmen, ausgenommen acht Tage vor einem Hof-Tage, der von uns in denselben öffentlich angesagt worden ist, und acht Tage nach denselben; aber auch während dieser Zeit sollen unsere Beamten sich nicht anmaßen, die Gerichtsbarkeit des Fürsten und die Gewohnheiten der Stadt zu überschreiten. Sollten wir aber zu einer Stadt kommen, ohne einen öffentlichen Hof-Tag angekündiget zu haben, so sollen unsere Beamten durchaus kein Recht in derselben ausüben, sondern der Fürst und Herr soll sich der vollesten Gewalt erfreuen.» Zum Schlusse wird noch den Erben und Nachfolgern des Königes zur Pflicht gemacht, diese Bestimmungen zu halten und auszuführen, und dafür zu sorgen, daß sie für alle Zukunft von allen Laien beobachtet werden.

Diese Urkunde ist nicht nur mit dem kaiserlichen Insiege

versehen, sondern sie ist auch von den anwesenden Fürsten als Zeugen unterschrieben und mit den Insiegeln derselben bekräftiget worden. Es sind aber lauter geistliche Fürsten, vier Erzbischöfe und eilf Bischöfe, deren Namen sich vorfinden [20]. Die Urkunde kann daher nur als ein eigentlicher Vertrag zwischen dem König und den geistlichen Fürsten betrachtet werden. Für die weltlichen Fürsten, die öffentlich ihre Zustimmung nicht gegeben hatten, war derselbe keineswegs verbindlich, und sie wären wohl berechtiget gewesen, zu widersprechen. Ein solcher Widerspruch jedoch würde wohl auch ohne Folgen geblieben sein; denn in der Vereinigung der Reichs-Acht mit dem Kirchen-Banne lag eine Macht, welche ein jeder einzelne Fürst bei der Habsucht und der Länderbegierde seiner Nachbaren allerdings zu fürchten hatte. In der That scheinet kein Widerspruch erhoben zu sein. Entweder waren die weltlichen Fürsten, wenigstens die ersten und größten, zum Voraus gewonnen, oder Alle waren zufrieden, weil sie einsahen, daß die geistlichen Fürsten nur gewonnen hatten, was auch sie erstrebten, und daß ihnen nicht entgehen könnte, was diesen zugestanden war. Zugestanden aber war den Geistlichen das Höchste, das sie wünschen konnten. Sie waren Herren und Gebieter in den Ländern ihrer Kirchen geworden. Zwar hat Friedrich die Hoheit des Reiches über die kirchlichen Länder nicht aufgegeben; da aber dem Thron aller Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Stellen entwunden war, so blieb nicht Vieles von den Rechten der Hoheit zurück. Die Geistlichen kamen rechtlich fast in die Stellung zum teutschen Reiche hinein, in welche der Bischof von Rom durch Innocenz des Dritten Ansprüche und Otto's und Friedrich's Anerkennung zum Kaiserthume hinein gebracht worden war. Sie blieben an dem Namen des teutschen Reiches hängen, ohne vom Reich abhängig zu sein. Zuerst gaben sie selbst, die Bischöfe des Reiches, dem Fürsten ihre Stimme, den sie fortan als ihren König und Herrn an-

erkennen wollten; dieser König und Herr durfte alsdann in ihren Städten Reichs-Tage oder Hof-Tage halten, und mußte während dieser Zeit mit seinem Gefolge von ihnen versorget werden; endlich blieben sie dem Lehendienste für einen Krieg zur Vertheidigung des Reiches unterworfen, dessen Nothwendigkeit sie selbst anerkannt hatten. Weiter gingen ihre Verpflichtungen kaum. Dennoch darf man nicht glauben, daß Friedrich durch seine Urkunde eine bedeutende Veränderung bewirket, oder wohl gar dem öffentlichen Leben in Teutschland eine neue Richtung gegeben habe. Vielmehr kann man behaupten, daß Alles auch ohne diese Urkunde geworden sein würde, wie es geworden ist. Das Meiste von Dem, was Friedrich den Bischöfen zugestand, war schon vorhanden; Alles war längst in Anspruch genommen. Auch ist Nichts durch die Urkunde aufrecht erhalten oder in Kraft gesetzet, sondern lediglich durch die Umstände, durch den weiteren Gang der Ereignisse. Die Bischöfe hätten der königlichen Urkunde nicht bedurft, um Herren in ihren Ländern zu werden; es war nur das unaustilgbare Verlangen in der menschlichen Brust, das Thatsächliche rechtlich festgestellet zu sehen, was ihnen die urkundliche Bestätigung wünschenswerth machen konnte. Bei dem Aussterben des fränkischen Hauses vermochte Teutschland noch, wie wiederholt bemerket worden ist, ein einiges Reich mit einer kräftigen königlichen Gewalt zu werden; Friedrich's des Ersten Bestrebungen aber hatten die Auflösung des Reiches unvermeidlich gemacht. Ein einheimischer König, der Nichts im Auge gehabt hätte, als Teutschland und seine eigenen Besitzungen in Teutschland, würde freilich jetzt noch und zu jeder Zeit eine unüberwindliche Scheu gefühlet haben, auf eine solche Zerstückelung den königlichen Stempel des Rechtes aufzudrücken; der Fremdling Friedrich der Zweite aber that es mit derselben Gleichgültigkeit, mit welcher er die wichtigen Länder an der Ostsee und dem teutschen Meer in die Herr-

schaft der Dänen gegeben hatte, mit welcher er überhaupt das teutsche Reich betrachtete, und er that es um so lieber, da er in dieser Handlung ein Mittel zu finden glaubte, seine Verhältnisse mit dem Papste freundlich zu erhalten und dem Kreuzzuge zu entgehen. Deßwegen ist die Urkunde oben wichtig genannt worden, nicht sowohl wegen ihrer Folgen, denn als ein Zeugniß über diese Zeit. Wenn aber auch Alles begreiflich sein mag: zwei Bestimmungen in der Urkunde müssen, wegen des Königes Friedrich, und wegen der teutschen Geistlichkeit in dieser Zeit, für jedes edele Gemüth schmerzlich und verletzend sein. Zuerst. Der König verbündet sich mit den Priestern, um die unglücklichsten Menschen, die Hörigen, von den Städten auszuschließen, in welchen sie ihre letzte Hoffnung, die Freiheit, erreichen mochten, und denselben eben dadurch das letzte Mittel zu entziehen, durch welches sie harte Herren zu einiger Menschlichkeit und Milde ängstigen konnten. Zweitens. Der König machte die weltliche Gewalt in ihrer höchsten Aeußerung, in der Reichs-Acht, zum Werkzeuge des Kirchen-Bannes, und eben dadurch zum Werkzeuge priesterlicher Leidenschaften, und verlangte dagegen, daß auch der härteste weltliche Spruch fortwirken sollte auf die Ewigkeit. Wer möchte wagen, dieses Verfahren zu loben, zu entschuldigen, zu vertheidigen?

Wie aber auch diese Bestimmungen und die ganze Urkunde beurtheilet werden mögen: außer Zweifel ist, das sie der Preis gewesen, für welche Friedrich die Wahl seines Sohnes Heinrich von den geistlichen Fürsten erkaufet hat; und durch die Betreibung dieser Wahl war das Wort gebrochen, welches er dem Papste wiederholet und feierlich gegeben hatte. Er und der Papst scheinen auch deßwegen gegen einander in nicht geringer Verlegenheit gewesen zu sein. Es trat eine lange Unterbrechung des Verkehres ein. Der Papst war gewiß höchst aufgebracht über die Wortbrüchigkeit des Königes und faßte gegen denselben ein nicht geringes Mißtrauen; seine

Umgebung theilte seine Unruhen und Sorgen. Aber die Zugeständnisse, welche Friedrich den geistlichen Fürsten in Teutschland gemacht hatte, schienen allerdings für die Unabhängigkeit der Kirche von unübersehbarer Bedeutung zu sein. Auch mußte Honorius sich wohl sagen, daß Friedrich ihm durch diese Zugeständnisse die ganze teutsche Geistlichkeit entzogen hatte, und daß er folglich unklug handeln würde, wenn er die apostolischen Waffen gegen denselben zu wenden versuchte. Also beobachtete er das Schweigen. Friedrich mochte sich beschämet fühlen, gegen den heiligen Vater den zwiefachen Wortbruch begangen zu haben: denn er ließ auch zum fünften Male den Tag vorübergehen, der zum Antritte des Kreuzzuges festgesetzet war; gegen den heiligen Vater, zu welchem er stets mit so großer Ehrerbietung gesprochen hatte. Er wußte, wie es scheinet, seine Rechtfertigung weder einzuleiten, noch zu begründen. Als er aber aus dem Stillschweigen des Papstes die Verlegenheit desselben erkannt hatte, glaubte er gewonnen zu haben. Also erließ er, etwa drei Monate nach der Wahl seines Sohnes [21], jenes Schreiben an den heiligen Vater, aus welchem der Hergang bei dieser Wahl mitgetheilet worden ist. Dasselbe ist auf eine merkwürdig kluge Weise abgefasset, wie in vollkommener Ruhe, als hätte er, der Kaiser, das beste Gewissen, in der Sprache der Aufrichtigkeit und Wahrheit, des alten Vertrauens und der alten Zuversicht, der innigsten Ehrerbietung und Ergebenheit, als sei nicht das Mindeste vorgefallen. Nachdem Friedrich die Wahl erzählet, weiß er auch zu entschuldigen, daß er dem Papste nicht ein Mal das Geschehene angezeiget habe. „Es war angeordnet, sagt er, daß Einer der Fürsten sich zu Euch begeben sollte, um Euch Alles kund zu thun. Bald aber weigerte sich derselbe aus Gründen, welche wir Euch, so Gott will, bald mündlich mittheilen werden. Hierauf bewogen wir den Bischof Konrad von Metz und Speier, unseren Canzler, sich zu Eueren Füßen zu be-

geben; dieser aber wurde, als er im Begriffe war abzureisen, von einer Krankheit überfallen und bis jetzt zurück gehalten.“ Alsdann erfolgen neue Versicherungen. „Die Erhebung unseres Sohnes kann Euch, heiligster Vater, doch nur bedenklich scheinen, weil Ihr wegen der Vereinigung des Reiches Sicilien mit dem Kaiserthume Besorgnisse heget. Diese Vereinigung aber hat die Kirche, unsere Mutter, keineswegs zu fürchten. Wir erstreben selbst die Trennung in aller Weise. Sobald wir bei Euch sind, soll Euer Befehl und Euer Begehren in allen Dingen erfüllet werden. Das Kaiserthum darf Nichts gemein haben mit jenem Reiche, weder jetzt noch je. Wir werden uns in dieser Angelegenheit, wie in jeder anderen, der apostolischen Heiligkeit also bewähren, daß sich unsere Mutter, die Kirche, mit Recht freuen könne, einen solchen Sohn geboren zu haben. Ja, wenn die Kirche gar kein Recht an dem Reiche hätte, und wenn wir ohne einen Erben sterben sollten: so wollten wir dasselbe lieber der römischen Kirche vermachen, als dem Kaiserthume. Daher wundern wir uns, daß Ihr und die Kirche wegen der Erhebung unseres Sohnes habet beunruhiget werden können.“

Der ehrwürdige Papst mag wohl den Kopf geschüttelt haben vor solchen Worten. Er hat schwerlich der Erzählung des Königes geglaubet, noch Vertrauen gehabt zu den Versicherungen; da er aber weder die Kraft in sich fühlte, einen offenen Kampf gegen den König Friedrich und die Geistlichkeit in Teutschland siegreich zu bestehen, noch die Entschlossenheit, in seinem apostolischen Amte zu Grunde zu gehen: so mußte er sich wohl freuen, daß Friedrich das schnöde Schweigen gebrochen und ihm einen Weg eröffnet hatte, aus der Klemme hinaus zu kommen. Daher gab er sich das Ansehen, als sei er von Friedrich's Aufrichtigkeit in Worten und Werken vollkommen überzeuget; als sei er vollkommen überzeuget, daß Alles, was geschehen, nur geschehen sei, um die heilige Fahrt

nach dem Morgenlande möglich zu machen, und um während der Abwesenheit des Königes einige Ordnung im Reiche zu sichern. Also verzieh er den Wortbruch um so leichter, je größer der Gewinn war, welchen die Kirche aus demselben gezogen zu haben schien. Und als er das Größere, Heinrich's Wahl, verziehen hatte: wie hätte er das Kleinere, den abermaligen Aufschub des Kreuzzuges, zu rügen vermocht? Friedrich verstand es vortrefflich, alle Schuld von sich hinweg auf diesen Umstand und auf jenen zu werfen; und der heilige Vater begriff leicht, daß unter solchen Umständen der Aufbruch unmöglich gewesen. Auch schien Friedrich den Zug, wenn nicht nach dem heiligen Lande, doch nach Italien in der That nicht länger verschieben zu wollen. Und er verschob ihn nicht. Sobald er des Papstes wieder gewiß zu sein glaubte, ernannte er einige Männer, welchen er die Erziehung seines Sohnes, des jungen Königes Heinrich, anvertrauen zu können glaubte, und welchen er wohl auch den Auftrag gab, wenigstens an den kaiserlichen Namen in Teutschland zu erinnern, wenn sie auch außer Stande sein sollten, das kaiserliche Ansehen geltend zu machen. Es werden mehre genannt, aber es ist nicht zu bestimmen, welche Stellung die Genannten zu einander gehabt haben. Heinrich von Nifen, dessen früher gedacht worden ist, jetzt Marschalk des Reiches, Konrad von Tanne und Wernher von Boland treten hervor, der Eine bei diesem Schriftsteller, der Andere bei einem Anderen, als die Erzieher und Begleiter des Königes, sei es, daß sie zu gleicher Zeit oder daß sie nach einander thätig gewesen sind. Die Ober-Aufsicht aber erhielt der Erzbischof Engelbert von Cöln, ein ausgezeichneter Mann, wie durch seine Gestalt, so durch Geist und Klugheit. Demselben wurde, wie es scheinet, ohne Zweifel, um in den weltlichen Fürsten keine Eifersucht aufzuregen, der Herzog Ludwig von Baiern zur Seite gesetzet, so daß derselbe nöthiges Falles eintreten sollte, und mit ihm vielleicht der Bischof Otto von

Würzburg[22]. Diese Fürsten scheinen auch den Auftrag gehabt zu haben, die öffentlichen Angelegenheiten wahrzunehmen, obwohl diese Angelegenheiten dem Könige Friedrich eben nicht schwer auf dem Herzen gelegen haben mögen.

Er selbst, der König Friedrich der Zweite, brach im Monate September auf und ging über die Alpen. Einige teutsche Fürsten, geistliches und weltliches Standes, begleiteten ihn; unter denselben werden genannt der Erzbischof von Mainz, der Patriarch von Aquileia, die Bischöfe von Metz, Passau, Augsburg, Brixen und Trident, der Herzog Ludwig von Baiern und der Pfalzgraf Heinrich. Von diesem Augenblick an hat Friedrich Teutschland in fünfzehen Jahren nicht wieder gesehen, und sich wenig um dasselbe bekümmert. Er hatte erlanget, was er zunächst erstrebet: das teutsche Volk war ihm fremd und gleichgültig; das teutsche Reich kam nur in Betracht, wiefern dasselbe ihm nöthig war, um seinem Hause die Kaiser-Krone zu erhalten. Der heilige Vater beförderte seine Fahrt durch Italien. Er befahl den Lombarden auf ihre Anfrage allzumal, daß sie dem Könige den Eid der Treue schwören sollten. Die Italiäner aber dachten sich bei diesem Eide nicht viel; ihre Vorstellungen waren von Friedrich's Ansprüchen durchaus verschieden. Deßwegen gab der König sich jegliche Mühe, um wenigstens alle feindlichen Berührungen zu vermeiden, und alle verwickelten Untersuchungen. Mailand ward umgangen, und die lombardische Krone nicht verlanget. Den Städten, durch welche er seinen Zug nahm, und welche in der Nähe seines Weges lagen, zeigte er sich geneiget und hold, und bestätigte ihnen die Freiheiten und Rechte, deren Bestätigung sie begehrten. Andere, die ihm unmittelbar weder Nutzen noch Gefahr bringen konnten, suchte er mit leeren Worten zu beruhigen, und verwies sie freundlich auf die Zukunft. Die meisten Städte ließen sich, wie es scheinet, mit Hoffnungen befriedigen; nur Genua, welche sich vor acht Jah-

ren die größten Verdienste um den König erworben zu haben glaubte, und deßwegen leicht ungebührliche Erwartungen geheget haben mochte, ward aufgebracht gegen den stolzen König, der jetzt auf der Kaiser-Fahrt zu vergessen schien, daß er einst ohne Hülfe und Wehr ihr Schützling gewesen war. Inzwischen wurde der Verkehr zwischen dem Papst und dem König eifrig fortgesetzet. Beide blieben ihrer früheren Weise getreu. Je weiter aber Friedrich in Italien vorrückte, desto lebendiger erkannte Honorius, daß es nunmehr an der Zeit sei, seine Forderungen scharf zu stellen, und auf die unbedingte Annahme derselben zu bestehen. Und Friedrich, die Alpen und Lombardien im Rücken, von der Nothwendigkeit endlich ein Mal in seinem Erbreiche Sicilien als König aufzutreten, durchdrungen, ohne Liebe zu Teutschland und ohne Hoffnung auf Teutschland, mußte wohl einsehen, daß ihm Nichts übrig bleibe, als den Forderungen des Papstes mit Bereitwilligkeit, ja mit Zuvorkommenheit, als wären sie sämmtlich mit seinen Ansichten übereinstimmend und in seiner religiosen und kirchlichen Gesinnung gerechtfertiget, unbedingt nachzugeben. Denn er wollte rasch und ohne Streitigkeit die Kaiser-Krone erhalten, und den Kreuzzug nicht antreten, um in seinem Erbreiche ordnen, gründen, schaffen zu können. Was aber gefordert und was zugestanden worden war, das ward am Tage seiner Krönung offenbar; denn der Papst hatte verlanget, daß die Zugeständnisse, nach seinem eigenen Ausdrucke, als öffentliche Gesetze von dem Kaiser selbst bekannt gemacht werden sollten [23], damit er um so wirksamer, von den Gefühlen aller Gläubigen unterstützet, die Erfüllung derselben betreiben könnte; und Friedrich hatte auch diesem Verlangen genug gethan. Eben deßwegen ward er bei seinem Einzuge in Rom auf die freundlichste Weise empfangen, und wurde, unter freudigem Zurufe der Römer, am Zwei und zwanzigsten November's, am Feste der heiligen Cäcilia, nebst seiner Gemahlin Constantia, auf

das Feierlichste von Honorius dem Dritten gekrönet [24]. Und alsobald, nach der Krönung wurden die öffentlichen Gesetze bekannt gemacht.

Friedrich hatte nicht nur alle die Versprechungen wiederholet, welche er zu Eger und zu Straßburg gegeben, sondern er hatte sich auch dazu verstanden, das Versprochene alsobald in Ausführung zu bringen, denn er hatte in den Ländern, welche er, wie früher der Kaiser Otto, der römischen Kirche überlassen, alle Beamte und Vassallen des Eides entbunden, den sie ihm geschworen, und sie, wie alle Bewohner dem apostolischen Stuhl überwiesen [25]. Eben so hatte er sich von Neuem zu einem Kreuzzuge verbindlich gemacht; und kaum war er als Kaiser begrüßet worden, so empfing er, zu Folge dieser Verpflichtung, öffentlich das Kreuz aus der Hand des Cardinals Hugolino, dessen früher als päpstlichen Legaten in Teutschland gedacht worden, der später nach des Honorius Tode selbst zum apostolischen Stuhle gelanget ist. In der That war dem Papste nicht zu verargen, daß er das Eine wie das Andere zur Bedingung der Krönung gemacht hatte. Was dem apostolischen Stuhle durch Otto versprochen war, das mußte Friedrich ihm halten. Rom's Grundsatz ist stets gewesen, immer zu empfangen, niemals aufzugeben. Wie hätte also Honorius dem Könige Friedrich die Kaiser-Krone zu ertheilen wagen können, ohne ihm die feierliche Anerkennung dieses Kirchen-Staates gleichsam im Angesichte der ganzen christlichen Welt, ja die wirkliche Uebergabe anzusinnen? Auch durfte der Papst nicht hoffen, daß er und seine Nachfolger des Besitzes dieser Länder jemals froh werden würden, wenn nicht zugleich die Trennung des Reiches Sicilien vom teutschen Reich und vom Kaiserthume gesichert war. Dem teutschen Volke aber konnte wenig daran gelegen sein, ob der apostolische Stuhl in Italien die Länder besaß, die ihm überlassen worden, oder ob sie auf dem Namen des Kaisers standen,

welcher sich den König der Teutschen, oder vielmehr der Römer nannte. Die Könige der Teutschen hatten von demselben kaum jemals etwas Anderes gehabt, als den Namen, und diesen Namen führten sie um so häufiger an, je entschiedener Rom für sie verloren und von ihnen selbst aufgegeben war. Und mit derselben Gleichgültigkeit dürfte man in Teutschland auch die zweite Forderung des Papstes angesehen haben. Honorius mußte schon deßwegen auf derselben beharren, weil er, wie ihm klar geworden sein mußte, kaum eine andere wirksame Waffe gegen den König Friedrich hatte, als das Kreuz, in diesem Kreuze hingegen auch ein Mittel, das kräftig genug war, denselben fügsam und ehrerbietig zu erhalten. Für das teutsche Volk war es vollkommen einerlei, ob sein König, da er nicht in Teutschland wirken und walten wollte, sich in Sicilien befand, im heiligen Lande oder in Aegypten.

Aber der Kaiser machte auch noch am Tage seiner Krönung eine Reihe anderer gesetzlicher Bestimmungen bekannt, welche im ganzen Reiche Gültigkeit haben sollten [26], und welche mithin auch für Teutschland von Bedeutung sind, wenn gleich sie hier selten in Anwendung gebracht werden konnten. Die beiden Ersten sind ihm ohne Zweifel vom Papst abgedrungen worden: denn sie sind nur Ergänzungen oder Erneuerungen früherer Zugeständnisse und Anordnungen zum Vortheile der Kirche; zu den drei Letzten hat hoffentlich der heilige Vater gleichfalls die Veranlassung gegeben, als hätte er das Bedürfniß gefühlet, die Gemüther der Menschen wieder zu versöhnen. Erstens. Alle Anordnungen und Gewohnheiten, welche von Städten, Ortschaften oder Behörden gegen die Freiheit der Kirche oder gegen kirchliche Personen erlassen oder beobachtet worden sind, sollen binnen zwei Monaten nach der Bekanntmachung dieses Edictes abgeschaffet sein [27]. Wer künftig dergleichen Dinge versuchet, der soll seine Gerichtsbarkeit verlieren; die Orte, wo solche Anmaßungen Statt finden,

sollen einer Strafe von Tausend Mark unterliegen. Die gerichtlichen Personen, die nach solchen Anordnungen und Gewohnheiten das Recht sprechen, sollen ehrlos, die Sprüche derselben nichtig sein. Wenn sie nach dem Verlauf eines Jahres noch in ihrer Widerspenstigkeit beharren, so dürfen ihre Güter im ganzen Reiche von Jedermann ungestrafet in Besitz genommen werden. — Niemand soll den Kirchen, anderen frommen Stiftungen oder kirchlichen Personen irgend eine Leistung auflegen; wer Dieses thut, und nicht, von der Kirche oder dem Reich aufgefordert, Genugthuung leistet, der soll das Geleistete dreifach ersetzen: überdieß soll er der Reichs-Acht unterliegen, bis er die schuldige Genugthuung geleistet hat. — Jede Gemeinde, jede Person, welche wegen der Freiheit der Kirche ein Jahr lang unter dem Banne bleibet, soll auch ohne Weiteres der Reichs-Acht unterliegen, und von derselben nicht eher befreiet werden, als bis der Bann gelöset worden ist. — Endlich soll Niemand eine kirchliche Person gegen die kaiserlichen Verordnungen und kirchlichen Satzungen vor ein weltliches Gericht zu ziehen sich anmaßen; geschiehet es, so soll der Kläger sein Recht verlieren und das Urtheil nichtig sein, der Richter aber soll des Rechtes zu richten verlustig gehen. Und wer sich herausnimmt, geistlichen oder kirchlichen Personen zu dreien Malen Gerechtigkeit zu verweigern, der soll seine Gerichtsbarkeit verlieren. Zweitens. Alle Ketzer von beiden Geschlechtern, ohne Ausnahme [28], sollen mit beständiger Ehrlosigkeit und mit der Reichs-Acht beleget sein; ihre Güter sollen eingezogen und niemals zurück gegeben werden; auch ihre Söhne und Nachfolger sollen nicht zum Besitze derselben gelangen. Wer den Verdacht der Ketzerei auf sich ladet, der soll, wenn er sich nicht auf das Verlangen der Kirche durch eine, der Größe des Verdachtes angemessene, Reinigung seine Unschuld beweiset, von Allen als ehrlos und unter der Reichs-Acht stehend behandelt werden; und wenn er in diesem Ver-

hältnisse ein Jahr lang bleibet, so soll er wie ein Ketzer verurtheilet werden. — Alle Obrigkeiten sollen öffentlich einen Eid schwören, daß sie aus den Ländern ihrer Gerichtsbarkeit alle Diejenigen, welche von der Kirche als Ketzer bezeichnet worden sind, nach ihren Kräften in gutem Glauben vertreiben wollen; widriges Falles sollen sie ihre Stellen verlieren und ihre Urtheile sollen null und nichtig sein. — Wenn aber ein weltlicher Herr, von der Kirche ermahnet und aufgefordert, sein Land von der Ketzerei zu reinigen versäumet, so soll nach Jahresfrist den Rechtgläubigen frei stehen, sich desselben zu bemächtigen, und diese sollen, nach Vertreibung der Ketzer, im ungestörten Besitze verbleiben, jedoch mit Vorbehalt der Rechte des obersten Lehen-Herrn [29]. — Ueberdieß sollen Alle, welche Ketzern borgen, sie aufnehmen, sie vertheidigen oder begünstigen, unter der Reichs-Acht sein; und wenn Jemand von diesen Menschen ein Jahr hindurch unter dem Banne der Kirche gestanden hat, ohne Genugthuung zu leisten, so soll er ehrlos sein, zu keinem öffentlichen Amte und zu keiner öffentlichen Versammlung zugelassen werden; auch soll er unfähig sein, ein Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen oder eine Erbschaft anzutreten. Drittens. Wenn Schiffe irgendwo auf den Strand gerathen, so soll Schiff und Gut für Diejenigen gerettet werden, welchen sie gehören; jede Gewohnheit, die dieser Verordnung entgegen stehet, soll aufgehoben sein; ausgenommen jedoch sind die Schiffe, welche Seeräuberei getrieben haben, oder unsere und des christlichen Namens Feinde sind. Die Uebertreter dieser Verordnung sollen mit der Einziehung ihrer Güter bestrafet, und nach den Umständen, soll ihre Verwegenheit auf jegliche Weise gezüchtiget werden. Viertens. Pilgrimme und Fremdlinge sollen überall Herberge erhalten [30]. Sie sollen das Recht haben, über ihre Sachen durch einen letzten Willen zu verfügen. Stirbt Jemand ohne letzten Willen, so soll sein Pflege-Wirth Nichts an sich neh-

men [31], sondern die Verlassenschaft soll entweder, wenn es möglich ist, durch den Bischof des Ortes den Erben ausgeliefert, oder zu frommen Zwecken verwendet werden. Der Pflege-Wirth aber, der gegen diese Vorschrift Etwas behält, soll dasselbe dem Bischofe dreifach ersetzen und selbst das Recht verlieren, über seine Habe durch einen letzten Willen zu verfügen. Keine Satzung, keine Gewohnheit, kein Vorrecht soll gegen diese Vorschrift als gültig anerkannt werden. Fünftens. Die Menschen, die sich mit der Landwirthschaft beschäftigen, sollen in allen Ländern sicher sein, sie mögen sich in den Dörfern aufhalten, oder den Acker bauen [32]. Niemand soll sich vermessen, ihre Person, ihr Vieh, ihr Acker-Geräth oder was irgend zu landwirthschaftlichen Arbeiten gehöret, anzutasten, zu ergreifen oder gewaltsam fortzuschaffen. Wer sich erfrecht, diesen Befehl zu verletzen, der soll das Entwendete vierfach ersetzen; er soll ohne Weiteres in Ehrlosigkeit verfallen, und mit der Reichs-Acht bestrafet werden [33].

Diese Gesetze wurden von dem Papste Honorius belobet, gebilliget und bestätiget als gültig für alle Zukunft [34]. Wer dieselben, von dem Feinde des menschlichen Geschlechtes angetrieben, auf irgend eine Weise zu übertreten sich erfrechte, dem sollte der Zorn des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus treffen.

Uebrigens begab der Kaiser Friedrich sich aus Rom hinweg in sein Erbreich. Es gelang ihm, mit denselben Künsten, die er bisher so erfolgreich angewendet hatte, für sich selbst einen neuen und einen abermaligen Aufschub des Kreuzzuges auszuwirken; und diese Künste bewährten noch sieben Jahre hindurch, bis zu dem Tode des Papstes Honorius, ihre alte Kraft. Also blieb er daheim, wirkte und waltete mit Nachdruck, Geist und Verstand, und überließ seine Kreuz-Genossen ihrem Schicksale.

Drittes Capitel.

Der Teutschen sichere Verhältnisse zu den benachbarten Völkern.

Die Befreiung der nördlichen Gaue Teutschland's von der dänischen Herrschaft.

Des teutschen Ordens Berufung nach Preussen.

J. 1220 — 1230.

In Teutschland scheinet Friedrich's Entfernung kaum bemerket zu sein; wegen seiner Abwesenheit scheinet man sich nicht verwaiset gefühlet zu haben. Teutschland war nicht verwöhnet. Es hatte sich einer väterlichen oder sorgsamen Pflege seiner Könige und Kaiser selten, und in den letzten drei Menschen-Altern kaum jemals zu erfreuen gehabt. Was sich Gutes und Lobwürdiges aus früheren Tagen erhalten haben, was Gutes und Lobwürdiges in der späteren Zeit entstanden oder gegründet sein mochte: die Teutschen verdankten Dasselbe nicht ihren Königen, deren Sinn gewöhnlich auf etwas ganz Anderes gerichtet war, als auf die Pflege des Geistes in ihrem Volke, nämlich auf das so schöne und verderbliche Italien, auf das glänzende Luftbild des Kaiserthumes, auf Eroberung, Herrschaft und Gewalt. Er selbst, der Kaiser Friedrich, war in den acht

Jahren, die er in Teutschland verweilet hatte, nicht erkannt worden. Der erhabene Geist, der in ihm war, die hohe Weisheit, mit welcher er Bestehendes und Ueberliefertes zu schonen, neue Ansprüche und Bedürfnisse, die der Gang der Ereignisse und die Entwickelung des Geistes in der menschlichen Brust erzeuget hatten, zu würdigen, und eine befriedigende Ausgleichung zwischen Beiden zu bewirken verstand, wie er nunmehr in seinem Erbreiche Sicilien glänzend bewährte: in Teutschland hatte er weder das Eine noch das Andere zu beweisen vermocht, ja nur zu beweisen beabsichtiget. Sein Herz war nie bei den Teutschen gewesen: wie hätte er das Herz der Teutschen zu gewinnen vermocht? Lange in ungewisser, stets in zweideutiger Stellung, mannichfaltigen Verläumdungen ausgesetzet, hatte er in Angelegenheiten des teutschen Reiches zwar wohl keine Leichtfertigkeit, aber doch eine kränkende Gleichgültigkeit gezeiget, welche selbst Denen auffallen mußte, zu deren Vortheile sie geübet wurde.

Es kann den teutschen Fürsten nicht entgangen sein, daß Friedrich's Ziel nicht in Teutschland stand, sondern, den Teutschen fremd, in weiter Ferne. Deßwegen war es natürlich genug, daß, wie er Teutschland nur als Mittel für seine Zwecke zu gebrauchen vorhatte, so auch sie ihn, oder vielmehr die königliche Würde durch ihn, als Mittel zu ihrem Zwecke zu benutzen sich bestrebten. Ihr Zweck aber war, Herren der Länder zu werden, die sie zu verwalten berufen waren. Den geistlichen Fürsten war diese Herrlichkeit urkundlich zugestanden; die weltlichen waren der That nach im Besitze; sie bedurften nur noch der rechtlichen Anerkennung der Erblichkeit ihrer Länder, und Friedrich selbst hatte schon die Erblichkeit des Herzogthumes Baiern im Hause Wittelsbach urkundlich ausgesprochen. Seine Entfernung, über welche schwerlich irgend Jemand durch das Kreuz auf seiner Schulter getäuschet worden ist, schien daher sehr günstig, Theils um diese Urkundlich-

keit herbei zu führen, Theils um die Ausübung der Herrlichkeit zu erleichtern. Selbst die Städte haben vielleicht Friedrich's Entfernung nicht ungern gesehen. Sie hatten ja keinen anderen Wunsch, als für ihr Leben, ihr Gewerbe und ihren Handel die nöthige Freiheit zu gewinnen und die gewonnene Freiheit sicher zu stellen. Und kaum können sie den Glauben geheget haben, daß ein König aus dem Hause der Hohenstaufen der Beförderer ihrer Freiheit sein würde. Wenn Friedrich sich auch bisher in einzelnen Fällen nicht unfreundlich gegen einzelne Städte bewiesen hatte, so blieb doch ungewiß, ob diese Freundlichkeit aus seiner Gesinnung oder aus seinen Verhältnissen entsprungen sei. Die Zugeständnisse, welche er den Fürsten gemacht hatte, und fortan zu machen genöthiget war, so wie die Abtretungen teutscher Länder, von hoher Wichtigkeit für den Handel, machten keineswegs großen Hoffnungen Raum, und die Erinnerung an seinen Vater und Großvater war nur geeignet, Besorgnisse zu erregen. Der Feind der bürgerlichen Freiheit war allerdings nicht das Königthum, sondern das Vassallen-Wesen. Nach der Natur der Dinge und nach dem Stande der Verhältnisse mußte der Thron, wie oftmals bemerket worden ist, der Beschützer der Städte gegen die Vassallen sein, weil er gegen den Uebermuth und den Trotz der Vassallen nur in den Städten die Macht zu finden vermochte, die ihm nothwendig war; und die Städte hatten ja wohl bewiesen, daß sie des Königes Feinde auch als ihre Feinde erkannt und gewürdiget hatten, und daß sie eben deßwegen gern bereit waren, den Königen beizustehen mit Gut und Blut. Aber die Könige aus dem Hause der Hohenstaufen hatten sich bisher, aus Mißkennung der Verhältnisse, aus ritterlichem Hochmuth oder aus Verachtung der geringeren Menschen, immer zu den Vassallen hingeneiget, und in Denen ihre Macht gesuchet, von welchen ihre Kraft gelähmet und gebrochen wurde. Deßwegen konnten die Städte nicht umhin,

in diesen Königen den Halt und Hort der Vassallen zu erblicken, durch welchen die Feindschaft derselben gegen ihre Freiheit erst eine wahre Stärke erhielt. Eben deßwegen mochten sie aber auch wohl hoffen, daß sie durch die Abwesenheit des Königes nur gewinnen würden; denn die stellvertretende Verwaltung des Reiches ließ eben keine große Kräftigkeit erwarten, und gegen die einzelnen Fürsten des zerfallenen Reiches war eher Etwas zu gewinnen, als gegen die Vereinigung derselben durch den König. Also mögen die Städte, klar erkennend, daß sie ihre Freiheit selbst erringen und selbst beschützen müßten, einzeln und verbündet, die Entfernung des Königes nicht ohne Freude gesehen haben. Was aber die untersten Menschen betrifft, die Bauern, die Leibeigenen und Hörigen, so sind wohl nur noch selten höhere Gedanken durch ihre Seele gegangen; Das jedoch mußten auch sie erkennen, daß ihr Schicksal an dem Schicksale der Städte hing, und daß ihrer Befreiung die Freiheit der Städte voraufgehen mußte. Also theilten sie gewiß, wenn sie anders zur Theilnahme Gelegenheit erhielten, die Ansichten und Wünsche der Bewohner der Städte.

Eine Reihe von Jahren hindurch ist von einer königlichen, von einer Reichs-Gewalt kaum eine Spur zu entdecken. Man erfähret selten, wo sich der junge König Heinrich aufgehalten habe. Gewöhnlich mag er in der ersten Zeit auf der Burg Winterstetten unter der Obhut und Pflege des königlichen Schenken Konrad von Tanne gewesen sein, und erst, als er mehr heran wuchs, mag er, in Schwaben, in den Erbländern seines Hauses, den Aufenthalt verändert haben. Im zweiten Jahre nach des Kaisers Abzug aus Teutschland, zwölf Hundert zwei und zwanzig, führte der Erzbischof Engelbert von Cöln den jungen Fürsten, kaum eilf Jahr alt, nach Aachen und setzte ihn am Achten Mai's die königliche Krone auf das Haupt [1]. Seit dieser Zeit wird desselben von Zeit zu Zeit gedacht: Heinrich hielt, nach dem Ausdrucke der Schriftsteller,

hier und dort, wie nicht unbemerket bleiben soll, Hof-Tage, an welchen öffentliche Angelegenheiten verhandelt wurden, aber, wenn nicht immer, doch meistens ohne Erfolg. Auch wurde von ihm oder in seinem Namen mancher Schutzbrief für Klöster und andere fromme Stiftungen ertheilet, Besitzungen und Rechte wurden bestätiget, Streitigkeiten entschieden; Alles aber ist ohne große Bedeutung. Und wenn ein Mal dieser oder jener Stadt ein Zugeständniß bewilliget ward, so fehlet es auch nicht an Beispielen, daß Städten die Freiheiten entzogen wurden, die sie schon erlanget hatten [2]. Indeß ist wohl die Ertheilung eben so wirkungslos gewesen, wie die Entziehung, und über Beide haben die Umstände entschieden und die Tüchtigkeit oder Verzagtheit der Bürger. Also darf wohl behauptet werden, es war kaum ein Schatten königliches Ansehens vorhanden, und Alles, was geschah, war das Werk hier der Fürsten, dort der Städte, oder auch der Kirche, die sich über Fürsten und Städte hinweg wölbte: es muß den Fürsten, den Städten, der Kirche zum Ruhm angerechnet werden oder zum Tadel, keinesweges dem Throne, der nirgends zu finden war.

In früheren Tagen vermochte man kaum den Gedanken abzuwehren: es sei ein Unglück, daß Teutschland keinen Nachbarn, keinen Feind gehabt habe, vor welchem es in steter Besorgniß und Wachsamkeit erhalten würde; nunmehr kann man kaum umhin zu gestehen: es war ein Glück, daß Teutschland keinen Nachbarn, keinen Feind hatte, der im Stande war, einen Angriff auf das teutsche Reich zu wagen. Damals hätte ein solcher Feind, etwa wie die Franzosen an den Engländern hatten, für alle Teutsche ein Stachel werden mögen, sich um den Thron zusammen zu stellen, ihre Kräfte zu vereinigen, eine furchtbare Macht zu bilden, ein starkes Reich zu gründen, ein freies Volk zu werden; jetzt würde das versäumte, verlassene, zerfallene Reich einen kräftigen Angriff schwerlich

ausgehalten haben; vielmehr würde es, wie man zu fürchten nicht umhin kann, Stückweise in die Hände der Fremden gerathen sein. Die Eroberung der nordteutschen Länder durch die Dänen und des Kaisers Otto vergebliche Bestrebungen, teutsche Fürsten zu der Wieder-Eroberung zu vereinigen, hatten ja auf das Klarste bewiesen, daß die Ehre des teutschen Reiches, daß der Gedanke an ein gemeinsames teutsches Vaterland verschwunden war aus den Seelen der Menschen dieser Zeit. Aber kein Nachbar rührte sich gegen das teutsche Volk und Reich. An Lüsternheit mag es nicht gefehlet haben; Alle aber wurden nieder gehalten durch ihre eigene Ohnmacht, alle waren gefesselt durch ihre eigene Noth. Der Gefahr, die sie etwa zu bringen vermocht hätten, waren die teutschen Fürsten, welche sich zunächst von derselben bedrohet sahen, zu begegnen im Stande, ohne der Hülfe des Reiches bedürftig zu sein. Auch stand die alte teutsche Wuth, vor welcher die Welt so oft gezittert hatte, wohl noch hin und wieder auf den Gränzen [3].

Bei den Nachbaren im Westen, den Franzosen, scheinet Niemandem in den Sinn gekommen zu sein, daß jetzt das alte, viel bestrittene Lotharingien erobert werden könnte, gänzlich bis zum Rhein, oder wenigstens ein Theil. Der Kaiser Otto der Vierte hatte die Schlacht bei Bovines verloren; aber für den König von Frankreich hatte der Sieg nur die Folgen eines Sieges in einem glücklichen Turnkampfe gehabt; er hatte den Dank in rauschenden, aber bald verhallenden Gesängen zu seinem Preise empfangen. Die Franzosen hatten genug zu thun mit den Engländern, gegen welche sie, ungeachtet ihrer Siege, immer auf der Huth zu sein gezwungen waren; und der gräßliche Kampf gegen die ketzerischen Albigenser, der das südliche Frankreich verwüstete und mit Blut und Gräuel anfüllte, hielt sie in einer ängstlichen Spannung. Ueberdieß war ja der König Philipp August der Bundesgenoß Friedrich's des

Zweiten, der gegenwärtig zu der kaiserlichen Würde gelanget war, die er ihm zu verschaffen gestrebet hatte. Auch hielt er an diesem Bündnisse fest, um zu verhüten, daß ein anderes wider ihn abgeschlossen werden möchte. Sein Sohn Ludwig der Achte und sein Enkel Ludwig der Neunte blieben denselben Grundsätzen getreu. Zwischen dem Letzten und dem jungen Könige Heinrich wurde das Bündniß im Jahre zwölf Hundert sechs und zwanzig im Wesentlichen erneuert.

Noch weniger war von Süden her zu fürchten. Seit sieben, seit acht hundert Jahren hatte Italien unzählige Scharen kriegerischer Männer von dem Gebirge herab kommend gesehen, aber es hatte keine Legionen über das Gebirg ausgesendet in die nördlichen Länder; und in dieser Zeit ward in Lombardien am Wenigsten an eine solche Unternehmung gedacht. Allerdings wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse in Teutschland, die kirchlichen wie die bürgerlichen, von Italien aus mit manchen Gefahren bedrohet; aber die Feinde, welche über die Alpen vordrangen, hatten nicht die Absicht, Land und Leute zu erobern, sondern sie wandten sich an den Verstand und das Herz der Menschen. Denn es waren Ideen von bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, welche von den weltlichen Herren aufrührerisch, von den geistlichen ketzerisch genannt wurden. Wie aber diese Feinde ihren Angriff nicht mit Waffen unternahmen, so konnten sie auch nicht mit Waffen von den Gränzen abgehalten werden.

Eben so sicher waren die östlichen Gränzen Teutschlands. In Ungarn trug Andreas der Zweite den königlichen Namen, ein unruhiger, schwacher und verworrener Mann, welcher die Krone mit brennender Begier erstrebet hatte, aber dieselbe, nachdem ein unglücklicher Zufall sie ihm zugeworfen, nicht mit Würde zu tragen verstand. Das arge Völker-Gemang und die wunderliche Vermischung der alten rohen Magyaren-Natur und der slavischen Eigenthümlichkeit mit dem christlichen Kir-

chen-Wesen und einer fremdartigen Verfassung nach teutschem Zuschnitte, so wie das Zusammenstoßen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, die auch hier nicht fehlte, hatten in Ungarn die furchtbarsten Leidenschaften aufgeregt; sie hatten zu der mannichfaltigsten Zwietracht getrieben, zu Bürger-Kriegen, zu Familien-Kämpfen, zu Bruder-Zwisten, zu jeglichem Unheil und Jammer. Ungarn bedurfte daher eines eben so wohlwollenden als starken Königes; eines Königes von Geist, Kraft, Tugend und Tapferkeit. Und ein solcher König war Andreas nicht. Aus dem Gefängnisse von seinem sterbenden Bruder, dem Könige Emerich, zu der Verwaltung des Reiches berufen, hatte er sich bald nach dem plötzlichen Tode seines unmündigen Neffen Ladislaw [4] auf den Thron gesetzet, den er früher eben jenem Bruder gewaltsam zu entreissen versuchet hatte. Es konnte daher nicht anders sein, alte Leidenschaften mußten wieder erwachen, und in den neuen Vorgängen reichliche Nahrung finden. Und ein unglücklicher Kreuzzug, zu welchem Andreas sich hatte verleiten lassen, war auch nicht geeignet in sein Volk oder in seine eigene Brust die nöthige Ruhe zu bringen. Die Ungaren, einst Teutschland's Geissel, waren daher jetzt keine achtbaren Feinde für Teutschland. Die Scharen des Herzoges Leopold von Oesterreich allein waren hinreichend, sie von jeder Verletzung der Gränzen des teutschen Reiches zurück zu schrecken.

Nicht besser als in Ungarn waren die Zustände in Polen. Auch die Polen hatten in beständigen Spaltungen, Bürger-Kriegen und Bruder-Zwisten, von jeglichem Gräuel begleitet, die Kraft selbst verzehret, mit welcher sie einst Selbständigkeit und Herrschaft zu erkämpfen gestrebet hatten. Zwar hatte der Herzog Casimir, welchen man den Gerechten zu nennen pfleget, vor einem Menschen-Alter durch kriegerische Thaten und gute Verwaltung den größten Theil der Menschen, welche sich Polen nannten, unter seine Hoheit vereiniget, und die Hoffnung

erreget, daß sich ein großes einiges Volk der Polen heran bilden würde; aber schon sogleich nach dem Tode dieses Fürsten [5] war das neue Reich abermals zerfallen und die Hoffnung auf ein polnisches Volk zu Schanden geworden. Denn alsobald entstand eine neue große Parteiung, weil Mjesco, Casimir's Bruder, den unmündigen Söhnen desselben, Letsko und Konrad, die Herrschaft zu entreissen unternahm. Der neue Kampf dauerte eine Reihe von Jahren herdurch, und weckte alle alten Leidenschaften, und riß alle alten Wunden auf. Und als Mjesco vom Leben schied [6], und inzwischen Casimir's Söhne zur Mündigkeit gekommen waren, da endigte zwar der lange Krieg, aber die beiden Brüder legten durch die Theilung des Landes einen neuen furchtbaren Keim zu Polen's späterem ungeheuerem Unglücke. Es ist ein starker Beweis von der Schwäche und der Unwissenheit der Fürsten in Polen, daß sie zwischen der Gränze Polens und dem Meere fortwährend das kleine, arme und kriegerische Volk der Preussen geduldet hatten, das noch immer die christliche Religion mit demselben Widerwillen zurück wies, vor welchem einst der fromme Eiferer Adelbert von Prag zu Grunde gegangen war. In steter Feindschaft mit denselben, mochten die Polen oft genug im offenen Kampfe Sieger bleiben, und die Preussen durch wilde Zerstörungen züchtigen, ihrer Armuth schwere Brandschatzungen abpressen, und sie nöthigen, sich zu beständiger Zinsbarkeit zu bekennen; aber die Preussen unterließen nicht, bei jeder Gelegenheit, und häufig boten Polens Unruhen eine Gelegenheit dar, für die Zerstörung furchtbare Rache zu nehmen, die Brandschatzungen in wilden Raubzügen wieder beizutreiben, und das Joch der Zinsbarkeit rascher von sich zu werfen, als sie dasselbe auf sich zu nehmen versprochen hatten. Selbst der Herzog Casimir war nicht weiter mit ihnen gekommen.

Aber die Schwäche Polens hatte noch ein anderes Mißverhältniß zur Folge gehabt, welches mit der Stellung zu den

Preussen im Zusammenhange stand, und diese Feinde, die jetzt nur lästig waren, im Fortgange der Zeit zur Ursache von ihrem eigenen und Polens Unglück gemacht hat. Das Land nämlich zwischen der Oder, der Weichsel und dem Meere, das östliche Pommern, das in früheren Tagen unter Polens Herrschaft gekommen war, hatte sich in der Stille dieser Herrschaft mehr und mehr entzogen, und stand um diese Zeit, unabhängig von Polen, unter eigenen Fürsten. Um sich in ihrer Unabhängigkeit zu erhalten, hatten diese Fürsten, wie es scheinet, die Einführung einer höheren Bildung für nothwendig gehalten. Denn sie hatten nicht nur der christlichen Religion von Teutschland her den Eingang verstattet, sondern sie hatten dieselbe auch durch Gründungen von Kirchen und Klöstern zu erhalten und zu pflegen gesuchet. Dadurch waren sie mit Teutschland, mit teutschem Leben und teutschen Sitten bekannt geworden. Bald hatten sie, um ihr verwüstetes Land zu bevölkern, um die Anbauung desselben zu beleben, vielleicht selbst um sich der Dänen desto besser zu erwehren, welche seit länger als einem Jahrhunderte ihre Herrschaft auch an diesen Küsten zu begründen suchten, teutsche Ansiedler in dasselbe gezogen, und sich durch Schenkungen und Zugeständnisse um die Freundschaft der Ritter von dem Orden des heiligen Johannes beworben. So wurde, als das slavische Land diesseits der Oder, als das teutsche Land jenseits der Elbe verloren ging, und bald von Friedrich dem Zweiten mit unverantwortlicher Gleichgültigkeit den Dänen überlassen wurde, dem teutschen Volke die Aussicht auf einen neuen Zugang zum baltischen Meer eröffnet, und in demselben das Verlangen aufgeregt nach dem Besitze des ganzen Ufers der Ostsee; ein Verlangen, das nothwendig immer stärker werden und auf diese oder jene Weise Befriedigung suchen mußte, da um dieselbe Zeit am östlichen Ufer der Ostsee, im Lande der Liven, das Christenthum, und mit demselben teutsches Leben und teutsche Sitte, freilich unter

Blut und Thränen, begründet wurde. Den Königen von Dänemark scheinet die Wichtigkeit der teutschen Ansiedelungen im östlichen Pommern keinesweges entgangen zu sein. Denn die königlichen Brüder, Knud und Waldemar, machten, als sie kaum die teutschen Länder an der Ostsee und zwischen den Meeren in ihre Gewalt gebracht hatten, den Versuch, sich auch des Landes zwischen der Oder und der Weichsel zu bemächtigen. Dadurch wurde das Schicksal der ganzen Küste jenseits der Oder allerdings so lange ungewiß, als die Küsten-Länder diesseits der Oder unter der Herrschaft der Dänen blieben; die Polen aber geriethen jedes Falles in die Gefahr, das gesammte Gestade dieses Meeres, dessen Besitz ihnen von der Natur unverkennbar bestimmt war, zu verlieren, von dem Meer abgeschnitten zu werden und ausgeschlossen von dem Handel der Welt. Je gewisser es nun nach den Lehren der Geschichte ist, daß einem Volke desto mehr Wege der Bildung offen stehen, je länger die Küsten-Strecke ist, die es beherrschet, in dem Verhältnisse zu der Größe des Landes, und daß für ein Volk das Fortschreiten in der Bildung sehr schwer wird, welchem das Meer gänzlich verschlossen bleibet: um so größer war jene Gefahr für die Polen, welche weithin ausgedehnte Fluren bewohnten, deren Fruchtbarkeit, deren Erzeugnisse bei freiem Handel mit anderen Völkern von unendlicher Wichtigkeit werden, aber ohne Handel auch ohne bedeutenden Werth bleiben mußten. Und zu derselbigen Zeit, da diese Gefahr sich drohend nahete, theilten die Söhne Casimir's, Letsko und Konrad, nicht eben in brüderlicher Eintracht, das Land, und Konrad, ein Mann ohne Tugend und That, Lüsten und Lastern ergeben, erhielt das nördliche Land, Masovien und Kujavien, als unabhängiger Herzog, an der Gränze der Preussen, an welchen er nunmehr gefährliche Feinde hatte. Konrad verkannte die Gefahr auch keinesweges; und darum sah er den Eifer gewiß nicht ungern, mit welchem der Mönch Christian, aus dem

Kloster Oliva, den Samen des Evangeliums unter die Preussen auszuwerfen begann: denn er mochte glauben, daß das wilde Geschlecht durch Niemand gebändiget werden würde, wenn nicht durch christliche Priester; und ungern sah er es gleichfalls nicht, daß Christian, bald zum Bischofe von Preussen erhoben, in der Vollmacht der Päpste Innocenz des Dritten und Honorius des Dritten, mit Erfolg einen Kreuzzug wider die Heiden predigte, um sein frommes Werk zu fördern und zu sichern. Aber er vergaß, daß durch das Heranziehen teutscher Kreuz-Heere die Aufmerksamkeit der Teutschen immer mehr auf Preussen, das Küstenland von Polen, gerichtet, und das Schicksal dieses Landes den Händen der Polen immer mehr entzogen wurde. Polen mochte eines rohen Feindes ledig werden, aber nur um einen gebildeteren und deßwegen gefährlicheren Feind wieder zu erhalten [7].

So war Teutschland im Westen, Süden und Osten sicher vor feindlichen Anfällen. Nur im Norden hatte Teutschland an Waldemar, dem Könige der Dänen, einen trotzigen Nachbarn, welcher, auch wenn er keinen Krieg mit den Teutschen hatte, doch von den Teutschen als mit ihnen im Kriege begriffen betrachtet werden mußte, weil er teutsche Länder unter seiner Herrschaft hielt. Er jedoch, der König Waldemar, war für die Teutschen weniger ein Schrecken, als eine Schmach; auch trotzte er nicht, weil er sich mächtig fühlte, sondern weil er vom Glücke verzogen, oder vielmehr verzogen durch die jammervollen Zerwürfnisse der Teutschen, seine Macht zu überschätzen gewöhnet worden war. Seine Brust wurde nach und nach mit dem ganzen Stolz eines glücklichen Eroberers angefüllet; seine Einbildung schwang sich so hoch auf, daß er mit seinem Blicke das ganze baltische Meer umfassen zu können glaubte, und den Gedanken nicht für zu groß hielt, ein Reich zu gründen, welches sich ringsher um dieses weite Wasser-Becken ausbreitete, um so weniger für zu groß hielt, da seine

Herrschaft schon an allen Seiten, in Halland, in Esthland, im östlichen Pommern festen Boden gewonnen zu haben schien. In Augenblicken der Besonnenheit indeß, die doch ohne Zweifel zuweilen eintraten, mag er freilich wohl erkannt haben, daß es seinem Bau an einer festen Unterlage gebrach, daß das hohe Bild, welches sich vor seinen Augen erhob, dem Traum-Bilde Nebucadnezar's gleich, das Haupt von Gold, die Brust von Silber, die Lenden von Erz, die Schenkel von Eisen, auf Füßen von Thon stand [8], und daß ein einziger Schlag dasselbe zu Boden zu werfen vermöchte. Vielleicht waren es Erwägungen dieser Art, die bei allem Glück in ihm einen gewissen Unmuth erzeugten, in welchem er nach allen Seiten ausgriff, um Stützen zu finden für sein verwegenes Werk, und nicht selten Härte verübte und mannichfaltige Gewaltthätigkeit. Das aber hat er wohl kaum gefürchtet, daß der Schlag so schnell fallen würde, ehe zehen Jahre nach der Abtretung der teutschen Länder durch Friedrich den Zweiten verlaufen waren, Und er fiel, und auf eine Weise, die er am Wenigsten gefürchtet hatte.

Im Jahre zwölf Hundert zwei und zwanzig nämlich kehrte der Graf Heinrich von Schwerin von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zurück, und fand in seiner Heimath einen Zustand der Dinge, der ihn mit dem bittersten Groll erfüllte. Sein Bruder, der Graf Gunzel, war gestorben. Desselben Tochter Ida war mit seines und seines Bruders Lehenherrn, des Königes Waldemar, unächtem Sohne, dem Grafen Nicolaus von Halland vermählet gewesen, und hatte demselben einen Sohn geboren; und auch sie war todt, und ihr Gemahl war todt. Waldemar aber, der König, schon längst aufgebracht gegen den Grafen Heinrich, wie gegen Gunzel, den Bruder desselben, hatte unter dem Vorwande der Fürsorge für seinen unmündigen Enkel, nicht nur Gunzel's, sondern auch sein, des Grafen Heinrich, Land in Besitz genommen.

Er ließ dasselbe für eigene Rechnung verwalten. Dieses schnöde Zugreifen erregte den Zorn des Grafen. Aber er stand allein, seines Landes beraubet, ohne Freunde, ein Fremdling unter den Seinen. Seine Seele forderte Rache, aber an einen offenen Kampf war nicht zu denken. Inzwischen aber mochte er in Erfahrung bringen, daß die dänische Herrschaft in allen Ländern, die vormals zum Reiche der Teutschen gehöret hatten, verhasset war, und daß, wenn es auch kleinmüthige Seelen gab, doch die Meisten bereit sein würden, ein Joch zu zerbrechen, dessen Schwere weniger unerträglich war, als dessen Schmach. Aus dieser Erkenntniß stieg dem Grafen Heinrich ein verwegener Anschlag auf, der an sich weder edel noch ruhmwürdig war, der ihm aber vielleicht edel und ruhmwürdig in der Hoffnung erschien, daß derselbe ein Anstoß werden, daß er eine große Bewegung veranlassen sollte, durch welche die verlorenen und vom Kaiser abgetretenen Länder wieder zum Namen und zum Leibe Teutschland's zurück gebracht würden. Gehörig vorbereitet [9], begab er sich mit einem leichten Schiffe, von einigen getreuen Männern begleitet, zu dem Könige Waldemar. Er fand denselben mit seinem Sohne, gleichfalls Waldemar genannt, in argloser Sicherheit auf der kleinen Insel Lyö. Der König empfing ihn. Seine Bitte aber, ihm sein Land zurück zu geben, wie er dasselbe vor seiner Pilgerfahrt besessen hatte, ward entweder gänzlich zurück gewiesen, oder die Erfüllung derselben ward an so harte Bedingungen geknüpfet, daß der Graf sie nicht eingehen zu dürfen glaubte, und nicht einzugehen für nöthig hielt. Denn er hatte sich umgesehen; er hatte die Gelegenheit zur Ausführung seines Anschlages günstig gefunden, und wahrscheinlich seine Bitte gar nicht in der Hoffnung auf Erfüllung an den König gebracht. In der Nacht des Sechsten Mai's, zwölf Hundert drei und zwanzig, überfiel der Graf Heinrich mit seinen Getreuen die beiden Könige Waldemar, den Vater und den Sohn, die ruhig

in ihrem Zelte schliefen, bemächtigte sich ihrer, brachte sie zuerst in einen Wald, alsdann auf sein Schiff, und gewann das hohe Meer, ehe die Gefangenschaft oder die Entführung des Königes nur bemerket werden konnte [10]. Und glücklich gelangte er mit seiner Beute zu der teutschen Küste. Er brachte die Gefangenen auf das Schloß Danneberg in Sachsen in Sicherheit [11].

Die That Heinrich's von Schwerin ward hin und wieder als häßlich und verrätherisch hart beurtheilet. Niemand mochte dieselbe loben oder rechtfertigen. Da aber auch Niemand zu leugnen wagte, daß Waldemar's Verfahren gegen den Grafen Heinrich ungerecht, hart, hinterlistig und gewaltthätig gewesen sei, so wurde dieselbe, wie es scheinet, weder von den Fürsten Teutschland's überhaupt, noch im Besonderen von den Fürsten in Sachsen aufrichtig mißbilliget. Die Kunde von dem Vorgange erregte zuerst Erstaunen und Besorgniß; bald Bewunderung der That und Freude über die Demüthigung des hochfahrenden Eroberers [12]. Jedes Falles konnte, was geschehen war, nicht ohne große Folgen bleiben, und es blieb nicht ohne große Folgen. Unter den Fürsten, Herren und Vassallen in den teutschen und slavischen Ländern entstand sogleich eine große Bewegung, um sich von den Dänen zu befreien und vor denselben zu schützen. Nur die Bürger in den Städten, namentlich in Lübeck und Hamburg, scheinen, die Entwickelung der Dinge in ruhigem Gehorsam abgewartet zu haben; es ist jedoch ungewiß, ob des Grafen Heinrich That von ihnen mißbilliget worden, ob des Papstes Ermahnung, dem gefangenen Könige die Treue zu bewahren, auf sie eingewirket hat, oder ob sie eingeschüchtert worden sind durch die Burgen, welche die Dänen vor ihren Thoren oder innerhalb ihrer Mauern angeleget und mit starken Besatzungen versehen hatten [13]. Aber auch in Dänemark fand eine große Aufregung Statt. Der Graf Albert von Orlamünde, Waldemar's Schwe-

sterſohn, welcher ſeit der Vertreibung des Grafen Adolf von Holſtein dieſes Land verwaltet hatte, übernahm jetzt die Verwaltung des ganzen Reiches. Und während dieſer Fürſt eine Rüſtung betrieb, um die däniſche Herrſchaft über die teutſchen Länder zu erhalten oder herzuſtellen, und um die Befreiung ſeines Königes und Oheimes zu bewirken, brachten er und andere Fürſten und Prälaten des däniſchen Reiches ſchwere Klagen über des Grafen Heinrich verrätheriſche Gewaltthätigkeit gegen ſeinen Lehenherrn an den Papſt Honorius, wie an den Hof des jungen Königes Heinrich, und forderten die Befreiung des Königes und Genugthuung für das ſchandbare Majeſtäts-Verbrechen.

Der heilige Vater erklärte ſich ſogleich in harten Ausdrücken über die Frevelthat, und drängte überall durch drohende und bittende Zuſchriften, an den Grafen Heinrich von Schwerin ſelbſt, an den Verweſer des teutſchen Reiches, an den Kaiſer Friedrich, an Alle endlich, von welchen einige Mitwirkung zu erwarten war, auf die Befreiung des Königes. Am Erſten November's ſchrieb er von Neuem an den Erzbiſchof Engelbert von Cöln im höchſten Unwillen [14]. „Waldemar's Sache ſei die Sache aller Könige und Fürſten. Für den apoſtoliſchen Stuhl aber ſei es eine beſondere Pflicht, für die Befreiung deſſelben zu arbeiten. Denn Dänemark gehöre dem apoſtoliſchen Stuhl und ſei demſelben zinspflichtig [15]; überdieß habe ſich Waldemar gegen den apoſtoliſchen Stuhl immer treu und ehrerbietig bewieſen; endlich habe derſelbe zwar nicht das Kreuz zur Schau getragen, aber im Stillen ſich zu einer Kreuzfahrt verbindlich gemacht, und dieſer Umſtand allein reiche hin, um auf ſeine Befreiung zu beſtehen. Deßwegen ſolle der Erzbiſchof dem Grafen Heinrich kund thun, daß er innerhalb eines Monates den König Waldemar und ſeinen Sohn in Freiheit zu ſetzen habe, daß jedoch dagegen auch ihm vollkommene Gerechtigkeit zu Theil werden ſolle, wenn er von dem Könige ge-

kränket worden sei. Sollte aber der Graf dieser Aufforderung nicht genügen, so sollte der Erzbischof über ihn, den Grafen Heinrich, und alle Förderer desselben an jedem Sonntage und an allen Festen, unter Glockengeläute und Kerzenlicht, überall, wo es nützlich sein könnte, feierlich den Bannfluch der Kirche verkündigen lassen."

Aber noch ehe dieser Brief geschrieben wurde, hatte schon der junge König Heinrich, oder vielmehr dessen Vormund, der Erzbischof Engelbert von Cöln, einen öffentlichen Tag wegen dieser Angelegenheit zu Nordhausen gehalten. Die Verhandlungen waren ohne Erfolg geblieben; es ist jedoch schwer zu sagen, in welchem Geiste sie geführet worden sind. Zwar gab sich Engelbert, der Erzbischof, viele Mühe, Waldemar's Befreiung zu bewirken: denn der Papst danket demselben in dem angeführten Schreiben für die Bemühung, mit welcher er die Befreiung des Königes aufrichtig erstrebet habe [16]; ungewiß aber bleibet, ob der Graf Heinrich sich geweigert habe, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, oder Waldemar, die Bedingungen einzugehen, welche Heinrich vielleicht aufstellte, welche indeß wohl auch von Engelbert gebilliget worden sind. Man darf ohne Zweifel annehmen, daß Engelbert in Uebereinstimmung oder nach der Weisung des Kaisers Friedrich gehandelt habe. Nun ist ein Schreiben dieses Kaisers an den Bischof Konrad von Hildesheim, der ihm treu ergeben war, vorhanden, bei dessen Lesung man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß demselben auf die Nachricht von Waldemar's Gefangenschaft die Lust angewandelt sei, nach dem unwürdigen Beispiele seines Vaters zu verfahren und das Unglück des Königes von Dänemark auf dieselbe Weise auszubeuten, wie Heinrich der Sechste das Unglück des Königes Richard von England ausgebeutet hatte, wenngleich er dieser Lust ein edeleres Gewand umzuhängen suchte. „Dieser König, saget Friedrich, welchen nebst seinem Sohn unser lieber Getreuer, der Graf

Heinrich von Schwerin gefangen hält, hat, wie bekannt, viele von den Gütern des Reiches in Besitz genommen, uns und das Reich die Rücksicht nicht beweisend, die sich gebührte. Daher haben wir ein brennendes Verlangen, diese Güter wieder an das Reich zurück zu bringen [17]. Also bitten wir Dich und fordern Dich auf das Dringendste auf, dahin zu arbeiten, daß der König und sein Sohn unseren Händen überliefert werde [18]. Was der ehwürdige Bischof von Würzburg wegen dieser Sache dem Grafen Heinrich versprochen hat oder noch versprechen möchte, das magst auch Du mit ihm versprechen; denn wir werden es genehmigen, und nach Deinem eigenen Vorschlage dafür sorgen, daß es in der That beobachtet werde.» Es ist zu vermuthen, daß der Erzbischof von Cöln die Weisung erhalten habe, in derselben Richtung zu streben. Deßwegen ist auch nicht zu verwundern, daß der Hoftag zu Nichts führte; denn den dänischen Abgeordneten konnte die Zweideutigkeit nicht entgehen, mit welcher die Sache betrieben ward, und der Graf Heinrich zeigte sich vielleicht wenig geneiget, die Stelle einzunehmen, in welche der Herzog Leopold von Oesterreich durch den Kaiser Heinrich, dem Könige Richard gegenüber, hinein geschoben worden war.

Aber die Unterhandlungen wurden fortgesetzet. Der Papst ermahnte, die Dänen drängten. Zu derselben Zeit befand sich Hermann von Salza, der große Meister des teutschen Ordens in Italien. Dieser Orden, vor kaum einem Menschen-Alter während der Belagerung von Akkon unter großen Drangsalen gestiftet, hatte sich seit etwa zehen Jahren, während er unter Hermann's Leitung stand, eines Mannes von großen Tugenden und hoher Weisheit, auf eine bewunderungswürdige Weise hervorgethan, und unter allgemeiner Begünstigung auch in Teutschland Besitzungen und Rechte erworben, die ihm eine feste Stellung in den Verhältnissen dieser Zeit verschafften, ja, die ihn zu einer bedeutenden Macht erhoben. Vor drei Jahren

aber [19] hatte der Orden mit dem ganzen Heere, welches damals unter dem Kreuze stand, in Aegypten ein ungeheueres Unglück erlitten. Hermann von Salza hatte es überlebet [20]. Hierauf war er nach Italien gekommen, um bei dem Papste, bei dem Kaiser, überall für das Kreuz und für seinen Orden zu arbeiten. Und es war ihm gelungen, in dem Kaiser Friedrich, noch mehr in dem Papste Honorius für sich und für die Sache, die er führte, eine große Theilnahme aufzuregen. Von Italien aus wollte er sich nach Teutschland begeben, um auch hier für dieselbe Sache zu wirken, und zur Förderung dieser Wirksamkeit ließ er sich von dem Kaiser den Auftrag ertheilen, als Vermittler für die Befreiung des Königes der Dänen bei den teutschen Fürsten aufzutreten [21]: denn es war zu hoffen, daß dem Könige Waldemar für seine Freiheit ein Kreuzzug, und daß den teutschen Fürsten für einen Kreuzzug die Freiheit des Königes nicht als ein zu hoher Preis erscheinen würde. In der That ward unter Hermann's Vermittelung am Vierten des Julius im folgenden Jahre, zwölf Hundert vier und zwanzig, ein Vertrag, wahrscheinlich zu Danneberg, abgeschlossen [22], welcher dem Könige Waldemar schwere Bedingungen auflegte. Das Wichtigste aber war nicht, daß Waldemar ein großes Löse-Geld zu zahlen und eine Kreuzfahrt zu unternehmen versprechen, sondern daß er Verzicht auf alle Länder, die zum teutschen Reiche gehöret hatten, leisten, und sein eigenes Reich Dänemark von dem Kaiser zu Lehen empfangen sollte [23]. Die Bestätigung dieses Vertrages aber sollte im Herbst auf einem Hoftage zu Bardewik erfolgen, und die Erfüllung desselben sollte beginnen [24]. Dieser Uebereinkunft zu Folge begab sich der Erzbischof Engelbert mit dem jungen Könige Heinrich und einigen Fürsten des Reiches nach Bardewik; auch der Legat des päpstlichen Stuhles, der Cardinal, Bischof Konrad von Porto, fand sich ein. Der König Waldemar selbst ward auch, abermals unter Vermittelung des Meisters Hermann, durch den Grafen

Heinrich von Schwerin nach Bardewik geführet; und Albert von Orlamünde, von dänischen Baronen begleitet, fehlte nicht. Bei den neuen Verhandlungen aber scheinet der Graf Heinrich von Schwerin mit einer neuen Forderung aufgetreten zu sein, und mit Zustimmung der teutschen Fürsten das Löse-Geld, welches durch den Vertrag vom Vierten des Julius auf vierzig Tausend Mark Silbers festgesetzet war, auf hundert Tausend Mark gesteigert zu haben. Der Vorwand war ohne Zweifel, daß jene vierzig Tausend Mark für den Kaiser und die Fürsten des Reiches bestimmet worden wären, und daß er, der Graf Heinrich, doch nicht leer ausgehen könne, sondern für seine glänzenden Verdienste eine glänzende Belohnung empfangen müsse. Der König Waldemar, nur von der Sehnsucht nach der Freiheit durchdrungen, und fest entschlossen, keinen Vertrag zu halten, der ihm aufgedrungen wurde, bewilligte auch die neue Forderung. Als aber der Graf Albert von Orlamünde, welcher das Geld mit sich gebracht hatte, das nach dem Vertrage nöthig war, um dem Könige alsobald die Freiheit zu verschaffen, diese Forderung des Grafen Heinrich vernahm, und die Billigung derselben durch die teutschen Fürsten erkannte, aufgebracht über die Steigerung, ungeneiget „das Verbrechen zu belohnen", verwarf und zerriß er den ganzen Vertrag, und kehrte mit dem Gelde nach Dänemark zurück [25]. Er war entschlossen, das Schicksal seines unglücklichen Königes auf die Waffen zu stellen [26]. Und bald nach seiner Rückkehr drangen die Dänen vor mit Heeres-Macht. Aber eine Schlacht, im Anfange des folgenden Jahres, zwölf Hundert fünf und zwanzig, bei Mölln geschlagen, entschied nicht nur gegen sie, sondern der Graf Albert hatte auch das Unglück, selbst in die Gefangenschaft seiner Feinde zu gerathen. Er wurde nach demselben Schlosse Danneberg in Verwahrung gebracht, in welchem sich sein Oheim befand, der König Waldemar von Dänemark.

Durch diese Schlacht bei Mölln war Alles entschieden. Selbst der Graf von Orlamünde hatte die Hoffnung verloren, daß ihm unter der Hoheit des teutschen Reiches die Grafschaft Holstein bleiben werde, wie ihm in dem ersten Vertrage zugesichert war [27]. Denn der Erzbischof Gerhard von Bremen war schon früher mit dem Grafen Adolf dem Vierten von Schauenburg, dessen Vorfahren seit ein Hundert und fünfzehen Jahren [28] Holstein und Stormarn, und bald auch Wagrien besessen hatten, dessen Vater Adolf der Dritte, wie erzählet worden ist, von den Dänen vertrieben worden war, über die Elbe gegangen, und Beide hatten sich der Festung Itzehoe bemächtiget. In der Schlacht hatte der Graf Adolf an der Seite des Grafen Heinrich von Schwerin gekämpfet, und nach dem Siege erhoben sich die Holsteiner überall für Adolf, als für ihren angestammten Fürsten, und für das Reich der Teutschen, zu welchem sie mit allen volksthümlichen Gefühlen hielten, die in der menschlichen Brust Wohnung finden. Dem Könige Waldemar schien daher, wenn er wieder zur Freiheit gelangen wollte, Nichts übrig zu bleiben, als sich allen Forderungen zu unterwerfen, die an ihn gemacht worden waren. Ehe er sich indeß entschließen, oder zur Ausführung seines Entschlusses die nöthige Vorbereitung treffen konnte, änderte ein häßliches Verbrechen in Teutschland seine Lage. Am Siebenten November's nämlich erschlug, wie später erzählet werden soll, der freche Graf von Isenburg den Erzbischof Engelbert von Cöln, welcher bisher als der Verweser des Reiches im Namen des unmündigen Königes Heinrich betrachtet worden war, und erregte durch dieses Verbrechen Erstaunen und Schrecken weithin durch Teutschland. Sei es nun, daß der Graf Heinrich, als die Nachricht von dieser Unthat zu ihm kam, besorget geworden sei, es möchten Ereignisse eintreten, unter welchen er um seine Beute kommen könnte, oder sei es, daß ihm der bisherige Gang der Dinge, daß ihm im

Besonderen die Einmischung des Meisters Hermann von Salza, des Erzbischofes Engelbert und anderer Fürsten des Reiches lästig geworden war, und daß er jetzt auf Niemand Rücksicht nehmen zu dürfen glaubte, als auf sich selbst, und auf die benachbarten Fürsten in dem Lande, welches Waldemar eine Zeit lang beherrschet hatte: gewiß ist, er schloß schon am Siebenzehenten November's einen Vertrag mit dem Könige Waldemar, in welchem er, unbekümmert um den Kaiser und das Reich, nur für sich sorgte und für seine benachbarten Freunde, besonders für Adolf, den Grafen von Holstein [29]. Daher geschah, daß Waldemar zwar noch immer harte Bedingungen annehmen mußte, aber doch weniger harte, als ihm zuvor zugemuthet waren. Denn für das Reich und die Fürsten des Reiches wurde kein Löse-Geld verlanget; auch wurde dem Könige nicht die Schmach aufgeleget, die Krone von Dänemark aus der Hand des Kaisers zu empfangen und als Vassall dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Dagegen aber sollte er an den Grafen Heinrich für seine und seines Sohnes Freiheit fünf und vierzig Tausend Mark Silbers zahlen, und bis zu der gänzlichen Abtragung dieser Summe Geisseln stellen. Ueberdieß sollte er eine große Menge anderer Dinge, an Kleinodien, Rüstungen, Kleidern und Pferden darbringen. Endlich mußte er alle Länder südlich von der Eider und dem Meere, und westlich von der Oder, nur die Insel Rügen ausgenommen, dem teutschen Reiche überlassen [30]. Dem Grafen Adolf sollte Rendsburg zurück gegeben werden; die Lübeckischen, Hamburgischen und alle Kaufleute dieses Landes sollten für ihren Handel und ihren Verkehr alle Rechte und Freiheiten in Dänemark wieder erhalten, deren sie sich vor des Königes Gefangenschaft, also zu einer Zeit, da sie unter dänischer Herrschaft standen, zu erfreuen gehabt hätten [31]. Uebrigens erhielt der König Waldemar, so wie die Bedingungen des Vertrages erfüllet wurden, seine Freiheit noch vor dem Ablaufe

dieses Jahres, sein Sohn zu Ostern des folgenden; der Graf Albert von Orlamünde hingegen mußte, damit Adolf sich desto leichter im Lande der Holsten befestigen möchte, in der Haft verbleiben.

Inzwischen aber war die Stadt Lübeck schon im Stillen einen eigenen Weg gegangen, an welchen Heinrich und Adolf schwerlich gedacht haben, als sie dieser Stadt die Rechte und Freiheiten in Dänemark ausmachten, deren so eben gedacht worden ist. Ehe nämlich der Graf Adolf seine Ansprüche auf diese Stadt geltend zu machen vermochte, hatten sie in der Stille Abgeordnete nach Italien an den Kaiser gesendet. Diese Männer erschienen, die Urkunde in der Hand, durch welche der Kaiser Friedrich der Erste ihrer Stadt die Freiheiten bestätiget hatte [32], die einst durch den Grafen Adolf den Zweiten von Holstein verliehen und durch den Herzog Heinrich den Löwen erweitert und gepfleget waren, zu Parma vor dem Kaiser. Friedrich hatte für die nördlichen Küstenländer des Reiches, die er nicht kannte, deren Wichtigkeit er nicht ahnete, früher keine Theilnahme bewiesen; sein Wunsch, den König der Dänen in seine Gewalt zu bekommen, war, gewiß zu seiner Ehre, mißlungen; die Fürsten in jenen Gegenden hatten sich um ihn nicht bekümmert; in den Verträgen mit dem Könige der Dänen war weder seiner noch seines Sohnes gedacht, und wenn man teutsche Länder, die von ihm aufgegeben worden, an das teutsche Reich zurück gebracht hatte, so war auf ihn kein Strahl des Ruhmes gefallen; auch hatte man zuletzt die Forderung, daß der König von Dänemark seine Krone „aus der Hand des Kaiserthumes» empfangen und „demselben den Diensteid leisten sollte, wie die übrigen Fürsten zu thun pflegen», gänzlich aufgegeben. Daher ist wahrscheinlich, daß der Kaiser einen gewissen Unmuth über den Gang der Dinge im Norden in sich getragen habe; und in diesem Unmuthe ertheilte er der Stadt Lübeck nicht nur die Bestätigung ihrer früher

gewonnenen Freiheiten, sondern er stellte derselben auch im Monate Junius, zwölf Hundert sechs und zwanzig, einen neuen Freibrief aus, in welchem auch er sie für eine freie kaiserliche Stadt erklärte, und ihre Gerechtsame gegen die jährliche Entrichtung von sechszig Mark sehr vermehrte [33]. In welcher Gesinnung aber auch Friedrich diese Urkunde verliehen haben mag: jedes Falles setzte er dem neuen Grafen Adolf von Holstein einen Pfahl in das Fleisch, und stellte ein Zeichen neuer Wirrnisse auf, welches unter möglichen Verhältnissen vortheilhaft benutzet werden mochte. Hamburg hingegen blieb in einer anderen Stellung. Ob diese Stadt den günstigen Augenblick versäumet, oder ob sie es für weniger angemessen und weniger sicher gehalten habe, sich von dem Lande, zu welchem sie gehörte, loszusagen, muß unausgemacht bleiben; gewiß ist, sie öffnete dem Grafen Adolf ihre Thore, sobald derselbe eine der Burgen gebrochen hatte, die von Waldemar und dem Grafen Albert angeleget waren.

Waldemar aber, wie bereitwillig er, um die Freiheit zu gewinnen, den Vertrag angenommen und beschworen zu haben schien, hatte den Schwur nur mit dem festen Entschlusse geleistet, den Vertrag nicht zu halten, sondern, was ihm in Folge eines verrätherischen Ueberfalles abgedrungen und entrissen worden war, in ehrlichem Kampfe wieder an sich zu bringen. Und ehe sechs Monate verlaufen waren, hatte er von dem Papste Honorius dem Dritten die Freisprechung von dem abgepreßten Eide erlanget. Also begann er von Neuem den Krieg, in welchem sogar ein teutscher Fürst, der Herzog Otto von Lüneburg, Wilhelm's Sohn, Heinrich's des Löwen Enkel, auf seine Seite trat, weniger gewiß, weil er dieses jungen Fürsten Oheim war, als weil Otto nur durch ihn auf einigen Vortheil hoffen durfte. Und bald zeigte er sich furchtbar in glücklichen Kämpfen und gefährlich für Holstein durch die Eroberung von Rendsburg. Dadurch veranlaßte er zwar

die Grafen Heinrich von Schwerin und Adolf von Holstein, sich ihrer Unabhängigkeit zu begeben, und den Herzog Albert den Zweiten zu Sachsen, Bernhard's Sohn, Albert's des Bären Enkel, um denselben zur Theilnahme an dem Kriege zu bewegen, als ihren Lehen-Herrn anzuerkennen, und ihm als den Preis seiner Theilnahme Razeburg und Lübeck zu versprechen; aber für ihn selbst wurde Nichts gewonnen, und für seine beiden Haupt-Feinde ging wenig verloren. Vielmehr trat eine größere Macht gegen ihn auf, und durch dieselbe wurde Dänemark's Macht in der Schlacht bei Bornhövede, den Zwei und zwanzigsten des Julius, zwölf Hundert sieben und zwanzig, so furchtbar zusammen gebrochen, daß Waldemar, wenn er auch keinen Frieden suchte, doch friedlich zu leben genöthiget war, und daß sein Neffe, der Graf Albert von Orlamünde, dem Herzoge Albert zu Sachsen die Festung Lauenburg übergeben mußte, um endlich auch die Freiheit wieder zu erhalten, die er in der Schlacht von Mölln verloren hatte. Und wenn nun auch mancherlei Händel, welche unter den teutschen und slavischen Fürsten daraus entstanden, daß die große Veränderung neue Verhältnisse erzeuget hatte, sich noch durch eine Reihe von Jahren hindurch zogen, und wenn die Freiheit der Stadt Lübeck von den Fürsten, besonders von dem Herzoge Albert und dem Grafen Adolf noch lange nicht anerkannt ward, wenn Adolf, um Lübeck zu gewinnen, sich sogar nicht scheuete, mit dem Könige Waldemar eine Verbindung wider diese Stadt einzugehen: so blieb doch auch im Norden die Gränze Teutschland's gesichert für und für, und von den Dänen war fortan Nichts mehr zu fürchten.

Und kaum waren, wenn nicht dem teutschen Reiche, doch dem teutschen Volke, wie der Ausfluß der Elbe, so die Küsten des baltischen Meeres diesseits der Oder gesichert, und auf die Küsten desselben Meeres jenseits dieses Stromes eine ferne Hoffnung gezeiget, so ward demselben auch der Weg in das

Land der Preussen, und die Aussicht geöffnet auf die Erwerbung der Küsten jenseits der Weichsel. Mag auch diese Erwerbung eines so fernhin gedehnten Ufers ohne angemessenen Landbesitz dem denkenden Menschen als ein zweideutiger Gewinn erscheinen; mag er dieselbe als unnatürlich betrachten, theils wegen der blutigen Wirrnisse, in welche das teutsche Volk sich unlösbar verwickelte, theils weil dem Volke der Polen die Wurzeln des Lebens und der Bildung verstümmelt wurden: so wie sich ein Mal die Dinge gestaltet und die Verhältnisse der Völker gestellet hatten, konnte der Versuch, wie schon früher angedeutet worden ist, nicht ausbleiben; und wenn er gelang, dieser Versuch, so mußte er, gleichviel welches der endliche Ausgang sein wird, nothwendig große Folgen haben im Fortgange der Zeit, glückliche und unglückliche, wie es in menschlichen Dingen zu sein pfleget. Er wurde aber gemacht in unerhörter Weise, und er gelang mit unerhörtem Glücke, durch große, ja außerordentliche Thaten, in einem langen furchtbaren Kampf, unter unermeßlichem Jammer und unermeßlicher Noth.

Der Same des Evangeliums nämlich, welchen der Bischof Christian von Preussen mit Eifer und Beharrlichkeit auszuwerfen fortfuhr unter das widerspänstige Volk, fand keinen geeigneten Boden. Hier und dort mochte er aufgehen, aber nirgends konnte er zu Blüthe und Reife gelangen; entweder verdorrte die junge Saat, weil sie keine Nahrung hatte, oder sie ward niedergetreten von dem halsstarrigen Geschlechte. Umsonst waren die Gläubigen in Teutschland zum Kreuze gerufen, um Schutz und Pflege zu gewähren und zu sichern: eine große Menge war herzu geströmet, weil das Heil lockte, das für Zeit und Ewigkeit versprochen worden war [34]; aber ein Jeder der Kreuzgenossen eilte nach der Heimath zurück, sobald er sein Gelübde erfüllet und das versprochene Heil verdienet zu haben glaubte, unbekümmert um den ehrwürdigen Bischof und um die christlichen Gemeinden, welche derselbe gegründet

hatte. Und ehe neue Kreuzbrüder heran zu kommen vermochten, war von den tapferen Heiden längst Alles wieder ausgereutet, was von Christian und seinen Genossen gesäet und gepflanzet worden war. Umsonst hatte der ehrwürdige Bischof, das Beispiel des Bischofes Albert von Livland vor Augen, von dem Rufe durchdrungen, welcher die großen Thaten der Ritter-Orden für die Sache des Heilandes im heiligen Lande verkündigte, den Versuch gemacht, einen eigenen Ritter-Orden zu stiften [35], der diese Sache in Preussen aufrecht erhalten und fördern sollte. An Rittern hatte es nicht gefehlet, nicht an tapferen Männern, welche bereit waren, die Pflichten des Ritterthumes zu übernehmen und redlich zu erfüllen; aber der Orden wurde, wenn der Ausdruck verstattet ist, schon in der Wiege erstiket durch eine einzige Schlacht, in welcher Viele dieser Verbrüderung einen unnützen Tod starben, weil der Herzog Konrad von Masovien, zu dessen Heere die Ritter standen, durch feige Flucht dem heidnischen Feinde den Sieg zuwarf. Seit diesem Unglücke hatte der neue Orden das Vertrauen seines Stifters, seines Pflegers, der Welt verloren. Versäumet und mißachtet stand er fortan, einer jungen geknickten Eiche gleich, welche nur Bedauern in dem Menschen erreget, keine Hoffnung und keine Lust. Daher gerieth das Christenthum nicht nur in Preussen, sondern auch in den Gränz-Ländern von Polen und Pommern, in die größte Gefahr; das Kulmerland, wo der Bischof Christian seinen Sitz hatte, wurde von den Preussen auf die ärgste Weise ausgeplündert und geschändet; selbst das Land des Herzoges Konrad von Masovien hatte durch die Raubzüge der Preussen große Uebel zu erdulden; und er selbst, der Herzog Konrad, vermochte den Bischof und sich selbst um so weniger zu vertheidigen, da er noch in großer Besorgniß vor zwei anderen wilden Feinden an der östlichen Seite seines Landes schwebte, vor den Polexianern und den Litthauern.

In dieser Noth kam der Bischof Christian auf dem Gedanken, die Rettung seiner Gemeinde, ja das Schicksal des Christenthumes in Preussen, einer anderen ritterlichen Verbrüderung anzuvertrauen, die schon fest stand auf einer breiten Grundlage, die sich der Gunst des Papstes, des Kaisers und vieler großen Herren zu erfreuen hatte, die stark genug zu sein schien, mit stets bereiter Macht, was Ein Kreuzheer erobert hatte, so lange zu schützen, bis ein zweites heranzog, um die Eroberung zu erweitern, nämlich dem teutschen Ritter-Orden. Dieser Orden hatte sich, seit der Meister Hermann nach Europa, nach Italien und nach Teutschland gekommen war, mit bewunderungswerther Schnelligkeit gehoben und vergrößert. Er hatte zugenommen an Zahl und an Besitz. Er hatte sich überall in Teutschland, in Italien, und auch in anderen Ländern angebauet und festgesetzet; und der Meister erfreuete sich wegen seiner Tugenden und seiner Weisheit des größten Ansehens und des größten Vertrauens. Im Morgenlande aber schien der Orden seine Bahn nicht mehr zu finden, und deßwegen war zu vermuthen, daß er nicht abgeneiget sein würde, sein Gelübde in Europa gegen andere Feinde des christlichen Namens zu erfüllen, als gegen welche der Orden gestiftet worden war, wenn anders dieser neuen Erfüllungs-Weise weder von der Kirche der Segen, noch von der weltlichen Macht die Zustimmung versaget würde. Der Bischof Christian trug seinen Gedanken dem Herzoge Konrad von Masovien vor. Der geängstigte Herzog stimmte gern bei, und eine Versammlung der großen Herren seines Landes ertheilte ihre Einwilligung. Denn in der Noth des Augenblickes, bei dem allgemeinen Mißtrauen in die eigene Kraft, und bei der Verzweifelung an der Rettung durch dieselbe richtete Niemand seinen Blick in die Zukunft, und fragte Niemand nach den Folgen, die nothwendig, wahrscheinlich oder möglich waren. Man scheinet geglaubet zu haben, die Ritter des teutschen Or-

dens würden die Wildheit der Preussen zähmen, ihre Macht brechen, sie unter das Kreuz beugen, ihnen selbst, den Polen, Ruhe schaffen für alle Zeit, und alsdann, nach wohl vollbrachtem Tagewerke, die Bühne ihrer Thaten verlassen, zufrieden mit einer billigen Belohnung durch ein mäßiges Stück Land. Der Herzog Konrad bestimmte sogleich dieses Land, welches dem Orden als Preis angeboten werden sollte. Es war das Kulmerland nebst benachbarten Bezirken.

Im Anfange des Jahres zwölf Hundert sechs und zwanzig begab sich eine Gesandtschaft nach Italien zu dem Meister des teutschen Ordens, Hermann von Salza. Der edele Meister, von dem Kaiser Friedrich mit Zustimmung des Papstes schon zum Fürsten des Reiches erhoben, von dem heiligen Vater durch einen schönen und geweiheten Ring der Kirche vermählet, von dem Kaiser durch eine Fahne mit dem schwarzen Adler dem Reiche verbunden, erkannte sogleich in dem Antrage der Gesandtschaft die hohe Bestimmung der Verbrüderung, deren Vorstand er war. Daher zauderte er nicht, denselben anzunehmen, wenn anders der Kaiser und der Papst keine Bedenklichkeiten hätten. Hermann brachte die Sache an den Kaiser, aber in einer anderen Weise: er wünschte die Erlaubniß zur Erwerbung des ganzen Landes der Preussen für das Christenthum und seinen Orden zu erhalten. Dem Kaiser gefiel der Vorschlag. Warum auch hätte er entgegen treten sollen? Der Meister Hermann war sein Freund; das Ritterthum war ihm lieb; zu dem heiligen Lande hatte er kein Vertrauen, und deßwegen war an der veränderten Bestrebung des teutschen Ordens Nichts gelegen, vielmehr konnte sie ihm vielleicht einen neuen Grund zur Aufschiebung seines eigenen Kreuzzuges gewähren; an dem Schicksale der heidnischen Preussen nahm er keinen Antheil, und die Polen waren ihm, wenn nicht verhasset, doch gleichgültig; überdieß mochte es ihn ergötzen, daß er eine Gelegenheit fand, das Kaiserthum, das

an Macht und That hinfällig vor der Welt erschien, in neuem Glanze zu zeigen, und den veralteten Anspruch auf die Herrschaft über alle Länder der Erde ein Mal wieder geltend zu machen. Also ertheilte er durch eine Urkunde, im Monate März zu Rimini ausgestellet, dem Meister Hermann, den Nachfolgern desselben und dem teutschen Hause des Ordens nicht nur die Erlaubniß, das Land, welches der Herzog Konrad geschenket hätte oder noch schenken würde, anzunehmen, sondern er verstattete ihnen auch, das alte Recht des Kaiserthumes auf das Land der Preussen geltend zu machen [36], dasselbe zu erwerben und als Eigenthum frei von Dienst und Zins mit vollkommener landesherrlicher Gewalt zu besetzen für und für. Dennoch aber sollte Preussen zum Kaiserthume gehören [37]; die Hoheit des Reiches, auf deren Rechte Friedrich Verzicht that, sollte sich über dasselbe wie ein leichter Schatten hinweg ziehen, damit wenigstens mögliche Fälle in künftigen Tagen nicht unbenutzet bleiben müßten. Und nun ward die Sache auch an den heiligen Vater gebracht. Honorius war mürbe, matt und kränklich. Seine alte Milde war daher noch milder geworden. Ein Bruch mit dem Kaiser war ihm ein schrecklicher Gedanke. Das Schicksal des heiligen Landes lag ihm noch immer schwer auf der Brust. Seit seiner Gelangung zu dem Stuhle des Apostels hatte er nicht aufgehöret, das Kreuz verkündigen zu lassen, um den unglücklichen Christen im Morgenlande Hülfe zu bringen und der Sache des Heilandes den Sieg zu verschaffen über die Sache des falschen Propheten. Sein heißester Wunsch war daher, endlich einen großen und allgemeinen Kreuzzug zu Stande zu bringen, an dessen Spitze der Kaiser stehen sollte, um den langen Kampf für alle Zukunft glücklich zu entscheiden. Aber er mußte sich auch gestehen, daß er jetzt noch eben so fern von seinem Ziele war, als an dem Tage, da er zum ersten Male das Wort vom Kreuze des Herrn ausgesprochen hatte. Wie hätte er

also wagen können, dem frommen Werke der Ausbreitung des Christenthumes und der christlichen Kirche unter einem heidnischen Volke Hindernisse in den Weg zu legen, und sich dadurch in Zwistigkeiten zu verwickeln, die nicht zu übersehen waren? Er gab, was er zu geben vermochte, seinen apostolischen Segen, und versprach jegliche Förderung.

Als hierauf der Herzog Konrad von Masovien seine Schenkung genauer bestimmt, feierlich und urkundlich bestätiget und im Sinne des kaiserlichen Zugeständnisses erweitert hatte, sandte der Meister Hermann, im Jahre zwölf Hundert acht und zwanzig, einen Theil seiner Ritter mit einem zahlreichen reisigen Gefolge nach Preussen, während er sich selbst zu einer Fahrt nach dem Morgenlande vorbereitete. Diese Schar, deren Größe nicht anzugeben, an deren Spitze aber Hermann Balk als Verweser des Hauses des teutschen Ordens in Preussen stand [38], fand schon eine hölzerne Burg vor, welche von einigen Brüdern, unter Begünstigung des Herzoges Konrad und des Bischofes Christian, zwei Jahre früher gegen die Heiden am linken Ufer der Weichsel, wo bald auf dem anderen Ufer die Stadt Thorn entstanden ist, angeleget und Vogelsank genannt worden war. Und nun begann, etwa vom Jahre zwölf Hundert und dreißig an, der Kampf des Ritterthumes und des Kreuzes gegen ein kleines Volk, das für seine Freiheit stritt und für den Glauben seiner Väter; ein Kampf, welcher, ausgezeichnet durch Kraft und Kunst, durch That und Tugend, durch Lug und List, von allen Uebeln voll, die sich in Kriegen um Grundsätze und Glauben, in den heiligsten Gefühlen der menschlichen Brust geführet, zu entwickeln pflegen, länger als ein halbes Jahrhundert gedauert hat, bis endlich die Preussen, ermüdet, gebrochen, vernichtet, sich unterwarfen, und die Herrschaft des teutschen Ordens und des Kreuzes anerkannten, bis überall im Lande der Preussen und weit über die Gränzen desselben hinaus längs der Gestade des Meeres

teutsches Leben, teutsche Sprache und Sitte fest begründet war [39].

Es waren große Begebenheiten, jedoch unserer Aufgabe im Einzelnen fremd. Seit sich dieselben ereigneten, sind sechs Hundert Jahre verlaufen, achtzehen Menschen-Geschlechter vorüber gegangen. Und noch immer ist nicht möglich, das Räthsel vollständig zu deuten, das in ihnen gegeben ward. Die Brüder des Kreuzes sind mit ihrem Glauben und ihren Aufopferungen zum Gespötte späterer Zeiten geworden; die Ritter des teutschen Ordens sind verstreuet und vernichtet, und ihre Thaten und ihre Herrlichkeit lebet nur noch in der Geschichte; das Kaiserthum hat sich, kaum bemerket, verloren; das teutsche Reich ist, fast unvermisset, verschwunden; das teutsche Volk hingegen hat aus den neuen Erwerbungen reiche und mannichfaltige Nahrung für Betriebsamkeit, Geist und Bildung gezogen, und hat seine Schuld in reichem Maße wieder abgetragen. Aber der große slavische Volksstamm strebet seiner Bestimmung entgegen, und er hat das Meer längst erreichet. Armin's Enkel, gewöhnlich das Auge dahin gerichtet, woher die erste, vielleicht nicht die größte, Gefahr kam, schauen selten hinter sich, als suchten sie einer Ahnung zu entgehen, die ihnen flüchtig durch die Brust läuft. Nur das Christenthum stehet fest überall, auch wo es unter Gräueln, Blut und Thränen gegründet ward, und der Geist desselben würde sich, nach menschlicher Einsicht, in alter Schönheit selbst über dem Staube des Stuhles von Rom empor schwingen, wie er sich empor geschwungen hat über den Trümmern so vieler irdischen Throne.

Viertes Capitel.

Das unglückliche Verhältniß des jungen Königes Heinrich zu seinem Vater.

Des Kaisers schwierige Stellung zu dem Papst und zu den Lombarden.

Entstehung der Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten.

J. 1220 — 1234.

Die Schriftsteller aus dieser Zeit, oder derselben nahe stehend, lassen es völlig ungewiß, wie der junge König Heinrich, oder der Verweser der öffentlichen Angelegenheiten Teutschland's im Namen desselben, zu seinem Vater, dem Kaiser, gestanden haben mag; und diese Ungewißheit wird nicht durch die Urkunden gehoben, welche uns aus dieser Zeit erhalten worden sind. Um zu einiger Klarheit zu gelangen, könnte man vielleicht sagen, es gab, von Waffen und Krieg hinweg gesehen, drei Arten von Geschäften, bei welchen der König thätig, bei welchen des Königes Entscheidung in Anspruch genommen werden mochte. Die erste Art betraf solche Dinge, welche nach dem bestehenden und anerkannten Recht erlediget

werden konnten; die andere betraf solche Dinge, welche dem bestehenden Recht entgegen, auf neue Grundsätze gestellet werden mußten; die letzten betrafen Verhältnisse mit anderen Staaten oder Reichen. Die ersten gehörten in die Verwaltung, die anderen zu der Gesetzgebung, die dritten waren politischer Natur. Wollte man die Ausdrücke nicht schulmäßig scharf nehmen, so könnte man vielleicht auch sagen, die ersten betrafen das Lehen-Recht, die anderen das Hoheits-Recht, und die letzten das Völker-Recht [1].

In Beziehung auf die Geschäfte der ersten Art hatte der Kaiser mit seinem Sohn, oder mit dem Reichs-Verweser, keine bestimmte Abgränzung getroffen; vielmehr war Alles ungeordnet geblieben und dem Gange der Dinge, den Umständen, dem Zufall überlassen. Dem Sohne wurde das Recht zugestanden, nach eigener Einsicht zu handeln; der Kaiser jedoch behielt sich vor, nach Verhältnissen und Gelegenheiten auch selbst zu verfügen. Was er aber selbst verfügte, das mußte dem Sohn ein unverbrüchliches Gesetz sein; dagegen hielt er sich an die Verfügung des Sohnes nur alsdann gebunden, wenn er Nichts gegen dieselbe einzuwenden hatte. In Beziehung aber auf die Geschäfte der zweiten Art und der dritten, sollte der König entweder gar nicht handeln, oder nur im Einverständnisse mit seinem Vater, oder unter dem Vorbehalte der Zustimmung seines Vaters, des Kaisers. So scheinet es. Man kann daher kaum den Gedanken abweisen, daß Friedrich das teutsche Reich betrachtet habe wie ein Lehen des Kaiserthumes, und daß er seinen Sohn, als den Lehen-Träger, in die Stellung eines Vassallen zu seinem Lehen-Herrn hinein gebracht oder doch hinein zu bringen beabsichtiget habe.

Die meisten Urkunden, die vor uns liegen, gehören zu den Geschäften der ersten Art. Wir haben solche Urkunden, teutsche Menschen und Zustände betreffend, in nicht geringer Zahl, die von Friedrich, wir haben andere, die von Heinrich

ausgestellet worden sind. Friedrich ertheilet diese Urkunden als Kaiser der Römer, alle Zeit Mehrer des Reiches; Heinrich ertheilet sie als König der Römer, alle Zeit Mehrer des Reiches. Sie sind auch, wie in der Form, so dem Inhalte nach, ganz ähnlich. Eine jede Urkunde, die von dem Einen ausgestellet worden ist, hätte, wie es scheinet, von dem Anderen ausgestellet werden können. Die Meisten sind Schutzbriefe für Klöster und andere Stiftungen; Schenkungen oder Bestätigungen von Schenkungen und Verträgen; Ertheilungen von Gütern, Rechten und Vorrechten; auch wohl Entscheidungen, Gebote und Verbote. Unter den Urkunden aber, welche von dem Kaiser ausgehen, sind manche nicht wichtiger, als diejenigen, welche des Königes Namen an der Stirn tragen, und diese wie jene scheinen mit gleich gutem Recht erlassen zu sein [2]. Indeß kommen doch auch Fälle vor, in welchen Heinrich durch einen Befehl seines Vaters genöthiget wurde, zu widerrufen, was er zugestanden hatte, oder in welchen Friedrich einen Ausspruch seines Sohnes geradezu vernichtete. Und es kommen andere Fälle vor, in welchen Friedrich die Zugeständnisse bestätigte, welche Heinrich gemacht hatte, ja in welchen er sich bei seinen eigenen Verfügungen auf den Beistand und die Zustimmung seines Sohnes, des römischen Königes, berief [3].

Also scheinet sich aus diesen Urkunden die Richtigkeit der ausgesprochenen Ansicht von den Geschäften der ersten Art zu ergeben. Die Ansicht von der zweiten Art wird sich später bewähren. Oder zeuget auch Folgendes für dieselbe? In einigen Städten hatten sich Gemeinden gebildet, Genossenschaften und Einungen, Theils wie es scheinet mit Heinrich's, des Königes, Erlaubniß, Theils mit der Erlaubniß einzelner Fürsten. Auf einem Hof-Tage zu Worms aber, im Jahre zwölf Hundert ein und dreißig, wurde die Frage zur Berathung gebracht, ob solche Verbindungen in den Städten verstattet seien, oder nicht [4], und die versammelten Fürsten sprachen sich verneinend

aus; das heisset wohl, sie erklärten, daß solche Verbindungen Neuerungen seien, dem alten Recht entgegen stehend. Diese Entscheidung machte der König in einer öffentlichen Urkunde bekannt; er verwarf dieselben „so wohl, wie es in derselben heisset, weil wir, ohne des Herrn Zustimmung, den Städten in unserem Reiche die Befugniß, Gemeinden und Einungen zu bilden, weder gestatten konnten noch durften, als weil den Herren der Städte ohne die Zustimmung unserer Majestät Aehnliches zu thun nicht zustand.» Aber wer ist der Herr, dessen Zustimmung als nothwendig angesehen wird? Ist es der Kaiser, der oberste Lehen-Herr? oder ist es nicht vielmehr der Fürst, in dessen Lehen-Gebiet die Stadt lag [5]?

Endlich mag wegen der Ansicht von den völkerrechtlichen Verhältnissen nur eine Bemerkung hinzu gefüget werden. Der König Heinrich schloß wahrscheinlich im Monate Junius des Jahres zwölf Hundert sechs und zwanzig ein Bündniß mit Ludwig dem Achten, Könige von Frankreich, in welchem man sich wechselseitig versprach, keine Empörer und Geächtete aufzunehmen; und dasselbe Bündniß schloß auch der Kaiser mit dem Könige im Monate November, ohne jedoch auf den Vertrag hinzuweisen, den Heinrich eingegangen war [6]. Daher bleibet allerdings ungewiß, ob der König von Frankreich durch das Bündniß mit dem Kaiser nur eine Bestätigung des Bündnisses mit dem Könige, oder ob er eine Erweiterung desselben zu erhalten gesuchet habe.

Aber auch wegen der Urkunden der ersten Art muß es ungewiß bleiben, ob Diejenigen, welche einer solchen Urkunde zur Begründung neuer Rechte oder zur Befestigung und Erweiterung schon bestehender bedurften, Fürsten und Herren, Klöster, Orden und Städte in Teutschland, für gleich geachtet haben, dieselbe bei dem Könige oder bei dem Kaiser auszuwirken, ob sie sich also lediglich nach Einfällen und Gelegenheiten,

der Eine an den Sohn gewendet haben, der Andere an den Vater, oder ob erst Diejenigen sich dem Kaiser in Italien genahet, welche von dem Könige in Teutschland abgewiesen worden, so daß Friedrich aus der Ferne rasch gewähret hätte, was Heinrich in der Nähe zu gewähren Bedenken getragen. Die Ueberlieferungen aus dieser Zeit geben keine Auskunft. Mag man aber das Eine annehmen oder das Andere, mag Heinrich als Untergebener des Kaisers immer nur mit dem Vorbehalte, daß seinem Vater die Genehmigung oder Verwerfung zustehe, geredet oder gehandelt, oder mag er als Mitregent und Stellvertreter des Kaisers frei da gestanden und durch Wort und That endlich entscheiden zu dürfen geglaubet haben: so war sein Verhältniß zu dem Kaiser, seinem Vater, doch immer sehr unsicher. Er war und blieb abhängig. Die Schwierigkeit des schriftlichen Verkehres mit dem Kaiser machte eine Verständigung in einzelnen Fällen gewiß unmöglich, immer sehr lästig; eine Lösung der vorliegenden Aufgabe aber ohne eine voraus gegangene Verständigung, war stets bedenklich und mochte Mißverständnisse, Tadel, Unannehmlichkeiten, selbst Beschämungen nach sich ziehen. Im Anfange, so lange Heinrich ein Kind und in der Mundschaft eines Anderen war, mochte Alles gut gehen; je länger aber die Abwesenheit des Kaisers dauerte, je mehr inzwischen der junge König zum Jünglinge heranwuchs und über die Zustände nachzudenken vermochte, in welche er gestellet war, desto verdrießlicher, desto peinlicher mußte seine Stellung werden. Und Heinrich wurde, noch ein Knabe, schon als Jüngling behandelt; er ward, von seinem Vater vernachlässiget, um die schöne Zeit geistiger und körperlicher Ausbildung betrogen; und in den Jahren, in welchen er kaum die Pflichten des Zöglinges freudig und frei zu erfüllen vermochte, wurden ihm die Pflichten des Hausvaters angesonnen. Als er kaum vierzehen Jahre alt war, dachte man, ohne Zweifel mit

seines Vaters Vorwissen und Genehmigung, an seine Verheirathung. Zur Gemahlin ward ihm, wahrscheinlich, zuerst eine Tochter des Königes von Böhmen bestimmet [7]; hierauf bewarb sich der König Heinrich der Dritte von England um die Hand des jungen Königes für seine Schwester, für dieselbe Isabella, welche zehen Jahre später mit Heinrich's Vater, dem Kaiser Friedrich, vermählet worden ist [8]: im Jahre zwölf Hundert fünf und zwanzig kam eine eigene Gesandtschaft aus England, einen Bischof an der Spitze, zu einem Hof-Tage des Königes nach Frankfurt, um diese Angelegenheit zu betreiben. Wodurch der junge König von der böhmischen Fürstin entfernet worden, ist ungewiß; gegen die Vermählung mit der englischen sollen sich die Fürsten des Reiches erkläret haben [9], die zu Frankfurt versammelt waren, wahrscheinlich weil sie die feindlichen Verhältnisse zwischen Frankreich und England für bedenklich hielten. Dagegen wurde Heinrich noch in demselben Jahre wirklich mit Agnes vermählet, einer Tochter des Herzoges Leopold von Oesterreich [10]; und zwei Jahre später, zwölf Hundert sieben und zwanzig, am Acht und zwanzigsten des Monates März, wurde seine junge Gemahlin zu Aachen, in Gegenwart der Erzbischöfe von Salzburg, Mainz und Trier, der Herzoge von Oesterreich, Baiern, Kärnthen, Brabant und Lotharingien, des Landgrafen von Thüringen, endlich vieler Bischöfe, Grafen und adeliger Männer aus ganz Teutschland, durch den Erzbischof Heinrich von Cöln, der inzwischen, wie alsobald erzählet wird, zu dieser Würde erhoben war, feierlich geweihet, gekrönet, und alsdann, auf den Thron gehoben, von der ganzen Versammlung als die Königin der Teutschen begrüßet.

Es leidet keinen Zweifel, diese frühe Vermählung des jungen Königes war keineswegs das eigene Werk desselben, sondern das Werk seines Vaters und seiner Umgebung; aber es leidet eben so wenig einen Zweifel, nach seiner Vermählung,

nach der Krönung der Königin, mußte ihm, seiner jungen Gemahlin gegenüber, und, mit derselben vereinet, gegenüber den Fürsten und der Welt, der Gedanke schwer werden, daß er ein Unmündiger sei und als ein Unmündiger behandelt werden sollte. Wie gern er auch vielleicht dem anwesenden Vater gehorchet, und sich bemühet haben würde, unter der Leitung, unter den Befehlen desselben seine Kräfte tüchtig auszubilden, so mußte es nothwendig ein unangenehmes Gefühl in ihm erzeugen, daß er, von seinem Vater verlassen, gleichsam verwaiset, als König der Römer weder Etwas aussprechen noch Etwas thun dürfte, ohne die Besorgniß, sein Wort werde verworfen, sein Werk werde eingerissen werden. Er mußte ängstlich werden, unmuthig, mißtrauisch, argwöhnisch, gleichgültig und störrisch. Und diese übele Stimmung mußte sich nach und nach, wie die Tage dahin liefen und die Jahre, zur Bitterkeit steigern. Auch konnte es nicht an Menschen fehlen, nicht an Jünglingen, Männern und Greisen, welche, aus edelen und unedelen Gründen, aus Theilnahme und Mitleid, aus Liebe zum Vaterlande und Zorn über die Abwesenheit des Kaisers, aus Müßiggang und Schadenfreude, aus inwohnender Unruhe und Thatlust, aus Ehrgeiz, Habsucht und anderen Leidenschaften, durch Blicke, Winke, Andeutungen und Reden, reizende, beizende und ätzende Stoffe in die Wunde warfen, welche in der Brust des unglücklichen jungen Königes entstanden war. Zwei Ereignisse aber, welche sich in der Zeit zwischen der Vermählung des Königes und der Krönung seiner Gemahlin zutrugen, waren, wie sie an sich über diese Zeit nicht unbedeutende Zeugnisse geben, so wohl geeignet, dem königlichen Jünglinge das Unglückselige seiner Stellung recht tief fühlbar zu machen.

Zuerst nämlich ward ihm im Jahre zwölf Hundert fünf und zwanzig, am Siebenten Novembers, der Pfleger seiner Jugend, der Erzbischof Engelbert von Cöln durch einen ge-

waltsamen Tod grausam entrissen. Engelbert scheinet ein vortrefflicher Mann gewesen zu sein, ausgezeichnet durch hohe priesterliche und fürstliche Tugenden. Von seinen Zeitgenossen wird er, als er dahin war, der Vater des Erzbisthumes Cöln genannt [11], eine Zierde Teutschland's, eine Säule der Kirche, eine Stütze des Reiches. Für das Reich zwar mag er in den fünf Jahren, in welchen er an der Spitze stand, auch redlich genug gestrebet haben; erreichet jedoch hat er nicht Viel. Wie hätte ihm auch, dem Reichs-Verweser, in so kurzer Zeit gelingen mögen, was den gewaltigsten Kaisern meistens mißlungen war? Und wenn in dieser Zeit in der That weniger stürmische Auftritte vorkamen, als oftmals in früheren Tagen, so bleibt immer ungewiß, ob die größere Ruhe ihm zum Verdienst anzurechnen, oder ob dieselbe lediglich hervor gegangen sei aus den neuen Bestrebungen der Fürsten und der Städte, von welchen alsobald gesprochen werden soll. Dagegen waltete er mit Nachdruck in seinem Lande, und übte mit Strenge Gerechtigkeit gegen Hohe und gegen Niedere, um den frevelnden Uebermuth der Männer vom Schwert unter das Gesetz gesellschaftlicher Ordnung zu beugen. Er brach einen Schlupfwinkel der Straßenräuber, die Burg Turinh an der Mosel [12], und suchte Sicherheit für Leben und Eigenthum herzustellen und zu befestigen. Durch ein solches Verfahren brachte er den Adel des Landes wider sich auf; denn es sei Tyrannei, sagte man, und kränke das alte Recht. Der Graf Friedrich von Isenburg aber, ein Bruder der Bischöfe von Münster und von Osnabrück, war Schirmvogt der Abtei Essen, und mißbrauchte dieses Verhältniß auf die schnödeste Weise. Auf seine Verwandtschaft mit dem Erzbischof Engelbert rechnend, preßte er Diejenigen schonungslos aus, die er zu schützen berufen war. Der Erzbischof trat ihm entgegen. Der Graf aber, an Statt auf das Wort des ehrwürdigen Mannes zu hören, ergrimmte in seiner Seele, und beschloß,

aufgereizet durch seine Genossen, blutige Rache zu nehmen an dem unnachsichtigen Pfaffen [13]. Der Erzbischof wurde gewarnet; aber in seiner Seele fand der Glaube an eine solche Schandthat keinen Raum. Deßwegen achtete er auf die Warnung nicht. Als er sich nun, von Soest zurück kehrend, nach Schwelm [14] begeben wollte, um daselbst am nächsten Sonntage eine Kirche einzuweihen, und am Abende des gedachten Tages (es war ein Freitag) in die Nähe des Ortes kam: da brach der Graf Friedrich von Isenburg, von fünf und zwanzig Bewaffneten begleitet, aus dem Versteck hervor, in welchem er dem Unglücklichen aufgelauert hatte. Des Erzbischofes Gefolge stob aus einander; er selbst war wehrlos in der Hand seines Feindes. Der Graf stieß ihm sein Schwert in die Seite, und rief seine Gesellen an, nicht zurück zu bleiben. Und auch sie stießen zu mit Schwert und Dolch, und nicht Alle begnügten sich mit Einem Stoße. Von acht und dreißig Stichen durchboret, lag der Entseelte da [15]. Sogleich flüchteten die Verbrecher hinweg von dem Gräuel ihrer Unthat; ein kleiner leibeigener Bursche des Erzbischofes aber schlich sich herzu, und bewachte die Nacht hindurch seines Herren blutigen Leichnam [16].

Der Erzbischof Engelbert erhielt unter den Wehklagen der Einwohner von Cöln und den größten Feierlichkeiten der Kirche ein sehr ehrenvolles Begräbniß; auf den erzbischöflichen Stuhl zu Cöln ward Heinrich, der Propst der Kirche von Bonn, erhoben; gegen den Grafen von Isenburg und seine Mordgesellen wurde die Reichs-Acht ausgesprochen; die Bischöfe von Münster und Osnabrück, wenn nicht der Theilnahme, doch des Mitwissens beschuldiget, wurden durch den päpstlichen Legaten, den Cardinal Konrad, mit dem Banne der Kirche beleget; die Burgen des Grafen wurden gebrochen und der Erde gleich gemacht; er selbst, ein Jahr lang in wechselnder Verkleidung flüchtig umher irrend, ward endlich von einen Vassallen, Namens Balduin [17], entdecket, ergriffen, für zwei Tau-

send und ein Hundert Mark Silbers an den neuen Erzbischof von Cöln ausgeliefert, und mußte sein Verbrechen auf dem Rade büßen. So wurde die Seele „des Märtyrers der Gerechtigkeit" beruhiget [18]. Des jungen Königes Heinrich Verlust aber war ohne Zweifel sehr groß und kaum zu ersetzen. Er war des Mannes beraubet, zu welchem er, wie ja wohl angenommen werden darf, kindliches Vertrauen gehabt, an welchem er mit dankbarer Ergebenheit gehangen hatte, und er war desselben auf eine Weise beraubet, die einen tiefen Eindruck in ihm zurück gelassen haben muß. Nun findet man zwar angemerket in den Ueberlieferungen, daß der Herzog Ludwig von Baiern, ohne Zweifel nach des Kaisers früherer Anordnung, an Engelbert's Stelle getreten sei [19]; aber man findet diesen Fürsten eben nicht an Heinrich's Seite wirkend und waltend, wenn er gleich unter anderen Fürsten an Hof-Tagen bei dem König erscheinet. Sei es, daß Heinrich abgeneiget war, sich in eine neue Mundschaft zu fügen, und daß Ludwig sich deßwegen zurück zog, oder sei es, daß Ludwig, welcher mit dem Kaiser nach Italien, und von Italien aus, um sein Gelübde einer Kreuzfahrt zu erfüllen, über das Meer gegangen und Zeuge und Theilnehmer des Unglückes der Kreuzbrüder bei Damiatta gewesen, unzufrieden war mit des Kaisers Verfahren und Stellung zu Teutschland und zu seinem Sohn: er scheinet, wenig bekümmert um die Angelegenheiten des Reiches, gewöhnlich in Baiern gelebet und nur für sein Land gesorget zu haben. Der junge König ging also, wie es scheinet, mehr und mehr seinen eigenen Weg, nur von Solchen umgeben, die sich an ihn hinan drängten oder seine Gunst zu gewinnen und zu erschleichen verstanden, dem Gefühle seiner Verwaisetheit überlassen, seinem Unmuthe, seinem Schmerz und seinen jugendlichen Leidenschaften.

Das zweite Ereigniß, das auf den jungen König tief eingewirket haben mag, war von ganz anderer Art. Es wurde

von dem Kaiser selbst herbei geführet. Friedrich nämlich hatte während der fünf oder sechs Jahre, die seit seiner Krönung verlaufen waren, in seinem Reiche Sicilien mit bewunderungswürdiger Anstrengung, mit Geist, Verstand und der größten Gewandtheit daran gearbeitet, dasselbe zu einigen, zu ordnen, zu gestalten, um für jegliche Kraft Raum und Gelegenheit zu besserer, zu freier Entwickelung zu schaffen, und um auf solche Weise die größte Macht zu seiner Verfügung zu haben, welche das Königreich zu gewähren vermochte. Und Vieles war ihm gelungen, und Vieles war schon erreichet, obwohl er in seiner Anstrengung ohne Unterlaß vom Papste, wenn nicht unterbrochen, doch belästiget worden war durch Mahnungen an das Kreuz und an die versprochene Fahrt nach dem Morgenlande. Friedrich hatte nie das Kreuz verleugnet, und sich nie geweigert, die gelobte Fahrt zu unternehmen; er hatte vielmehr laut anerkannt, daß ein großer Kreuzzug nicht nur wegen des unermeßlichen Elendes der Christen im Morgenlande nothwendig, sondern auch zur Ehre des christlichen Glaubens, zur Ehre Gottes und des Heilandes, und wegen des eigenen Seelen-Heiles eine heilige Pflicht sei; ja, er hatte, wie der Papst selbst, wiederholet zum Kreuze getrieben, und durch Schriften und Botschaften Alle, welche in Teutschland und Italien das Kreuz schon empfangen hatten, gemahnet, ihr Gelübde zu erfüllen, Alle hingegen, welche das heilige Zeichen noch nicht an sich trugen, dasselbe zu empfangen; er hatte endlich Anstalten getroffen und zu See und Land Rüstungen betrieben, die für den ernsten Entschluß, endlich die große Unternehmung zu wagen, um so stärker zu zeugen schienen, da er nicht nur im Jahre zwölf Hundert drei und zwanzig durch einen feierlichen Eid versprochen hatte, in zwei Jahren die Fahrt anzutreten, oder ohne Weiteres dem Bannfluche der Kirche anheim zu fallen, sondern da er auch mit Jolanthe, der Tochter des Königes Johann von Jerusalem, eine zweite Ehe einging,

welche ihm die Aussicht auf dieses Königreich eröffnete: wie er sich denn auch wirklich seit dieser Vermählung, im Jahre zwölf Hundert fünf und zwanzig, den König von Jerusalem zu nennen pflegte [20], seinem Schwiegervater zu nicht geringem Verdrusse. Aber dem Geiste Friedrich's lag das Nahe näher, als das Entfernte. Ihm war genug, einen Rechts-Anspruch für mögliche Gelegenheiten auf das Königreich Jerusalem erhoben zu haben; er hielt nicht für nöthig, denselben sogleich geltend zu machen. In dem Königreiche Jerusalem konnte, weil es erst erobert werden mußte, Nichts verloren gehen; in Sicilien aber mochte, während der Abwesenheit des Kaisers, verfallen oder eingerissen werden, was er geschaffen hatte, und Italien mochte ihm ganz entschwinden. Darum suchte er abermals, seines Eides ungeachtet, den Kreuzzug zu verzögern, um in Sicilien seine Schöpfung zu schützen und zu vollenden, um in dem übrigen Italien die Absichten auszuführen, die er gefasset hatte. Und ihm gelang, abermals einen Aufschub zu erlangen, und mehr als je zuvor den Schein zu retten. Denn die Nachrichten, welche aus Frankreich und England über die feindselige Stellung der Könige dieser Reiche zu einander einliefen, und die Nachrichten, welche der Ordens-Meister Hermann von Salza über die Zustände in Teutschland nach Italien brachte, lauteten so ungünstig, daß selbst der heilige Vater die Unmöglichkeit anerkennen mußte, unter solchen Verhältnissen einen großen Kreuzzug zu Stande zu bringen.

Aber der heilige Vater sah sich nur mit bitterem Schmerze zu diesem Bekenntnisse genöthiget. Sein Mißtrauen gegen den Kaiser war immer groß gewesen. Wenn er auch, aus Furcht vor der Nähe desselben, einen offenen Bruch auf jegliche Weise zu vermeiden gesuchet hatte, so mochte er ihm doch längst im Stillen entgegen gearbeitet haben; und da ihm Friedrich's Absicht, Lombardien zu unterwerfen und zum Gehorsam gegen

seinen kaiserlichen Willen zu nöthigen, unmöglich verborgen geblieben sein konnte, so ist allerdings die Vermuthung des Kaisers, daß er, der Papst, mit den Lombarden im geheimen Verkehre gestanden, sie zur Wachsamkeit ermahnet, sie, nöthiges Falles, zum Widerstand aufgereizet habe, keineswegs unwahrscheinlich, nein, sie ist, wie man zur Ehre des Papstes annehmen muß, wohl begründet. Niemals aber kann des Papstes Besorgniß größer und eben deßwegen sein geheimer Verkehr mit den Lombarden lebhafter gewesen sein, als eben jetzt nach der neuen Verschiebung der Kreuzfahrt. Denn es war zu fürchten, daß der Kaiser die Rüstung, welche er für die heilige Fahrt betrieben zu haben versicherte, nunmehr zu irdischen Zwecken, zu Unterdrückung und Herrschaft, gebrauchen würde. Und bald zeigte sich, daß ein solcher Gedanke der Seele des Kaisers nicht fremd war. Denn im Anfange des Jahres zwölf Hundert sechs und zwanzig schrieb derselbe einen Reichs-Tag aus, der zu Cremona Statt finden sollte. Der junge König Heinrich und die Fürsten Teutschland's erhielten die Einladung oder den Befehl, zu diesem Tage mit ihrer kriegerischen Macht zu erscheinen. Als Zweck ward angegeben, daß der Kaiser sich mit ihnen über die Verbesserung des Zustandes im Reich und über die Angelegenheiten des heiligen Landes zu berathen vorhabe [21]. Aber weder der Papst noch die Lombarden hatten Vertrauen zu dieser Angabe. Sie hielten dafür, daß der Kaiser die Absicht habe, unter einem friedlichen, ja heiligen Vorwande mitten in Lombardien eine große Macht zu vereinigen, um die Freiheit der lombardischen Städte schnell und sicher zu vernichten; auch wußten sie wohl, daß der Kaiser in ihrem Benehmen gegen ihn leicht eine Veranlassung zur Anwendung der Waffen finden würde. Also besannen sie sich nicht lange. Honorius verwickelte den Kaiser, unverkennbar mit Absicht, wegen kirchlicher Dinge in Händel, in welchem derselbe, aus Zorn und Uebereilung, solche Schritte that, daß

der Papst sich wohl für berechtiget halten durfte, über sein Thun und Treiben, über seine wahren Zwecke und die Mittel, die er zu diesen Zwecken anzuwenden sich nicht scheuete, durch eine nachdrückliche und harte Sprache die Welt aufzuklären, und auf diese Weise selbst die Anwendung der furchtbarsten apostolischen Gewalt vorzubereiten. In Lombardien aber ward in denselben Tagen, in welchen Friedrich mit Heeres-Macht nach diesem Lande aufbrach, und in welchen wahrscheinlich auch die teutschen Fürsten in Bewegung kamen, im Anfange des Monates März, der alte lombardische Bund wieder hergestellet, der nicht nur gänzlich zerfallen, sondern der selbst aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwunden gewesen war. Am Zweiten des genannten Monates schlossen fünfzehen Städte Lombardiens, Mailand an der Spitze, in der Kirche des heiligen Zeno zu Mosio, im Gebiete von Mantua, einen Bund zu Schutz und zu Trutz, von dem Rechte Gebrauch machend, welches ihnen in dem Frieden von Constanz durch Friedrich den Ersten zugestanden war. Und kaum hatten sie dasselbe abgeschlossen, so suchten sie es mit rascher Thätigkeit geltend zu machen: denn sie wußten wohl, daß sie nicht säumen durften. Sie ergriffen die Waffen, stellten ihre Festungswerke her, und besetzten solche Zugänge und Oerter, von welchen aus sie abwehren oder drohen könnten, je nach den Umständen. Auch faßten sie gegen die Städte, welche sich nicht anschließen wollten oder nicht anzuschließen wagten, solche Beschlüsse, welche im glücklichen Falle harte Maßregeln gegen die Feigen und Ungetreuen rechtfertigen konnten. Dadurch vielleicht bewirkten sie, daß noch einige Städte dem Bunde beitraten, daß alle anderen bedenklich und ungewiß wurden, daß selbst einige Fürsten, wie der Markgraf von Montferrat und die Grafen von Blandrat, sich anschlossen, wenn auch abermals den Verrath in der Brust.

Der Kaiser, nicht unterrichtet von dem neuen Lombarden-

Bund, oder denselben nicht achtend, rückte aus Apulien herauf; sein Sohn Heinrich zog, von vielen teutschen Fürsten begleitet, den Alpen zu. Der Kaiser gerieth auf seinem Zuge in Zwiste: denn er verlangte, daß ihm die Vassallen aus den Ländern begleiten sollten, welche er dem apostolischen Stuhl überlassen hatte, und die Vassallen weigerten sich, weil sie, der römischen Kirche angehörend, nicht seinen Befehlen zu folgen hätten, sondern den Befehlen des Papstes. Der König kam mit seinem Heer ohne Hinderniß über die Höhen der Alpen. Bis Lombardien vorgedrungen, fand Friedrich in der einen Stadt eine unfreundliche Aufnahme, von der anderen ward er abgewiesen, und war genöthiget, im freien Felde zu lagern. Heinrich sah sich gezwungen, seine Fahrt in Trident abzubrechen, weil der Engweg des Etsch-Thales von den Veronesen und deren Bundesgenossen gesperret und so stark besetzet war, daß er an der Möglichkeit einer gewaltsamen Durchbrechung verzweifelte. Friedrich, in der Hoffnung, daß sein Sohn mit dem teutschen Heere zu ihm stoßen würde, setzte seinen Zug fort bis Cremona, obgleich die Schwierigkeit sich täglich vermehrte; Heinrich ward in Trident von der Hoffnung fest gehalten, daß sein Vater ihm von Italien her den Weg öffnen würde, welchen er selbst zu öffnen außer Stande war. Beide, der Vater und der Sohn, schrecklich getäuschet in ihrer Erwartung, geriethen in beschämende Verlegenheit. Allerdings hielt Friedrich den angekündigten Hof-Tag; aber von der Herrlichkeit, in welcher er zu erscheinen gedacht hatte, war Nichts zu bemerken. Nur Wenige der Italiäner hatten sich eingefunden, aus den verbündeten Städten Niemand; und selbst die Anwesenden, mochten es Fürsten sein oder Abgeordnete von Städten, von der Verlegenheit des Kaisers durchdrungen, bewiesen keinen Ernst und keinen Eifer, sondern zeigten sich lau und schwankend. Der Kaiser, höchst aufgebracht über die schmähliche Zertrümmerung seines Planes, sprach über die ver-

bündeten lombardischen Städte die Reichsacht aus und erklärte alle Freiheiten, die ihnen zugestanden waren, für verwirket; der Bischof von Hildesheim, der sich, mit Angelegenheiten des Kreuzes beauftraget, bei ihm befand, belegte sie mit dem Banne der Kirche; noch andere Versuche der Leidenschaft wurden gemacht. Alles aber umsonst. Der Kaiser, außer Stande, die Lombarden zu schrecken oder zu gewinnen, außer Stande zugleich die Verbindung mit dem teutschen Heere zu bewirken, mußte anerkennen, daß sein Zug vergebens gewesen. Er zog auf demselben Wege wieder seinem Reiche zu, auf welchem er gekommen war, brachte bittere Klagen an den heiligen Vater, bezeugte auf das Feierlichste die Redlichkeit seiner Gesinnung, die Reinheit seiner Absicht, und forderte ihn auf, die Vermittelung zu übernehmen, oder vielmehr zu entscheiden zwischen ihm und dem frechen Volke der Lombarden. Der Papst trat ein. Seine vermittelnde Entscheidung indeß war, was voraus zu sehen gewesen, lau und flau, ohne Gewinn für den Kaiser, ohne Schaden für die Lombarden, und ließ die Dinge in dem Zustande, in welchem sie vor des Kaisers Unternehmung gewesen waren. Friedrich's Sohn aber, der König Heinrich, kehrte mit dem teutschen Heere, nachdem dasselbe sieben Wochen thatlos zu Trident gestanden hatte, wie von einem mißglückten Abenteuer, nach Teutschland zurück, und eine große Feuersbrunst, welche bei seinem Abzuge, ohne Zweifel zufällig, in Trident entstand und die Stadt größtes Theiles in Asche verwandelte [22], warf noch ein trübseliges Licht auf seine unglückliche Fahrt.

Es kann nicht anders sein: das unthätige Harren zu Trident muß in den versammelten Fürsten und Kriegern bitteren Unmuth erreget, und dieser Unmuth muß sich, wenn nicht früher, doch bei dem Abzuge in mannichfacher Weise Luft gemacht haben. Selbst an Hohn und Spott hat es wohl nicht gefehlet. In der traurigsten Lage aber war ohne Zweifel der

junge König Heinrich. Ihm war das Verhältniß zu seinem Vater schon lästig geworden; und nun hatte es sich ja auf das Klarste gezeiget, daß er von diesem Vater nicht bloß durch die Entfernung der Länder und Oerter getrennet, sondern daß er von ihm abgeschnitten war durch eine feindliche Macht; es hatte sich gezeiget, daß sein Vater, der Kaiser, nicht mit Heeres-Macht nach Teutschland zu kommen vermochte, und daß man deßwegen in Teutschland eben so wenig Schutz von ihm zu hoffen, als Gefahr von ihm zu fürchten hatte. Das mußte der König, seiner Jugend ungeachtet, so wohl erkennen, wie es scheinet, als die Fürsten, als die Teutschen allzumal. Und daher ist wohl möglich, daß schon jetzt der Gedanke in Heinrich's Geist erwacht, oder in seinen Geist hinein geworfen sei, daß er unter solchen Verhältnissen, bei seines Vaters verwickelter Stellung in Italien, zu dem Erbreiche Sicilien, zu dem apostolischen Stuhl und zu den lombardischen Städten, seinen eigenen Gang gehen, sein eigenes Schicksal bestimmen müsse, unbekümmert um den fremden König, der in Teutschland nur die Kaiser-Würde zu erwerben gestrebet hatte, und um desselben fremdartige Bestrebungen. Wenn aber auch dieser Gedanke noch zu groß und zu rauh gewesen sein mag für den Geist des jungen Königes, so muß doch das Gefühl der Verwaisetheit schneidend durch seine Brust gegangen sein, und dieses Gefühl mußte im weiteren Verlaufe der Zeit Dasselbe bewirken, was jener Gedanke bewirket haben würde.

In der That ist schon im folgenden Jahre von einer Unterhandlung die Rede, welche Heinrich, mit Vorwissen einiger teutschen Fürsten, namentlich des Herzoges von Baiern und des Erzbischofes von Cöln, für sich selbst und abweichend von seinem Vater betrieben zu haben scheinet. In den Bündnissen mit dem Könige von Frankreich nämlich, deren oben gedacht worden ist[23], hatten Friedrich und Heinrich versprochen, daß sie mit dem Könige Heinrich dem Dritten von England keine

Verbindung eingehen wollten. Dennoch sandte Heinrich, im Anfange des Jahres zwölf Hundert sieben und zwanzig, den Meister Konrad, Propst zu Speier, an den König von England, und ließ demselben den Wunsch eines Bündnisses vortragen. Der König von England ging gern ein in den Antrag, und schickte zwei Geistliche nach Teutschland zu weiterer Verhandlung [24]. Die Sache scheinet nicht zu Stande gekommen zu sein; die teutschen Schriftsteller gedenken derselben nicht; auch ist unbekannt, wie weit man gegangen ist, und warum man abgebrochen hat. Auffallend aber bleibet, daß des Kaisers gar nicht gedacht wird, und daß Friedrich, das Bündniß, welches mit Ludwig dem Achten abgeschlossen war, bald nachher mit Ludwig dem Neunten erneuert hat.

Wie aber auch diese Dinge angesehen und beurtheilet werden mögen: da keine Gefahr von außen, welche Allen drohend, ein volksthümliches Gefühl in den Teutschen aufzuregen vermocht hätte, vorhanden war, da der Rest der königlichen Gewalt, fast nur noch in Verleihungen, Schenkungen, Bewilligungen und Bestätigungen bestehend, zwischen dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne, dem Könige Heinrich, entweder streitig oder doch so getheilet war, daß Niemand, der seine Zuflucht zu derselben nehmen wollte, eigentlich wußte, an wen er sich zu wenden hätte, da der Kaiser, in weiter Ferne mit unübersehbaren Schwierigkeiten ringend, nicht ein Mal im Stande war, eine offene Verbindung mit Teutschland zu unterhalten, da der König Heinrich, ein Kind, ein junger Mensch, ohne Willen und Kraft, weder das Reich noch sein Recht kennend, nur durch das Gefühl seiner Hülflosigkeit beherrschet werden mochte, und da endlich auch der Reichs-Verweser, so lange es einen Reichs-Verweser gab, wie mit gebundenen Händen dastand, kaum wissend, wann und wo er eingreifen sollte, wie weit er vorgehen durfte, was er durchzuführen vermöchte: so mußte ein Jeder, er mochte ein Fürst sein oder ein Ge-

meiner, sich auf sich selbst zurück geworfen fühlen; er mußte als nothwendig betrachten, für Erhaltung, Sicherheit und Fortschritt selbst zu sorgen und zu kämpfen, entweder allein oder in Verbindung mit Anderen, die sich in gleicher Lage befanden, den kaiserlichen oder königlichen Namen nur in so weit ehrend oder schonend, als es zum eigenen Vortheile gereichen könnte. Und dieses Gefühl mußte um so lebendiger, und diese Erkenntniß um so klarer werden, je weniger sich schon lange Zeit herdurch die öffentliche Gewalt geltend zu machen gewußt hatte, und je weniger sie für die Zukunft versprach. Wenn aber auch je und je der Gedanke an das Reich durch eine menschliche Seele ging, so war es eine verworrene Vorstellung von Zuständen einer Vergangenheit, die man nicht kannte, oder eine heimliche Sehnsucht nach Volk und Vaterland, welche, wenn auch die Namen Volk und Vaterland vergessen werden, nimmer auszutilgen ist aus der menschlichen Brust.

Die Fürsten und Herren in Teutschland allzumal handelten diesen Umständen und Verhältnissen gemäß. Was sie längst, unbewußt vielleicht, erstrebet hatten, ward ihnen jetzt von der Nothwendigkeit der Dinge aufgedränget. Sie blieben in den Ländern, mit deren Verwaltung sie beliehen waren, und übten, wie auf ihren eigenthümlichen Besitzungen, unter dem Namen alter Würden und Ehren, die Rechte aus, welche dem Lehens-Herrn zustanden, welche aber jetzt weder der Kaiser noch der König in Ausübung zu bringen, kaum in Anspruch zu nehmen vermochte. Dabei leugneten sie die Rechte des Thrones und die Hoheit des Reiches nicht ab, und eben so wenig erkannten sie dieselben an, sondern sie sorgten nur für die Mehrung und Festigung ihrer eigenen Gewalt, unbesorget um Anderer Schicksal. Dieses geschah keineswegs aus Arglist, es geschah nicht ein Mal aus kluger Berechnung der Verhältnisse, sondern es geschah, weil die Fürsten sich nach dem

Drange der Umstände richteten, und weil Alle von Allen genöthiget wurden, sich fest zu stemmen auf den heimathlichen Boden, um nicht schon an der Mark desselben ins Elend zu gerathen. Sie hatten keineswegs die Absicht, den Thron einzureissen, ja vielleicht nicht ein Mal eine Ahnung, daß derselbe zusammen stürzen oder nur entwürdiget werden könnte, und eben so wenig wollten sie sich lossagen von dem Reiche. Aber nicht ihnen lag zunächst die Sorge ob für des Thrones Glanz und Würde, für des Reiches Einheit und Ehre, sondern dem Könige oder dem Kaiser. Und auf dem Throne, vom Kaiser Friedrich verlassen, saß ein junger Mensch, welcher, was noch an Glanz und Würde vorhanden war, nicht zu schützen, und noch weniger das Verlorene wieder zu gewinnen, oder Neues hinzu zu fügen vermochte; das Reich hingegen war so unnatürlich aus einander getrieben, daß Niemand den Kern fand, Niemand die Gränzen kannte. Selbst die Stadt, an welcher der Name des Reiches hing, lag nicht im Reiche. Friedrich war der Kaiser der Römer, Heinrich der König der Römer; der Kaiser aber hatte die Hoheit des Reiches über die alte Roma hinweg gegeben, er hatte die ewige Stadt dem päpstlichen Stuhl überlassen, und der König, der von den teutschen Fürsten gewählet würde, sollte fortan die Kaiser-Krone außerhalb der Gränzen des Reiches zu erhalten suchen. Und von einem Könige der Teutschen, und von einem teutschen Volke war in öffentlichen Verhandlungen nimmer die Rede. Wie war es möglich, daß die einzelnen teutschen Fürsten sich unter solchen Umständen um Thron und Reich bekümmerten, da beide von denen aufgegeben zu sein schienen, welche mit denselben betrauet waren? In der That, es blieb ihnen nur übrig, zu thun, was sie thaten: in ihren Ländern als die Herren derselben zu leben und zu wirken, und von dem Gange der Dinge zu erwarten, was weiter zu thun heilsam oder nöthig sein würde. Ja, es ist kaum zu begreifen, warum sie noch immer

dem Rufe zu öffentlichen Tagen, Hof-Tage genannt, zu folgen pflegten, zwar nicht Alle, aber doch immer eine bedeutende Anzahl. Aber es war auch wohl keineswegs der Gedanke an das Reich oder an ein gemeines Wesen, was sie zu diesen Tagfahrten bewog; nein, es war die Macht der Gewohnheit, es war das Bedürfniß eines größeren feineren Verkehres und einer lebendigeren, geistigen Anfrischung, es war die Besorgniß, irgend Etwas könnte beschlossen oder unternommen werden, was, ohne eigene Theilnahme, nachtheilig oder gefährlich werden möchte, es war endlich wohl auch die Neugierde und das verzeihliche Verlangen, zu sehen und sich sehen zu lassen, zu geben und zu genießen. Die Geschäfte aber, welche auf solchen Tagen verhandelt wurden, und nicht kirchliche Angelegenheiten oder die Sache des Kreuzes angingen, konnten natürlich nur mit der Landesherrlichkeit der Fürsten in näherer oder entfernterer Verbindung stehen, und da alle Fürsten dasselbe Interesse hatten, die geistlichen, um diese Landesherrlichkeit zu befestigen, die weltlichen, um dieselbe zu begründen: so mußten auch die Beschlüsse diesem Interesse gemäß gefasset werden.

Und was blieb dem jungen Könige Heinrich Anders übrig, als in gesetzlicher Weise zu gewähren, was verlanget und beschlossen worden war? Und was blieb dem fernen Kaiser Anders übrig, als zu bestätigen, was der König gewähret hatte? Wäre Heinrich auch fähig gewesen, die Folgen zu übersehen: da er an seinem Vater keinen Rückhalt hatte, so konnte er des Wohlwollens der Fürsten nicht entbehren, und das Herzogthum Schwaben, und die großen Besitzungen seines Hauses verdeckten ja wohl auch die Armuth des Thrones. Friedrich übersah die Folgen ohne Zweifel mit klarem Blicke: da er aber Italien nicht verlassen konnte, so durfte er die teutschen Fürsten nicht erbittern, und mochte sich wohl bemühen, in seinen großen Entwürfen Dasjenige als gering anzusehen,

als leicht mit dem Schwerte wieder zu gewinnen, was er in Worten hinzugeben genöthiget war. Was Beide Einzelnen von den Gütern und Rechten des Reiches durch Schenkungen und Verleihungen bewilliget haben, kann hier weder untersuchet noch aufgezählet werden. Auf einem öffentlichen Tage aber, der im Jahre zwölf Hundert ein und dreißig zu Worms gehalten wurde, stellte Heinrich eine Urkunde aus, welche im folgenden Jahre von Friedrich bei einer Zusammenkunft mit seinem Sohn ihrem ganzen Inhalte nach bestätiget ward, und welche allein zu beweisen scheinet, daß Beide bewilligen mußten, was von den Fürsten gefordert worden war [25]. Ob der König, als er die Urkunde ausstellte, daran gedacht, daß sein Vater dieselbe bestätigen sollte, oder ob er nur mit den teutschen Fürsten die Bestätigung gewünschet habe, als er der Zusammenkunft in Friaul nicht ausweichen konnte, muß unausgemacht bleiben. Er richtete dieselbe „an alle Getreue des Kaiserthumes [26];" und dieser Ausdruck scheinet allerdings zweideutiger Art zu sein, wohl geeignet, den Argwohn aufzurufen, Heinrich habe den Gedanken, sich von seinem Vater loszusagen, genähret. Von derselben Art ist auch die Versicherung, er habe diesen Brief ausgestellet, „weil er die geistlichen und weltlichen Fürsten in ihrer Freiheit und Ehre zu erhalten und zu fördern beabsichtige," so wie der Schluß: „mit solchen Beneficien habe die königliche Majestät seinen geliebten und hochzuehrenden Fürsten entgegen zu kommen beschlossen, unbeschadet der Vorrechte, welche sie schon von seinem Vater erhalten hätten, oder noch ferner von demselben und von ihm selbst erhalten möchten [27]." Friedrich dagegen sagt in seiner Bestätigung nur: die Fürsten und Herren hätten ihn um die Bestätigung gebeten, und er habe diese Bitte in der Absicht bewilliget, um durch die Förderung derselben das Reich zu fördern. Von dem Inhalt beider Urkunden wird in der Folge, weil er gegen die Städte zum Vortheile

der Fürsten gerichtet ist, noch ein Mal die Rede sein; hier mag die Bemerkung genügen, daß der König die Fürsten Landes-Herren nennet, und daß der Kaiser diese Benennung in seiner Bestätigung wiederholet. Denn also heisset es: „Wir setzen fest, daß keine neue Burg oder Stadt zum Nachtheile der Fürsten angeleget werden darf [28]. Ein jeder der Fürsten soll die Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften und Centen, sie mögen frei oder zu Lehen ertheilet sein, ruhig nach der bewährten Gewohnheit seines Landes benutzen. Die Centgrafen sollen die Cente von dem Landes-Herrn empfangen, oder von Dem, welcher von dem Landes-Herrn belehnet worden ist [29]. Niemand soll den Ort der Cent verändern ohne des Landes-Herrn Zustimmung.“ Und in dieser Bezeichnung der Fürsten als Landes-Herrn allein lieget ja wohl hinlänglicher Aufschluß über die Stellung der Fürsten zum Reiche, und Niemand wird sich dadurch täuschen lassen, daß Heinrich die Fürsten „seine Fürsten“ zu nennen fortfähret.

Indem aber die teutschen Fürsten die Landesherrlichkeit übernahmen und begründeten, mußten sie nothwendig der alten Weise ihres Thuns und Treibens mehr und mehr entsagen, und ihrer Thätigkeit eine andere Richtung geben. Ihre Abneigung gegen neue Kreuzzüge nach dem Morgenlande, die Gleichgültigkeit der Meisten bei den stärksten Aufforderungen der Kreuzprediger, die Emsigkeit, mit welcher sie Entschuldigungen aufsuchten, um ein Gelübde, das sie sich hatten abdringen lassen, entweder gar nicht, oder, dem Kaiser Friedrich gleich, so spät als möglich zu erfüllen, gingen allerdings zum Theil wohl aus der Ueberzeugung hervor, zu welcher eine große Erfahrung gebracht hatte, daß diese heiligen Fahrten niemals gelingen würden; da aber der Glaube an die Wirksamkeit des Kreuzes für das eigene Seelenheil noch stets lebendig war, so mögen sie doch auch zum Theil in der neuen Beschäftigung ihren Grund gehabt haben, zu welcher die Landesherrlichkeit

hintrieb. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß der Friede, der jetzt zwischen den Fürsten zu herrschen begann, und die bessere Ordnung, deren sich die Teutschen erfreueten, eine Wirkung der neuen Landesherrlichkeit gewesen seien, in Verbindung mit der Einwirkung der Städte, von welchen alsobald die Rede sein wird. Allerdings fehlte es auch jetzt nicht an Fehden; es verlief nicht ein einziges Jahr, ohne daß hier oder dort zu den Waffen gegriffen worden wäre; aber diese einzelnen Raufereien und Zänkereien, obgleich zum Theil mit wahrer Grausamkeit geführet, sind nicht mit den wüsten Kämpfen zu vergleichen, welche in früheren Tagen Teutschland von einer Gränze bis zur anderen zu erfüllen pflegten, wenn die Zügel des Reiches von schwachen Händen gehalten wurden, die Könige sich aus Teutschland entfernet hatten, oder selbst dem Geiste der Parteiung dienten. Sie haben Nichts Eigenthümliches im Ursprunge, Nichts in der Entwickelung, Nichts im Ausgange. Aber ausbleiben konnten sie nicht. Die Länder, die nunmehr ihre Herren erhalten hatten, waren seltsam verschlungen; besonders hatten sich die Besitzungen und Güter der Kirche, durch Beleihung und Schenkungen erworben, so krumm und kraus in die Länder der weltlichen Fürsten hinein gedränget, daß Zwiste, daß Ansprüche, Verweigerungen, Reibungen und Streitigkeiten unvermeidlich waren. Auch fanden die Fehden fast nur zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten Statt; und gewöhnlich mögen sie aus Mißverständniß und Noth, selten aus Uebermuth und Raufluft unternommen worden sein. Denn wenn auch kein Fürst, ob er Vieles besaß oder Weniges, ob er ein Geistlicher war oder ein Weltlicher, ohne den Wunsch sein mochte, sein Land und sein Recht zu erweitern und zu vermehren, so wurde doch von Vielen, vielleicht von den Meisten, gar wohl erkennt, daß das Sicherste sei, vor Allem zu benutzen, was man hatte, um aus demselben zu machen, was es werden zu können schien. Daher be-

riethen sie sich mit ihren Vasallen und Dienstmannen auf öffentlichen Landtagen über die Verhältnisse ihres Landes, vollführten, was nach dem Beirathe derselben als das Nöthigste oder Beßte angesehen ward, und halfen und förderten, wo Hülfe oder Förderung heilsam zu sein schien. Die Uebung in den Waffen wurde nicht versäumet, die Wehrhaftigkeit nicht gering geachtet, vielmehr galten Tapferkeit und Kühnheit als die ersten Tugenden des Mannes für und für; auch wurde der Kampf, wo er erforderlich zu sein schien, keineswegs abgewendet, und der Preis des Sieges fand stets seine Feier; aber aufgesuchet wurden Händel seltener als in früheren Tagen, und vor den Bestrebungen, den Städten gegenüber, in friedlichen Künsten die schönste Beute zu gewinnen, wohlhabend und stark zu werden, fähig zu jeglichem Widerstande, zog sich die wilde Abenteuerlichkeit nach und nach zurück, die bisher das Leben so wüst und wirr gemacht hatte.

Fünftes Capitel.

Entstehung der freien städtischen Gemeinden.

Während in der erzählten Weise die Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten begründet wurde, hatten diese Fürsten, wie schon ein Mal bemerket worden ist, keinesweges die Absicht, sich von dem Reiche oder von dem Könige zu trennen; auch wurden sie durch das Auftreten eines neuen Feindes im Innern Teutschland's selbst zu dem Reich und dem Könige zurück gewiesen, weil sie wohl erkannten, daß sie gegen denselben nur mit gemeinsamer Kraft zu bestehen vermöchten; und eine Vereinigung war nur im Angesichte des Thrones, auf Reichstagen oder Hoftagen, möglich. Dieser Feind waren die Städte. Schon seit einer Reihe von Menschen-Altern hatten sich die Städte, wie auch in diesem Werke nicht unbemerket geblieben ist, zu rühren angefangen, bald hier und bald dort, und die Bewegung war weder den Kaisern noch den Fürsten entgangen. Aber eine große Aufmerksamkeit derselben hatte diese Bewegungen nicht auf sich gezogen, weil einzelne Vorgänge auf das Klarste bewiesen, daß jede Stadt leicht zu bezwingen war, wenn sie ein Mal über die Gränze hinaus zu gehen versuchte, innerhalb welcher sie für unschädlich gehalten wurde. Zwar

hatte der furchtbare Kampf der Städte in Italien gegen den Kaiser und die Vassallen, nach und nach über die Macht aufgeklâret, die innerhalb der städtischen Mauern wohnte, so wie über das Ziel, welchem die Bürger zustrebten. Was aber in Italien geschehen war, schien in Teutschland unmöglich zu sein.

Italien war mit Städten angefüllet, und die eine vermochte der anderen die Hand zu reichen; die Fürsten hatten nur über eine unbedeutende Macht zu gebieten, und mochten zwischen den Städten aufgerieben werden, ehe ihr Lehens-Herr, über die Alpen heran ziehend, Hülfe zu bringen im Stande war. Ueberdieß kam den Städten in Italien die Natur des Landes zu Hülfe, die Nähe des Meeres, die Lage mancher derselben an der Küste, die feinere Bildung und die reicheren Genüsse. Selbst die Ueberbleibsel alter Kunst-Werke, welche die Mauern einschlossen, stritten für die Bewohner. Und doch würde der Sieg wohl nicht auf der Seite der Städte geblieben sein, wenn Italien einen einheimischen König gehabt hätte, und nicht genöthiget gewesen wäre, einen Fürsten als Herrn anzuerkennen, welcher ein Fremdling war für die Vassallen, wie für die Bewohner der Städte. Teutschland dagegen hatte nur, verhältnißmäßig, eine geringe Anzahl von Städten, etwa die Länder am Rhein und an der Donau ausgenommen, die einst zum römischen Reiche gehöret hatten, und diese Städte, über die weiten Fluren des Vaterlandes hinweg verstreuet, standen einzeln da, einsam, ohne Verbindung und Hülfe, ringsher umgeben von Burgen, Schlössern und feudalistischen Waffen. Auch waren sie, mit Italiens Städten verglichen, sämmtlich jung, und Werke der Kaiser oder der Fürsten. Kein volksthümliches Gedächtniß hing an ihrem Namen, keine große Erinnerung aus einer glänzenden Vergangenheit, welche die Seele der Bürger zu stärken und über die unglückliche Gegenwart hinaus zu Gedanken an eine schönere

Zukunft zu reissen vermocht hätte; auch vermochte kein überliefertes Recht, aus der Vergessenheit hervor gesuchet, Ansprüche zu begründen oder zu rechtfertigen. Die teutschen Städte mußten vielmehr von Vorn anfangen; sie mußten ein freies bürgerliches Leben aus dem untersten Grunde heraus bauen, und sie mußten diese Arbeit unternehmen unter den Waffen des Burggrafen, unter dem Gerichte des Pfalzgrafen oder des Vogtes, unter der Wachsamkeit der Kirche, unter den Künsten der Priester. Wie wäre es möglich gewesen, daß ein solcher Haufe wehrloser Menschen, der eine Stadt bewohnte, die Beachtung der großen Herren erreget hätte, deren Seele auf ganz andere Dinge gerichtet war. Sie waren mehr ein Gegenstand des Mitleides, als der Besorgniß. Daher geschah auch, daß die Kaiser und Könige, daß die geistlichen und weltlichen Fürsten, wie sie Städte zu Schirm und Zuflucht angeleget hatten, so kein Bedenken trugen, die Bewohner mannigfach zu fördern, ihnen Frieden zu gewähren, ihnen nach Umständen und Gelegenheit bald diese Freiheit zu ertheilen, bald jene, um ihnen für ihre Thätigkeit neue Bahnen zu eröffnen. Denn sie wußten ja, daß sie zurück nehmen könnten, was sie bewilliget oder nachgesehen hatten; sie wußten, daß sie die Schnur selbst in der Hand hielten, und dieselbe zusammen zu ziehen vermöchten, wenn sie zu weit ausgespannet würde. Auch sahen sie es gewiß nicht ungern, daß die Städte, durch ihre bürgerlichen Bestrebungen, an Volkszahl und Wohlstand zunahmen; denn sie wußten ja, daß ein Theil des Erwerbes in ihre eigenen Kassen floß, und daß es zuletzt bei ihnen stand, wie viel sie den Erwerbern lassen wollten. Ueberdieß konnten sie selbst, je weiter das Leben sich entwickelte, und je mehr sie, in Lombardien, zu Rom und zu Konstantinopel mit dem Reichthum und den Genüssen der Welt bekannt wurden, desto weniger der Erzeugnisse der städtischen Betriebsamkeit entbehren; und am Wenigsten konnten sie der Märkte entbehren

und des Handels, weil sie den Ueberfluß des Ertrages ihrer Güter und Besitzungen umsetzen mußten, und weil sie nur auf diese Weise zu den Dingen zu gelangen vermochten, welche fremde Gegenden, fremde Länder an Erzeugnissen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes darboten für ihre wachsenden Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Genüsse. Endlich waren selbst bedeutende Menschen-Massen, zwischen Wällen und Gräben zusammen gedränget, keinesweges ohne Wichtigkeit für ihre eigenen Verhältnisse. In Fällen des Bedrängnisses und der Noth konnten sie die Männer der Städte mit Waffen versehen und deren Faust und Kraft verwenden für die eigene Erhaltung. Es waren brauchbare Menschen, diese Bewohner der Städte, und der brauchbare Mensch hat immer seinen Werth, so lange er die Eigenschaft der Brauchbarkeit behält und nicht die Lust verlieret, sich brauchen zu lassen.

Unter solchen Umständen, bei diesen Ansichten und Gesinnungen, arbeiteten die Städte, man möchte sagen, die alten seit dem Tag ihrer Unterwerfung, die neuen seit dem Tag ihrer Gründung, im Stillen an dem Werk ihrer Freiheit, hier mit Glücke, dort ohne Erfolg, im Falle des Mißlingens von Neuem beginnend, immer unverdrossen, selten mit Ungeduld. Zur Freiheit zwar gelangten sie nirgends: denn die einzelnen Freiheiten, welche einzelnen Städten bewilliget wurden, waren unsichere Geschenke; sie waren jedes Falles nur einzelne Glieder zu einer Kette bürgerlicher Freiheit, welche, weder in einander gehänget, noch haltbar befestiget, wie zerstreuet auf dem Boden lagen. Aber das Zusammenleben vieler Menschen auf einem engen Raume, der tägliche Verkehr derselben mit einander, zu welchem sie gereizet und gezwungen waren, veranlaßte nicht nur viele Reibungen der Geister, sondern führte auch nothwendig zu einer gesellschaftlichen Ordnung, welche nur der gesetzlichen Anerkennung ermangelte, um das Leben gedeihlich zu gliedern und zu gestalten. Diejenigen, welche gleiche

Geschäfte betrieben, Diejenigen, die sich einander in die Hand arbeiteten, mußten ja wohl zu Grundsätzen kommen, nach welchen sie handeln und verfahren wollten, und sich an einander anschließen, um diese Grundsätze aufrecht zu erhalten. Es müssen Zusammenkünfte Derer, welche einerlei Gewerbe trieben, es müssen Verabredungen Statt gefunden haben. Die Kaufleute standen ohne Zweifel überall voran, Theils weil sie die ältesten Bewohner der Städte, und gleichsam die Erbauer derselben gewesen waren, damit die Handwerker, die als Knechte auf den Gütern der Vassallen zerstreuet lebten, so wie die Grundherren selbst Gelegenheit zu Verkauf und Tausch erhielten, Theils weil sie die meisten Kenntnisse hatten und in größerem Wohlstande lebten; aber die Kaufleute konnten der Handwerker und Künstler so wenig entbehren, als diese der Kaufleute, und selbst dieser letzte Name, Kaufleute, scheinet nicht immer einer bestimmten Classe von Menschen, sondern Allen beigeleget zu sein, die Etwas zu Markte brachten. So wie sich aber die Handwerke mehr und mehr in die Städte zogen, und die Arbeit sich mehr und mehr vertheilte, mögen nicht bloß die Kaufleute, sondern alle Genossen desselben Gewerbes solche Zusammenkünfte und Besprechungen gehabt haben, und ohne einen Vorstand waren dieselben kaum möglich. Die Versammlung fand wahrscheinlich nur Statt mit Erlaubniß des Burggrafen, und der Vorstand wurde vielleicht von dem Fürsten gesetzet, dem die Stadt gehörte; aber ein städtisches Leben ist ohne Versammlungen dieser Art kaum denkbar. Und was für die einzelnen Gewerbe Bedürfniß war, das war auch Bedürfniß für die ganze Stadt. Schon die Bekanntmachung von Vorschriften und Verordnungen machte Zusammenberufungen der einflußreichen Einwohner nothwendig; und sollten diese Verordnungen wirklich zweckmäßig sein und gebührend zur Ausführung gebracht werden, so mußte man den Rath verständiger Einwohner vernehmen, welche mit den Ver-

hältnissen der Stadt und den Verhältnissen und Beschäftigungen der einzelnen Bewohner bekannt waren, um sie für die Sache zu gewinnen und zur Mitwirkung geneiget zu machen. Aber es sind auch von einzelnen Städten Werke zu Stande gebracht worden, die unermeßliche Anstrengungen erforderten, wie Kirchen und Klöster [1], wie die gewaltige Brücke über die Donau bei Regensburg, ein bewunderungswürdiges Denkmal des Geistes und der Größe dieser Stadt [2]: und wie hätten solche Werke ohne lange Berathungen und Vorbereitungen von Wenigen, ohne gemeinsame Zustimmung von Allen [3], jemals unternommen und ausgeführet werden können? Endlich war es in solchen Fällen, in welchen die Männer der Stadt unter die Waffen gestellet und bewogen werden sollten, für die Vertheidigung derselben ihre Gesundheit und ihr Leben zu wagen, unvermeidlich, sie zu versammeln, zu ihnen zu reden, sie zu hören, und Alles zu thun, um sie mit Einem Gedanken zu erfüllen, und zu dem großen Entschlusse zu bringen, als Männer zu streiten, zu siegen, oder zu fallen. Also ist wohl mit Zuversicht anzunehmen, daß große Versammlungen von Zeit zu Zeit Statt gefunden haben, und daß kleinere Versammlungen zur Berathung über allgemeine Angelegenheiten einberufen worden sind. Beides, wie sich von selbst verstehet, nur auf den Befehl des Herrn der Stadt, unter der Leitung und Aufsicht eines Sendes desselben.

Alle diese Anstalten und Einrichtungen aber, welche mit Nothwendigkeit aus dem Zusammenleben vieler thätiger Menschen auf einem engen Raume zwischen Wällen und Gräben hervor zu gehen scheinen [4], brachten die Städte in ihrer rechtlichen Stellung zum Kaiser und zum Reiche, zu den Fürsten und zu den Vasallen nicht im Geringsten weiter, sondern sie blieben bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts völlig in der alten Abhängigkeit, ja Dienstbarkeit. Alle Zugeständnisse und Bewilligungen, Freiheiten genannt, vermochten nur die

Sehnsucht in der Brust ihrer Bewohner zu nähren, aber eine Befriedigung boten sie nicht dar. Die Bewohner der Städte erhielten mehr und mehr das Bild eines geordneten und gegliederten bürgerlichen Lebens, aber das Leben selbst erhielten sie nicht, weil eine fremde Hand sie gefasset hatte, die sich willkührlich öffnete und schloß. Sie wurden vorbereitet auf Versammlungen, Verhandlungen, Berathungen, aber sie durften nur zusammen kommen, wenn sie gerufen, und sich nur über Dinge besprechen, die ihnen vorgeleget wurden. Sie dienten einem fremden Leben, und mußten sich vor Beschlüssen beugen, die sie vielleicht nicht gewollt hatten. Selbst an die Waffen wurden sie hier und dort gewöhnet, aber der Gebrauch derselben brachte ihnen weder Ehre noch Recht, sondern im glücklichen Falle höchstens einen augenblicklichen Dank. Auch das Kreuz des Herrn hatte ihre rechtlichen Verhältnisse nicht verbessert. Viele Bürger waren als Krieger Christi ausgezogen nach dem heiligen Lande, und hatten, den Fürsten und Rittern gleich, alle Mühseligkeiten nnd Unglücksfälle bestanden, welche über die heiligen Fahrten gekommen waren, aber bei ihrer Heimkehr mußten sie das Schwert ablegen und des Heerschildes wurden sie unwürdig gehalten. Friedrich der Erste hatte allerdings den reisenden Kaufleuten ein Schwert verstattet, um sich gegen die Straßenräuber, die überall auflauerten, vertheidigen zu können, aber er hatte ihnen verboten, dieses Schwert um ihre Lenden zu gürten: sie sollten dasselbe nur am Sattel befestigen [5]; wie denn überhaupt die Kaufleute, die Ersten unter den Bürgern, gewöhnlich mit den Juden zusammen gestellet wurden, als wären sie diesen kaiserlichen Kammer-Knechten rechtlich gleich [6].

Während aber die Verhältnisse der teutschen Städte auf diese Weise immer gespannter wurden, weil der Widerspruch zwischen den Bedürfnissen und den Rechten immer größer und schneidender ward, gestaltete sich auch der Handel teutscher

Kaufleute mit fremden Ländern mehr und mehr, unabhängig zwar von den Zuständen der Städte selbst, jedoch so, daß er einen großen Einfluß auf dieselben gewann, und bei weiterer Entwickelung immer mehr gewinnen mußte. Einigen Handel nämlich hatten die Teutschen von den ältesten Zeiten her mit fremden Ländern getrieben, wie auch in diesem Werke häufig angedeutet worden ist. Ihre Handels-Verbindungen mit den nördlichen und östlichen Völkern sind allerdings schwer nachzuweisen, aber die Spuren derselben finden sich nicht selten. Seit der Berührung der Teutschen mit den Römern im Krieg und im Frieden hatten römische Kaufleute den Handel zwischen Teutschland und den Ländern, die zum römischen Reiche gehörten, übernommen. Die Städte, welche von den Römern westlich vom Rhein und südlich von der Donau angeleget wurden, füllten sich mit römischen Kaufleuten an, welche den Handel hielten und leiteten zu See und zu Land. Von diesen Kaufleuten wurde der Handel auch in jenen Jahrhunderten des Kampfes, in welchen das römische Reich zu Grunde ging, fortgesetzet. Denn nicht immer wurde gekämpfet und nicht alle Städte durch den Krieg zerstöret. Gewiß erlitten sie, die Städte allzumal, mannichfaches Unglück, und einzelne auf eine schauderhafte Weise; gewiß ward der Handel oft unterbrochen, stets erschweret, hin und wieder wohl auch gänzlich vernichtet. Da aber den Städten das Dasein gelassen wurde, so mußten auch die Quellen offen erhalten oder doch bald wieder geöffnet werden, aus welchen für dieses Dasein die Nahrung geschöpfet ward. Als daher die römischen Städte unter die Herrschaft teutscher Könige und Völker gekommen waren, setzten die römischen Kaufleute den alten Handel fort oder stellten denselben her, so gut es gelingen wollte, so weit ihre Kräfte und Mittel reichten, und zuverlässig brachten sie, so weit die Umstände es erlaubten, die Handels-Grundsätze in Anwendung, die sich bewähret hatten in früheren Tagen.

Nach dem Verschwinden alles römischen Lebens aus den Städten längs des Rheines und längs der Donau, das sich indeß wegen des Gebrauches der lateinischen Sprache in öffentlichen Angelegenheiten länger erhalten haben dürfte, als man zu glauben waget, wurde die Erfahrung römischer Kaufleute auf teutsche vererbet, welche in die Spuren derselben traten, und den Handels-Verkehr mit fremden Völkern übernahmen. Und warum hätten die Könige, warum hätten die Fürsten den Handel nicht dulden sollen, welchen die Kaufleute auf ihre eigene Gefahr betrieben, bei welchem die Verluste den Kaufleuten zur Last fielen, der Gewinn hingegen nicht ohne Vortheil für die Städte, die Länder, die fürstlichen Kassen war?

In diesen Handel wurde das Innere Teutschland's hinein gezogen, sobald sich Märkte gebildet hatten; denn es lieget in der Natur des Handels, sich überall, wo er einen sicheren Platz findet, anzusiedeln, und der Kaufmann kann ja nur bestehen, wenn er Waaren zum Einkaufe findet und Oerter zum Absatz. Es ist nicht unbemerket geblieben [7], wie eifrig Karl der Große den Handel zu befördern, Märkte zu gründen, durch Straßen und Brücken den Verkehr zu erleichtern und die Wege zu sichern suchte. So wie sich aber seit Heinrich dem Ersten die Zahl der Städte in Teutschland mehrte, welche gesicherte Märkte darboten, durchkreuzten sich auch die Straßen mehr und mehr, auf welchen man die Waaren, die entweder aus Teutschland nach fremden Ländern versendet werden sollten, oder die aus fremden Ländern in Teutschland eingeführet worden, von Ort zu Ort weiter brachte, bis sie an die Gränze gekommen oder sämmtlich verkaufet waren. In den stürmischen Zeiten, die Teutschland so oft zerrütteten, in der Wildheit des Faustrechtes, bei den steten Fehden und Partelungen, welche eine arge Straßenräuberei in ihrem Gefolge hatten, litt der Handel gewiß oft Unterbrechungen, immer fand er

Schwierigkeiten und Störungen, aber vernichtet ward er auch jetzt niemals, und niemals ward er aufgegeben. Noth, Neigung und Liebe zum Gewinne trieben die Kaufleute immer wieder auf die alte Bahn; sie erspäheten und erlauerten scharfsichtig jede Gelegenheit, und oftmals gelang ihnen ein Wagniß. Wenn es aber gelang, so waren sie der Nachfrage nach ihren Waaren gewiß, und der Preis derselben deckte den früheren Verlust. Auch wollten die Fürsten und Herren eben so wenig der Genüsse entbehren, die sie der kaufmännischen Regsamkeit verdankten, als der Zölle und Wege-Gelder die ihre Kassen füllten. Daher bewilligten sie, so weit sie es vermochten, den Kaufleuten oftmals ein sicherndes Geleit, und gewährten ihnen ihren Schutz. Und um sich, wo Geleit und Schutz versaget wurden oder nicht ausreichten, der Straßenräuber zu erwehren, pflegten die Kaufleute ihre Reisen in Gesellschaften, und wohl oft in großen Gesellschaften zu unternehmen, um mit vereinten Kräften ihr Eigenthum zu vertheidigen [8]. Diese Gesellschaften kamen natürlicher Weise über gewisse Sätze überein, nach welchen sie leben und entstandene Zwiste selbst beilegen wollten. Sie mochten wohl auch auf diese Sätze feierlich, eidlich selbst, angeloben. So wurden sie zu Verbindungen, die bleibend geworden sind, und sich über mehre Städte, welche die Reise berührte, aus welchen Bürger sich der Gesellschaft anschlossen, hinweg gebreitet haben. Schon Karl der Große untersagte diese Art von Verbindungen, welche, Gilden oder Gildonien genannt, allerdings wohl geeignet waren, Bedenklichkeiten zu erregen. Der große Kaiser wollte gewiß das Zusammen-Reisen der Kaufleute, das zu Sicherheit und Hülfe nothwendig war, nicht hindern; er glaubte nur, die feierlichen und bleibenden Verbindungen, welche sich nach und nach unübersehbar verzweigten, nicht dulden zu dürfen. Da aber im Fortgange der Zeit unter allen Verhältnissen der Handel fortgedauert hat oder wenigstens

immer von Neuem erwacht ist, und da die Kaufleute, wie früher, so später, ihre Fahrten in Gesellschaften gemacht haben: so kann es nicht anders sein, es müssen, wenn auch Karl's Verordnung immer aufrecht erhalten worden ist, Verbindungen unter den Kaufleuten fortbestanden haben, minder feierlich eingegangene, minder ausgebreitete, vielleicht vorübergehende, nur auf jede einzelne Reise berechnet, aber doch gewiß Verbindungen, welche die alten Sätze im Stillen fest hielten, und nach und nach eine Handels-Gewohnheit begründeten, die als Recht galt in der kaufmännischen Welt. Allerdings mögen diese Grundsätze zunächst nur für Reisen, nur für die Zeiten gegolten haben, welche die Kaufleute aus ihrer Heimath entfernet waren; es lag aber in der Natur menschlicher Dinge, daß dieselben auch nach der Rückkunft der Kaufleute in ihre heimathliche Stadt nicht vergessen, sondern häufig in Anwendung gebracht wurden. Uebrigens mögen die reisenden Kaufleute, der Sicherheit wegen, den alten Namen ihrer Verbindungen, Gildonien, aufgegeben haben. Vielleicht haben sie andere, und wohl auch wechselnde Namen eingeführet. Zuletzt kam das alte Wort Hansa, Hanse, vielleicht zuerst in England, in Gebrauch; es wurde schon im zwölften Jahrhundert allen Verbindungen von Kaufleuten daheim und in der Fremde beigeleget, so daß es dort eine Innung oder Gilde, hier einen Handels-Verein bezeichnete, bis endlich ein einziger großer Verein von Städten im nördlichen Teutschland und in anderen nordischen Ländern ringsher gegen das Ende des vierzehenten Jahrhundertes alle anderen Hansen verdunkelte und den Namen: teutsche Hansa, allein zu behaupten wußte [9]. Und wohl ist möglich, weil eine jede Verbindung zur Erhaltung der Ordnung eines Obmannes bedarf, an welchen Klagen und Beschwerden gebracht werden können, daß in diesen Verbindungen reisender Kaufleute ein erfahrener Mann, etwa der Aelteste, als Obmann und Ordner anerkannt worden, und

daß der Name Hanse-Graf oder Oldermann, welchen derselbe führen mochte, lange vorher im Leben gebrauchet worden sei, ehe er in der Geschichte erscheinet [10].

Einen neuen und gewaltigen Aufschwung erhielt der Handel aller Völker seit dem Beginne der Kreuzzüge. Teutschland, Lage und Gränzen erwogen, blieb nicht zurück. Natürlich. Die großen Heere bedurften großer Zufuhren, um in dem fernen feindlichen Lande zu bestehen, das sie erobern wollten, das sie wirklich eroberten. Auch folgten den frommen Pilgern die Blicke der Gläubigen mit Liebe und Sehnsucht. Es waren Gatten, Väter, Kinder, Brüder, Verwandte, es waren überhaupt Krieger Christi, welche dahin zogen unter dem Kreuze des Herrn zu einem heiligen Werke. Man wollte mit ihnen im Verkehre bleiben; man wollte ihnen das Vaterland so nahe als möglich halten, und sendete ihnen nach, was dasselbe zur Nothdurft und Bequemlichkeit darbot, oder aus fremden Ländern herbei zu schaffen gelernet hatte, damit sie die Gewohnheit des heimathlichen Lebens nicht vermissen sollten. Sie dagegen, die Kreuzfahrer, lernten, wie man längst auf den Zügen nach Italien die Herrlichkeiten und Genüsse dieses schönen Landes kennen gelernet hatte, so jetzt die Herrlichkeiten und Genüsse des Morgenlandes kennen, und wollten nicht, daß ihre Lieben daheim dieser Dinge entbehren sollten, so wie sie selbst, wenn sie nach dem Vaterlande zurück gekommen waren, derselben nicht entbehren mochten. Also fing der Handel mit Italien jetzt an weit über Italien hinaus zu gehen, wenn auch auf italischen Schiffen und durch italische Hände. Basel, Wien, Augsburg und besonders Regensburg waren die Sitze dieses Handels in Teutschland; in ihnen wurden die Waaren vereiniget, welche aus den östlichen Ländern über Prag, aus den nördlichen über Nürnberg und Erfurt, aus den westlichen auf der großen Straße des Rheines bezogen, und für die Ausfuhr oder Durchfuhr bestimmet waren, so wie auf dieselbe

Weise abgesetzet wurde, was aus Italien oder über Italien herein gebracht ward, Genua, Mailand und besonders Venedig waren in Italien die Hauptstädte für den teutschen Handel. Aber zu gleicher Zeit hob sich der Handel nach dem Westen und dem Norden, über das teutsche Meer und über die Ostsee. Denn die neubelebte Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere reizte die Seelen der Menschen weithin, und die teutschen Ströme und Küsten blieben so wenig unbenutzet, als die Küsten Italiens. Von den Städten in den Niederlanden wurde zunächst der Handel nach England betrieben, nach Frankreich, nach der nördlichen Küste Spaniens wohl auch; und alle Städte am Rhein nahmen, indem sie diesen Handel mit dem Handel nach Italien in Verbindung brachten, Theil an demselben; die gewaltige Stadt Cöln aber wurde, wie schon früher bemerket worden ist, der glänzendste Mittelpunkt dieses Verkehres, wie Rhein auf und Rhein ab, so nach Osten und nach Westen. Der Handel hingegen nach den nördlichen Ländern über die Ostsee verblieb zumeist den Städten im Gebiete der Weser, der Elbe, des Meeres. Lübeck und Hamburg wurden die Hauptsitze desselben, obgleich das Schicksal dieser beiden Städte so lange wechselnd und ungewiß blieb. Bremen aber nahm Theil an diesem Handel, so wie an dem Handel nach Norwegen; auch wetteiferte diese alte und edele Stadt, nebst den Städten in Westfalen, mit den rheinischen und niederländischen Städten, in dem Handel nach England, mit welcher Insel die Verbindung seit der Zeit von Hengst und Horst wohl niemals unterbrochen worden war. Die Sprache, die Sitten, die ganze Eigenthümlichkeit des Lebens knüpften Alt-Sachsen und Neu-Sachsen [11] nicht minder aneinander als mannichfaltige Bedürfnisse.

Die Kaiser nahmen sich gern dieses Handels nach fremden Ländern an, weil sie sich des Verkehres und des Gewinnes freueten. In ihren Verträgen mit fremden Königen, mit den

Königen von England und von Dänemark, machten sie, wie hin und wieder erzählet worden ist, Gerechtigkeiten und Freiheiten aus für die teutschen Kaufleute überhaupt, oder, was gewisser Maßen denselben Erfolg hatte, für die Kaufleute einer bestimmten Stadt, wie Cöln oder Lübeck. Der Handel selbst aber wurde in derselben Weise betrieben, wie der Handel zu Lande. Es gab nicht minder Seeräuber, als Straßenräuber. Und um sich dieses Gesindels zu erwehren, mußten die Kaufleute auch über das Meer in Gesellschaften reisen; sie mußten mehre Schiffe, die sich gegenseitig unterstützen und Hülfe leisten könnten, zu einer Flotte vereinigen. Daher auch hier Verbindungen unter den Kaufleuten. Aber diese Verbindungen erhielten nothwendig eine größere Ausdehnung, als jene, die unter den Kaufleuten zu Lande Statt fanden; auch mußten dieselben in ihrer Ausdehnung geduldet werden, oder vielmehr, es war kein Grund vorhanden, sie zu untersagen. Auf den Handelsflotten nämlich, wie groß oder klein die Schiffe, wie stark oder schwach die Zahl derselben sein mochte, befand sich ohne Zweifel immer eine bedeutende Menge von Gütern, die zum Verkaufe dargeboten werden sollten: ein Theil mochte bestellet sein, ein anderer Theil harrte des Käufers. In den Ländern fremder Sprachen und Sitten angekommen, vermochten die Kaufleute diese Güter nicht alsobald abzusetzen. Sie mußten daher für eine sichere Unterbringung derselben Sorge tragen. Wiederum wollten sie Rückfrachten zusammen bringen, und ihre Einkäufe waren nicht auf ein Mal zu machen. Sie bedurften daher auch für diese Waaren angemessener Räumlichkeiten, um dieselben zu bergen, bis die Ladung an Bord gebracht und die Abfahrt angesetzet werden konnte. Deßwegen suchten sie, nicht bloß zu Venedig und London, sondern auch zu Brügge, Wisby, überall, wohin ihr Unternehmungs-Geist sie nicht etwa zufällig oder von Zeit zu Zeit trieb, sondern wohin sie einen beständigen Verkehr zu unterhalten wünschten,

die nöthigen Gebäude zu erwerben, oder in bleibenden Besitz zu bringen. Mit diesen Gebäuden pflegten sie ein Haus in Verbindung zu setzen, das zuweilen die Gildehalle einer einzelnen teutschen Stadt, welche die größten Geschäfte machte und den Handel der Teutschen gleichsam leitete, gewöhnlich jedoch das teutsche Kauf-Haus genannt, immer als Hanse-Haus betrachtet ward, und zur Abmachung ihrer Geschäfte bestimmet war. Daselbst war ihr eigentlicher Aufenthalt; daselbst fanden ihre Zusammenkünfte Statt; daselbst wurden Muster der Waaren zum Verkauf und Einkauf dargeboten; daselbst auch Einkäufe und Verkäufe von den Fremden und an die Fremden zu Stande gebracht; daselbst endlich wurden Zahlungen geleistet und empfangen.

Zu diesem teutschen Hanse-Hauf' aber hielten sich nicht bloß die Kaufleute Einer Stadt, die etwa mit derselben Flotte angelanget waren, sondern alle Kaufleute aus Teutschland, die nach demselben Orte kamen; und sie hielten sich zu demselben nicht nur freiwillig, um bei den Landsleuten größere Sicherheit und Schutz zu finden, sondern auch weil sie durch die Regierungen der fremden Länder und Städte auf das teutsche Haus für ihre Geschäfte beschränket werden mochten. Nicht willkührlich jedoch konnte ein Jeder zulaufen, der sich einen teutschen Kaufmann nannte. Das Haus, die Speicher, alle Räumlichkeiten gehörten der Gesellschaft, welche sie erworben hatte. Wer Theil an der Benutzung haben wollte, der mußte in die Gesellschaft aufgenommen werden, zur Bestreitung der Kosten einen Beitrag in die gemeinschaftliche Kasse geben, und sich den Satzungen unterwerfen, ohne welche eine solche Gesellschaft in einem fremden Lande gar nicht bestehen konnte. Ja, diese Satzungen mußten, nach und nach scharf ausgebildet, mit Strenge in Anwendung kommen. Denn eine solche Gesellschaft konnte in einem fremden Lande ohne strenge Ordnung, ohne die Rechtlichkeit und Sittlichkeit ihrer Mitglie-

der unmöglich bestehen und gedeihen. Auch kamen in derselben nothwendig Verwickelungen vor, welche daheim die Sache der Einzelnen gewesen sein würden, welche aber in der Fremde zu Angelegenheiten der Gesammtheit wurden und von der Gesammtheit geleitet, geordnet und entschieden werden mußten. Es traten Unglücksfälle ein, welche zur Rettung eines oder des anderen Mitgliedes nöthigten; es fanden Krankheiten Statt, welche Obsorge und Pflege erforderten; auch fehlte es nicht an Sterbefällen, welche mannichfaltige Geschäfte, Sorge für die Verlassenschaft, Bezahlung der Schulden, Einziehung der Forderungen, die Uebernahme aller Dinge, mit Einem Worte, in welchen der Verstorbene gelebet hatte, nothwendig machten. Endlich standen nicht nur die einzelnen Kaufleute, welche Mitglieder der Gesellschaft waren, sondern es stand die ganze Gesellschaft in Berührungen mancher Art mit den Bewohnern der fremden Stadt, und selbst mit dem ganzen Staate, zu welchem die Stadt und ihre Bewohner gehörten. Sie mußten Zölle geben für Schiff und Waare bei ihrer Ankunft, und Zölle bei ihrer Abfahrt, Beides in fremden Münzen berechnet, nach willkührlichen oder doch wechselnden Ansätzen. Sie mochten im Ganzen und als Einzelne, aus Unbekanntschaft mit den Gesetzen, Rechten, Sitten und Bräuchen des Landes, aus Mißverständniß, Uebereilung und Leidenschaft, in Händel gerathen mit der öffentlichen Gewalt, noch häufiger mit einzelnen Einwohnern bei Käufen, Verkäufen und jeglichem Verkehre. Sie würden daher mancher Bestrafung und Mißhandlung, manchem Verlust und Verdruß ausgesetzet gewesen sein, wenn nicht die Gesellschaft, in sich selbst einig, sich selbst gewehret und ihre einzelnen Mitglieder durch Aufsicht, Belehrung und Warnung zurecht gewiesen, endlich auch jedes einzelne Mitglied vertreten hätte, um dasselbe in seinem Rechte zu halten und zu schützen. Und diese Einigkeit, diese Aufsicht und diese Vertretung, wie wären sie möglich gewesen ohne

Gesetze, ohne bestimmte Verabredungen, an welchen zu halten ein Jeder verpflichtet war? wie möglich, ohne Männer an der Spitze der Gesellschaft, welche diese Gesetze in Anwendung brachten in bestimmter Weise, nach festgesetzter Ordnung?

Und so entstand, im Ablaufe der Menschen-Alter, in fremden Ländern eine neue Art von Hansen teutscher Kaufleute, mit bestimmten Satzungen, welche wahrscheinlich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, mit Einrichtungen und Bräuchen, welche, von der Erfahrung erzeuget, durch den Erfolg bewähret, als Gewohnheit beachtet, gesetzliche Kraft erhielten unter Vorstehern und Obmännern, Hanse-Grafen, Bundes-Aelteste genannt, welche, auch in des fremden Landes Sitten und Rechten bewandert, auf Ordnung hielten, die Geschäfte leiteten, die Einrichtungen wahrten, die Gesetze in Anwendung brachten, und die Gesellschaft überall zu vertreten hatten. Diese teutschen Hansen im Auslande aber waren, zum Theil wenigstens, nicht nur von großem Umfange, weil jeder Kaufmann, der zum Volk und Namen der Teutschen gehörte, in dieselben aufgenommen werden konnte, gleichviel in welcher Stadt er seine Heimath hatte, sondern sie waren auch in sich selbst so fest verbunden, daß sie wohl zersprenget, nicht leicht aufgelöset werden konnten. Die vielverschlungenen Interessen bildeten ein zu starkes Band. Ohne Zweifel sind die meisten Kaufleute gegen den Winter immer in ihr Vaterland zurück gekehret, aber gewiß nicht alle. Den Einen hielt der Zustand seiner Gesundheit zurück, einen Anderen ein unerledigtes Geschäft; auch verlangte das Hanse-Haus Aufseher und Vertreter während des Winters. Also blieb etwa ein Aeltester, mit einigen Gehülfen, Beiräthen, Rathmannen, zur Seite, in diesem Hause, um zu wahren und zu besorgen, was gewahret und besorget werden mußte. In diesen Bevollmächtigten bestand die Hanse fort, und an dieselbe wurde jedes Mitglied durch sein eigenes Interesse geknüpfet. Das

Hanse-Haus war ein leuchtender Herd, auf welchen jedes Mitglied für und für ein Auge gerichtet hatte; wenn der nächste Frühling wieder auf die Wogen rief, so wußte ein Jeder, wohin er seinen Lauf zu richten hatte, ein Jeder, wo er eine gesicherte Stellung fand zur Betreibung seiner Geschäfte. Und nicht bloß die teutschen Kaufleute, in welcher Stadt sie ihre Wohnung haben mochten, blieben diesem Hause zugewendet, sondern auch die Kaufleute in fremden Ländern, welche in demselben Handels-Geschäfte mit teutschen Kaufleuten gemacht hatten. Daher flog der Gedanke weithin, selbst nach den Ländern, welche die Waaren lieferten, die zu Markte gebracht wurden. Der Blick erweiterte sich mehr und mehr; eine Handels-Welt that sich vor demselben auf, welche durch gemeinschaftliche Interessen zusammen gehalten ward. Und wie hätte es anders sein können: diese kaufmännischen Hansen, im Ausland und für den Handel mit dem Auslande gebildet, mußten, mit ihren Gewohnheiten, ihren Rechtsweisungen, ihrer Geschäfts-Führung und allen ihren Einrichtungen auf das Leben und Treiben der Städte in Teutschland mächtig zurückwirken; sie mußten den Geist reizen, die Kräfte stärken, das Verlangen nach freier Thätigkeit und gesichertem freiem Handel immer heißer und allgemeiner machen, endlich die Seelen vorbereiten zu entscheidenden Entschlüssen und Thaten.

Während sich nun auf diese Weise ein freies Bürgerthum, das in der Wirklichkeit nicht vorhanden war, man möchte sagen ein geistiges Dasein schuf, und eben deßwegen mehr und mehr auch von der Wirklichkeit gefordert wurde, fiel das teutsche Reich auseinander; die königliche Gewalt verschwand aus der Wirklichkeit und lebte höchstens fort in der Idee. Friedrich der Erste, dessen Geist so kräftig, dessen Hand so stark war, versäumte die königlichen Rechte, um im Glanze des Kaiserthumes eine Welt zu beherrschen, die weder vorhan-

den war, noch von ihm geschaffen werden mochte. Er erschöpfte sich an dem ungeheueren Werke. Was ihm noch übrig blieb an Kraft und Geist, reichte nur hin, einen großen und edelen Feind zu vernichten und seinen eigenen Sohn in schwere Wirrnisse zu verwickeln; es reichte nicht hin, das Reich wieder herzustellen, die verschmäheten Rechte zu sammeln, den zerbrochenen Thron neu zu erbauen. Heinrich's des Sechsten gemeine Leidenschaften würden dem teutschen Reiche nicht aufgeholfen haben, wenn er sich demselben auch gänzlich gewidmet hätte, und nicht so schnell durch seine eigene Wuth und Siciliens Rache zu Grunde gegangen wäre. Hierauf eine zehenjährige Parteiung in Teutschland, in welcher keiner der beiden jungen Gegen-Könige, weder der Waiblinger Philipp, noch Otto der Welf, Zeit oder Gelegenheit hatte, nach den Rechten des Reiches und der Würde des Thrones zu fragen, in welcher vielmehr Beide genöthiget waren, einem Jeden der teutschen Fürsten hinzugeben, was er begehrte, um wider einander zu bestehen; und sie gaben, was begehret ward, um so unbedenklicher hinweg, je weniger sie selbst den Werth der Bewilligungen erkannten, je weniger sie auch für verbindlich gehalten haben mögen, was erpresset oder erschlichen worden war. Als endlich Otto seines Gegners ledig geworden, opferte auch er, von seinem raschen Glücke, von seiner Jugend und dem Schicksale seines Hauses fortgerissen, die Wohlfahrt des teutschen Reiches dem eitelen Glanze der Kaiser-Krone auf und seinen Leidenschaften, bis das Trugbild, das vor ihm stand, in Nacht und Graus verschwunden war, und nunmehr hinter ihm, im teutschen Reiche, kaum noch Etwas gerettet werden konnte. Eine neue Spaltung, die sechs Jahre dauerte, führte die alten Auftritte zurück, unter welchen das Reich niemals zum Vorscheine kam, und der entwürdigte Thron von Demjenigen mit dem priesterlichen Segen in Besitz genommen ward, der sich desselben zu bemächtigen verstand. Und als endlich Fried-

rich der Zweite allein zur königlichen Würde in Teutschland gelanget war, bekümmerte er sich nicht im Mindesten um das teutsche Reich und das teutsche Volk, sondern schrieb die königliche Würde auf den Namen seines unmündigen Sohnes, als wäre sie ein leeres Wort, zu Nichts berechtigend, zu Nichts verpflichtend. Die Lampe, ungenähret, brannte immer schwächer; die Helle ward zur Dämmerung, zum Dunkel; kaum blieb noch so viel Licht, um die Finsterniß sichtbar zu machen.

Vor Friedrich's des Ersten Geist und Kunst traten die Fürsten scheu zurück. Wer hätte auch wagen dürfen, dem Zorne des gewaltigen Mannes entgegen zu treten, der Heinrich den Löwen zu umstricken, zu lähmen, zu Boden zu werfen vermocht hatte, wenn nicht etwa ein Fürst der Kirche und des Reiches zugleich? Und wie hätten die Städte in Teutschland, bei dem Anblicke der Trümmer von Crema und Mailand, bei dem Anblicke des Unglückes von Mainz, wagen dürfen, den Geist zu offenbaren, von welchem sie beseelet waren? Sie konnten nur wünschen, von der Gnade des Kaisers die Fortdauer ihrer stillen Wirksamkeit zu erhalten, und diese Gnade konnte Friedrich, der Pflege gegenüber, welche Heinrich der Löwe und die Zähringer den bürgerlichen Bestrebungen widmeten, nicht immer versagen. Denn von Alters her, seit Karl's des Großen Zeiten, hatten die Märkte allzumal unter dem Schutze des Königes gestanden und der königlichen Kammer ein bedeutendes Einkommen gesichert; im Verlaufe der Zeit waren freilich viele der königlichen Rechte verloren gegangen: sie waren oftmals von den Königen an Fürsten des Reiches, an geistliche zuerst, alsdann auch an weltliche, zu Lehen gegeben, oftmals wohl auch von den Fürsten ohne Zustimmung der Könige ausgeübet worden; deßwegen mußte Friedrich, der die Städte so wenig für den Krieg als im Frieden entbehren konnte, allerdings befürchten, daß seine Sache einen großen Nachtheil erleiden würde, wenn er den königlichen Städten,

seinen Feinden und der städtischen Pflege seiner Feinde entgegen, keinerlei Sorgfalt widmete. Also hielten sich die Städte unter ihm aufrecht und gingen fort auf der alten Bahn. Aber der Kaiser Friedrich drängte einen Jeden auf sich selbst zurück, die Städte, wie die Fürsten; er machte es Allen fühlbar, daß Niemand mit Sicherheit auf etwas Anderes bauen könnte, als auf seine eigene Kraft. Er vernachlässigte nicht bloß das Reich, sondern er zerriß dasselbe, aus Zorn, Gleichgültigkeit oder in der thörigten Hoffnung, aus den Trümmern des alten Gebäudes ein neues und bequemeres herstellen zu können; er schnitt die Länder-Massen, welche die Zeit gebildet und die Gewohnheit geordnet hatte, aus einander, und warf die Stücke hierhin und dorthin, ohne sie weder mit neuen Banden an den Thron zu knüpfen, noch auf irgend eine Weise aneinander zu hängen; er trennte das Recht und die Macht von den Würden, und trieb mit den Würden ein verwirrendes Spiel, ohne Zweifel weil alle Würden vor der kaiserlichen Würde, nach seiner Vorstellung, verschwinden und zu gleicher Nichtigkeit hinab gebracht werden sollten. Dadurch nöthigte er einen Jeden, um sich herzuschauen, seine Stellung und seine Verhältnisse zu berechnen, und zu erwägen, was zu thun, um so lange als möglich in möglichen Stürmen auf eigenen Füßen zu stehen. Die Städte im Besonderen mußten wohl erkennen, daß sie, bei der Aufregung großer Leidenschaften in den Fürsten, Ursache hätten, auf ihrer Huth zu sein, um nicht gänzlich zu verlieren, was sie schon gewonnen hatten; sie mußten wohl erkennen, daß sie, wenn sie sich nicht selbst zu schützen vermöchten, bei dem Verschwinden des Reiches sämmtlich in die Gewalt einzelner Fürsten gerathen würden. In diesem Fall aber war zu besorgen, daß sie, wie wohlwollend und günstig auch dieser Fürst und jener sich den bürgerlichen Bestrebungen bewiesen hatte, um ihre bisherigen Freiheiten gebracht, daß sie gezwungen werden würden, kleinlichen Zwecken zu die-

nen, ausgesogen zu werden, und bald ihren Handel in Teutschland selbst verkümmert, ihren Handel mit fremden Ländern vernichtet zu sehen. Und diese Erkenntniß mußte um so tiefer auf sie einwirken, je breiter und fester schon die Grundlage war, die sie zu einem freien bürgerlichen Leben geleget, je gedeihlicher die gesellschaftlichen Einrichtungen bestanden, welche sie nach und nach, gleichsam unbemerket, eingeführet hatten. So standen sie da, die Bewohner der größeren, königlichen Städte, und besonders die Häupter der Kaufmannschaften in denselben, die Vorsteher und Obmänner der Hansen, aufmerksam auf den Gang der Dinge, um jede günstige Gelegenheit, die sich etwa nahen möchte, an der Stirn zu ergreifen.

In diesen Verhältnissen und in dieser Stimmung war Teutschland, als Friedrich der Erste durch einen Tod aus dem Leben hinweg gerissen wurde, den man gewiß einen glücklichen Tod nennen darf, weil er den Rest seines Lebens kaum höher auszubringen vermocht hätte, und weil in den Teutschen jede ungünstige Erinnerung vor dem Kreuze des Herrn zurück wich. Unter Heinrich dem Sechsten wurde Nichts geändert und Nichts gebessert. Gefürchtet, wohin er drohete, gefeiert, wo er sich befand, mißachtet, wo Nichts von ihm zu besorgen war, vermochte dieser König weder zu gründen, noch herzustellen, sondern seine ganze Bestrebung war, da auch ihm, wie seinem Vater, Teutschland nur Mittel sein sollte, nicht Zweck, nur dazu geeignet, jene Verhältnisse in Teutschland zu erhalten, jene Stimmung in den Städten und in den Fürsten zu schärfen. Und als nun während der Spaltung Teutschland's zwischen Philipp und Otto die Fürsten nicht säumten, ihre Länder zu vergrößern, ihre Rechte zu vermehren, und überall zuzugreifen, wo Etwas zu erfassen war: da haben unverkennbar auch die Städte nicht gesäumet, gleichen Schritt zu halten, dem mannichfaltigen Wechsel der Dinge soweit, als möglich, wohl benutzend. Und sie hielten gleichen Schritt. In dem-

selben Maße, in welchem die Fürsten zur Landesherrlichkeit gelangten, wurden die Bewohner mancher Städte Herren in ihren Mauern und auf ihrem Besitz außerhalb der Mauern; sie wurden freie Bürger freier Städte, einzelner urkundlich, mehrer durch die That, bis zuletzt auch deren Freiheit öffentlich und urkundlich im Fortgange der Zeit anerkannt worden ist. Die Ueberlieferungen freilich sind zu arm, als daß wir den Gang der Entwickelung dieser Verhältnisse nachzuzeichnen, und Das, was man zu erkennen glaubet, mit Zeugnissen und Beweisen zu belegen vermöchten. Wir wissen nicht, welche Künste die Städte angewendet haben, um zu der Freiheit zu gelangen; nicht, was sie für dieses Ziel ihres Strebens gethan, nicht, wie viel es sie gekostet hat. Wir vermögen nur die früheren Zustände mit den späteren zu vergleichen, und sind zu Vergleichungen, Zusammenstellungen und Vermuthungen genöthiget, um die Umwandelung der Dinge begreiflich zu finden, ohne behaupten zu dürfen, daß Alles so gewesen und so gekommen sei. Was wir aber etwa von einzelnen Städten, nach Zeugnissen und Beweisen, als gewiß hinzustellen vermöchten, das würde ein zu tiefes Eingehen in Einzelnheiten erfordern, als daß es in diesem Werke versuchet werden dürfte: es muß der Geschichte der einzelnen Städte überlassen bleiben, oder wenigstens einer Geschichte der teutschen Städte überhaupt. Hier mögen einige Bemerkungen genügen [12].

Ueber Das, was die Städte, und zwar die ersten und bedeutendsten Städte, ursprünglich und bis in die Zeit des Kaisers Otto des Vierten erstrebten, kann kaum ein Zweifel obwalten. Es ist schon ausgesprochen in den vorhergehenden Worten: sie wollten ihre eigenen Herren sein; mit anderen Worten, sie wollten, jegliches fremden Einflusses ledig, von jeglicher fremden Gewalt befreiet, ihre eigene Gesetzgebung haben, ihre eigene Verwaltung, ihr eigenes Gerichtswesen; sie wollten ihre Gewerbe, Handwerke, Künste, jedes Geschäft nach

Einrichtungen betreiben, die sich ihnen bewähret hatten, oder nach neuen Versuchen und Erfahrungen bewähren würden; sie wollten über die Aufnahme oder Nicht-Aufnahme fremder Menschen, über die Ertheilung oder Versagung des Bürger-Rechtes selbst entscheiden; sie wollten ihr Leben, ihre Habe und Gut selbst vertheidigen mit eigenem Schwert und eigener Faust, auf jegliche Weise, die ihnen heilsam scheinen möchte; sie wollten frei und sicher ihren Handel betreiben auf allen Straßen, Flüssen und Meeren, auf welchen sie ihn mit Gewinn betreiben zu können hofften, und wegen dieses Alles wollten sie sich zu Berathungen und Beschluß-Fassungen ungehindert versammeln, so oft sie es für nöthig hielten, und alle Behörden und Obrigkeiten erwählen, deren sie bedürfen würden: mit Einem Worte, sie wollten freie, unabhängige, selbständige Gemeinden bilden. Vor Allem aber wollten sie sich von der Gewalt der Burggrafen und der Besatzungen, durch welche derselbe seine Gewalt geltend machte, jedes Beamten oder Senden losmachen, und der Gerichtsbarkeit des Pfalzgrafen, Vogtes oder anderen Beamten, den sie nicht gewählet hatten, nicht mehr unterworfen sein. Von allen diesen Dingen dürften die verständigsten Männer klare und entschiedene Ansichten gehabt haben, wenn auch die weniger erfahrenen und weniger gebildeten Menschen nur von unbestimmten Gefühlen getrieben sein mögen. Dagegen darf mit Zuversicht angenommen werden, daß bei den Städten das Verhältniß, in welchem sie fortan, indem sie zu der ersehnten Freiheit gelangten, zum Kaiser und zum Reiche stehen wollten, völlig im Dunkeln blieb. Gewiß fiel auch ihnen nicht ein, so wenig als den Fürsten, sich loszusagen vom Kaiser und vom Reiche; vielmehr wollten sie kaiserliche oder Reichs-Städte sein und bleiben. Sie wollten also, nach unserer Art zu reden, die Hoheit des Reiches für und für anerkennen, und Glieder des großen Leibes bleiben. Aber an die Rechte, welche die Hoheit in sich schließet, an die Ver-

pflichtungen, welche die Hoheit auflegt, scheinen sie kaum gedacht zu haben. Im Fortgange der Zeit sind sie über ihr ursprüngliches Ziel weit hinaus gegangen, schon damals beginnend, wie es scheinet, als sie sahen, wie Friedrich der Zweite das Reich nicht achtete, sondern ebenso gleichgültig teutsche Länder an Fremde abtrat, als die Rechte des Reiches vom Throne losriß, um sie den Fürsten der Länder zu überlassen. Wo ein Gut Preis gegeben wird, da bleibt selten eine Hand unthätig, und ein Jeder bringet an sich, um nicht zu kurz zu kommen, was er zu erfassen vermag. Deßwegen gingen die Städte, welche am glücklichsten in ihren Bestrebungen gewesen waren, immer weiter in ihren Ansprüchen. Sie machten ihren Namen, kaiserliche Städte, Reichs-Städte, freie Städte, stets gern geltend, wenn sie unter demselben einen Vortheil zu erhalten hofften; selten aber waren sie geneiget, die Lasten zu tragen, welche ihnen angesonnen wurden, und angesonnen werden mußten. Wie die Fürsten mit landesherrlicher Gewalt, so wollten auch die Städte Glieder des großen Leibes sein, und doch zugleich ein abgesondertes Leben führen; sie wollten auf dem Boden des Reiches leben, bestehen und gedeihen, und doch nicht im Reich aufgehen, sondern ihre besonderen Zwecke verfolgen. Zuerst begehrten sie nur die Freiheit, wie sie beschrieben worden ist, innerhalb ihrer Mauern; bald versuchten sie, diese Freiheit auch Menschen zu ertheilen, die außerhalb dieser Mauern, in unbestimmten Gränzen, lebten; hierauf schlossen sie Verbindungen untereinander, Hansen, bald wenige Städte, bald viele, unbekümmert um die Lage derselben, sämmtlich jedoch innerhalb der Gränzen des teutschen Reiches; alsdann trugen sie kein Bedenken, in diese Verbindungen Städte, in anderen Ländern und Reichen gelegen, aufzunehmen, so wie sich die Gelegenheit darbot, oder ein Vortheil für Handel und Gewerbe erwartet werden konnte; endlich hielten sie sich auch, in späterer Zeit, für berechtiget,

auf eigene Faust und für eigene Rechnung, unbekümmert um Kaiser und Reich, mit Königen und Fürsten Kriege zu führen, Kämpfe zu bestehen, Verträge zu schließen, und eine Art von Herrschaft über Straßen, Flüsse und Meere auszuüben, selbständige freie Vereine in großen Dingen wie in kleinen.

Schon während des Streites zwischen Otto und Philipp um das Reich mag es manchen Städten gelungen sein, sich des Burggrafen zu entledigen, dem Pfalzgrafen zu entziehen, jeden fürstlichen Beamten zu entfernen, und dadurch frei zu werden von fürstlicher Herrschaft und fürstlicher Gerichtsbarkeit, nur solche Verbrechen ausgenommen, bei welchen es an Leib, Ehre und Leben ging. War die Stadt, welcher diese Befreiung gelungen war, bisher als königliche Stadt angesehen worden, also keinen einzelnen Reichsfürsten unterworfen gewesen: so scheinet sie sich eine kaiserliche freie Stadt genannt zu haben; hatte sie aber einem Reichsfürsten angehöret, einem geistlichen oder einem weltlichen, sei es, daß dieser Fürst die Stadt selbst gegründet, oder daß sie ihm vom Kaiser zu Lehen ertheilet war, so glaubte sie unmittelbar unter das Reich zu treten, und nannte sich, wie es scheinet, eine Reichs-Stadt. Oftmals, und im Anfange wohl gewöhnlich, mögen sie durch baares Geld ihren Zweck erreichet haben, sei es, daß sie dasselbe als Preis für ihre Befreiung anboten, oder sei es, daß sie ein Darlehen machten. Denn die jungen streitenden Könige sowohl, als die Fürsten allzumal, bedurften in solcher Zeit des Geldes; auch pflegten die Städte bei ihren Bündnissen, ohne Zweifel, weil sie es als eine wirksame Maßregel gegen gewaltthätige oder ungeneigte Burggrafen und Fürsten ansahen, ausdrücklich festzusetzen, daß Niemand denselben Geld leihen sollte [13]. Zuweilen mag der Zufall sie begünstiget haben. Und ihre bisherigen gesellschaftlichen Erfahrungen daheim und in der Fremde, ihre Einrichtungen, Versammlungen, Einungen und Gilden, machten ihnen leicht, alsobald jede Gelegenheit zu

benutzen, an sich zu nehmen, was zu nehmen war, und ins Werk zu setzen, was die Erhaltung und Vertheidigung desselben erforderte. Wer aber in diesen Tagen sich im Besitze befand, und die Waffen in der Hand hatte, denselben zu vertheidigen, der brauchte wegen des Rechtes nicht eben Sorge zu tragen. Eine urkundliche Anerkennung war im Anfange wünschenswerth; sie war auch im Fortgange, wegen des Wechsels menschlicher Dinge, nicht zu verschmähen; die Zeit jedoch heiligte stets die That und ersetzte Brief und Siegel [14].

Im Jahre zwölf Hundert und sieben stellte der König Philipp „der Gesammtheit der Bürger von Regensburg, wegen der langen Treue und Ergebenheit, welche diese Stadt ihm bewähret hätte, und mit Gottes Hülfe fortan bewähren würde, zur Ehre und zum gemeinen Nutzen derselben" eine Urkunde aus [15], in welcher er mit freigebiger Hand der Stadt wichtige Zugeständnisse machte, ihr Gemeinde-Recht und ihre Gewohnheiten anerkennend. Das Wichtigste in dieser Urkunde jedoch möchte Folgendes sein. „Die Bürger von Regensburg sollen die Befugniß haben, einen Bürger-Meister, der gewöhnlich Hansgraf genannt wird, frei zu erwählen. Derselbe soll von Amtes wegen auf die Rechte und Gewohnheiten der Bürger bei den Märkten halten, und wenn er innerhalb der Stadt Etwas anzuordnen für nöthig findet, so soll Dieses nur geschehen nach den bürgerlichen Einrichtungen und mit Zustimmung der Stadtbewohner [16]. Ueberdieß bewilligen und bestätigen wir ihnen alle Rechte und guten Gewohnheiten, welche ihnen von unserm Vater oder Bruder bewilliget worden sind, und Niemandem soll jemals verstattet sein, diese Bestätigung zu brechen, oder ihr frecher Weise entgegen zu treten." Solche Urkunden mögen mehren, mögen vielen Städten ertheilet worden sein. Denn fortan und um die Mitte dieses Jahrhundertes überall, kommen freie, von den Bürgern selbst gewählte Obrigkeiten und Behörden vor;

Bürger-Meister, Consulen, Schultheißen, Kämmerer und Andere, Rath und Bürgerschaft erscheinen neben einander, und die Vorsteher und Beamten werden als Herren bezeichnet [17]. Und wo sich diese Namen von der Mitte des Jahrhundertes an finden, da verräth die Sprache nicht, daß die Einrichtungen, auf welche sie hinweisen, neu seien; vielmehr betreiben die Herren in den Städten Verhandlungen und öffentliche Geschäfte, als wären es herkömmliche Dinge, durch lange Gewohnheit wohl bekannt. Wie daher auch die Freiheit der Städte entstanden sein mag, ob durch Kauf und Darlehen, oder durch Zugreifen und Gewalt, ob sie urkundlich bestätiget worden, oder sich im Verlaufe der Zeit stillschweigend gelten gemacht hat: das dürfte keinen Zweifel leiden, im ersten Drittheile des dreizehenten Jahrhundertes haben schon viele Städte die Selbständigkeit gewonnen, und sind, wenn nicht freie, doch Reichs-Städte geworden.

Und in derselben Zeit machten sie schon einen solchen Gebrauch von ihrer Selbständigkeit, daß die Fürsten des Reiches besorget wurden wegen ihrer eigenen Erhaltung, und daß sie in dieser Besorgniß ihre Zuflucht bald zu dem Könige Heinrich nahmen, bald zu dem Vater desselben, dem Kaiser Friedrich. Sie scheinen gefürchtet zu haben, daß es in Teutschland gehen würde, wie es in Italien gegangen war, daß das Feudal-Wesen, daß die fürstliche Würde und Macht nicht lange bestehen dürfte vor dem frischen Geiste, mit welchem die Städte mehr und mehr empor strebten. Denn diese Städte fingen nicht nur an, ihr Bürger-Recht an Menschen zu ertheilen, welche außerhalb der Mauern wohnten, um durch dieselben ihre Macht zu verstärken und ihre Freiheit zu verbreiten, sie nahmen nicht nur Leute der Fürsten, Dienstmannen und Hörige in ihre Mauern auf, und vermehrten dadurch ihre Zahl und ihre Kräfte, sondern sie fingen auch an, mit einander Bündnisse einzugehen, um sich gegenseitig zu unterstützen,

um ungünstige Fürsten zu ängstigen, um einem jeden Genossen zu seinem Rechte zu verhelfen, um ihrem Handel Sicherheit zu verschaffen mit gemeinsamen Mitteln, ohne des Geleites der Fürsten zu bedürfen [18]. Schon im Jahre zwölf Hundert sechs und zwanzig führte der Erzbischof Sifrid von Mainz eine zwiefache Beschwerde bei dem Könige Heinrich; zuerst gegen die königliche Stadt Oppenheim, weil Leuten, die ihm gehörten, die Aufnahme in derselben verstattet worden wäre; zweitens gegen die Städte Mainz, Bingen, Worms, Speier Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg, weil dieselben sich eidlich unter einander zum Nachtheile der Kirche von Mainz verbündet hätten. Der König erließ daher, auf einer Fürsten-Versammlung zu Würzburg, in welcher, außer dem Erzbischofe Sifrid, zwei Erzbischöfe, sieben Bischöfe, drei Aebte, und unter den weltlichen Fürsten der Herzog Ludwig von Baiern und der Landgraf Ludwig von Thüringen gegenwärtig waren, eine Verordnung, in welcher der Stadt Oppenheim die Zurückgabe der Leute des Erzbischofes von Mainz geboten, die Annahme Anderer untersaget, und die gänzliche Auflösung des Bundes zwischen den Städten, die genannt worden sind, befohlen wurde [19].

Aber eine solche Verordnung kann nur als ein Zeugniß über den Zustand der Dinge in dieser Zeit angesehen werden. Befehle und Gebote, Worte, leicht auszusprechen, erhalten ihre Bedeutung nur durch die Gewalt, mit welcher sie geltend gemacht werden. Und an dieser Gewalt gebrach es. Wenn auch Oppenheim gehorchet hat, wenn auch der Bund der sieben Städte in der That aufgelöset worden ist, so wurde durch diesen Vorgang die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit keineswegs gehemmet, vielleicht sogar beschleuniget. Die Wurzel war frisch, der Stamm gesund, die Krone breitete sich mehr und mehr über das ganze Vaterland hinweg. Es schadete nicht, daß hier ein Zweig abgehauen ward, oder dort:

die Lücke wurde kaum bemerket, und für neue Aeste wurde Licht und Raum gewonnen. In der That scheinen die Fürsten bald erkannt zu haben, daß sie alle gleiche Gründe hatten, vor den Umgriffen der Städte besorget zu sein. Im Jahre zwölf Hundert ein und dreißig brachten sie den jungen König zu einer allgemeinen Verordnung, die Zeugniß giebt. In derselben findet sich, außer den Bestimmungen, deren schon früher gedacht worden ist [20], in Beziehung auf die Städte, Folgendes ausgesprochen. „Falbürger sollen nicht geduldet werden [21]. Eigene Leute der Fürsten, der Adelichen und der Dienstmannen der Kirchen sollen in unseren Städten keine Aufnahme finden. Eigenthum und Lehen, die von unseren Städten in Besitz genommen sind, sollen den Fürsten, den Adelichen, den Dienstmannen und den Kirchen zurück gegeben, und fortan nicht mehr in Besitz genommen werden. Das Geleit der Fürsten durch das Land derselben wollen wir weder selbst noch durch die Unserigen verhindern, und die Störung desselben nicht dulden. Niemand soll durch unsere Schultheißen gezwungen werden, Dasjenige zurück zu geben, was er von Leuten empfangen hat, ehe sich dieselben in unseren Städten niederließen, oder diese Leute müßten dem Reiche unmittelbar unterworfen gewesen sein. In unseren Städten soll kein Schuldiger, Verurtheilter oder Geächteter wissentlich aufgenommen, die Aufgenommenen sollen ausgestoßen werden. Wir wollen in dem Lande eines Fürsten keine Münzen schlagen lassen, durch welches die Münzen dieses Fürsten an Werth verlieren könnten. Unsere Städte sollen ihre Gerichtsbarkeit nicht über den Umfang der Stadt hinweg ausdehnen. In unseren Städten soll der Kläger dem Gerichte des Verklagten folgen; nur wenn der Verklagte oder der Hauptschuldner eben daselbst gefunden worden ist, soll er auch daselbst zu Rechte stehen. Niemand soll Güter, mit welchen Jemand belehnet ist, anders zum Pfand annehmen, als mit Zustimmung des Lehen-Herrn.

Die Leute, die in unseren Städten wohnen, sollen ihren Herren und Vögten von den Gütern außerhalb der Stadt die gewohnten und schuldigen Abgaben entrichten.“ Und alle diese und andere Bestimmungen wurden im folgenden Jahre von dem Kaiser selbst bestätiget, und die Bestätigung mit dem Siegel kaiserlicher Majestät versehen. Nun ist es doch gewiß außer allem Zweifel, daß hier keineswegs von möglichen Fällen die Rede sei, sondern von wirklichen, daß mithin die Fürsten Beschwerde erhoben hatten über diese Fälle. Also ist klar, daß die Städte, welche sich selbst kaiserliche Städte nannten, welche vom Kaiser seine Städte genannt wurden, mancherlei Versuche gemacht haben, ihre kaum gewonnene Freiheit gegen Diejenigen geltend zu machen, vor deren Schwerte sie so lange in Furcht gewesen waren.

Um dieselbe Zeit aber, da der Kaiser die Verordnung seines Sohnes genehmigte, mag man allerdings schon zu der Einsicht gekommen sein, daß man den Strom nicht aufhalten würde in seinem Laufe, wenn man ihn hier oder dort einzudämmen versuchte, sondern daß man denselben frei dahin fließen lassen, oder die Quellen zu verstopfen suchen müsse, aus welchen er entstanden war, aus welchen er sich nährte. Aber wer hätte gewaget, einen solchen Versuch zu machen? wer vermocht, einen solchen Versuch zu bestehen? Zwar wird dem Kaiser Friedrich dem Zweiten eine Verordnung zugeschrieben, im Jahre zwölf Hundert zwei und dreißig zu Ravenna, zu Aquileia oder im Friaul erlassen, deren Zweck kein anderer gewesen sein könnte, als das Gemeinde-Wesen in den sämmtlichen Städten Teutschland's zu vernichten, und das Schicksal dieser Städte gänzlich in die Hand der Erzbischöfe und der Bischöfe zu legen. Wer aber bleibet nicht betreten vor einer solchen Verordnung stehen? wer schüttelt nicht den Kopf?

In der Einleitung zu dieser kaiserlichen Constitution nämlich, wie die Verordnung sich selbst nennet [22], werden nicht ohne

Pomp die Beweggründe angegeben. Es gezieme, saget Friedrich, der kaiserlichen Majestät, Diejenigen, durch welche er die Fülle der Macht erhalten habe, und in welchen die Erhabenheit seines Ruhmes bestehe, nicht nur in ihren alten Rechten zu schützen und zu pflegen, sondern auch, soweit es die Billigkeit verstatte und die Vernunft erlaube, mit neuen Rechten und Gnaden zu ehren, zu zieren, zu schmücken [23]. Nun seien in Teutschland gewisse verabscheuungswerthe Gewohnheiten in Gebrauch gekommen, die Ungerechtigkeit unter dem Lügenschleier des Guten verhüllend [24]. Durch dieselben geschehe dem Rechte und der Ehre der Fürsten des Reiches Eintrag, und eben deßwegen würde auch das kaiserliche Ansehen durch dieselben gelähmet. Ihm aber liege ob, dafür zu sorgen, daß diese Gewohnheiten, die er für verderblich halte, nicht länger fortbeständen. „Da wir nun wollen, fährt er fort, daß unsere und des Reiches geliebte Fürsten sich der Freiheiten und Gaben, die sie von unserer Hoheit besitzen oder künftig besitzen werden [25], in vollem Maß erfreuen und in der größten Ruhe besitzen sollen, so erklären wir für nichtig und heben in jeder Stadt Teutschland's auf die Gemeinde-Räthe, die Bürger-Meister oder Rectoren, so wie alle anderen Beamten, die von der Gesammtheit, gleichviel unter welchem Namen, ohne Einwilligung der Erzbischöfe oder Bischöfe angestellet werden. Wir heben nicht minder auf und erklären für nichtig jedes Handwerkes Verbrüderungen [26], unter welchem Namen sie bestehen mögen. Ferner befehlen wir, daß in jeder Stadt, wo mit Recht Geld geschlagen wird, weder Handelswaaren noch Lebensmittel anders gekauft und verkauft werden sollen, als mit den Denarien, die allgemein eingeführet sind: denn seit alten Zeiten hat die Einrichtung der Städte und aller Güter, die von der kaiserlichen Hoheit verliehen werden, den Erzbischöfen und Bischöfen zugestanden, und deßwegen soll auch diese Einrichtung den Erzbischöfen und Bischöfen oder deren, besonders

angestellten Beamten für immer verbleiben. Damit aber jede Unregelmäßigkeit und jeder Mißbrauch entfernet werde, so erklären wir alle Privilegien, offene und geschlossene Briefe, welche von uns, von unseren Vorfahren, auch von Erzbischöfen und Bischöfen entweder einer einzelnen Person oder auch einer Stadt verliehen worden sind, von diesem Tage an für null und nichtig. Daher verordnen wir, daß fortan weder ein Hoher noch ein Niedriger, weder ein Geistlicher noch ein Laie dieser Constitution entgegen handeln soll; daß aber, wer entgegen zu handeln sich erfrechet, eine Strafe von fünfzig Pfunden reines Goldes an unseren Fiscus zu zahlen habe. Zu größerer Bekräftigung derselben, und damit sie für alle Zeit gültig bleibe, haben wir sie mit dem großen Siegel unserer Majestät in goldener Bulle versehen lassen [27]."

So lautet eine Constitution, an deren Stirn man Friedrich's des Zweiten Namen findet. Nun aber, wer kann es begreifen, daß Friedrich, ein Fürst von so großem Geist und so klarem Verstand, ein solches Gesetz zu erlassen über sich vermocht habe? Wer möchte nicht geneiget sein, die Urkunde für unächt zu halten vom Anfange bis zum Ende, nur aus Achtung für den Kaiser für unächt zu halten, wenn nicht die stärksten Gründe für die Aechtheit aufzufinden sind? Allerdings mochte dem Kaiser, bei seiner schwierigen Stellung in Italien, den trotzigen Lombarden gegenüber, das verwegene Umsichgreifen der teutschen Städte sehr bedenklich und zuwider sein; auch mag er, sein Verhältniß zu seinem Sohn erwägend, für räthlich gehalten haben, den teutschen Fürsten zu beweisen, daß sie jeglicher Begünstigung von seiner Seite gewiß sein könnten. Aber Friedrich konnte sich doch auch unmöglich verhehlen, daß er, eben wegen seiner Stellung in Italien und wegen seines Verhältnisses zu seinem Sohne, gänzlich außer Stande sein würde, seinen Befehlen Nachdruck zu geben; auch kannte er den Geist der Städte zu gut, als daß er geglaubet haben

könnte, die Bürger sämmtlicher Städte [28] würden durch sein bloßes Wort, aus der Ferne zu ihnen herüber klingend, eingeschüchtert werden. Er mußte sich folglich sagen, daß sein Wort wirkungslos verhallen würde. Und wer kann sich vorstellen, daß er sich zu einem solchen Worte wissentlich entschlossen haben sollte? In der That erregen manche Dinge Zweifel an der Aechtheit der Urkunde, oder vielmehr manche Dinge verstärken den Zweifel, der schon erreget worden ist. Einzelne Wörter in derselben nämlich weichen ab von der Schreibart dieser Zeit [29]; andere sind ungewöhnlich für die Begriffe, die sie bezeichnen sollen [30]; die ganze Schrift hat die Färbung einer nachgeahmten Weise [31]; die Zeit und der Ort der Abfassung wird verschieden angegeben [32]; endlich können andere Urkunden, welche der Kaiser ausgestellet haben soll, entweder wegen ihres Inhaltes oder wegen der Zeit nicht mit derselben in Uebereinstimmung gebracht werden [33]. Wollte man aber dem Gedanken einer falschen Constitution Raum geben, so würde man freilich auch nicht umhin können, priesterliche Hände am Rhein in Thätigkeit zu denken, deren Geschicklichkeit in solchen Künsten schon frühere Tage bewähret gefunden hatten [34]. Und unerklärlich wäre ein solcher Versuch nicht. Schon lange waren die Bischöfe überall, besonders am Rheine, mit den Städten ihrer Stühle in Händel gerathen, welche, aus verschiedenen Veranlassungen entstanden, sämmtlich Einen Zweck gehabt hatten, und eben jetzt lebten mehre Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Worms, mit den Städten, die nach Freiheit und Unabhängigkeit strebten, in offenem Streite. Nun hatte der König Heinrich, wie erzählet worden ist [35], im vorigen Jahre, sei es freiwillig, sei es auf das Verlangen seines Vaters, die Erklärung ausgesprochen, daß die Städte unbefugter Weise Gemeinde-Einrichtungen getroffen hätten; daß auch kein Fürst, weder ein geistlicher noch ein weltlicher, ja, daß er selbst nicht

berechtiget sei, die Erlaubniß zu solchen Einrichtungen zu ertheilen, sondern daß dieses Recht lediglich dem Kaiser zustehe; sein eigenes Verhältniß zu seinem Vater aber, dem Kaiser, war zweideutiger Art, und Niemand vermochte vorauszusehen, zu welcher Entscheidung sich dasselbe entwickeln würde. Also war es in so ungewissen Zuständen wohl der Mühe werth, die Begriffe von Rechten und Pflichten, in Beziehung auf die Städte, für mögliche Fälle urkundlich zu verwirren, damit, wenn die Herrschaft des Reiches über die Städte gänzlich verloren ginge, die Herrschaft der Kirche über alle Städte begründet werden möchte, wie sie ja über die kaiserliche Stadt Rom begründet worden war [36].

Wie sich jedoch auch diese Sache verhalten hat [37], und was überhaupt gegen die Städte beschlossen, unternommen und ausgeführet sein mag: einzelne Städte haben übele Händel zu bestehen gehabt mit den Fürsten der Länder, einige haben vielleicht schwere Drangsale erduldet, diese und jene hat auch die Freiheit, die sie schon gesichert zu haben glaubte, wieder verloren oder nur Theilweise gerettet: der städtische Geist aber, der Geist bürgerlicher Freiheit, ist nicht unterdrücket, ist, im Allgemeinen, nicht aufgehalten, sondern vielmehr von Jahr zu Jahre mehr erstarket und kräftiger geworden in seiner Entwickelung. Und nicht nur hinter Wällen und Gräben haben sich die Städte in freier und gegliederter Gemeinschaft ausgebildet und selbständig gestaltet, sondern sie haben auch nicht aufgehöret sich mit einander zu verbinden überall, um mit gemeinsamen Mitteln und Kräften ihrem Verkehre größeren Schutz zu verschaffen, ihrem Handel größere Ausdehnung. Im zweiten Drittheile dieses Jahrhundertes ging, wie urkundlich zu erweisen ist, eine große Bewegung in den Städten durch ganz Teutschland, von den Hochgebirgen der Alpen bis zu den Niederungen am baltischen und am teutschen Meere, von der Oder, von Böhmens und Ungarns Gränzen bis zu der Gränze von

Frankreich. Ueberall entstanden Hansen in großer Zahl. Benachbarte Städte schlossen sich zuerst aneinander an, und alsdann vereinigte sich die eine Verbindung mit einer anderen, mit einer dritten und vierten zu einer größeren Gesellschaft, auf unverbrüchlichen Grundsätzen redlicher Genossenschaft und rechtlicher Handels-Geschäfte fest gegründet. Nach der Mitte des Jahrhundertes erhob sich unter diesen städtischen Vereinen der rheinische Städte-Bund zu hoher Bedeutung, und im Norden des Vaterlandes begann jene große Verbindung sich zu bilden, welche nach einigen Menschen-Altern, obwohl weit über die Gränzen Teutschland's hinaus sich verbreitend, wie schon bemerket worden ist, unter dem Namen der teutschen Hanse eine gefürchtete und geehrte Herrschaft übte, vor deren starker Macht sich die Flaggen der Könige senkten, deren Bundesgenossenschaft von Königen nicht verschmähet wurde, deren Vermittelung in den Streitigkeiten der Könige entscheidend war.

Wer aber möchte es leugnen: es sind lehrreiche, es sind merkwürdige Ereignisse, durch welche, und unter welchen die teutschen Städte die Selbständigkeit gewonnen haben. Es sind große Erscheinungen, diese Hansen, welche auf eine Weise auf den Gang der Dinge, auf die Entwickelung des Geistes eingewirket haben, die ein menschlicher Verstand nicht zu berechnen vermag. Freilich ein tiefes Gemüth, welches von der heiligsten Sehnsucht im irdischen Leben, von der Sehnsucht nach der lebendigen Einheit des teutschen Volkes, nach einem großen, starken und freien Vaterlande durchdrungen ist, wird sich auch bei dem Anblicke dieser Erhebung der Städte zur Selbständigkeit eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren können; denn durch die selbständigen Gemeinden wurde das teutsche Reich, unter dessen Banner nur ein einiges teutsches Volk, ein einiges teutsches Vaterland möglich war, noch mehr aus einander getrieben, noch mehr gespalten und zerrissen; und nicht nur die Gränzsteine wurden häufiger, sondern auch

die Seelen der Menschen wurden verworren und geschieden, weil innerhalb der Mauer die Willkühr galt und die Liebe zur Freiheit Nahrung fand, außerhalb der Mauer hingegen das Gebot dienstbarer Herren von Unfreien, Hörigen und Knechten befolget werden mußte; die städtischen Bündnisse endlich mußten nothwendig Händel veranlassen, Uebermuth auf der einen Seite erzeugen, Ingrimm und Dünkel auf der anderen, und auf solche Weise die alte Verworrenheit erhalten, bei welcher kein volksthümliches Gedeihen Statt finden konnte. Aber das Leben der Völker und Reiche ist nicht nach den Einsichten und Gefühlen einzelner Menschen zu beurtheilen, und die Sehnsucht in der Brust der Enkel giebt keinen Maßstab für die Erscheinungen in den Tagen der Väter. Mit einem teutschen Volke, vereiniget und zusammen gehalten durch ein mächtiges teutsches Reich, war es vorbei. Das große und mächtige Reich der Teutschen, das in der Wirklichkeit bestand, dem Nichts fehlte als eine treue Pflege, war von mehreren Königen, am Meisten von den Hohenstaufen, wegen eines anderen Reiches Preis gegeben worden, dessen Majestät nur in der Einbildung, nur in einer mißverstandenen Ueberlieferung, nur in dem Interesse der Kirche und des Papstthumes vorhanden war. In dem einigen, das ganze teutsche Volk umfassenden Reiche hätten die Städte, unter der Obhut und dem Schutze mächtiger Könige, ohne Zweifel als Glieder des großen Leibes bestehen und gedeihen, sie hätten eine angemessene freie Stellung erhalten mögen, von welcher aus sie, ergänzend und kräftigend, gekräftiget und ergänzet, das gemeinsame Volksleben mitgelebet, das gemeinsame Vaterland mitgebildet hätten. Bei dem Verfalle des Reiches hingegen, bei der Zerbröckelung des Volksthumes, bei der Auflösung des Vaterlandes war ein bürgerliches Leben und Treiben ohne die Selbständigkeit, ohne die Verbindung der Städte gar nicht möglich. Vom Kaiser versäumet oder verlassen, von gierigen

und trotzigen Feinden umgeben, blieb den Städten nur eine Wahl: entweder mußten sie in die Landesherrlichkeit eines benachbarten Fürsten, geistliches oder weltliches Standes, treten, oder sie mußten sich als freie Gemeinden den Fürsten entgegen stellen und ihre Selbständigkeit durch jegliches Mittel zu schützen suchen, das verwegene Unternehmen mit dem kaiserlichen Namen verhüllend oder mit dem Namen des Reiches. In dem ersten Loos' erblickten sie, wenn nicht die Vernichtung, doch die Verkümmerung von Allem, was sie schon gewonnen hatten. Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen schienen vor der fürstlichen Gewalt nicht bestehen, ihre Gewerbe, den fürstlichen Bedürfnissen und Bestrebungen gegenüber, nicht gedeihen zu können; ihr Handel aber, eine Hauptquelle ihres Lebens, konnte in den engen Gränzen der Herren so vieler kleinen Länder keine Bahn finden, und mußte außerhalb derselben durch Geleite, Zölle und Hindernisse jeglicher Art zu Grunde gehen. Also faßten sie, eingedenk, daß sie reich waren an Mitteln, welche aus einer unversiegbaren Quelle entsprangen, nämlich aus ihrer eigenen Thätigkeit, eingedenk ferner, daß sie hinter Wällen und Gräben Schutz fänden und Anderen, selbst ritterlichen Männern, Schutz zu gewähren vermöchten, eingedenk endlich, daß das Schwert auch für ihre Faust nicht zu schwer sei, den kühnen Entschluß, sich selbst zu helfen, das Joch der Unfreiheit zu zerbrechen, und als freie Männer zu leben und zu sterben.

Die uralte Freiheit, auf ächtem Eigenthume gegründet, wohl vereinbar mit allen edelen Gefühlen in der menschlichen Brust, mit welcher Freiheit die Teutschen vor dreizehen Hundert Jahren in die Geschichte eingetreten waren, hatte der fünf Hundert jährige Kampf gegen Rom's Waffen und Arglist verwirret, verkümmert, verdorben. Der Rest derselben fiel den Siegern über den grausen Trümmern des römischen Reiches zu als Lohn für ihren Kampf und ihre Aufopferung.

Nach drei Hundert Jahren ungeheuerer Wirrnisse war sie entweder vernichtet oder doch bis zur Unkenntlichkeit entstellet. Seitdem hatte das Lehen-Wesen, eine schwere Last, auf dem teutschen Volke gelegen, alles ächte Eigenthum unterdrückend, an die Stelle wahrer Freiheit die Freiheit des Dienstes setzend, seiner verneinenden Natur gemäß alles geistige Fortschreiten hemmend und störend. Hätte nicht die Kirche, im Kampfe mit der weltlichen Macht, das geistige Leben angeregt und gepfleget, hätte nicht eine religiose Begeisterung die ehernen Bande, welche die menschliche Gesellschaft umschlossen, hier gelüftet und dort gesprenget, hätte nicht das Zusammenleben vieler Menschen zwischen Gräben und Mauern den Verstand geschärft und die Thätigkeit aufgestachelt: der alte klare Strom würde in ein todtes und tödtendes Meer träge geendiget haben. Nun aber erhob sich mitten unter den Vasallen und den Vasallen zum Trotze, so wie sich dieselben vermaßen, an Statt Diener des Ganzen Herren für sich sein zu wollen, eine Welt freier städtischer Gemeinden, und verschaffte den bisher unterdrückten Menschen die Gelegenheit zu der Ausbildung der Kräfte, die in ihnen waren. Es war der uralte Geist des teutschen Volkes, der sich in diesen Gemeinden offenbarte, und jetzt mit bewunderungswerther Anstrengung die Zeit wieder einzubringen suchte, die er in Knechtschaft verloren und vertrauert hatte. Was hinfüro an Gesittung und Bildung, an Wissenschaft und Kunst gewonnen worden ist, das ist entweder von den Städten ausgegangen oder hat doch in den Städten treue Pflege gefunden, bis endlich die Vasallen-Welt, vor der Bildung zurück getreten oder von derselben durchdrungen, der allgemeinen Freiheit Raum gegeben und dadurch die Selbständigkeit der Städte unnöthig gemacht hat.

Sechstes Capitel.

Veränderte Stellung sämmtlicher Vasallen durch die Landesherrlichkeit der Fürsten.

Gliederung des teutschen Adels.

Neue Rechtsbücher: der Sachsen-Spiegel.

J. — 1250.

Der Verfall der königlichen Macht in Teutschland war nach und nach, in dem Ablaufe von etwa fünf Menschen-Altern, eingetreten; die Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten war allmählich, jenem Verfalle gegenüber, gleichmäßig erwachsen; die Selbständigkeit teutscher Städte war lange vorbereitet: dennoch war, als das Erste nicht mehr abgeleugnet werden konnte, das Andere anerkannt werden mußte, und das Dritte vor Jedermanns Augen stand, die Veränderung sehr groß, ja ungeheuer. Jeder Mensch, er mochte hoch stehen oder niedrig, ein Geistlicher sein oder ein Laie, ein Freier oder ein Unfreier, war in neue Verhältnisse hinein gekommen, und eine andere Zukunft, von früheren Geschlechtern kaum geahnet, erhob sich vor der Seele des denkenden Menschen: denn eine neue Freiheit, weder an der Scholle haftend, noch abhängig vom Dienste des Altars oder des Thrones, nein, von sittlicher Art, auf des Menschen Geist und Thätigkeit ruhend, und darum nur zerstörbar mit dem Menschen selbst, hatte sich, reizend, lockend, beseelend in das Leben ge-

stellet. Und so wie durch die Entwickelung oder vielmehr durch die allmählige Umwandelung des alten Zustandes der Dinge in den neuen alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens berühret waren, so mußte auch der neue Zustand der Dinge, als er nun nicht mehr verkannt werden konnte, für und für auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse einen großen, einen unübersehbaren Einfluß ausüben und wichtige Folgen nach sich ziehen. Das gewaltige Ringen und Streiten neuer Art, das begonnen war, mußte fortgesetzet werden, und mochte, nach der Weise menschlicher Dinge, durch Jahrhunderte hindurch gehen, wie es denn auch nicht aufgehöret hat bis diesen Tag. Dem Alten, in der Kirche wie im Staate, sollte seine Ehre bleiben; das Neue mußte seine Prüfung bestehen, Allem sein Recht widerfahren. Und die wunderlichen Widersprüche, welche überall dastanden, Wenigen bemerkbar, von Niemandem angetastet, mußten, beständige Reibungen unterhaltend, mannichfaltige Veranlassungen und Gelegenheiten zur Fortsetzung oder zur Erneuerung des Streites darbieten, und die Bestrebungen der Menschen mußten sich desto häufiger durchkreuzen, da es nicht bloß um Fortschritt oder Stillstand galt, sondern da auch Mancher, der das Bestehende nicht haltbar fand, lieber zurück als vorwärts und an die Stelle des Alten lieber das Aelteste setzen, als das Neue anerkennen und fördern wollte. Hier jedoch können nur einige Erscheinungen erwähnet werden, welche, mit den dargestellten im unverkennbaren Zusammenhange, in dieser Zeit hervor treten und auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens mächtig eingewirket haben, und auch ihrer kann kaum weiter gedacht werden, als in Hinsicht auf ihren Ursprung und ihre Bedeutung.

Seit drei Hundert Jahren, als Otto der Erste, zuerst wegen der Verdienste seines großen Vaters unverdienter Weise hoch gefeiert, alsdann durch den Glanz dreier Kronen verblendet, endlich von den sclavischen Sitten am Hofe zu Byzanz

bezaubert, zu einem gränzenlosen Stolze gekommen war, hatte sich, wie zu jener Zeit angemerket worden ist [1], in Teutschland eine seltsame Vornehmthuerei eingedränget, welche bald, am kaiserlichen Hofe gepfleget, die alten Bräuche überwand, und die vaterländische Einfachheit nöthigte, zurück zu weichen vor Anmaßung und Dünkel. Feine Redensarten verdrängten die derbe Sprache der Wahrheit, und ein gewandtes Kniebeugen gefiel mehr, als ein mannhafter Auftritt. Eine Erziehung in diesem Sinn erhielt bei Allen, die sich groß dünkten und nach großen Dingen strebten, den Vorzug vor geistiger Bildung, vor Kenntnissen und Wissenschaften. Eine solche Erziehung aber konnten nur eben die Söhne hochstehender Männer erhalten, und deßwegen wurden geistige Bildung, Kenntnisse und Wissenschaften, mit seltenen Ausnahmen, Geringeren überlassen, welche ein innerer Drang zu den heiligen Quellen trieb, welche eines Trostes bedurften in ihrer Zurücksetzung. Daher ward an den Gedanken jener besseren Erziehung der Gedanke einer besseren Geburt geknüpfet, und der Mann von höherer Bildung wurde nur in so weit anerkannt, als er sich brauchbar bewies. Ehe man fragte, wer und welcher der Mann sei, fragte man nach seinem Vater, nach seiner Herkunft. Ein vornehmes Geschlecht galt mehr, als Geist, Tugend und Tüchtigkeit. Selbst die Kirche hielt sich nicht frei von diesem eitelen Hochmuthe. Das Heilige mochte immerhin von den Händen geringer Menschen verwaltet, und der Trost der Religion den bedürftigen Seelen aus dem Munde des Niedriggeborenen gespendet werden: die hohen Würden der Kirche, welche dem edelen Manne Gelegenheit, Mittel und Macht zur Förderung des Wahren und Guten gewährten, pflegten mehr und mehr nur an Menschen zu kommen, die sich eines vornehmen Geschlechtes rühmen konnten. Während der heilige Stuhl zu Rom auch Männern von geringer Geburt, welche sich durch ihren Geist und ihre Gelehr-

samkeit, durch frommen Eifer und reine Sitten auszeichneten, zugänglich blieb, wurden in Teutschland, soviel nur möglich, die Bisthümer, die Abteien, alle Pfründen in den Besitz von Solchen gebracht, die sich einer hohen Geburt erfreueten. Zwar arbeiteten die Könige und Kaiser aus dem fränkischen Hause diesen Bestrebungen bald geradezu entgegen, bald achteten sie dieselben nicht, und bewährten auch hierin ihre edele Gesinnung; aber die unendliche Verwirrung, welche unter Heinrich dem Vierten eintrat, lähmte ihre Kräfte und vereitelte ihre Absichten. Von den Hohenstaufen dagegen wurde der Hochmuth von Neuem und mit Liebe gehalten und gefördert. Wie sie ihre eigene Abkunft, wenn nicht verleugneten, doch gern verheimlichten, um nicht als Emporkömmlinge zu erscheinen, sondern als zu dem Geschlechte der Könige fränkisches Stammes gehörend, so war bei ihnen die Abstammung aus einem alten Geschlechte, nämlich aus einem Geschlechte, das bekannt war durch hohe Ehren und großen Besitz, immer die beßte Empfehlung. Nur Solche sollten erniedriget werden, die hoch genug standen zu einem Versuche, sich ihnen gleich zu stellen.

Bei einer solchen Gesinnung aber erhielt die Leiter gesellschaftlicher Ehren und Würden, nicht dem Rechte nach, jedoch in den Sitten, im Herkommen und in der Gewohnheit, immer mehr Stufen. Die Enkel der Väter, die gleich gewesen waren, standen weit auseinander, der Eine auf der untersten Stufe, der Andere auf der höchsten oder der nächsthöchsten, Jenes ohne Verschuldung, Dieses ohne Verdienst, Alles durch Glück und Zufall, durch Begünstigung und Vernachlässigung, durch die Launen und die Leidenschaft Derer, von deren Händen Ehren und Würden gespendet wurden. Und wenn auch das Leben mannichfaltigen Wechsel brachte, und den Gewaltigen rasch von der Höhe herabstürzte, auf welcher er sicher und fest zu stehen geglaubet hatte, so durften doch Diejenigen, welche sich da unten befanden, kaum hoffen,

daß es ihnen jemals gelingen werde, durch Geist und Wissenschaft, durch That und Tugend, die Leiter hinauf zu klimmen bis zu den höheren Stufen und zu den höchsten.

Ein solcher Zustand der Dinge war, nach menschlicher Einsicht, wohl geeignet, die Welt der Vasallen auseinander zu treiben und endlich das Oberste zum Untersten zu machen: denn die Untersten, an sich die Stärksten, hatten ihre eigenen Kräfte, und die Macht der Obersten ruhete in den Untersten. Auch vermag Niemand zu sagen, wie sich die Dinge gestaltet haben würden, wenn die Welt der Vasallen ihrer eigenen Entwickelung überlassen gewesen wäre. Manches aber, das seinen Ursprung nicht in dieser Welt hatte, wirkte auf dieselbe ein, hielt zusammen, was Spaltung drohete, und befestigte mit starken Banden, was zerfallen zu müssen schien. Zuvörderst war die Kirche, wie oft und wie gern sie auch das Priesterthum dem Königthum entgegen setzen mochte, auf das Engste mit dem Reiche verschlungen, und nur in der Erhaltung des Lehen-Wesens, wie es sich entwickelt hatte, fand sie die Mittel zu ihrer eigenen Erhaltung, zu der Herrschaft, die sie schon gewonnen hatte, oder zu gewinnen bemühet war. Auch trug sie kein Bedenken, irdischen Dingen das Siegel des Himmels aufzudrücken, und bei dem Glauben dieser Zeit wurde die Aechtheit dieses Siegels selten in Zweifel gezogen. Zweitens riß die fromme Begeisterung, welche die Kreuzzüge erzeugte und unterhielt, über alle Spalten und Klüfte des irdischen Lebens hinweg, und vor dem Tode, welchem Hunderttausende für eine heilige Angelegenheit des menschlichen Herzens erlagen, gab es Nichts Hohes und Nichts Niederes, sondern Alle wanderten, kämpften und starben als Krieger des Herrn. Nun aber erhoben sich drittens im heiligen Lande, den Geist der Kreuzzüge in sich tragend, Religioses und Kriegerisches, Aufopferung und That vereinend, die geistlichen Ritter-Orden, geschlossene Verbrüderungen. Diese Orden wichen zwar auch, weil zwei, weil

drei Verbrüderungen neben einander bestanden und neben einander Ruhm und Reichthum gewinnen wollten, aus Eifersucht und Neid, nach und nach von ihrem ursprünglichen Geist ab, und erlagen im Fortgange der Zeit der Gewalt irdischer Mächte; ja sie errichteten alsdann einen Herd für die Vornehmthuerei der Welt, und arbeiteten sorgsam darauf hin, ihre Reihen mit hochgeborenen Jünglingen und Männern zu füllen; aber eine geraume Zeit herdurch standen sie doch vermittelnd da, und öffneten dem bewährten Krieger ihre Schranken ohne nach dem Vater zu fragen und dem Aelter-Vater. Und als viertens, die alte erhabene Gesinnung aus diesen Orden verschwunden war, und sie nur irdischen und eitelen Bestrebungen Raum gaben, da hatten sie schon auf die Völker Europa's mächtig eingewirket, und wesentlich dazu beigetragen, daß sich der Lehen-Dienst zu Roß in ein Ritterthum verwandelte, welches zwar keine Verbrüderung war, aber doch mit einer Verbrüderung Das gemein hatte, daß der Name und die Ehre ertheilet werden mußte und nicht von einem Einzelnen, er mochte hoch stehen oder niedrig, angenommen werden durfte, in ein Ritterthum, welches der ganzen Vassallen-Welt zugänglich war, weil es durch That und Tüchtigkeit erworben werden mußte, und weil dem einzelnen Ritter zustand, über That und Tüchtigkeit entscheidend, den Namen und die Ehre desselben zu ertheilen, in ein Ritterthum endlich, welches eben deßwegen eine Verbindung wurde, die alle Classen in der Welt der Vassallen umschließend, die zerstörte Gleichheit, wenigstens in Einem Punkte, wieder herstellte, nämlich nicht durch Reichthum, Ansehen und Macht, sondern durch die Anerkennung gleicher Ehrenhaftigkeit. Fünftens trieb der Geist der Städte, der sich überall rührte, und den man in Italien als stark und furchtbar kennen lernte, alle Angehörigen des Lehenthumes zu einander hin, Diejenigen ausgenommen, welche von feudalistischen Leidenschaften zu Grunde gerichtet oder aller Sicherheit in ihren alten Kreisen

ermangelnd, unter den Bürgern der Städte Schutz zu suchen genöthiget waren oder für das Beßte hielten. Je mehr jener Geist um sich griff, und je weniger man den Boden kannte, auf welchem die neue Freiheit ruhete, die sich so frech und kühn in den Städten erhob, desto allgemeiner wurde der Haß gegen die städtischen Gemeinden, desto tiefer das Gefühl, daß Große und Kleine zusammen halten müßten, um das Lehenthum zu retten, in welchem ihre Ehren und Würden, ihre Erinnerungen und Hoffnungen, ihre Ansichten und Vorurtheile wurzelten allzumal. Endlich lag selbst in dem Verschwinden des königlichen Ansehens eine Nöthigung für die Kleinen der Vassallen-Welt, sich den Großen anzuschließen. Denn im Throne war ihr Halt und Hort gewesen; nur durch den Thron konnten ihre Kräfte vereiniget werden, und nur in der Vereinigung waren sie achtbar und stark; vereinzelt waren sie Nichts und mußten den Schutz der Großen wider einander suchen. Der königliche Mantel war weit genug gewesen, um auszureichen für viele Fürsten-Kleider; aber nicht Alle, das mußten sie wohl erkennen, durften nach demselben greifen, wenn nicht die Lappen in Fetzen zerrissen werden sollten.

Nachdem nun aber die Landesherrlichkeit der Fürsten, so weltliches als geistliches Standes, begründet und anerkannt war, mußte sich das Bedürfniß allgemein fühlbar machen, die Verhältnisse der Mitglieder der Vassallen-Welt, welche den Städten gegenüber sämmtlich als der Adel der Nation bezeichnet werden dürfen, dergestalt rechtlich festzustellen, daß die Einigkeit und Geschlossenheit derselben bestehen, oder nach jeglichem Zerwürfnisse rechtlich hergestellet werden möge. Diesem Bedürfniß aber war nicht leicht abzuhelfen. An eine Verständigung der Fürsten, welche zur Landesherrlichkeit gelanget waren, mit allen Vassallen und After-Vassallen bis zu der letzten Menschen-Classe hinab, deren Schicksal in das Lehen-Wesen verflochten war, durfte nicht gedacht werden; und wäre

sie in dem Lande des einen Fürsten gelungen, so würde der Versuch in dem Land eines anderen leicht gescheitert sein. Wenigstens war zu fürchten, daß in den unteren Vassallen Erinnerungen erwachen möchten, welche für die Befestigung des neuen Zustandes der Dinge keineswegs heilsam sein konnten; Erinnerungen, hier an die Freiheit der Väter, auf ächtem Eigenthume ruhend, dort an den gemeinschaftlichen Ursprung aller Lehen, der kleinen wie der großen, so wie aller Würden und Gewalten. Je mehr man die Sache erwog, desto größere Bedenklichkeiten mögen sich erhoben haben. Die Landesherrlichkeit der teutschen Fürsten, durch den Gang der Ereignisse herbei geführet, war vom Kaiser anerkannt, aber nicht von den Vassallen und den Vassallen der Vassallen, die unter dem neuen Landesherren standen. Aber der Kaiser hatte auch die Hoheit des Reiches über die teutschen Länder nicht aufgegeben, und Niemand wußte zu sagen, welche Rechte ihm eigentlich vorbehalten waren. Ja, wenn je scharf nach dem Rechte gefraget worden wäre, so hätte man ohne Zweifel dem Kaiser das Recht absprechen müssen, die Landesherrlichkeit, die als Thatsache freilich nicht abgeleugnet werden konnte, anzuerkennen [2]. Von der anderen Seite hatten sich auch die Fürsten weder vom Reiche noch vom Kaiser loszusagen beabsichtiget; und in der That konnten sie weder des Einen noch des Anderen zur Begründung ihrer Landesherrlichkeit entbehren. Die Begriffe waren unklar und verwirret durch das Lehen-Wesen. Der Gedanke, nach welchem die alten Teutschen ihre gesellschaftlichen Verhältnisse geordnet hatten, daß nämlich die öffentliche Gewalt von Denen ausgehen müßte, welche unter derselben leben wollten und sollten, war den Menschen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten fremd geworden; wenigstens war nach und nach keine Anwendung von demselben gemacht worden, und im dreizehenten Jahrhunderte mochte höchstens noch eine Spur bei der Königs-Wahl, obwohl selten

eine Wahl zu Stande gekommen war, und hier und dort bei dem Gerichts-Wesen vorhanden sein. Vielmehr wurde alle öffentliche Gewalt, es wurden alle Ehren und Würden, ja aller Besitz, als durch Beleihung von einem Höheren ausgegangen angesehen. Diese Ansicht führte auf den Kaiser, als den Ober-Lehenherrn, als den Ausfluß aller Beleihungen: denn er hatte das Reich. Aber die Frage, durch welche der Cardinal Roland den Zorn des Kaisers Friedrich des Ersten unversöhnlich erreget hatte [3], mag wohl häufig von denkenden Menschen aufgeworfen worden sein, die Frage nämlich: woher denn der Kaiser das Reich habe? wer ihn denn mit der Gewalt beliehen hätte, Andere zu beleihen, ihn, der von denselben Fürsten erwählet wurde oder doch erwählet werden sollte, welche von ihm, nach der Wahl, die Beleihungen empfingen? Der Kaiser selbst leitete seine Gewalt und seine Würde von Gottes Gnaden her. Diese Antwort aber mochte dem Fragenden selten genügen. Wenn sie nicht Etwas so ganz Gemeines bedeuten sollte, daß sie aufhörte eine Antwort zu sein [4], so erzeugte sie nothwendig die weitere Frage: wann, wie und wodurch denn Jemand zu solcher Gnade gelange, daß er aus einem Beliehenen der Beleihende, der oberste Lehenherr, werde. Die Kirche oder vielmehr der römische Stuhl gerieth in keine Verlegenheit. Nach der päpstlichen Behauptung hatte Christus, der Sohn Gottes, alle Gewalt über geistliche und über irdische Dinge dem Apostel Petrus verliehen: die beiden Schwerter, welche der Heiland für zureichend erkläret hatte, als das geistliche und als das weltliche Schwert gedeutet, und die Schlüssel des Himmelreiches, welche auf Erden und im Himmel schließen und öffnen sollten, reichten in diesen Zeiten aus als Beweise für eine solche Behauptung; von Petrus waren die Schwerter und die Schlüssel übergegangen auf die römischen Bischöfe, die Nachfolger desselben; von dem Papste wurde das weltliche Schwert, während er selbst das zweischneidige, geist-

liche behielt, dem Kaiser bei seiner Krönung und Weihung, es wurde ihm das Reich verliehen und dadurch das Recht und die Gewalt, alle weltlichen Verleihungen zu ertheilen. Auf solche Weise gelangte der Kaiser zu der Gnade Gottes, durch welche er eben Kaiser war. Die Kaiser haben dieses päpstliche System, sobald dasselbe laut bekannt wurde, allerdings verworfen, aber sie haben den Papst nicht zu zwingen vermocht, dasselbe aufzugeben; und wohl muß man gestehen, sie haben dasselbe, wenn sie es auch mit Worten verwarfen, durch ihre Handlungen anerkannt. Die teutschen Fürsten haben gleichfalls Widerspruch erhoben und, in Worten, dem Papste zur Pflicht gemacht, den Mann zum Kaiser zu krönen, der von ihnen erwählet worden; allein man muß es gleichfalls eingestehen, sie sind in ihrem Widerspruche stecken geblieben und haben nicht den Kreis zu durchbrechen vermocht, in welchem sie sich herum dreheten [5]. Vermochten sie aber die Fülle der kaiserlichen Gewalt nur von der Krönung und Weihung durch den Papst herzuleiten, so waren sie auch genöthiget, die Kette der gesellschaftlichen Ordnung, die nunmehr in Teutschland werden sollte, höher hinauf zu ziehen, um nach unten hin, neue Glieder einhängen zu können, um für ihre eigene Landesherrlichkeit einen festen Halt zu gewinnen und um den Vasallen, welche, vormals Vasallen des Reiches, fortan ihre Vasallen sein sollten, die Verpflichtung zu Gehorsam, Treue und Dienst aufzulegen. Also wurde die Kirche für und für, und vielleicht mehr als jemals, in die weltlichen Verhältnisse verschlungen; die gesellschaftlichen Zustände verwirrten sich, wie es scheinet, dergestalt, daß ein jeder Einzelner immer mehr besorget wurde wegen seiner Zukunft.

Eine Verlegenheit anderer Art aber, die schon längst entstanden war, der man nothdürftig abzuhelfen längst versuchet hatte, scheinet einen Weg gezeiget zu haben, auf welchem man aus diesem Irrsal hinaus kommen möchte, wenn auch

nicht zu guter Ordnung für das teutsche Volk, doch zu einem leidlichen Verhältnisse für die verschiedenen Menschen-Classen, aus welchen die Gesellschaft der Vassallen-Welt bestand. In dem Ablaufe von vier Jahrhunderten nämlich war, während der Einfälle von Nordmannen und Ungarn, von Polen, Wenden und Franzosen in Teutschland, während der Herrschaft des Faustrechtes, der beständigen inneren Fehden und Händel, der Streitigkeiten bei den Wahlen der Könige, besonders bei dem Wechsel der königlichen Häuser, der Heerfahrten nach Italien, der Kämpfe mit dem apostolischen Stuhle, der großen Aufregungen durch die Kreuzzüge, der jammervollen Parteiung und zuletzt der Versäumniß, der Mißachtung und Geringschätzung Teutschland's von Seiten der Kaiser: während aller dieser ungeheueren Unglücksfälle und Wirrnisse war die Entwickelung des vaterländischen Rechtes ins Stocken gerathen, und aus dem Gerichts-Wesen war die alte gute Ordnung verschwunden. Noth und Drangsal hatten die öffentlichen, zur Verwaltung und zur Pflege des Rechtes bestellten Beamten zur Versäumung gezwungen; in der Versäumung waren die Seelen entfremdet; aus der Entfremdung war Gleichgültigkeit hervor gegangen, und die mannichfaltigen Leidenschaften, welche die Stürme der Zeit aufregten, hatten mit der Gleichgültigkeit eine arge Verwilderung hervor gebracht. Die Gesetz-Sammlungen der teutschen Völker, die auf Karl's des Großen Befehl gemacht und ergänzet worden, waren vergessen; an die Capitularien der fränkischen Könige, aus welchen sich ein gemeines Recht für das gesammte Teutschland heraus bilden zu müssen schien, hatte Niemand gedacht; von neuen Gesetzen zur Erneuerung, Ergänzung, Erweiterung der alten Volksrechte oder der Capitularien war nicht die Rede gewesen: denn die wenigen kaiserlichen Verordnungen, welche nach und nach erlassen sein mögen, und welche man wohl auch Reichs-Gesetze zu nennen pfleget, betrafen weder das bürgerliche noch

das Strafrecht, sondern waren nur Bekanntmachungen der Kaiser, nach Verabredungen mit einzelnen Fürsten, um denselben alte Vorrechte zu bestätigen oder neue zu verleihen, oder, im beßten Falle, um die Störungen des Friedens durch Fehden und Straßenraub, unter Androhung von Strafen, zu mißbilligen. Und wie mit dem Rechte, so mit dem Gerichts-Wesen. Die Gränzen der Gaue, auf welche die alten Gerichte berechnet waren, hatten sich verloren: sie waren verrücket, durchbrochen, verengert, erweitert; die Grafen hatten ihre ursprüngliche Bestimmung, das Gericht zu hegen und das Recht zu wahren, aufgegeben oder vernachlässiget; der Name Grafschaft, ursprünglich das Amt bezeichnend, und in dieser Bedeutung häufig durch Verleihung auf die Bischöfe übergegangen, hatte, wo er einem weltlichen Fürsten geblieben war, die Bedeutung eines Landes erhalten, bald auf einen einzelnen Gau beschränket, bald mehre Gaue umfassend, und der Graf hatte sich unmittelbar unter das Reich gestellet mit landesherrlicher Gewalt. Diese heillose Verwirrung, früh unter bedrängten Umständen hier und dort begonnen, mag sich unter Heinrich dem Vierten mehr und mehr verbreitet haben, und unter den Hohenstaufen, mit wenigen Ausnahmen, allgemein geworden sein [6]. Am Spätesten hatte sie wahrscheinlich Sachsen ergriffen [7], etwa von der Zeit an, da Friedrich der Erste kein Bedenken trug, wie die Bischöfe, so die Grafen in Sachsen durch jegliches Mittel aufzuregen wider seinen Feind, den Herzog Heinrich den Löwen.

Und doch war dasselbe Bedürfniß, aus welchem zu allen Zeiten Gesetze und Gerichte hervor gegangen sind, in dieser Zeit nicht minder groß, als in alten Tagen, ja wegen der großen Verwirrung vielleicht größer. Es fanden jetzt wie zuvor Streitigkeiten und Mißverständnisse Statt über Erbschaft, Besitz und Eigenthum; es fehlte nicht an Beleidigungen und Verbrechen. Deßwegen waren die Einwohner der Länder, in

Ermangelung einer öffentlichen Gewalt zu Schutz und Recht, genöthiget, ſich ſelbſt zu helfen. Sie bildeten, wie es ſcheinet, neue Gerichte, die man wohl im eigentlichen Sinne Noth-Gerichte nennen darf, die aber verſchiedene Namen erhalten haben mögen, wie dieſelben denn auch in verſchiedener Weiſe verfahren ſein dürften. In Oſtfalen, welches hier zunächſt von Bedeutung iſt [8], wählten kleine Bezirke einen Richter, den ſie den Gogreven oder Gografen nannten [9], und mit demſelben nach alter Weiſe ohne Zweifel Schöffen. Anfangs mag dieſerOgraf für einen einzelnen Fall gewählet, es mag das ganze Gericht für denſelben einzelnen Fall gebildet worden ſein, auf daß eine offenbare Frevelthat, welche allgemein Schrecken oder Zorn erreget hatte, nicht die Familie Desjenigen, an welchem ſie verübet worden war, zu ungemeſſener Rache triebe, ſondern durch eine ſchnelle öffentliche Entſcheidung beigeleget und der innere Friede des Bezirkes erhalten werden möchte [10]. Bald aber wurde, bei fortdauernden Wirrniſſen, das Gografen-Gericht ein beſtehendes Gericht, bis etwa der Graf, welchem die Gerichtsbarkeit in dieſer Mark zuſtand, ein Mal eintraf, um ſelbſt das Gericht zu halten [11]. Alsdann mögen auch civilrechtliche Streitigkeiten vor dieſem Gografen-Gericht verhandelt und entſchieden worden ſein. Wenn nun in dem Gerichte ein Mann ſaß, ſei es alsOgraf, ſei es als Schöffe, welcher früher, als noch die alten geordneten Gerichte gehalten wurden, denſelben entweder als Schöffe oder zufällig und als Zuhörer beigewohnet hatte, oder auch ein Mann, welcher von Anderen über das Recht, das bei dieſen Gerichten galt, und über das Verfahren, das beobachtet ward, unterrichtet war: ſo machte derſelbe ſeine Kenntniſſe ohne Zweifel auch in dem Gografen-Gerichte geltend; war aber, was allerdings oft genug der Fall ſein mochte, kein ſolcher Mann anweſend, ſo mußte nothwendig von den Schöffen, etwa mit Zuſtimmung der Umſtehenden [12], der ganzen kleinen Volks-

Gemeinde, nach der Billigkeit, nach dem Gefühle der Anwesenden, das Recht gefunden und gewiesen werden. Die Entscheidung in der ersten Sache blieb alsdann nicht ohne Einfluß auf das Urtheil über die zweite; beide Entscheidungen hatten Einfluß auf die dritte. So bildete sich abermals ein Gerichts-Brauch, ein Gewohnheits-Recht. Man kann gewiß nicht sagen, dieses Recht sei ein neues gewesen: denn dasselbe ging aus demselben Geiste hervor, aus welchem die alten Gesetze der teutschen Völker hervor gegangen waren, und ward in derselben Weise gefunden. Man kann jedoch auch nicht sagen, daß sich die alten Volks-Gesetze in demselben fortgebildet oder entwickelt haben: denn die geschriebenen Sammlungen waren, wie schon bemerket worden ist, eben so wenig in der Hand der Grafen und Schöffen, als die Capitularien [13], und der Gedanke, daß der Inhalt von Beiden in der Erinnerung der Menschen geblieben und durch die Anwendung in den Gerichten und durch mündliche Mittheilung von Geschlecht zu Geschlecht diesen Zeiten überliefert worden sei, dieser Gedanke setzet einen zu starken Glauben an die Unfehlbarkeit des menschlichen Gedächtnisses voraus, als daß derselbe besonnener Weise für zulässig gehalten werden könnte. Vielmehr dürfte die Annahme am Meisten für sich haben, daß das Recht, welches in den Gogerichten gefunden und gewiesen ward, ein Erzeugniß der Noth des Augenblickes gewesen sei zur Abhülfe eines dringenden gesellschaftlichen Bedürfnisses; daß die Gerichte zwar gern in Anwendung gebracht haben mögen, was ihnen von alten Gesetzen und Gewohnheiten noch bekannt war und den gegenwärtigen Verhältnissen angemessen schien, daß sie aber allein den Zweck im Auge gehabt haben, den auch die alten Gesetz-Sammlungen zu erreichen strebten, den Zweck nämlich, die Rache der Menschen, die in ihren Rechten gekränket waren, abzuwenden, und den gestörten Frieden der Gesellschaft wieder herzustellen. Ja, es wäre wohl möglich,

daß die Aehnlichkeit, welche zwischen den späteren Rechts-Satzungen, die aus diesen Verhältnissen hervor gegangen sind, und einzelnen Satzungen in den alten Gesetzen der teutschen Völker, so wie zwischen dem ganzen Gerichtsverfahren in den alten und in den neuen Zeiten, unverkennbar vorhanden ist, nicht in der Benutzung dieser Gesetze ihren Grund habe, sondern in der Natur menschlicher Verhältnisse überhaupt, und im Besonderen in den vaterländischen Sitten, Weisen und Bräuchen. Auch mag Dieses und Jenes in späteren Tagen eingeschoben oder hinzugefüget worden sein.

Aber durch dieses Verfahren in den Gogerichten entstand nothwendig eine große Mannichfaltigkeit des Rechtes, oder vielmehr eine große Verwirrung im Rechte. In den verschiedenen Gerichten erfolgten ohne Zweifel verschiedene Entscheidungen; es bildeten sich abweichende Gewohnheiten. Und diese Abweichungen mußten um so auffallender und nachtheiliger werden, je kleiner die Bezirke der Gogerichte waren, und je häufiger die Angehörigen verschiedener Bezirke mit einander in Verkehr, in rechtliche Verhältnisse kamen. Daher konnte der Wunsch nach Uebereinstimmung, nach gleichem Rechte, nicht lange ausbleiben, und ein Mal erwacht, mußte dieser Wunsch immer allgemeiner werden. Durch denselben sind wohl auch einzelne Männer, welche des Schreibens kundig waren, bewogen worden, die Entscheidungen aufzuzeichnen, welche in einzelnen Gerichten gegeben waren, und wahrscheinlich ist es geschehen in vaterländischer Sprache: denn die lateinische Sprache mochten Wenige verstehen, und Diejenigen gewiß nicht, zu deren Nutzen die Aufzeichnung unternommen wurde. Solche Aufzeichnungen mögen mitgetheilet worden sein von Gericht zu Gericht, hin und her, und so mag eine allmählige Annäherung Statt gefunden haben. Aber diese Annäherung befriedigte, wie es scheinet, nicht lange. Als die Landesherrlichkeit der Fürsten ausgesprochen und zugleich die Hoffnung auf die Herstellung

des Herzogthumes Sachsen gänzlich verschwunden war, mußte jeder denkende Mensch sich ja wohl sagen, daß die neuen Landes-Herren die erwählten Gerichte nicht lange dulden, sondern ihre eigene Gerichtsbarkeit, die ihnen von dem Kaiser zugestanden war, durch beliehene Richter verwalten lassen würden, und an diese Erwartung mußte sich wohl auch die Besorgniß hängen, daß die neuen Gerichte auch neue Rechte finden und einführen würden, hier andere und dort andere, so daß das alte treue Volk der Sachsen auch noch durch verschiedene Rechte getrennet und zerrissen werden würde. Aber aus dieser Erwartung und dieser Besorgniß mußte wohl zugleich das heiße Verlangen emporsteigen, daß alle Sachsen zu einem gemeinsamen Rechte vereiniget werden möchten, auf daß wenigstens Ein Band für und für Diejenigen umschlingen möge, die sich zu dem alten ruhmwürdigen Namen der Sachsen bekannten. Aber es war kaum einzusehen, wie diese Sehnsucht erfüllet werden könnte. Und doch ward sie erfüllet, und schneller, als man nach dem Gange menschlicher Dinge für möglich halten mochte. Den Sachsen ward ein gemeines Rechtsbuch, das Sächsische Landrecht enthaltend, dargeboten, welchem das Lehenrecht entweder sogleich angehänget war oder doch bald angehänget wurde [14]; ein Rechtsbuch, das schon früh und bis auf den heutigen Tag der Sachsen-Spiegel genannt worden ist [15]. Dieses Rechtsbuch fand, weil es ersehnet worden, in kurzer Zeit allgemeinen Eingang unter den Ostfalen, und wohl zugleich in Thüringen und in den sächsischen Markgrafschaften. Ehe das Jahrhundert zu Ende ging, ward es nicht nur auch im südlichen Teutschland angewendet, sondern es wurde, dem Hauptinhalte nach, mit einigen Veränderungen, Auslassungen, Zusätzen, Umstellungen, in einem anderen Rechtsbuche weiter verbreitet, welches in neuer Zeit der Schwaben-Spiegel genannt zu werden pfleget [16]; ja es fand auch Anwendung über die Gränzen Teutschland's hinaus.

Es leidet keinen Zweifel: der Sachsen-Spiegel ist weder im Auftrag eines Fürsten, noch irgend einer öffentlichen Behörde abgefasset, und eben so wenig als gesetzliches Rechtsbuch bekannt gemacht oder eingeführet worden. Er ist das freie Werk eines einzelnen Mannes, oder die freie Arbeit mehrer Männer, die sich zu derselben vereiniget haben, und nur durch die freie Annahme desselben durch die Gerichte hat er seine Gültigkeit und seine Bedeutung erhalten. Man wird durch die ganze Erscheinung an die Decretalen des falschen Isidor's erinnert. Wie verschieden auch der Sachsen-Spiegel und die Decretalen nach Inhalt und Zweck von einander sein mögen: sie sind auf gleiche Weise in die Welt gekommen, und haben gleichen Umständen ihr Ansehen zu verdanken gehabt, nämlich dem Bedürfnisse der Zeiten, in welchen sie erschienen. Und wie in den Decretalen der kirchliche Zustand des neunten Jahrhundertes, der wirklich im Leben Statt fand, ohne rechtlich begründet zu sein, als rechtlich begründet dargestellet, und deßwegen Altes und Neues in einander gemenget, das Unverbundene verbunden, das Fehlende ergänzet, und Alles als längst gewesen, als aus alten Tagen stammend, die frühere Zeit beherrschend, von den Vätern anerkannt, bezeichnet worden ist[17]: so ist in dem Sachsen-Spiegel der rechtliche Zustand beschrieben, der sich im dreizehenten Jahrhunderte, nachdem die Landesherrlichkeit der Fürsten begründet war, in Sachsen, ja in dem größten Theile von Teutschland gestaltet hatte; was aus Gesetzen, schriftlichen oder mündlichen Ueberlieferungen und an geltenden Gerichtsbräuchen anwendbar zu sein schien, ist aufgenommen worden; was sich als unbrauchbar bewiesen, ist ausgeschieden; was der Zusammenhang forderte, ist hinzugethan; dem Ganzen und vielen Einzelnen endlich ist, wo es anging, das Zeugniß mitgegeben, daß es altes Recht, daß es von den Vorfahren überliefertes Recht [18], ja daß es ein Recht sei von fremden Kaisern und Königen herstammend aus alten

Tagen [19]. Das aber ist der Unterschied: die Decretalen gründeten die Zeit, auf welche sie wirken, welche sie ordnen wollten, auf wahre, veränderte, verfälschte und falsche Urkunden, und durch dieses Verfahren haben sie zwar jene Zeit betrogen, aber auch späteren Zeiten möglich gemacht, den Betrug aufzudecken, Wahres und Falsches, Altes und Neues von einander zu sondern; der Sachsen-Spiegel hingegen tritt auf als ein selbständiges Buch; er berufet sich auf Niemand, er führet keinen Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen und Sprüche, er übernimmt, gleich viel ob er Geschichtliches berühret, die bürgerliche Stellung der Menschen bespricht, oder, einem Gesetze gleich, das Recht bestimmt, immer selbst die Verantwortung; und durch dieses Verfahren hat er es dem späten Forscher schwer, ja unmöglich gemacht, heraus zu finden, wie viel er mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung verdanket, und wie viel den jüngsten Ergebnissen des Lebens, wie weit er vorhandenen Stoff bearbeitet, und wie Manches er, auf die Zustände des Lebens berechnet, willkührlich hinzu gethan; aber durch eben dieses Verfahren ist auch in späteren Tagen leicht geworden, an dem Spiegel zu putzen, einzuschieben und hinweg zu lassen, was nicht genügte oder nicht gefiel, was erforderlich zu sein schien, oder nicht für gut gehalten ward. In der That beweisen nicht nur die Handschriften des Sachsen-Spiegels, welche bis jetzt aufgefunden sind [20], und von welchen auch die älteste wohl nicht mehr in das dreizehente Jahrhundert gehören möchte [21], daß Manches geändert und hinzu gesetzet worden sei, sondern auch einzelne Angaben müssen, obgleich in allen Handschriften befindlich, für spätere Zusätze erkannt werden. Wäre aber der erste Entwurf oder die Urschrift des Gesetzbuches noch vorhanden, so möchte sich vielleicht ergeben, daß Nichts geblieben, wie es ursprünglich gewesen, sondern daß Alles überarbeitet und umgearbeitet worden sei, ehe es die Gestalt erhalten habe, in wel-

cher es in verschiedenen Handschriften auf unsere Zeit gekommen ist.

Bei einem solchen Rechtsbuche, wie es nämlich vor uns lieget, darf natürlich nach dem Verfasser nicht gefraget werden; höchstens könnte die Frage entstehen, wer wohl den ersten Gedanken gehabt haben möge, das vorhandene Recht, wie es Theils schriftlich abgefasset, Theils bei den Gerichten in Gebrauch gekommen war, zusammen zu stellen, zu ergänzen, zu einem Ganzen zu verarbeiten? Und selbst mit der Beantwortung dieser Frage, wenn sie auch möglich wäre, würde nicht viel gewonnen sein, weil das Verdienst dieses Mannes, oder, Falls mehre Männer sich zu einer gemeinsamen Arbeit vereiniget hätten, das Verdienst dieser Männer nicht mehr zu würdigen ist. Allein sie ist mit Sicherheit nicht möglich, diese Beantwortung. Zwar pfleget Eike von Repgow als der Verfasser der ersten Ausgabe des Sachsen-Spiegels, wenn anders dieser Ausdruck verstattet ist, genannt zu werden, und dieser Mann soll durch einen Grafen Hoyer von Valkenstein bewogen worden sein, die Arbeit, die er zuerst in lateinischer Sprache versuchet hatte, in die teutsche Sprache umzuwandeln. Beide Namen aber sind der Welt nur durch Reime bekannt geworden, welche den Handschriften, die wir noch haben, als Vorrede beigegeben zu sein pflegen [22]; aus der Vorrede sind sie in die Glosse übergegangen, in welcher man das Rechtsbuch zu erläutern gesuchet hat, und so haben sie ihren Weg in die Geschichte gefunden. So wie jedoch nicht alle Handschriften mit Reimen versehen sind, so haben auch, welche sich derselben erfreuen, nicht gleich viele Reime. Die Vorreden, die am Reichsten ausgestattet worden, sind unverkennbar von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten; und selbst die Reime, die am Häufigsten vorkommen, und in welchen sich Eike's und Valkenstein's Namen finden, dürften viel jünger sein, als die erste Abfassung des Gesetzbuches [23]. Nun schei-

nen allerdings in der ersten Hälfte des dreizehenten Jahrhundertes, an der nördlichen oder nordöstlichen Seite des Harzes, ein Graf Hoyer von Valkenstein und ein Eike von Repgow gelebet haben; denn beide Namen erscheinen in Urkunden als Namen von Zeugen, und zwar vereiniget in derselben Urkunde [24]. Aber eben dieser Umstand ist wohl geeignet, eine neue Ungewißheit zu erregen. Denn wenn man erwäget, wie eifrig die Menschen zu sein pflegen, alles Vorhandene auf seinen Urheber zurück zu führen, wie sie eher nach dem Meister fragen, als nach seinem Werke, und wie ihnen Alles, ohne Grund und Boden, in der Luft zu schweben scheinet, wenn sie es nicht an den Namen eines Mannes zu knüpfen vermögen [25]: so scheinet es nicht unmöglich, daß irgend ein Versler, welchem die Namen Eike und Hoyer bekannt geworden waren, die Vorrede zum Sachsen-Spiegel mit denselben geschmücket habe, um dem heilsamen Gesetz-Buche um so leichteren Eingang zu verschaffen. Jedes Falles ist gewiß, Eike von Repgow und der Graf Hoyer von Valkenstein haben kein anderes Interesse, als durch den Sachsen-Spiegel, und der Sachsen-Spiegel hat seinen Werth in sich selbst und in seinem Einfluß auf die Welt, nämlich auf das Volk der Sachsen, auf das teutsche Volk.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich nun aber auch von selbst, daß es unmöglich sei, die Zeit zu bestimmen, in welcher der Sachsen-Spiegel abgefasset, zum ersten Mal als ein Ganzes, als der Sachsen Landrecht und Lehenrecht nieder geschrieben worden sei. Vor dem Ablaufe des ersten Dritttheiles dieses Jahrhundertes aber kann Dieses kaum geschehen sein, oder genauer, kaum vor dem Jahre zwölf Hundert fünf und dreißig [26]. Es muß nämlich ein großes Bedürfniß nach einem Rechtsbuche vorhanden gewesen sein, weil ein Einzelner sich zu der schwierigen Arbeit entschließen konnte, und durch diese Arbeit dem Bedürfnisse wirklich abzuhelfen vermochte. Ehe aber ein solches

Bedürfniß so dringend werden konnte, mußte dasselbe sich ohne Zweifel geraume Zeit herdurch, es mußte sich mehr als einem Geschlechte fühlbar gemacht haben. In Sachsen aber kann sich das Bedürfniß eines Rechtbuches erst fühlbar gemacht haben seit dem Sturze Heinrich's des Löwen und seit der Zerbrechung des Herzogthumes, das dieser große Fürst besessen hatte. Und auch seit dieser Zeit hat ohne Zweifel die Hoffnung auf die Herstellung des Herzogthumes lange über manche Verlegenheit hinweg geholfen und bessere Tage in der Ferne gezeiget; diese Hoffnung aber, wenn gleich sie sich nach und nach vermindern mochte, kann erst gänzlich verschwunden sein, als der Enkel Heinrich's des Löwen, wie später erzählet werden soll, in dem angegebenen Jahre sein väterliches Erbe von dem Kaiser Friedrich den Zweiten zu Lehen genommen und demselben als Vassall des Reiches den Eid der Treue geschworen hatte. Da war es Zeit ein allgemeines Landrecht in das Volk der Sachsen hinein zu werfen, das nunmehr durch die Herren des Landes, wie es schien, für alle Zukunft vertheilet war, durch Fürsten, welche, dem Kaiser entfremdet, dennoch ihre landesherrliche Gewalt von dem Kaiser herleiteten, um das heilige Reich unbekümmert, dennoch die Hoheit des heiligen Reiches [27] abzuwerfen weder vermochten noch wagten. Und nicht ohne Bedeutung ist es, daß dieses Rechtsbuch, wie man anzunehmen kaum umhin kann, aus den Ländern des Hauses hervor gegangen, auf welches der Kaiser Friedrich der Erste die Würde eines Herzoges zu Sachsen, die dem Welfischen Hause entrissen worden war, übertragen hatte, ohne jedoch demselben die Macht Heinrich's des Löwen zu verleihen.

Als früher in diesem Werke der alten Volks-Gesetze gedacht wurde, war auch die Rede von dem Inhalte derselben, von der Natur und dem Wesen des Rechtes, welches in demselben enthalten war [28]. Das schien nothwendig. Die alten Teutschen waren uns nur durch Fremde, nur durch Feinde

bekannt geworden. Um sie in den Nachrichten und Urtheilen dieser Fremden nicht zu verkennen, mußte der Zeit vorgegriffen und Zeugnisse aus späteren Tagen mußten aufgerufen werden. Mit jenen Gesetzen aber traten sie selbst vor die Geschichte und zeigten manche Eigenthümlichkeiten ihres Lebens, die nicht unbeachtet bleiben durften. Jetzt ist Alles anders. Eine Reihe von Menschen-Altern ist abgelaufen, und wir haben die Teutschen, so weit ihre eigenen Erinnerungen, in ihren Jahrbüchern niedergeleget, es verstatteten, im Glück und im Unglücke durch diese Zeit herdurch begleitet. Auch zeigen die Rechtsbücher, von welchen hier die Rede ist, daß von den Teutschen, wie stark auch das Lehen-Wesen, wie stark das Christenthum oder vielmehr die christliche Kirche auf ihre gesellschaftlichen Verhältnisse eingewirket hatten, ihre Eigenthümlichkeit treu bewahret worden war unter allen Umständen. Um so mehr dürfen die neuen Rechtsbücher den Rechtsgelehrten überlassen bleiben.

Aber der Sachsen-Spiegel, indem er dem allgemeinen Bedürfnisse nach Recht, wie in bürgerlichen und Straf-Fällen, so in Lehen-Sachen, auf eine Weise abhalf, welche allerdings auf einige Zeit zu genügen schien, suchte auch den neuen Landes-Herren aus der Verlegenheit heraus zu helfen, in welche sie, wie oben bemerket worden ist, durch die Erwerbung der Landes-Herrlichkeit hinein gerathen waren; er suchte die Verhältnisse derselben zum Kaiser und zu der Vassallen-Welt rechtlich fest zu stellen, die sich fortan unter ihnen bewegen sollte, ohne sie zu verletzen, ohne sich selbst zu zerreiben. Diese Aussprüche dürfen hier nicht übergangen werden, weil sie zwar der Gesellschaft keine neue Gestalt gegeben, aber doch zuverlässig auf die Gestaltung der Gesellschaft mächtig eingewirket, und die längst entstandene Trennung der Menschen durch gesellschaftliche Vornehmthuerei wesentlich gefördert haben.

Der Sachsen-Spiegel, und mit demselben stimmen die

anderen Rechtsbücher zusammen, stellet zuvörderst die Vassallen-Welt als ein Ganzes dar, welches Jedem verschlossen bleibet, der ein Mal außerhalb der Schranken stehet. Alsdann suchet er diese Welt zu ordnen und zu gliedern, und einem jeden Genossen seine Stellung anzuweisen. Als Grundsatz, nach welchem die Stellung der Einzelnen bestimmt werden soll, nimmt er das Wesentliche an, die Entstehung des Besitzes, der Ehren und Würden, die Beleihungen, und stellet Denjenigen, der ein Lehen empfängt, wie billig unter Denjenigen, der das Lehen ertheilet. Weil aber für die ächten Lehen, den Grundbesitz, Kriegsdienste geleistet werden mußten, ja weil diese Lehen in der That und Wahrheit ursprünglich nur Belohnungen für Kriegsdienste gewesen waren und noch immer sein sollten, sei es, daß die Güter, wie im Anfange des Lehen-Wesens, dem Besitzer wirklich hingegeben, sei es, daß sie, wie häufig in späteren Tagen, demselben nur gelassen waren [29], und weil diese Verpflichtung zum Kriegsdienste den Vassallen allzumal im Gedächtniß erhalten werden mußte: so bringt er den Grundsatz mit dem Kriegsdienst auf eine Weise in Verbindung, die demselben in einem Zeitalter, welches das Anschauliche liebte, am leichtesten Eingang verschaffen mußte, durch eine bildliche Vorstellung. Er wählet eine Waffe, die Allen lieb war unter allen Umständen, nicht eine Waffe zum Trutze, sondern zum Schutze, den Schild nämlich, den hinweg zu werfen von Alters her für die größte Feigheit gegolten, der in den letzten Zeiten eine neue und liebe Bedeutung erhalten hatte, weil er zum Träger von Wappen gebrauchet worden war, durch welche ein Jeder sein Geschlecht vor der Welt auffallend kund zu thun vermochte. Er theilt gleichsam den Einen großen Heerschild des Reiches in sieben Theile oder Heerschilden, und obwohl ihm schwer wird, alle sieben Theile unter zu bringen, so will er doch die Zahl sieben, die als bedeutungsvoll betrachtet wurde, nicht aufgeben, und auch Raum behalten für eine

Erweiterung der Welt, die er ordnet [30]. Dadurch gelingt ihm, den König, zu welchem er die Fürsten nicht hinauf zu bringen vermochte, zu denselben herab zu ziehen, und Alle auf Einen Boden zu stellen. Denn der König erhielt den ersten Heerschild; er, der oberste Lehen-Herr, stehet an der Spitze aller Mannen zur Vertheidigung des Reiches. Den zweiten Heerschild erhielten, billig, die geistlichen Fürsten, die Bischöfe, die Aebte und Aebtissinnen, weil sie ihre Lehen unmittelbar von dem Könige zu empfangen hatten. Mit dem dritten Heerschilde müssen die weltlichen Fürsten zufrieden sein, obgleich auch sie unmittelbar von dem Könige mit ihren Würden beliehen wurden und in ihren Besitzungen nunmehr Landesherren geworden waren. Als Grund zu dieser Zurückstellung hinter die geistlichen Fürsten wird angegeben, daß sie nicht verschmähet hätten, auch von diesen geistlichen Fürsten Lehen zu empfangen, und nicht reine Mannen des Königes geblieben wären. Zu dem vierten Heerschilde sollen sich Diejenigen bequemen, welche jetzt nur noch durch die Landesherrlichkeit der geistlichen oder weltlichen Fürsten zu dem Throne hinaufreichten, und ihre Lehen von diesen Fürsten erhielten, die Grafen und Herren, freie Herren genannt. Die Vassallen oder Mannen dieser freien Herren, schöffenbare Freie genannt, erhielten den fünften Heerschild [31], und die Mannen dieser Mannen den sechsten. So ist der Sachsen-Spiegel bis zu den gemeinen freien Bauern hinab gekommen, welcher sein Gütchen zu Lehen besaß, und als Dienstmann eines Dienstmannen des freien Herrn nöthiges Falles wohl auch unter die Waffen gerufen werden konnte; und nun ist er ungewiß, ob er es wagen darf oder nicht, diesen freien Bauern den siebenten Heerschild zu ertheilen, ohne Zweifel den Zorn der Höheren fürchtend. Er hilft sich indeß gut genug. Origines, sagt er, habe geweissaget, daß es sechs Welten, Zeitalter, geben solle; diese Welten nehmen ihren Anfang mit Adam, Noah, Abraham, Moses, David, Christus;

wann aber die siebente Welt beginnet, sagt er nicht, und noch viel weniger, wann sie endigen werde; wir leben in der siebenten Welt, und sie wird dauern so lange Gott will [32]. Eben so stellt er den siebenten Heerschild, der übrigens nur dadurch entstanden ist, daß die weltlichen Fürsten Mannen der Bischöfe geworden [33], auf das Ungewisse in diese siebente Welt hinein, deren Entwickelung er zu ehren scheinet, und überlässet es einem Jeden, sich unter denselben zu stellen, der Raum zu finden oder das Lehen-Recht zu erwerben weiß [34].

Und nun, da auf solche Weise die ganze Vassallen-Welt in bestimmte Ordnungen gestellet war, konnte auch einer jeden Ordnung ihr Recht gelegentlich zugewiesen werden. Es war aber nicht leicht, Alle zu befriedigen, und im Besonderen mochte der König nicht geringe Schwierigkeiten darbieten. Denn da er einen Theil des Heerschildes zu tragen hatte, und da alle Anderen mit ihren Heerschilden auf Lehen-Boden standen: so schien er ohne eine Beleihung allerdings keinen festen Stand erhalten zu haben; und doch sollte er kein Lehen empfangen, sondern alle Beleihung sollte von ihm ausgehen. Je geringer aber die Macht des Königes war, desto weniger war Einspruch zu fürchten, was auch in dem Rechtsbuche stehen, und durch dasselbe in das Volk gebracht werden mochte. Im Wesentlichen war es Folgendes [35]. Der König soll gewählet werden, daß er der Richter sei über Eigen, Lehen und jedes Mannes Leib. Gewählet soll nur ein Fürst werden, ein freier, ächt geborener Mann, der weder lahm, oder aussätzig, noch in des Papstes Bann ist. Nach der Wahl soll er dem Reiche Hulde thun und einen Eid schwören, daß er das Recht stärken, das Unrecht kränken, und dem Reiche, wie er könne und vermöge, vorstehen wolle in seinem Rechte. Einen anderen Eid soll er, selbst als Zeuge, niemals schwören, wenn ihn nicht der Papst beschuldiget, daß er an dem rechten Glauben zweifele. Wenn er alsdann von den Bischöfen, welche

dazu gesetzet sind, geweihet wird und auf den Stuhl zu Aachen kommt, so hat er königlichen Namen und königliche Gewalt, und nach der Weihung durch den Papst hat er des Reiches Gewalt und den kaiserlichen Namen. Er mag Belehnungen aller Art ertheilen, wie mit den Ländern und Würden, so mit Rechten und Gerichtsbarkeiten: denn er selbst kann nicht überall sein, und nicht Alles besorgen, aber in dem Lande, in welchem er sich befindet, fallen alle Gerichtsbarkeiten, ungeachtet er sie verliehen hat, auf ihn zurück, wie in jeder Stadt Münzen und Zölle. Nur wegen dreier Dinge kann der Kaiser nach seiner Weihung mit dem Banne der Kirche beleget werden: wenn er an dem Glauben zweifelt, sein ächtes Weib verlässet oder Gottes-Häuser zerstöret. Dagegen kann er von dem Pfalzgrafen gerichtet werden, und es kann ihm selbst an den Leib gehen, wenn ihm zuvor das Reich abgesprochen ist. So wie aber der Sachsen-Spiegel nicht saget, wer den Pfalzgrafen zum Richter über den König gesetzet habe, so lässet er auch den Ursprung der königlichen und der kaiserlichen Gewalt ungewiß, oder vielmehr, er gehet so behende über diesen Ursprung hinweg, daß es scheinet, er habe die Nachfrage abwenden wollen. Das Recht des Königes zwar, alle Gerichtsbarkeit entweder selbst auszuüben oder zu verleihen, scheinet er entschieden aus der Wahl herzuleiten [36]; aber den Ursprung der Namen und der übrigen Gewalt des Königes und des Kaisers setzt er in die Weihungen der Bischöfe und des Papstes, der Krönungen nicht gedenkend. An Statt jedoch eine solche Wirkung der priesterlichen Weihungen zu erklären, weiset er nur auf die beiden Schwerter hin, welche Gott auf dem Erdreiche gelassen habe, um die Christenheit zu schirmen [37]. Zugleich macht er dem Kaiser zur Pflicht, dem Papste, wenn derselbe zu der bestimmten Zeit auf einem weißen Pferde reitet, den Steigbügel zu halten, damit der Sattel nicht weiche; und dieses, von den Päpsten erschlichene Recht, welches er

mit den beiden Schwertern in Verbindung zu bringen scheinet, siehet er als ein Zeichen an, daß der Kaiser mit dem weltlichen Recht eintreten soll, wo der Papst mit dem geistlichen Rechte nicht auskommt, so wie der Papst, und das scheinet in der Weihung zu liegen, verbunden ist, mit dem geistlichen Rechte nöthiges Falles dem weltlichen Rechte zu Hülfe zu kommen.

Den geistlichen und den weltlichen Fürsten, den Landesherren, welche mit dem zweiten und dem dritten Heerschild ausgerüstet worden, wird die Verpflichtung aufgeleget, von dem König oder dem Kaiser die Belehnung zu empfangen, die erste mit dem Zepter, die andere mit Fahnen. Den weltlichen Fürsten ist auch nachgelassen, vielleicht weil es sonst gänzlich an weltlichen Fürsten gefehlet haben würde, Lehen von geistlichen Fürsten anzunehmen; nähmen sie aber Lehen an von Laien-Fürsten, so würden sie ihre Stellung im Heerschilde verschlechtern. Ueberdieß sollen die Fürsten beides Standes schuldig sein, dem Aufgebote des Königes zu Hof und Dienst Folge zu leisten, und wenn sie eine eidliche Verbindung eingehen, ausdrücklich zu erklären, daß dieselbe nicht gegen das Reich gelten solle. Dagegen haben sie alle, die geistlichen und die weltlichen Fürsten, das Recht, den König zu kiesen. Wann, wo, auf wessen Veranlassung, wird nicht ausgemacht. Aber das Rechtsbuch hat über die Verfahrungs-Weise bei der Wahl Bestimmungen, die auffallend, ja kaum begreiflich sind, die vielleicht nur zur Zeit Rudolf's von Habsburg in dasselbe aufgenommen sein können, die aber, wie die spätere Geschichte beweiset, einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse in Teutschland gehabt haben. Dasselbe nämlich nennet sieben Fürsten, welche die Ersten an der Kur des Kaisers sein sollen, drei geistliche und vier weltliche, und diesen weltlichen Fürsten schreibet es Reichs-Aemter zu, welche im Fortgange der Zeit Erz-Aemter genannt worden sind. Die geistlichen Fürsten sind die Erzbischöfe von Mainz,

Trier und Cöln, über deren Nennung sich Niemand verwundern wird, weil die Stühle von Mainz, Trier und Cöln die ältesten erzbischöflichen Sitze in Teutschland waren, und weil die Priester, die auf diesen Stühlen saßen, fast immer den größten Einfluß, wie auf alle Angelegenheiten des Reiches, so im Besonderen auf die Wahl des Königes gehabt hatten. War ja doch selbst der Gedanke ausgesprochen worden, daß der Herd des Reiches am Rheine sei. Desto mehr aber setzen die weltlichen Fürsten, die genannt werden, in Verwunderung. Denn es werden genannt, der Pfalzgraf zu Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen. Der Erste wird bezeichnet als des Reiches Truchseß oder Dröst, der Andere als des Reiches Marschalk, der Dritte als des Reiches Kämmerer, der Vierte als des Reiches Schenk [38]. Von dem Könige von Böhmen, obwohl unter den Ersten an der Kur genannt, wird hinzugefüget, daß er keine Kur habe, weil er kein Teutscher sei; von allen Anderen, welche als die Ersten an der Kur genannt werden, heisset es, daß sie nicht nach ihrem Muthwillen kiesen, sondern Denjenigen, der von allen Fürsten erwählet worden, zuerst bei Namen kiesen sollen. Also scheinet es, daß nach dem Sachsen-Spiegel die Fürsten, welche er die Ersten an der Kur nennet, nur die Stimmen aller Fürsten sammeln, sich über den Mann, welcher die meisten Stimmen erhalten hat, vereinigen und alsdann den Namen desselben zuerst aussprechen sollen. Und wenn dieser Sinn wirklich in den Worten des Rechtsbuches läge [39], so möchte wohl auch die Glosse zu demselben Recht haben, wenn sie den König von Böhmen als den Mittelmann bezeichnet, welcher bei gleichen Stimmen den Ausschlag zu geben habe. Jedes Falles ist gewiß, daß diese sieben Fürsten, drei geistliche und vier weltliche, im Fortgange der Zeit als diejenigen, welchen das Recht, den König zu wählen, zustehe, als Kurfürsten anerkannt worden sind.

Nun aber, wie sind gerade diese vier weltlichen Fürsten, welche der Sachsen-Spiegel als die Ersten an der Kur bezeichnet, zu diesem Vorzuge gekommen? Die Geschichte giebt auf diese Frage durchaus keine Antwort. Sehen wir auch von dem Könige von Böhmen hinweg, der in einem slavischen Lande gebot, so sitzen zwei andere Fürsten, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg ja auch auf Teutschland's Gränzen, und haben ihre Besitzungen, ganz oder zum Theil, in slavischen Ländern. Die Pfalz zu Rhein ist allerdings ein rein teutsches Land; aber warum wurde nicht der Herzog in Baiern, welchem die Pfalzgrafschaft gehörte, unter die Ersten an der Kur gebracht, sondern eben der Pfalzgraf, welcher derselbe Fürst war? warum erscheinet kein Fürst aus dem innern Teutschlande, aus den Ländern zwischen der Elbe und dem Rhein, unter den Ersten? Warum nicht der Herzog von Oesterreich? oder der Herzog von Schwaben? warum nicht der Landgraf von Thüringen oder der Markgraf von Meissen? Warum Niemand aus Lotharingen und Burgund? In der That, man vermag den Gedanken kaum abzuweisen, daß die angeführten Vorzüge nur wegen der persönlichen Verhältnisse der Fürsten eingeschoben worden seien, und dieser Gedanke weiset, wie schon bemerket worden und wie sich zu seiner Zeit ergeben wird, auf den König Rudolf hin [40].

Uebrigens hatten die Fürsten alle landesherrlichen Rechte, welche einzeln anzuführen weder möglich noch nöthig ist. Mit der Grafschaft oder der Gerichtsbarkeit wurden sie ausdrücklich beliehen, und konnten selbst von Niemandem gerichtet werden, als von ihres Gleichen unter dem Vorsitze des Königes. In dieser Hinsicht standen sie höher, als der König, über welchen ja der Pfalzgraf das Gericht haben sollte [41].

Diejenigen, welche den vierten Heerschild führten, die freien Herren, sind so gut als möglich abgefunden. Aus ihnen kann der König gewählet werden; sie sind nicht von Reichsta-

gen ausgeschlossen; sie durften, mit dem Königes-Banne beliehen, über Blut und Leben richten; sie konnten adelige Männer zu ihren Vassallen und Dienst-Gefolge haben. Ihnen fehlte also keine Eigenschaft, zu dem Range der Fürsten empor zu steigen. Mit ihnen hören aber auch diese Eigenschaften auf. Die Männer, welche unter den fünften Heerschild gestellet sind, waren Vassallen der Höheren, und mochten derselben Landtage besuchen; sie waren die Schöffen in den Gerichten unter Königes-Bann, und sollten nur von ihres Gleichen gerichtet werden; aber sie selbst konnten kein Gericht über Blut und Leben hegen, und keine wahren Vassallen haben. Nur Ein Recht hatten sie noch mit den Fürsten, Grafen und Freiherren gemein, welches an die alte Gleichheit erinnerte: sie hatten mit denselben gleiche Buße und gleiches Wehrgeld. Dennoch wurden auch die Dienstmannen des Reiches, solche Vassallen nämlich, welche auf unmittelbaren Reichsgütern saßen und deßwegen dem Kaiser zu jeder Zeit zum Dienste bereit sein mußten[42], auch ohne vorausgegangene Ankündigung, nicht nur diesen schöffenbaren Freien gleich gesetzet, sondern noch gegen dieselben zurück gestellet. Denn als hätte der Kaiser unter den Grafen und Freiherren stehen sollen, diese Dienstmannen sollten gegen einen schöffenbaren Freien weder Zeugniß ablegen, noch das Recht finden, wenn es demselben an Leib, Ehre oder Erbe ging[43]. Sie gehörten daher in der That nur zur Hälfte in den fünften Heerschild, zur Hälfte aber in den sechsten, welcher die After-Vassallen der letzten, wahren Vassallen des fünften Heerschildes deckte, und zu gleicher Zeit die Dienstmannen der höheren Classen, welche immer zu der Folge derselben eben so bereit sein mußten, als die Dienstleute des Reiches zu der Folge des Königes. Diese After-Vassallen und Dienstmannen hatten, so lange sie in diesem Verhältnisse blieben, nicht mehr das Vorrecht nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; sie behielten jedoch das Lehen-Recht, und tra-

ten, wenn sie von ihren Herren frei gelassen, des Dienstes ledig erkläret, und zugleich mit einem gewissen Grundbesitze beliehen wurden, unter die schöffenbaren Freien und in alle Rechte derselben. Und endlich stehen tiefer als diese, von dem siebenten Schilde nicht bedecket, sondern, man möchte sagen, nur überschattet, die eigentlichen Bauern oder Meier, die zwar zu den freien Menschen gerechnet und Landsassen genannt wurden, weil sie ihren kleinen Grundbesitz von den Höheren zu Lehen erhielten, die jedoch, weil sie nur die Waffen führen durften, wenn sie ihnen von ihren Guts-Herren in die Hand gegeben wurden, und nur so lange führen durften, als er ihrer zur Vertheidigung bedurfte, jeglicher Willkühr ausgesetzet waren, und deßwegen in eben so mannichfachen als ungewissen Verhältnissen standen.

Aber hier sollen und können diese Verhältnisse nicht weiter verfolget werden, und zur Bezeichnung der verworrenen Zustände in Teutschland, den der Verfall des Reiches erzeuget hatte, und der durch die Landesherrlichkeit der Fürsten bleibend gemacht ward, scheinen auch diese Bemerkungen zu genügen. Vergleichet man nun diese Zustände mit den einfach menschlichen Verhältnissen, in welchen die alten Teutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte erscheinen, vergleichet man sie mit den Grundsätzen, auf welchen unter Karl dem Großen und durch denselben das Leben stand: so erschrickt man über die späten Folgen früherer Verwirrungen und über die furchtbaren Wirkungen des Lehen-Wesens, dessen verneinende Natur gar häufig in diesem Werke nachgewiesen worden ist. Die Trennung der Menschen von Menschen ist nunmehr vollendet, oder doch der Vollendung nahe. Hochmuth und Dünkel haben einen festen Boden gewonnen, auf welchem sie geschützet werden durch Rechte und Gerichte. Selbst diese Vassallen-Welt, die sich allein für frei erkläret, obwohl ihre Freiheit nur aus Dienst und geliehenem Besitze hervor gegangen ist, wird sich,

wie voraus zu sehen, noch schärfer gestalten nach den verschiedenen Classen, welche durch die Heerschilde abgemarket waren; durch diese schärfere Gestaltung wird sich die Absonderung der Menschen von einander vergrößern; Vorurtheile, Aberglaube, Verachtung aber werden in der Gewohnheit dieser Absonderung herrschend werden und eine wahre Herzenshärtigkeit erzeugen. Was jetzt noch von alter Gleichheit unter den verschiedenen Adels-Classen vorhanden war, wie das Wehrgeld, vermochte nicht zu bestehen vor der neuen Gliederung, und das gleichmachende Ritterthum konnte die Zerstörung der Gleichheit vielleicht hier und dort verzögern, aber unmöglich unterdrücken; ja man könnte vielleicht sagen, es mußte dieselbe fördern, weil es über sie täuschte, und den Schein erhielt, während das Wesen verschwand. Der Sachsen-Spiegel fordert schon häufig Ebenburt; er fordert sie zur Erbfolge, zum richterlichen Zweikampfe, zur Vormundschaft, zum Urtheilfinden. Bei ihm giebt die Geburt in manchen Fällen ein besseres Recht. Auch fordert er schon die Nachweisung von vier Ahnen, wenn Jemandes Geburt beschalten wird [44], und eben damit ist denn auch ausgesprochen, daß Heirathen zwischen Nicht-Ebenbürtigen Mißheirathen sind. Nun ist zwar wahr, daß die Ebenbürtigkeit bei ihm bis zu dem fünften, ja bis zu dem sechsten Heerschilde herab gehet, und daß sie eigentlich Alle umfasset, welche Ritterbürtige genannt werden und Lehen unbestritten empfangen können. In Hinsicht des sechsten Heerschildes jedoch ist er schon unsicher, und wie er eine schlechtere Geburt als die Geburt eines freien schöffenbaren Mannes kennet, so kennet er auch eine bessere [45]. Ueberhaupt aber ist es ziemlich gleichgültig, wo er die Gränze der Ebenburt setzet: da ein Mal der Grundsatz, daß es eine bessere und eine schlechtere Geburt gäbe, rechtlich ausgesprochen war, so mußte derselbe, nach Menschen-Weise, durch alle Classen der Vassallen-Welt hindurch gehen, und die Heerschilde mußten zu einer bestimmten

Rang-Ordnung werden, die an der Geburt hing. Dieses war um so mehr nothwendig, da der Sohn den Heerschild des Vaters erbte, lediglich weil er der Sohn war, ohne Rücksicht auf Würdigkeit oder Verdienst [46], und da die Tochter dem Vater gleich stand, wenn sie auch, wie die Frauen aller Classen, nur die Hälfte des Wehrgeldes hatte. In der That ist es bald dahin gekommen, daß die Gränze des vierten Heerschildes die Gränze der Ebenburt der Höheren wurde, daß Diejenigen, welche über dieser Gränze standen, den hohen Adel bildeten, Diejenigen aber, welche unter dieselbe gestellet waren, den niederen Adel ausmachten. Diese Erscheinung ist um so weniger zu verwundern, da schon jetzt ein Unterschied in der Buße und dem Wehrgelde Statt fand: denn wenn beide auch gleich am Werthe waren für die Fürsten, die Freiherren und die schöffenbar Freien, so mußte doch dieser Werth für die Fürsten und Freiherren in Gold erleget werden, und Silber reichte für die schöffenbar Freien aus [47]. Vielmehr ist zu verwundern, daß die Fürsten die Ebenburt der Freiherren anerkannten; und vielleicht würden sie sich auch zu dieser Anerkennung nicht verstanden haben, wenn sie derselben Beistand nicht gegen die mächtige Geistlichkeit bedurft hätten. Die schöffenbaren Freien aber und deren After-Vassallen und die Dienstmannen, außer Stande, die Gleichheit mit den Höheren wieder herzustellen, suchten sich nun, nach Menschen-Weise, an Denen zu erholen, die sie unter sich erblickten; sie machten ihren niederen Adel mit dem ärgsten Stolze gegen Alle geltend, die, im siebenten Heerschilde, unter ihnen standen, oder gar nicht zum Lehenthume gehörten, schlossen sich ab, und kamen vielleicht zu einer härteren Gesinnung als die Höheren, erregten aber auch eben dadurch vielfältig Haß und Hohn [48].

Je mehr sich nun diese Zustände befestigten, desto härter mußte natürlich das Loos der Unfreien werden, über welche sich die Welt der Vassallen, die sich die Freiheit zuschrieben,

weil sie die Gewalt hatten, hinweg breitete. Diese „armen Leute" waren mehr, als zuvor, der Willkühr ihrer Herren Preis gegeben. Ob ihre Unfreiheit, ihre „Eigenschaft", diesen Namen hatte oder jenen, ob sie selbst Hörige oder Leibeigene hießen, ist daher ziemlich einerlei. Allerdings gab es Abstufungen, und viele, und nach denselben wurden sie mit verschiedenen Namen benannt, hergenommen von dem Ursprunge ihrer Unfreiheit, von ihren Obliegenheiten, von ihrer Lage, ihrer Lebensweise und der Art, in welcher sie ihre Nahrung suchten, angewendet bald im Ernst, bald im Scherz, auch wohl aus Verachtung und Spott [49]. Allerdings standen die ersten Classen, die Lassen [50], wohl nicht tief unter den freien Landsassen. Auch hatten sich die Gesetze in alten Zeiten ihrer angenommen, wenn nicht um ihrer selbst Willen, doch zum Besten ihrer Herren, und im Fortgange der Zeit mögen wohl, in verschiedenen Gegenden verschiedene Gewohnheiten in der Behandlung der Unfreien, und über die Forderungen, die an sie gemacht werden sollten, entstanden sein, die einen gesetzlichen Anstrich erhielten. Ueberdieß mag die Geistlichkeit durch Beispiel und Lehre eingewirket haben [51]. Aber eine gesicherte Stellung hatten die Unglücklichen nicht. Sie waren der Willkühr ihrer Herren überlassen. Wenn der Herr ein guter und edeler Mensch war, so mochte ihr Schicksal leidlich, ja es mochte, weil sie abgestumpfet, schlaff, und dem Gedanken der Freiheit entfremdet waren, sogar behaglich sein; war der Herr hingegen launenhaft, aufbrausend, hart und grausam, so waren sie jeglicher Mißhandlung ausgesetzet, und ein Mißbrauch der Gewalt, auch gegen die besser Gestellten, war um so leichter zu verschleiern, je größer die Zahl der Abstufungen war. Er konnte sie zu jeder Arbeit zu jeder Zeit nöthigen; er konnte sie verkaufen, verschenken, tödten, prügeln, verstümmeln, schänden, ohne eine Strafe befürchten zu dürfen, und da sie ihm gehörten, und folglich kein Eigenthum hatten, so

konnte er ihnen Alles nehmen, was sie erwarben oder besaßen. Waren ja doch auch jene Rechte und Gewohnheiten, die zu ihrem Besten eingeführet worden sein mögen, so mannichfaltig, daß selbst der Sachsen-Spiegel sich außer Stande siehet, ihrer zu gedenken [52], und deßwegen vorziehet, Menschlichkeit und Mäßigung durch die Mahnung zu empfehlen, daß Gott alle Menschen, den Armen wie den Reichen, nach seinem Bilde geschaffen und durch seine Marter erlöset habe, daß alle Unfreiheit nur entstanden sei durch Zwang, Gefangenschaft und Gewaltthat, und daß man sie nur aus Gewohnheit für Recht halte [53]. Wenn aber auch möglich gewesen sein mag, gegen Ungebürnisse der Herren Schutz zu erhalten: wie konnten die armen Leute es wagen, das Gericht aufzurufen, ohne sich neuen Gewaltthätigkeiten auszusetzen [54]? Und doch waren Diejenigen, welche einen Herrn hatten, noch nicht in den übelsten Verhältnissen: denn sie wurden durch ihren Herrn vor dem Muthwillen und dem Uebermuth Anderer geschützet, und hatten nur ihn zu fürchten. Am Schlimmsten ging es den Elenden, die nicht ein Mal eine Heimath hatten, und darum keinen Herrn. Sie waren dem Muthwillen eines Jeden bloß gestellet, der sich an ihnen auszulassen Lust hatte. Denn sie waren rechtlos, hatten kein Wehrgeld und eine Buße, die nicht zu ihrem Schutz angeordnet war, sondern zu ihrer Verhöhnung [55]. Wenn aber gefraget würde, wie sich wohl die Zahl aller unfreien Menschen in Teutschland verhalten haben mögen zu der Zahl Derer, welche sich irgend einer Freiheit erfreueten: so kann auf diese Frage freilich keine bestimmte Antwort gegeben werden; denn weder über jene Zahl noch über diese findet sich irgend eine Angabe in den Ueberlieferungen. Nach der Menge von Leibeigenen jedoch, die einzelnen Herren gehörten [56], und wegen des Umstandes, daß immer mehr Menschen, durch die Herrschsucht und den Zwang so vieler kleinen Herren, in die Unfreiheit hinab gewürdiget, und daß die Gründe der Un-

freiheit nicht vermindert, sondern vermehret wurden [57], ist mit Zuversicht anzunehmen, daß bei Weitem die meisten Menschen in Teutschland unfrei gewesen sind; ja, es würde wohl selbst die Annahme kaum zu gewaget sein, daß, zwei oder drei hundert Jahre nach dem Anfange der Kreuzzüge [58], die Städte ausgenommen, wenigstens zwei Dritttheile, vielleicht drei Viertheile aller Menschen entweder in Hörigkeit, in Leibeigenschaft oder in Rechtlosigkeit gelebet haben.

Und nun, wer erschrickt nicht vor einem solchen Zustande der Dinge? wer möchte behaupten, daß aus demselben heraus Teutschland sich zu Freiheit und Bildung habe erheben können? Nein; auf diese Welt des Lehenthumes, der Herren und Knechte, schien selbst die Religion Jesu Christi, bei der gegenwärtigen Stellung der Kirche, ihren Einfluß verloren zu haben. In der hochmüthigen Selbstsucht verloren alle edleren Gefühle der menschlichen Brust ihre Kraft, und die Standes-Interessen verdunkelten Volk und Vaterland. Drei frische Mächte indeß, die schon aufgetreten waren oder aufzutreten im Begriffe standen, bewahrten vor allgemeiner Barbarei, und verbürgten eine bessere Zukunft: die neue Freiheit in den Städten, die Wissenschaft und die Kunst. Jene Freiheit hatte sich schon bewähret, und trotzte ihren Feinden; die Wissenschaft kann nirgends lange fehlen, wo Freiheit ist, und die Kunst wurde selbst Denen zum Bedürfnisse, welche die Wissenschaft nicht achteten, und die Freiheit verfolgten. An ihnen hing die Hoffnung fest, daß es den Teutschen, die in alten Tagen einen so tiefen und eigenthümlichen Geist großartig bewähret hatten, doch noch einst, in ferner Zukunft, gelingen werde, da zu stehen unter den Völkern der Erde als ein einiges, großes und freies Volk, das erste oder dem ersten gleich.

Siebentes Capitel.

Die Fem-Gerichte.

J. 1230.

Unter allen teutschen Völkern hatten die Sachsen sich am Reinsten gehalten in teutscher Eigenthümlichkeit, und am Wenigsten vermischet mit fremden Völkern. Auch hatten sie, oder ihre Väter unter anderen Namen, am Meisten für die Erhaltung und Wahrung dieser Eigenthümlichkeit gethan. Sie hatten das Joch zerbrochen, das Rom auf Teutschland geleget hatte, und dadurch das teutsche Volk und die Welt vor allgemeiner Knechtschaft bewahret; sie hatten ein ganzes Menschen-Alter gegen den gewaltigen Eroberer, Karl den Großen, gekämpfet, und sie würden den Waffen desselben nicht erlegen sein, wenn er sie nicht durch den Eifer christlicher Priester und Mönche zur Demuth vor dem Kreuze gebracht und an Unterwürfigkeit gewöhnet hätte; sie hatten, vereinet mit den Friesen, den Plünderungen der furchtbaren Nordmannen Einhalt gethan, und diese verwegenen Abenteuerer von den teutschen Gränzen zurück gewiesen; sie hatten an dem wilden Raubgesindel der Ungarn, vor welchem alle christlichen Völker zitterten, zuerst blutige Rache genommen für seinen frevelnden Uebermuth, und die übrigen

Teutschen zur Besinnung und zum Gefühl ihrer Kraft zurück gebracht; sie hatten Teutschland's Vormauer gebildet gegen die eindringenden slavischen Völker durch eine Reihe von Markgrafschaften längs des Elbstromes: Böhmen war durch sie an das teutsche Reich gekommen, die Polen waren eingeschüchtert, das Land zwischen der Elbe und Oder war erobert, die Küsten des baltischen Meeres bis zur Mündung der Oder waren für Teutschland gewonnen, und teutsches Leben, Sprache und Sitte verbreitete sich durch sie weithin an den Küsten dieses Meeres hinauf bis zum finnischen Meerbusen; und wie sie schon in alten Tagen ein Reich in Britannien gegründet und das Leben auf diesem Eiland in ihrer Eigenthümlichkeit, in ihrer Freiheit und Sitte, so kraftvoll gestaltet hatten, daß, trotz ungeheuerer Erschütterungen, trotz des schärfsten Lehenthumes, von einem fremden Eroberer eingeführet, ächte teutsche Weise sich besser erhalten hat, als in Teutschland selbst, und daß der Name Sachsen im höchsten Ansehen stehet bei England's großem und stolzem Volke bis diesen Tag, so hatten sie auch ihren Namen auf einen großen Theil von Teutschland geleget, der sich von der Eider bis zum Erz-Gebirge, bis zum Thüringer-Walde, und zu der Diemel erstreckte, und vom Rheine, dem königlichen Strome, bis zum Strome der Oder; sie hatten den Teutschen zwei Könige gegeben, von welchen der Eine durch Weisheit, Mäßigung und jede fürstliche Tugend ein wirkliches teutsches Reich gegründet, den Teutschen, wie wohl umsonst, die Richtung, in welcher sie naturgemäß zu streben hätten, gezeiget [1], und durch die Erbauung von Städten manchen Grundstein zu einer höheren Bildung des teutschen Volkes geleget, der Andere hingegen den teutschen Namen zu einem Ruhm und einem Glanze gebracht hatte, vor welchem die Könige der Erde wie geblendet zurück traten, und den Anspruch aufgaben, dem Könige der Teutschen gleich zu sein; endlich hatten selbst in den letzten Zeiten, als Argliſt und priesterliche

Künste Alles umstrickten und verwirrten, als Selbstsucht, Verrath und Meineid fast allgemein herrschend geworden waren, die Sachsen in jenem Lande, aus welchem einst Armin, der Befreier Teutschland's, der zweite Gründer des teutschen Volkes hervorgegangen war, die alte Tugend der Teutschen, die heilige Treue, unverbrüchlich zu bewahren gewußt.

Ein solches Volk, hatten die Sachsen gerechte Ansprüche unter Teutschland's Völkern. Von ihrer Geschichte wußten sie wenig; die Namen ihrer großen Männer waren ihnen kaum bekannt; selbst Armin's Name ward unter ihnen nicht gehöret; ja, so seltsam hatte das Leben Alles umgewandelt, und so mächtig hatte das Wort der Priester auf sie gewirket, daß sie an keinem Namen früherer Tage mit größerer Ehrfurcht hingen, als an dem Namen des Fürsten, der ihnen die Freiheit geraubet und die Knechtschaft des Lehenthumes aufgezwungen hatte, an dem Namen des heiligen Karl des großen Kaisers: Alles, was bestand, und Alles, was bestehen sollte, schien nicht angetastet werden zu können, wenn es zurück geführet ward auf diesen Mann. Aber ihre Geschichte war in ihnen; sie waren die Kinder ihrer Väter, die Zöglinge der Zeit, die sich aus den Leiden und den Thaten früherer Tage heraus entwickelt hatte. Jetzt freilich bot sich die Gelegenheit zu großen Thaten kaum noch dar. Um so mehr mußten die Sachsen sich berufen fühlen, auf geistige Weise einzuwirken auf das teutsche Volk. Und sie haben diesen Beruf für und für redlich erfüllet, wenn auch nicht ohne große Irrthümer, welche der Mensch, so lang er strebet, nicht zu vermeiden vermag. In leichteren Dingen, in den heiteren Spielen des Geistes, mögen Andere ihnen vorausgegangen sein oder sie übertroffen haben; im Ernsten und Gründlichen sind sie niemals zurück geblieben und niemals unten. Um diese Zeit aber war das Erste, was Noth that, die Freiheit, und eine gesellschaftliche Ordnung, aus welcher sich eine höhere Bildung des Volkes im Fortgange der Zeit

entwickeln mochte. Freiheit und Ordnung waren die Bedingungen der Wissenschaft, der Kunst und jeglicher Pflege des Geistes. Was von den Sachsen fortan für die Freiheit zu erwarten war, ist schon angedeutet worden. Die teutsche Hansa gab, wie der Fortgang der Geschichte beweisen wird, der Freiheit in den Städten ihre wahre Bedeutung, trieb dieselbe in dieser Bedeutung am höchsten hinauf, verschaffte ihr einen weiten Wirkungskreis, und sicherte sie, nicht vor Gefahr, aber vor der Unterdrückung: und der Herd des großen Bundes war in Sachsen. Von den Ost-Sachsen, oder Ostfalen, war der Sachsen-Spiegel ausgegangen. Was auch an diesem Rechtsbuche, nach unseren Ansichten von den menschlichen Dingen und nach unseren Begriffen von den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens zu tadeln sein, und wie unvollkommen uns dasselbe erscheinen mag: die Bestrebung desselben, die vorhandene Wirrniß zu endigen, und die wilde Masse zu gestalten, ist achtbar und jegliches Lobes werth. Dem Verfasser stand keine Macht zu Gebote, um durchzusetzen, was Sittlichkeit und Religion forderten und verlangten: er konnte nur den Versuch machen, ob es ihm gelingen möchte, die Leidenschaften Derer, welche das Schwert in der Faust hielten, zu beruhigen, und sie selbst aus der Verworenheit zu dem Gedanken an Recht und Pflicht zurück zu führen. Darum mußte er schonend zu Werke gehen und einem Jeden lassen, was er besaß, gleich viel, wie er dazu gekommen war. Er konnte, um einen Ausdruck der Glosse zu gebrauchen, nur als Mittelmann auftreten, und durfte deßwegen keine andere Stelle wählen, als mitten in den Zuständen seiner Zeit, um dieselben den Menschen aller Classen zu deuten. Dadurch eben hat er so tief eingewirket auf die Sachsen und weit über die Sachsen hinaus. Man muß bewundern, daß er gewaget hat, an Gott und den Erlöser zu erinnern, an Gerechtigkeit und Wahrheit. Auch ist es kein geringes Verdienst, daß er es unternommen, ein rein

vaterländisches Recht wieder in das Gedächtniß der Menschen zu rufen, und späteren Geschlechtern dadurch die Verpflichtung aufzulegen, für die weitere Ausbildung desselben nach Einsicht und Bedürfniß Sorge zu tragen. Wir sind freilich zu wenig unterrichtet über den wahren Zusammenhang. Vielleicht war das römische Recht, das von den Hohenstaufen, das von der Geistlichkeit auf jede Weise begünstiget ward, und das teutsche Jünglinge und Männer in der Schule zu Bologna längst kennen zu lernen gesuchet hatten, vielleicht war dieses Recht, welches die Vorfahren der Sachsen mehr verabscheuet hatten, als die Waffen der Römer, auch schon in Sachsen eingedrungen, und vielleicht sollte der Sachsen-Spiegel ein Bollwerk sein gegen diesen verderblichen Feind. Dürfte Dieses angenommen werden, so würde das Verdienst des Verfassers um so größer erscheinen. Zwar ist ihm nicht gelungen, das römische Recht abzuhalten, aber verzögert hat er das Eindringen zuverlässig, und schon dadurch hat er Großes erreicht. Jedes Falles ist gewiß, Ostfalen hat sich, unter den obwaltenden Umständen, der alten Sachsen-Weise getreu gezeiget. Und Westfalen ist nicht zurück geblieben, aber es ist einen anderen Weg gegangen.

In diesem Lande nämlich, dem Lande der Rettung und des Sieges, wurden in diesen Zeiten jene eigenthümlichen Gerichte gebildet, welche unter dem Namen der Fem-Gerichte berühmet oder berüchtiget sind; Gerichte, welche durch Noth und Bedürfniß erzeuget, zuerst von allgemeinem Vertrauen gehalten und gehoben, alsdann durch mannichfaltige Befeindungen und aufgedrungene Veränderungen zu ungebürlichen Ausgriffen gereizet, gedränget, fortgestoßen, endlich das Grauen späterer Zeiten geworden sind, besonders wegen der Heimlichkeit, mit welcher sie ihr Wesen und Werk zu umgeben genöthiget waren.

Eine Reihe von gelehrten Männern, veranlasset durch das Geheimnißvolle und durch die fast unbegreifliche Macht dieses wunderlichen Gerichtes, haben in neuerer Zeit ihre Auf-

merksamkeit demselben zugewendet, und ihren sorgfältigen Forschungen und ihrer scharfsinnigen Zusammenstellung alter Urkunden ist es gelungen, Vieles in ein helles Licht zu setzen, was früher in Nacht und Dunkelheit verhüllet gewesen war [2]. Die Bildung der Gerichte oder der Frei-Stühle, aus Frei-Grafen und Frei-Schöffen bestehend; die zwiefache Verhandlung derselben als offenbare Acht, zu welchem der Zutritt Niemandem versaget ward, und als heimliche Acht, bei welchem die gespannte oder geschlossene Bank nur von den Wissenden, von Frei-Grafen und Frei-Schöffen eingenommen werden durfte, ein Uneingeweiheter aber nur mit Gefahr seines Lebens sich einschleichen konnte; die Verpflichtungen, welche die Wissenden auf sich nahmen, und nicht ohne Gefahr ihres Lebens verletzen mochten; die Hegung der Gerichte, nur in Westfalen, nur auf der rothen Erde, unter freiem Himmel, an hellem Tage; das ganze gerichtliche Verfahren, in dem heimlichen Dinge, wie in dem öffentlichen; die Sachen, welche als Femfragen vor das heimliche Gericht gebracht werden durften; die Grundsätze, nach welchen entschieden, die Strafen, welche verhänget, die Art und Weise, in welcher das Urtheil vollzogen ward: Alles Dieses ist, wenn nicht über allen Zweifel hinaus, doch so klar und deutlich urkundlich entwickelt und dargestellet worden, daß der Zweifel sich nur noch an Neben-Dinge hängen zu können scheinet. Aber die Urkunden, aus welchem ein so helles Licht gewonnen worden ist, sind größtes Theiles aus viel späteren Zeiten, aus der letzten Hälfte des vierzehenten, oder aus dem fünfzehenten und sechszehenten Jahrhunderte; aus Zeiten, in welchen die Fem-Gerichte zwar immer noch auf der rothen Erde geheget wurden, der Gerichtssprengel sich aber so weit ausgebreitet hatte, als man sich zu dem Namen des heiligen Reiches bekannte, in welchen Wissende in allen Ländern Teutschland's saßen, in welchen die Landes-Herren sich zu Stuhl-Herren der Frei-Stühle gemacht hatten, und von den Kaisern oder von den

Bevollmächtigten der Kaiser Beleihungen mit den Frei-Grafschaften ertheilet werden mußten, in welchen aber deßwegen nach und nach mannichfaltige Veränderungen und, wie man glaubte, Verbesserungen mit den Frei-Gerichten vorgegangen, und durch Gesetze, Eidschwüre und auf andere Weise bestätiget waren, in welchen endlich der Verfall und das Verderbniß der Frei-Gerichte nicht mehr verkannt werden können. Der Ursprung der Frei-Grafschaften hingegen ist noch eben so wenig erkläret, als der Name Fem selbst, und eben so wenig sind die Ursachen aufgefunden, welche der Fem die große Bedeutung, und jene gewaltige Macht verschaffet haben, daß sie sich als das höchste Gericht des Reiches betrachten durfte und als das höchst Gericht anerkannt wurde; vielmehr sind die Meinungen hierüber, mehr oder weniger begründet, sehr verschieden bis diesen Tag. Auch möchte sich niemals Gewißheit, oder nur Uebereinstimmung erlangen lassen; denn zu diesen Untersuchungen fehlet es, weil die Gerichte sich im Stillen bildeten, und schon ausgebildet dastanden, als sie der Welt bekannt wurden, an Urkunden und Ueberlieferungen, ohne welche freilich Vermuthungen, wie wahrscheinlich sie sein, wie stark sie durch die Natur menschlicher Dinge, durch den Gang der Geschichte und die allgemeinen Zustände des Lebens, ja selbst durch die späteren Urkunden unterstützet werden mögen, immer Vermuthungen bleiben und nie die Kraft von Beweisen erhalten mögen. Aber dem Menschen bleibet nichts Anderes übrig, als sich an der Wahrscheinlichkeit zu halten, wenn er nicht zur Gewißheit zu gelangen vermag [3].

Die Schicksale der Westfalen, obgleich auch sie sich zu dem Namen der Sachsen bekannten, waren verschieden gewesen von den Schicksalen der Ostfalen. Bis auf die Zeit Karl's des Großen hatten sie, obwohl häufig von den Pippinen und Karl Martell bedränget und in manche bittere Noth gebracht, die uralte Freiheit der Teutschen bewahret, welche gerade in diesem

Lande die Aufmerksamkeit, ja die Bewunderung der Römer erreget hatte[4]. In den Kriegen jenes harten Eroberers fiel auf sie das schwerste Theil. Karl suchte das Gedächtniß Armin's, des Helden der Freiheit, durch die Zerstörung der Säule desselben zu verlöschen, die Freiheit selbst suchte er zu vertilgen durch die Unterdrückung der Freien und durch die Einsetzung von Herren, von Lehenleuten, an deren Satt, welchen Herren er Bischöfe, Priester und Mönche zur Unterstützung gab. Das Erste ist ihm gelungen, das Andere nicht: denn die Freiheit und die Vertheidiger derselben, die Westfalen, waren Eins; so lange diese waren, konnte Jene nicht untergehen. Schon während des Streites zwischen Karl's Enkeln standen die Westfalen auf, trieben ihre Herren aus dem Lande und stellten die alte Euua wieder her. Zwar scheiterte der ruhmwürdige Versuch; sie mußten ihn hart büßen, mit Gut und mit Blut[5]. Aber die Zeit der Rache ging vorüber; und die Herren, welche zurück kamen oder an die Stelle der früheren traten, mochten doch wohl gewitziget sein durch die große Lehre, die ihnen gegeben war. Westfalen dürfte weit mehr freie Menschen, auf ächtem Eigenthume sitzend, behalten oder wieder erhalten haben, als irgend ein anderes teutsches Land[6], und wenn auch die Gau-Verfassung, die Karl der Große eingeführet hatte, aufrecht erhalten wurde, so scheinet doch in das Rechts- und Gerichtswesen gar Vieles von der Weise der Väter zurück gekehret zu sein. Denn in der Folge der Zeit blieben die Westfalen sich gewöhnlich selbst überlassen, und empfanden wenig von irgend einer Herrschaft. Sie standen unter dem großen Herzogthume Sachsen; die Herzoge aber hatten ihren Sitz in Ostfalen, und hatten hier, das Gesicht gegen die Wenden und Dänen gewendet, ihre Haupt-Macht zu bilden gesuchet. So war es gewesen unter dem Geschlechte, aus welchem die Ottone stammten, und unter den Billungern; so war es geblieben unter dem Kaiser Lothar und den Welfen. Vor den Angriffen der

Nordmannen waren sie durch die Friesen ziemlich sicher; die wilden Raubzüge der Ungarn hatten sich bis in diese Gegenden nicht erstrecket, und die feindseligen Versuche von Franzosen, Polen, Wenden und Dänen gegen Teutschland waren zu Schanden gemacht, ehe die Westfalen von denselben berühret werden konnten. Und auch die furchtbaren Wirrnisse im Inneren Teutschland's, welche unter den fränkischen Königen entstanden und unter den Hohenstaufen fortdauerten, hatten die Westfalen größtes Theiles verschonet; sie waren allerdings von Zeit zu Zeit hinein gezogen, aber selten waren sie die Bühne des wilden Getümmels geworden. Es ist begreiflich, ja es war fast nothwendig, daß sich unter solchen Verhältnissen die alten Bräuche, Sitten und Weisen erhielten, wie überhaupt, so auch im Rechte und Gerichts-Wesen, und sich ausbildeten, nach Veranlassung und Bedürfniß, im vaterländischen Geiste. Die Gau-Verfassung, die überall zu Grunde gieng, erhielt sich unter den Westfalen. Der Gaugraf hegte für und für das Gericht, wie in alten Tagen, und die Cent-Grafen wehrten das Recht in ihren Kreisen, in allen Sachen, die ihnen zugewiesen waren; der entfernte, aber mächtige Herzog erhielt die Ordnung und beschränkte jede Behörde auf ihren Kreis, Theils durch Untersuchungen, die von Zeit zu Zeit Statt fanden, Theils dadurch, daß er Berufungen von Denen annahm, welche sich durch die Entscheidung der Gerichte verletzet glaubten. Auch hatten die Westfalen Nachbaren, die um so stärker auf die Kräftigung ihres alten Freisinnes einwirken mußten, je mannichfacher der Verkehr war, in welchem sie ohne Zweifel mit denselben standen. Diese Nachbaren waren nach Westen und Norden die Friesen und Stedinger, nach Westen und Süden die Städte am Rhein, und unter diesen Städten das mächtige Cöln.

Von den Stedingern wird weiter unten die Rede sein. Die Friesen aber, längs der Küste des Meeres hin, vom Aus-

flusse des Rhein bis zur Eider, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, verbreitet, hatten allerdings, größtes Theiles, wie die übrigen teutschen Völker, das harte Joch des Lehen-Wesens auf sich nehmen müssen, Holland und Seeland hatten schon im zehenten Jahrhundert erbliche Grafen; dasselbe war, wenigstens im eilften Jahrhunderte, der Fall mit Gelderland und Zütphen; in Oberyssel hatte der Bischof von Utrecht um dieselbe Zeit die Grafschaft im Besitz; und wie viele Streitigkeiten um die Grafschaft Stade und das Land der Ditmarschen zwischen den Erzbischöfen von Bremen und den Herzogen von Sachsen Statt gehabt hatten, ist erzählet worden. Aber hart an den Küsten und Flüssen hatte sich in sieben sogenannten Seelanden die alte Freiheit der Friesen gerettet und erhalten. Diesen Seelanden war das Lehen-Wesen fremd geblieben. Wie viele Versuche auch gemacht sein mochten, denselben die Freiheit zu entreissen: sie hatten entweder gar keinen, oder keinen dauernden und vollständigen Erfolg gehabt. Die Versammlung von Abgeordneten aus allen sieben Landen, die zu Upstallboom, bei Aurich im Brokener Gau, Statt zu finden pflegte, erhielt und nährte den Gemeinsinn überall, und wußte solche Einrichtungen zur Vertheidigung aller Friesen zu treffen, daß die Grafen von Holland, Geldern, Oldenburg und Stade eben so wenig als die Bischöfe von Bremen und Utrecht im Stande waren, der Freiheit dieser Friesen bedeutenden Eintrag zu thun. Von der einen Seite durch das Meer geschützet, von welchem einst ihre Leiden gekommen waren und ihre Gefahren, von der anderen durch die ruhigeren Westfalen, überdieß durch die Natur ihres Landes begünstiget, das nur durch große menschliche Anstrengung seinen Werth bekam, und deßwegen für Diejenigen nicht eben lockend war, die nur im Kampf und Getümmel gedeihen zu können glaubten, erhielten und entwickelten sie, wenig gestöret, die gesunden Kräfte, mit welchen die Natur sie ausgestattet hatte in den Sitten der Väter

und vergaßen im Genusse der Freiheit gern den Genuß der Dinge, die ihnen nicht zugänglich waren. Sie müssen den Westfalen ein Reiz alter Tugend und Tüchtigkeit gewesen sein [7].

Aber gewiß ist den Westfalen auch das Leben nicht entgangen, das sich in den Städten am Rheine nach und nach gestaltet hatte. Wenn es auch wahr sein mag, daß Westfalen nirgends die Gränze dieses Stromes erreichen sollte, so lief doch jedes Falles diese Gränze in geringer Entfernung neben demselben hin, und die Geschichte Heinrich's des Löwen hat bewiesen, daß dieser große Herzog das rechte Ufer des Rheines gegen den Erzbischof von Cöln in Anspruch nahm [8]. Aber die Gränzen, welche die Fürsten um Länder und Ländertheile gezogen haben, sind nicht die Gränzen des Verkehres, sondern der Verkehr gehet herüber und hinüber. Und wie hätte der Rhein mit seinen Städten ohne Einfluß auf Westfalen bleiben können, da ja schon die kirchlichen Verhältnisse der Bisthümer in Westfalen zu dem Erzbisthume Cöln eine starke Verbindung unterhielten, und Cöln's Handel nach allen Richtungen ging. Auch ist es auffallend, daß die Stadt Soest, welche durch ihre Lage am Wenigsten begünstiget zu sein scheinet, so früh, wie wenige andere Städte, ein Weichbild erhielt, das bald Anderen, die nach der Freiheit strebten, und namentlich der Stadt Lübeck zum Muster dienen konnte [9]. Diese Erscheinung, welche allerdings die wohlwollende Gesinnung des Herzoges von Sachsen für städtisches Leben und Treiben voraussetzet, würde wohl nicht möglich gewesen sein ohne den Einfluß von Cöln.

Bei diesem Zustande der Dinge in Westfalen ist es begreiflich, daß selbst der Sturz Heinrich's des Löwen keine große Veränderung hervor zu bringen vermochte. Die Sachen und Einrichtungen mochten andere Namen erhalten, aber sie blieben dieselben. Während des Kampfes, als der Kaiser Friedrich

und der Erzbischof Philipp von Cöln, ja die ganze Geistlichkeit in Sachsen, Alles in Bewegung zu bringen suchten gegen den stolzen und verhaßten Herzog, mag freilich auch hier und da ein Graf zugegriffen und an sich gebracht haben, was in seiner Nähe lag. So wie der Graf von Geldern sein Gebiet in Westfalen hinein ausdehnte, so mögen auch der Graf von Teklenburg, der Graf von der Lippe und andere Herren ihre Gebiete erweitert haben, um für ihre Theilnahme an dem Kampfe nicht ohne Belohnung zu bleiben, und die Bischöfe dürften nicht zurück geblieben sein. Kein Einziger aber gelangte zu solcher Macht, daß er eine wahre Herrschaft zu üben, und die Sitten und Weisen der Westfalen zu unterdrücken vermocht hätte. Bei Heinrich's Sturze ertheilte alsdann zwar der Kaiser das Herzogthum in Engern und Westfalen dem Erzbischofe Philipp und dessen Nachfolgern auf dem Stuhle von Cöln, aber er ertheilte ihm dasselbe, wie er das Herzogthum Sachsen an den Askanier ertheilte, den Sohn Albert's des Bären, in unbestimmten Ausdrücken, ohne ihn in Besitz zu setzen. Er überließ dem Einen wie dem Anderen, an sich zu nehmen, was er an sich zu bringen im Stande sein würde. Und wie Bernhard, der Herzog von Sachsen, seine herzogliche Gewalt niemals in Ostfalen geltend zu machen im Stande war, so erhielt auch der Erzbischof niemals die herzogliche Gewalt in Westfalen. Er kam bald zu der Einsicht, daß der Kaiser ihm nur Worte, nur ein leeres Recht verliehen hatte, und keineswegs Land und Leute. Diese Entdeckung erzeugte bald die Gedanken in ihm, daß der Kaiser niemals die Absicht gehabt habe, ihm den Preis zu bezahlen, für welchen er demselben seine Dienste gegen den Welfen verkaufet hatte; und aus diesem Mißtrauen, welches durch des Kaisers fortdauernde Gleichgültigkeit gerechtfertiget zu werden schien, gieng die feindselige Gesinnung hervor, die Philipp für und für gegen den Kaiser Friedrich bewies und bewährte. Und was der erzbi-

schöfliche Stuhl in Cöln von dem Kaiser Friedrich nicht erhalten hatte, das war Heinrich der Sechste zu gewähren weder geneiget, noch vermögend. Das mochte der Hauptgrund sein zu der Feindschaft des Erzbischofes Adolf gegen das Haus der Waiblinger. Zwar ließ sich derselbe, nach langer Weigerung, endlich bewegen, dem kleinen Sohne Heinrich's des Sechsten den Eid der Treue zu leisten, aber gewiß nur mit dem Vorbehalte, diesen Eid, der nicht verpflichtend sei, sobald es nöthig oder vortheilhaft, zu brechen. Und nach Heinrich's Tode war es ja dieser Erzbischof Adolf, er allein, welcher den Welfen Otto den Vierten als König aufstellte gegen Philipp, den Waiblinger, Friedrich's des Ersten Sohn. Und seit dieser Zeit war das Erzbisthum Cöln, wie in dem gegenwärtigen Bande dieses Werkes erzählet worden ist, in so große Drangsale und in so furchtbare Zerrüttung gerathen, daß das Herzogthum desselben in Westfalen und Engern niemals eine Wahrheit geworden, sondern ein bloßer rechtlicher Anspruch geblieben war.

Nun trat die Anerkennung der Landesherrlichkeit aller Fürsten in Teutschland ein, zuerst der geistlichen Fürsten, bald auch der weltlichen. Diese Landesherrlichkeit konnte, wie schon früher angemerket worden ist, Niemandem willkommen sein, als den Fürsten selbst: denn durch dieselbe ward in der Welt der Vassallen die alte Gleichheit aufgehoben, und Denjenigen, welche gerade in dieser Zeit weder durch Ehren und Würden, noch durch großen Besitz ausgezeichnet waren, wurde die Hoffnung entrissen, welche bisher auch der Geringste gehabt hatte, im Dienste durch Verdienst, oder durch die kluge Benutzung günstiger Umstände empor zu kommen bis zu den höchsten Würden oder den nächsthöchsten; die Erblichkeit bannte einen Jeden auf die Stelle fest, auf welcher er sich befand. Am Verdrießlichsten indeß mochte die Veränderung der alten Freien sein, welche auf dem angestammten väter-

lichen Gute sicher zu sitzen geglaubet hatten, und in ihrer Armuth nur durch das Bewußtsein getröstet und gestärket worden waren, daß sie Niemandem verpflichtet seien, als dem Reiche; denn sie mußten befürchten, daß ihnen nunmehr auch das Letzte, worauf sie stolz waren, die Freiheit, unter der Gewalt eines kleinen Landes-Herrn entrissen werden würde. In allen teutschen Ländern indeß verstand man sich zu der Veränderung, weil Niemand zu helfen wußte und ein Jeder besorget war, wenn er eine Widersetzlichkeit versuchte, zu verlieren, was er hatte; man hob den Heerschild auf, der für Jeden zurecht geleget war, oder suchte einen Heerschild zu erlangen, wenn keiner zugetheilet worden. Anders in Westfalen. Hier war kein Fürst so mächtig, weder ein Geistlicher noch ein Laie, daß die Freien und die kleineren Vassallen, wenn sie gemeine Sache machten, irgend Etwas zu befürchten hatten, und Freie und kleine Vassallen standen sich näher als irgendwo. Die herzogliche Gewalt aber fehlte gänzlich. Deßwegen mag durch ganz Westfalen eine große Bewegung gegangen sein für das Reich, für die alte Freiheit, eine Bewegung zwar, deren Anfang und Ausdehnung keineswegs aus den Ueberlieferungen nachgewiesen werden kann, die aber, nach dem Zusammenhange der Dinge und nach den späteren Erscheinungen, kaum bezweifelt werden mag.

Die Fürsten in diesem Lande nämlich, die geistlichen, wie die weltlichen, unterließen eben so wenig, als die Fürsten in den übrigen Ländern, die landesherrliche Gewalt in aller Weise geltend zu machen, die ihnen entweder schon zugestanden war, oder doch nicht mehr verweigert werden konnte, und fingen im Besonderen an, eigene neue Gerichte zu bilden, mit welchen sie die Richter beliehen, wie sie selbst vom Könige die Beleihung entweder wirklich empfangen hatten, oder doch hätten empfangen sollen. Die Benennung dieser Richter war Grafen, und der Gerichtssprengel des Einzelnen hieß eine Go-

grafschaft [10]. Ohne Zweifel wurden auch von den Fürsten die Schöffen angestellet. Diesem Verfahren, nicht entgegen, sondern gegenüber, vereinigten sich, wie es scheinet, die Freien und die Unter-Vassallen, wohl keinesweges Alle, weil Viele sich den neuen Landes-Herren anschlossen, aber die kräftigsten, tüchtigsten, redlichsten Männer, welche gute Sitten und die Einfachheit der Väter höher hielten, als die ungewisse Gunst fürstlicher Höfe, zu einer Verbindung, welche, nach der Weise dieser Zeit ohne Zweifel mit einem Eide bekräftiget wurde, daß sie sich in Sachen, die Ehre, Leib und Leben betrafen, nicht an die landesherrlichen Gerichte wenden [11], sondern eigene Gerichte, aus ihrer Mitte besetzet, bilden und vor diesen Gerichten Recht geben und Recht nehmen wollten: das Recht und das gerichtliche Verfahren sollte das alte, von den Vätern überkommende sein, oder, nach der Sprache dieser Zeit, wie Alles von dem Kaiser Karl geordnet und eingerichtet worden. Die Zahl der Männer, welche zuerst zusammen traten, war ohne Zweifel gering; in kurzer Zeit aber breitete sich, wie zu geschehen pfleget, wenn Ein Gefühl in Allen ist und sich zu Einer Gesinnung in Vielen entwickelt, die Verbindung weit hinaus, und erhielt Genossen in allen Theilen Westfalens. Und da sie selbst, diese Verbundenen, sich nicht den Fürsten widersetzten, sondern sich im Uebrigen als gute und getreue Unterthanen bewiesen, so gelang es, die Verbindung geraume Zeit vor den Fürsten verborgen zu halten.

Auf die neuen Gerichte der Verbundenen, deren Einführung übrigens durch die Benutzung der alten Cent-Gerichte erleichtert worden zu sein scheinet, ward ein bekannter Name mit neuer Deutung angewendet. Man nannte sie Frei-Gerichte, oder Frei-Stühle [12], im Gegensatze gegen die landesherrlichen Gogerichte. Man nannte sie Frei-Gerichte, wie die Städte, welche sich der landesherrlichen Gewalt erwehrten, oder die Dörfer, welche sich im Fortgange der Zeit der landesherr-

lichen Gewalt entzogen, sich freie Städte und freie Dörfer nannten. Sie wollten sich nicht vom Reiche trennen oder vom Kaiser, sondern nur die Einwirkung des landesherrlichen Fürsten nicht dulden. Darum nannten sie sich auch kaiserliche Gerichte, und das Recht, das sie in Anwendung brachten, nannten sie das Recht des Reiches, wie es ja nicht anders sein konnte, da sie es von Karl dem Großen, dem Gründer des Reiches, herleiteten. Der Vorsitzende des Gerichtes hieß der Frei-Graf; die Schöffen hießen Frei-Schöffen; der Gerichts-Sprengel die Frei-Grafschaft. Alles in einem Sinne. Daß die Gerichte entweder vom Anfang an, oder nicht lange nach ihrer Entstehung auch den Namen der Fem-Gerichte erhalten haben, leidet keinen Zweifel[13]. Aus welchem Grund aber, ist deßwegen nicht auszumachen, weil, wie schon gesaget worden, die Bedeutung dieses Wortes mit Sicherheit nicht zu bestimmen ist; denn in unserer Sprache hat sich kaum eine Spur erhalten. Es ist indeß nicht unwahrscheinlich, daß das Wort von dem lateinischen Worte fama stamme, und folglich den Ruf bezeichne, den Leumund, in welchem der Mensch stehet. Wäre diese Erklärung, wie stark sie bestritten sein mag, dennoch richtig, so würden die Frei-Gerichte, nach Allem, was der Graf und die Schöffen über einen Genossen der Verbindung selbst wußten, oder durch Andere erfahren hatten, die Fem des Angeklagten festgestellet und das Urtheil gefunden haben. Und für dieses ursprüngliche Verfahren scheinet noch die Erwägung zu sprechen, daß die Frei-Grafen und Frei-Schöffen ohne Zweifel eine sittlich reine Verbindung bilden, und jeden Unwürdigen von sich zu entfernen, ja Jeden auszuschließen suchen mußten, der in ein übeles Gerücht kam: denn nur dadurch schienen sie sich erhalten und ihre Bestrebungen rechtfertigen zu können, daß sie nicht nur strenge Sittlichkeit, sondern auch die öffentliche Achtung zur Bedingung der Theilnahme an ihrer Verbindung machten[14]. Die Ver-

femung, mit welchem Worte die Verurtheilung eines Angeschuldigten bezeichnet wurde, war daher vielleicht ursprünglich Nichts, als eine Ausstoßung aus der Verbindung; ein Verruf unter den Genossen; eine Erklärung des Grafen und der Schöffen, vor Gott und auf ihr Gewissen, daß der Mensch ein ehrloser Mensch sei, und folglich unwürdig der Genossenschaft. Still-Gerichte aber mögen die Frei-Gerichte auch vom Anfang an darum genannt worden sein, weil sie, ohne öffentliches Ansehen, nach Verabredung unter den Genossen, in der Stille gehalten wurden. Theils aus demselben Grunde, Theils wohl auch, weil es in dem Wesen eines solchen Gerichtes lag, daß die Anbringungen der einzelnen Genossen, die Abstimmungen, überhaupt die Gründe, auf welche sie ihre Entscheidung stellten, nicht bekannt wurden, mögen auch die Namen: heimliches Gericht, heimliche Acht, nämlich die Verfemung, entstanden sein. Und da eben deßwegen nur die Fem-Genossen von den Verhandlungen der Gerichte, von ihren Grundsätzen und Verfahrungs-Weisen unterrichtet werden konnten, so lag sehr nahe, dieselben auch die Wissenden zu nennen. Vielleicht hat auch zu dieser Benennung der Umstand beigetragen, daß die Fem-Genossen, als ihre Zahl groß ward, geheime Losungsworte und Begrüßungen zur Erkennung hatten [15]; im Fortgange der Zeit aber mag man mit dem Namen der Wissenden auch den Begriff von Verständigkeit, Einsicht und Weisheit verbunden haben, und um so unbedenklicher verbunden haben, da die freien Grafen und Schöffen allerdings große Gelegenheiten hatten, Erfahrungen zu machen, mehr als andere Menschen bekannt zu werden mit den Zuständen der Gesellschaft und sich eine größere Gewandtheit zu eigen zu machen.

Lange jedoch konnte dieses geheime Wirken und Walten der Aufmerksamkeit der Landes-Herren nicht entgehen. Als sie aber die Entdeckung machten, da mögen sie in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein. Denn damals hatte die Verbin-

dung, wie es scheinet, schon eine so große Ausdehnung gewonnen, die Zahl der Fem-Genossen oder der Wissenden war schon so sehr angewachsen, und zu denselben gehörten Männer unter den Freien und Vassallen von solcher Bedeutung, daß es den Fürsten des Landes wohl bedenklich sein mußte, einen Versuch zu gewaltsamer Aufhebung der Frei-Gerichte und zur Sprengung des Bundes zu wagen. Sie selbst waren zu kleine Fürsten und hatten in ihren Dienstleuten eine zu geringe Macht zu einem solchen Versuche, und eine Hülfe von dem Kaiser und dem Reiche, oder nur von einzelnen größeren Fürsten außerhalb Westfalens durften sie bei dem Zustande des Reiches und bei der Geringfügigkeit ihrer eigenen Mittel nicht erwarten. Ihnen blieb daher kaum Etwas übrig, als die Frei-Gerichte bestehen zu lassen und sie eben dadurch, wohl nicht urkundlich, aber in der That, anzuerkennen.

Von diesem Augenblick an änderte sich die Stellung der Fem-Gerichte. Der Kreis ihrer früheren Wirksamkeit wurde durchbrochen, und sie selbst sahen sich genöthiget, ihre Einrichtung zu ändern, ihr Verfahren umzustalten. Bisher nur gewohnet über Wissende zu richten, nach dem alten Grundsatze, Gleiche über Gleiche, sprachen nunmehr auch Nichtwissende ihre Entscheidung an: denn diese Nichtwissenden wollten lieber das Recht bei freien, ehrenwerthen, unabhängigen Männern suchen, als bei den landesherrlichen Gerichten, die sich noch nicht bewähret hatten, die auch ihrer Natur nach kein besonderes Vertrauen verdienen mochten [15]. Und die Fem-Gerichte wiesen das Vertrauen nicht zurück, und durften vielleicht nicht ein Mal wagen, dasselbe zurück zu weisen, da ihnen ja von Seiten der Landes-Herren kein Hinderniß in der Findung des Rechtes entgegen gestellet wurde. Also wurden die Gränzen einer Frei-Grafschaft erweitert, und mehre Frei-Stühle wurden errichtet. Aber neben dem heimlichen Dinge ward auch ein offenbares Ding gebildet, vor welches der Nichtwissende gewiesen wurde, der

bei dem Frei-Gerichte sein Recht suchte. Vor demselben mußte er seine Klage erheben, vor demselben seine Beweise führen, von demselben sein Recht empfangen; und nur wenn aus diesen Verhandlungen, welche ganz in der Weise anderer Gerichte Statt fanden, hervor gieng, daß die Sache eine Fem-Frage sei, daß ein Verbrechen vorlag, wurde sie an das heimliche Ding verwiesen, um hier entschieden zu werden nach Fem-Recht. Und nun erhielt die Verfemung eine andere Bedeutung. Sie ward, obwohl noch auf Westfalen beschränket, eine wahre Achts-Erklärung. Ja, die Verfemung war härter und strenger, als die Acht. Bei dieser wurde der Unglückliche, der in dieselbe verfiel, nur Preis gegeben; er wurde seinem Schicksal überlassen, und wenn Niemand sich fand, der Rache an ihm nehmen, oder den Tod über ihn bringen wollte, so konnte er entgehen, und behielt die Hoffnung, das die Acht, wenn er auch die Aufhebung nicht zu bewirken vermochte, mit der Zeit oder unter veränderten Umständen in Vergessenheit gerathen würde. Die Fem-Gerichte hingegen, die allerdings zu fürchten hatten, daß ihre Sprüche zum Gespötte werden würden, wenn sie ohne Folgen blieben, oder vielmehr wenn das Wort und die That nicht Eins waren, hielten dafür, daß ihre Acht sogleich oder sobald als möglich den Tod bewirkte, machten es allen Fem-Genossen, wo sie auch leben mochten, zur Pflicht das Urtheil zu vollziehen.

Indem sich nun die Frei-Gerichte in solcher Weise gestalteten und ihre Wirksamkeit ausbreiteten, bildeten sie nothwendig mehr und mehr einen Gegensatz gegen die landesherrliche Gewalt der Fürsten. Um aber wenigstens den Schein zu behalten, als seien auch diese Gerichte Ausflüsse der Landesherrlichkeit, und wohl zugleich in der Hoffnung, nach und nach, wie es in menschlichen Dingen zu geschehen pfleget, im Fortgange der Zeit Einfluß auf dieselben zu erhalten, suchten die Fürsten als Stuhl-Herren anerkannt zu werden, und den Frei-Grafen die Beleihung mit der Frei-Grafschaft zu ertheilen. Bald

aber begann auch der Erzbischof von Cöln von seiner herzoglichen Gewalt in Westfalen zu sprechen, und verlangte wegen dieser Gewalt die Ober-Aufsicht über alle Gerichte in diesem Lande, also auch über die Frei-Grafschaften und die Frei-Stühle; er verlangte, entweder den Landes-Herren oder den Frei-Grafen die Belehnung mit der Gerichtsbarkeit der Fem zu ertheilen. Den Blutbann indeß, unter welchem, wenn diese Bestrebungen gelangen, die Frei-Gerichte richten mußten, konnte nur der Kaiser ertheilen, entweder unmittelbar, oder durch Bevollmächtigung. Deßwegen bewarben sich die Landesherren und der Erzbischof von Cöln, als Herzog in Westfalen, bei dem Kaiser um die Beleihung mit dem Königsbanne für die Fem-Gerichte. Wann Dieses zum ersten Male geschehen ist, läßet sich aus Mangel an Ueberlieferungen nicht bestimmen; ein Frei-Graf berufet sich in späteren Zeiten, wie er die Gründung der Frei-Gerichte von Karl dem Großen herleitet, so auf die Kaiser Heinrich und Friedrich[16]; aber die letzte Berufung hat vielleicht keinen größeren Werth, als die erste, und soll nur heißen, daß Alles, was im fünfzehenten Jahrhunderte war, schon sehr lange gewesen sei. Jedes Falles ist gewiß, daß die Kaiser sehr gern eingingen auf die Wünsche der Landes-Herren und der Erzbischöfe, weil sie, je geringer ihre Gewalt war, desto lieber den Schatten derselben zu erhalten suchten, wo man sie anzuerkennen sich geneiget zeigte. Also ertheilten sie die verlangte Beleihung bald unmittelbar, bald durch den Erzbischof von Cöln. Und die Frei-Grafen konnten sich nicht weigern, nunmehr auch selbst die Beleihung anzunehmen, da sie ja die Freiheit, welche sie ihren Gerichten beilegten, nur dadurch zu rechtfertigen vermochten, daß dieselben unmittelbar unter dem Kaiser und dem Reiche ständen. Seitdem nannten sie sich des heiligen Reiches Frei-Gerichte, jedoch auch fortwährend kaiserliche Gerichte, und hegten dieselben auf dem Königsstuhle, wenigstens aber Sachen von Wichtigkeit.

Diese neue Veränderung hatte große Folgen. Von der einen Seite wurden den Frei-Gerichten die Mittel und Wege gewähret und geöffnet zu einer unermeßlichen Wirksamkeit und zu einem Einfluß auf das Leben, den Niemand zu berechnen vermag; von der anderen Seite aber wurde die Saat des Verderbens in sie hinein geworfen, und diese Saat fand die gedeihlichste Pflege.

Die Frei-Gerichte hielten zwar an dem Grundsatze fest, daß sie nur in Westfalen, nur auf der rothen Erde geheget und gehalten werden könnten; und diesen Grundsatz vertheidigten sie gegen die Hohen und gegen die Höchsten; aber sie verstatteten vielen Männern außerhalb Westfalen, in immer weiteren Kreisen, nach und nach in allen Gegenden Teutschland's den Eintritt in die Verbindung, unter die Frei-Schöffen oder die Wissenden. Und so wie sich die Verbindung der Wissenden weiter und weiter verbreitete, so dehnte sie auch ihre Gerichtsbarkeit aus über alle Länder, die zum Reiche gerechnet wurden oder unter dem kaiserlichen Namen standen [17]. Alle Verbrechen, die an Ehre, Leib und Leben gingen, wo sie auch Statt gefunden hatten im Reiche, konnten an die westfälischen Frei-Gerichte zur Untersuchung und Bestrafung gebracht werden, und diese Gerichte nahmen keinen Anstand, den Ausspruch zu thun, da sie ja in den Wissenden die Macht hatten, denselben in Ausführung zu bringen. Und immer weniger machten sie einen Unterschied zwischen den Verbrechern. Die Hohen und Höchsten, bis zu dem Landes-Herrn hinauf, wurden nicht minder vor das kaiserliche Frei-Gericht geladen, als die Geringsten, und Jene hatten nicht weniger die Verurtheilung zum Strange zu fürchten, als Diese. Endlich aber trugen sie, in einer solchen Stellung auch kein Bedenken, in bürgerlichen Sachen zu entscheiden, jedoch wohl nur, wenn diese Sachen irgend Etwas darboten, wodurch sie zur Fem-Frage gemacht werden konnten, namentlich, wenn einem Menschen von landesherrlichen Gerichten,

etwa wegen der Einmischung des Landes-Herrn und wegen der Betheiligung desselben, das Recht verweigert, oder wenn die Sache verschleppt, oder wenn entschieden ungerecht in der Sache gesprochen war. Also stellte sich das Fem-Gericht als eine obere Berufungs-Behörde auf für das ganze Reich, nannte sich des heiligen Reiches höchstes Frei-Gericht und ward als des Reiches höchstes Gericht selbst von den Kaisern anerkannt.

Indem aber die westfälischen Gerichte zu dieser fast mährchenhaften Gewalt gelangten, wurde der Boden nach und nach eingerissen, auf welchem diese Gewalt stand. Die Frei-Grafen und Frei-Schöffen, stolz auf ihr Ansehen, mögen nach Menschen Weise nicht immer die nöthige Vorsicht beobachtet, und nicht die Mäßigung bewähret haben, die nothwendig war. Während sie Furcht und Schrecken erregten, Ingrimm und Haß, Eifersucht und Neid, ward ihnen von Hohen und von Geringen geschmeichelt; man buhlte um ihre Gunst. Und nicht Alle hielten fest an der alten Strenge, und nicht Alle zeigten sich unempfänglich gegen die Schätze und die Freuden dieser Welt. Große Herren, Fürsten, ja selbst Kaiser traten in den geheimnißvollen Verein der Wissenden, und drängten sich an die Frei-Grafen in Westfalen hinan. Und schon die Gesellschaft so vornehmer Herren wirkte zerstörend auf das Recht, das diese Gerichte gewahrt hatten, und noch verderblicher auf die Verwaltung des Rechtes, weil sie die Unbefangenheit störte, und gegen die Großen hin eine gewisse Geschmeidigkeit in die starken Seelen brachte, und gegen die Geringen einen gewissen Uebermuth. Aber der Eintritt der Fürsten und Landes-Herren in den Verein der Wissenden dürfte auch selten in redlicher Absicht Statt gefunden haben. Den Kaisern ist es vielleicht erfreulich gewesen, daß die Verfemung in ihrem Namen ausgesprochen wurde, da sie selbst nicht mehr im Stande waren, die Reichs-Acht geltend zu machen; den Fürsten des Reiches hingegen müssen die Frei-Gerichte ein desto ärgerer Abscheu gewesen sein,

je mächtiger sie wurden; es müssen ihnen die Sprüche dieser auswärtigen Gerichte über ihre Unterthanen desto verdrießlicher geworden sein, je mehr sich ihre Landesherrlichkeit ausbildete und befestigte. Und sie selbst sollten ja auch den Fem-Gerichten unterworfen sein; sie sollten selbst zur Ausführung der Verfemung die Hand bieten; sie wurden selbst von der Verfemung getroffen, wenn sie sich frevelhafter Handlungen schuldig machten, und ihre Unterthanen wurden zum Ungehorsam, zur Widersetzlichkeit, zum Aufstande gereizet, wenn sie einen solchen Spruch auf sich geladen. Daher ist wahrscheinlich, daß sie nur in den Verein der Wissenden eingetreten sind, um sich des Geheimnisses zu bemächtigen, um die Stärke derselben zu erkunden, um die Seiten aufzufinden, an welchen sie am Bequemsten und Wirksamsten gefasset werden könnten. Und bald mag sich ergeben haben, daß die Fem-Gerichte, wie sie nur durch das allgemeine Vertrauen entstanden und mächtig geworden waren, so nur dadurch vernichtet werden könnten, daß man die Meinung aller Menschen-Classen gegen sie aufregte.

Es ist in der That zu bedauern, daß nicht eine Geschichte der Fem-Gerichte, wenn so geredet werden darf, aus dem Bewußtsein der Wissenden herausgeschrieben werden kann. Vieles möchte alsdann ganz anders lauten, als jetzt. Zu bezweifeln ist gewiß nicht, daß einzelne Frei-Grafen sich nach und nach großer Ungebürlichkeiten schuldig gemacht haben, grober Mißgriffe, furchtbarer Ausschreitungen; aber eben weil diese Ungebürlichkeiten, diese Mißgriffe und Ausschreitungen endlich bis zum Unbegreiflichen groß, grob und furchtbar werden, steigen gerechte Bedenklichkeiten auf in der Seele des Menschen, der gerecht zu bleiben strebet in seinem Urtheile. Das Geschrei gegen die Frei-Gerichte wird zuletzt so allgemein, daß schon diese Allgemeinheit Zweifel erwecket. Viele Verläumdungen mögen Statt gefunden haben, Theils von Denen ausgegangen, welche die Strenge der Fem erfahren, oder die Folgen, zu ihrem

Schmerz und Schaden, vor Augen gesehen hatten, Theils von Denen, welchen daran gelegen war, jene Gerichte zu verderben. Auch mögen die Frei-Gerichte, aufgebracht über die Einmischungen der Fürsten und der Könige, über die Beschränkungen, die ihnen von Päpsten und Kaisern gesetzet, über die Veränderungen, als Verbesserungen ausgegeben, welche ihnen aufgenöthiget wurden, über die Nachahmungen ihres Verfahrens in fürstlichen und städtischen Gerichten, wodurch die Meinungen der Menschen in Verwirruug geriethen, über die Angriffe, welche sie von allen Seiten her mehr und mehr erdulden mußten, und welche mit den früheren Lobpreisungen im schneidenden Widerspruche standen: aufgebracht über Dieses und Anderes mögen auch einzelne Frei-Grafen und ganze Gerichte die Meinung gefasset haben, nicht länger durch Nachgiebigkeit sei ihr Ansehen zu erhalten, sondern nur durch Beharrlichkeit und vermehrte Strenge, und bei dieser Ansicht mögen sie, aus Unmuth und Zorn, weit über die Gränze hinaus gegangen sein, innerhalb deren sie, wenn nicht den Beifall der Zeitgenossen, doch die Achtung und Bewunderung der Nachwelt bewahret haben würden. Aber das wilde Verfahren einzelner Grafen und Gerichte giebt kein Zeugniß über den Geist der ganzen Verbindung, und darf nicht das Urtheil über dieselbe bestimmen. Denn es bleibet immer die Frage zurück, welche aus den Ueberlieferungen nicht beantwortet werden kann, ob diese Grafen und Gerichte nicht mehr Werkzeuge in der Hand Derer gewesen sind, welche das Verderben der Gerichte erstrebten, als Urheber, im Geiste derselben, in ihrer eigenen, aus dem Inneren hervor gegangenen Entartung.

Wie sich aber auch die Sache verhalten mag, ob die Fem-Gerichte das Opfer fremder Leidenschaften und Bestrebungen geworden, und nur vor einer größeren Gewalt zu Grunde gegangen, oder ob sie zu Grunde gegangen sein mögen durch ihren eigenen Verfall und an innerer Fäulniß: gewiß ist, daß

sie erst zu Grunde gegangen sind, als ein neuer Geist in das Leben getreten und eine mächtige Bewegung in der Kirche und im Staate hervorgebracht war, erst, als sie zwei oder drei hundert Jahre hindurch stark und gewaltig auf das Leben des teutschen Volkes eingewirkt und eine große Bestimmung erfüllet hatten. Sie hatten viele Frevel gerächet und viele Frevel verhütet. Sie hatten den Armen und Wehrlosen größere Sicherheit verschaffet, als dieselben ohne ihr Drohen gefunden haben würden. Sie hatten manchen großen Herrn eingeschüchtert, als die Acht des Kaisers nicht mehr geachtet und der Bannfluch des Papstes nicht mehr gefürchtet ward. Sie hatten ein zweites Bollwerk gegen das eindringende römische Recht gebildet und dem teutschen Volke Zeit verschaffet, so weit heran zu reifen, daß ihm dieses Recht weniger nachtheilig ward. Sie hatten den teutschen Fürsten fühlbar gemacht, daß es nothwendig sei, für eine bessere Rechtspflege Sorge zu tragen in ihren Ländern. Sie hatten endlich an das heilige Reich teutscher Nation und an die Nothwendigkeit eines Reichs-Gerichtes zu einer Zeit gemahnet, als Niemand mehr an das Reich zu denken schien, und dadurch den Volksgeist gestachelt, und die Sehnsucht nach Vereinigung zu Wehr, Recht und Wissenschaft in allen Teutschen erhalten und genähret. Das soll von Niemandem vergessen werden und von Niemandem gering geachtet.

Achtes Capitel.

Die Stedinger.
Der Kreuzzug gegen Dieselben.
J. — 1235.

Noch ist zweier Ereignisse zu gedenken, welche in dieser Zeit Statt fanden, da Friedrich der Zweite, andere Entwürfe verfolgend, die kaiserliche Macht in Teutschland gleichgültig in gänzlichen Verfall gerathen ließ; zweier Ereignisse, welche nicht ohne Zusammenhang waren mit den erzählten Vorgängen in Sachsen und nicht ohne Einfluß auf dieselben; welche beide, an sich merkwürdig, als Zeugnisse dienen mögen über diese Zeit und über den Geist und die Gesinnung des teutschen Volkes; von welchen endlich das erste beweiset, daß, wie die Liebe zur Freiheit, so die Kraft für die Freiheit zu kämpfen und zu sterben noch nicht in der Brust der Teutschen erstorben war.

Dieses erste Ereigniß ist der Kampf der Stedinger gegen Fürsten, welche sie ihrer Herrschaft zu unterwerfen strebten und gegen den Mißbrauch priesterlicher Gewalt.

Die Stedinger wohnten an beiden Ufern der Weser, unterhalb Bremen, etwa von der Mündung der Ochte an über die Hunte hinweg, einige Meilen abwärts, auf dem linken

Ufer, und auf dem rechten Ufer in gleicher Ausdehnung, ohne daß die Gränze genau bestimmet werden könnte. Ihr Land waren die, wenig abhängigen, Ränder des Weser-Thales, welche in alten Tagen größtes Theiles bald See und bald Land gewesen sein müssen, je nachdem der Strom durch das Steigen und Fallen der Flut bald stärker und bald schwächer wurde. Mit bewunderungswürdiger Anstrengung hatten ihre Väter, wie deren Nachbaren, die Weser weiter hinab, längs des Meeres hinweg und die Elbe herauf, in unbekannten Zeiten, große Dämme, Deiche genannt, errichtet, um dem Fluß ein schmäleres und bestimmteres Bett anzuweisen. Dadurch war ein Land gewonnen geworden, das an jedem Ufer bis zur dürren Geest kaum eine Meile breit sein mochte, das jedoch mehr Sumpf, als fester Boden zu sein schien. Aber mit neuen Anstrengungen hatten sie diesen Sumpf mit vielen Gräben durchzogen, so daß derselbe in eine Menge viereckiger Stücke geschnitten war, und hatten Schleussen und Siehle durch die Deiche gebauet, welche zur Zeit der Flut das Wasser von dem Strome her abhielten, zur Zeit der Ebbe hingegen das Wasser aus den Gräben und kleinen Flüssen zu dem Strom und dem Meere führten. Auf solche Weise war der Sumpf, wenigstens zur Sommerszeit, trocken geleget, und das Land war eine ungemein fruchtbare Marsch geworden. Wenn nun auch die Erhaltung der Deiche, Gräben, Schleussen und Siehle sehr kostspielig und mühselig blieb für und für, so wurden doch Kosten und Mühen durch den reichen Ertrag des Landes, besonders durch das Gedeihen der Viehzucht, reichlich ersetzet und belohnet.

Die Stedinger selbst sind, wie sie auf den Gränzen der Sachsen und Friesen wohnten [1], bald als Sachsen angesehen worden und bald als Friesen. Die Ungewißheit konnte um so leichter entstehen, da es in der That schwer sein möchte, einen wesentlichen, ja nur einen bedeutenden Unterschied zwi-

schen Friesen und Sachsen aufzufinden. Alle Verschiedenheit, die man zu entdecken geglaubet hat, dürfte aus der Lage der Länder, aus den Beschäftigungen und aus den politischen Verhältnissen hervor gegangen sein [2]. Wenn aber die Nachrichten der römischen Schriftsteller, nach welchen die Friesen von der Ems ab westlich, die Chaucen hingegen, die Stammväter der Sachsen, östlich wohnten, irgend Etwas werth sind, so scheinet es keinen Zweifel zu leiden, daß die Stedinger Sachsen gewesen sind. Im Fortgange der Zeit jedoch mögen Friesen sich unter den Sachsen angesiedelt haben. Denn sie, die Friesen, am längsten mit dem Kampfe gegen die Angriffe der Nordsee vertrauet und am geschicktesten in der Kunst, sich derselben zu erwehren, hatten, wie es scheinet, eine unbezwingbare Lust zu diesem Kampf und zu dieser Kunst gewonnen, und fanden sich deßwegen überall gern ein, wo dem alten Feind ein Besitz streitig zu machen oder abzudringen war. Also mögen auch friesische Männer die benachbarten Sachsen in den Wasser-Bauten unterrichtet, und von dem gewonnenen Lande Theile als Eigenthum zur Belohnung ihrer Verdienste erhalten haben. Da es nun den Stedingern wie den Friesen in den Seelanden gelungen war, sich in ihren Marschen der Zudringlichkeit des Lehen-Wesens in früheren Tagen zu erwehren, so mögen nachmals, als die Gefahr größer wurde, diejenigen Stedinger, welche am Meisten dieser Gefahr ausgesetzet waren, sich der Verbindung der sieben friesischen Seelande angeschlossen haben, wie andere benachbarte Gaue. Der Gefahr aber waren am Meisten die östlichen Stedinger, auf der rechten Seite der Weser, die Osterstader, ausgesetzet; und darum traten diese dem friesischen Vereine bei, obwohl ihre Hoffnung auf Schutz und Hülfe in den Tagen der Noth nicht in Erfüllung gieng. Die Stedinger auf der linken Seite der Weser dagegen scheinen sich selbst, im Vertrauen auf ihr altes Glück, auf die Natur ihres Landes und die eigene Kraft, für

stark genug gehalten zu haben zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Darum blieben sie völlig selbständig, von jeder Verbindung unabhängig, und erst als das Unglück zunächst über die südlichen Gemeinden hereinbrach, scheinen die nördlichen Gemeinden sich mit dem benachbarten friesischen Gaue Rustringen vereiniget zu haben [3]. Alle diese Dinge aber waren wohl geeignet, die Ansichten zu verwirren, und es ungewiß zu machen, ob die Stedinger Sachsen gewesen seien oder Friesen. Jedes Falles lebten die Stedinger, wie die freien Friesen, in der uralten Sitte und Weise der Teutschen, in Einfachheit und Tugend, ein tüchtiges Geschlecht. Selbst die christliche Religion hatte keinen anderen Einfluß gehabt auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, als daß die Menschen vielleicht näher aneinander gerücket waren. Das Loos der Knechte, niemals hart, mag um so mehr erleichtert worden sein, je geringer die Zahl derselben war; die Liten scheinen, Wehrgeld und Bußen ausgenommen, nicht entfernet von den Freien gestanden zu haben; die Freien waren sämmtlich in ihren Rechten gleich, und nur der Grundbesitz machte einen wechselnden Unterschied zwischen Reichen und Aermeren, zwischen Athelingen und Frilingen; die Beamten hatten die nöthige Gewalt und den gebührenden Vorzug, und dem Priester ward die Ehrerbietung bewiesen, die er in Anspruch nehmen durfte, wenn er, neben der Verwaltung des Heiligen, die Sitten und Weisen des Landes achtete und schonte. Uebrigens tritt der Name der Stedinger erst im letzten Viertel des zwölften Jahrhundertes in die Geschichte ein. Das kleine Land erregte nicht eher die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber, als da große Herren den Einwohnern die Freiheit zu entreissen suchten, in welcher sie glücklich waren [4].

Und an Lüsternheit nach dem Lande der Stedinger fehlte es weder geistlichen Fürsten noch weltlichen. Auch fehlte es nicht an Ansprüchen; aber eben der Umstand, daß sowohl

Geistliche als Weltliche Ansprüche machen zu dürfen glaubten, hat den Friesen in den Stürmen des Lebens die Behauptung ihrer Freiheit lange Zeit erleichtert. In die Gau-Eintheilung des Reiches durch Karl den Großen waren ja alle teutschen Länder hinein gezogen, und hatten ihre Grafen erhalten zur Verwaltung des Rechtes. Heinrich der Vierte hatte seinen gefälligen Freund, den prachtliebenden Erzbischof Adelbert von Bremen, mit der Grafschaft Friesland beliehen, und die späteren Kaiser hatten Beleihungen und Versprechungen hin und her ertheilet, auf welche Ansprüche gestützet werden mochten. Aber die Geschichte ist dunkel, oder vielmehr, es giebt keine Geschichte von den Stedingern; höchstens haben sich einige Erinnerungen erhalten, welche zur Sage gestaltet, und im fünfzehenten Jahrhunderte mit einem geschichtlichen Schein umgeben worden sind[5]. Alles scheinet ungewiß geblieben, und die Freiheit der Stedinger gegen die Versuche, die zu der Unterdrückung derselben gemacht werden mochten, gerettet zu sein. Zu der Zeit aber, als Heinrich der Löwe, in einem Streite mit dem Kaiser Friedrich nicht mehr im Stande war, durch den Schrecken seines Namens und seiner Waffen die Ordnung zu erhalten, fingen die benachbarten Grafen, und vor Allen die Grafen von Oldenburg an, die Stedinger von Neuem zu versuchen: und allerdings mußte den Grafen von Oldenburg viel daran gelegen sein, den Ausfluß der Hunte, und den Weserstrom mit ihrem Gebiete zu vereinigen. Ihre Getreuen aber, welchen dieses Werk anvertrauet wurde, scheinen sich mit großer Ungeschicklichkeit benommen zu haben. Voll von Verachtung gegen die freien Landleute, und voll von Diensteifer gegen ihren Herrn drängten sie sich nicht nur unverschämt in die Angelegenheiten der Stedinger ein, sondern sie legten auch feste Burgen gegen dieselben an, und erlaubten sich von diesen Burgen aus allerlei Muthwillen, ja selbst Kränkungen und Mißhandlungen der Frauen und Jungfrauen. Ueber solche Frevel auf-

gebracht, erhoben sich, wie es scheinet um dieselbe Zeit, da über das Herzogthum Sachsen das Loos geworfen wurde, die Stedinger zwischen der Hunte und der Ochte, die zunächst gekränket und bedrohet waren, und nahmen mit Feuer und Schwert blutige Rache. Die Burgen wurden zerstöret und die Dienstmannen erschlagen oder verjaget. Hierauf wurden Verschanzungen angeleget, alle Stedinger zogen sich in Dörfer hinter ihren Deichen zusammen, und die reichen Männer legten wohl befestigte Häuser an, die zur Zuflucht und Wehr dienen sollten in Tagen der Noth. Von dieser Zeit an scheinen die Stedinger auch nicht mehr den Zehenten an die Kirche von Bremen entrichtet zu haben, sei es, daß sie den Erzbischof in Verdacht der Theilnahme an den Versuchen zu ihrer Unterdrückung gehalten, sei es, daß die Streitigkeiten, welche über den Stuhl von Bremen entstanden waren, sie von der Entrichtung des Zehenten abgehalten haben.

Hierauf blieben die Stedinger ein halbes Jahrhundert herdurch unangefochten, Theils wohl wegen der Verwirrung im Reiche, in Sachsen und im Erzbisthume Bremen, Theils wohl auch, weil sie noch nicht als reif zur Unterwerfung geachtet wurden. Inzwischen mögen sie sicher geworden sein, und ihre Stärke überschätzet haben, weil Niemand dieselbe zu brechen unternahm. Zwar machte der Erzbischof Hartwich der Zweite im Jahre zwölf Hundert und sieben einen Kriegszug wider die Stedinger, aber nur wie es scheinet, um eine Summe Geldes zu erpressen [6]. Zum Angriffe kam es nicht. Dadurch mögen sie noch mehr getäuschet worden sein. Denn ein Paar Jahre später, als zwischen Bremen und Hamburg, nach Hartwich's Tode, eine zwiespältige erzbischöfliche Wahl Statt gefunden hatte [7], ließen sie sich verleiten, für den Mann, den Bremen gewählet und der Papst verworfen hatte, aufzutreten, für den Dänen Waldemar, vormals Erzbischof von Schleswig, gegen den Mann, den Hamburg erwählet hatte, den

Dompropst Burchard; und sie blieben auch alsdann noch auf Waldemar's Seite, als, nach Burchard's Tode, der Papst Innocenz der Dritte selbst einen Erzbischof ernannte, Gerhard den Ersten, einen Grafen von der Lippe, bisher Bischof von Osnabrück. In dem Kriege zwischen Waldemar und Gerhard zeigten sie sich zwar als tapfere Männer; sie eroberten einige Burgen und bedroheten noch andere [8]; aber sie wurden zugleich in Rom bekannt, nicht zu ihren Gunsten, und Rom pflegte, wenn auch zu verzeihen, doch nicht zu vergessen. Auch hatten sie ohne Zweifel den Zorn mehrer Fürsten auf sich gezogen, und im Besonderen den Zorn der Grafen von der Lippe, während sie, nach der Natur der Dinge, an dem Grafen von Oldenburg einen beständigen Feind behielten. Nun verließen sie zwar endlich den Erzbischof Waldemar, nachdem sie ihn sechs Jahre lang vertheidiget hatten, wandten sich dem Gegner desselben zu und vertrieben ihn, als auch Bremen abgefallen war, von seinem Sitze. Aber selbst diese Umkehrung mochte ihnen leicht zum Nachtheile gedeutet werden. Durch welche Gründe sie auch zu der Veränderung bewogen sein mögen, ob sie vor dem Papst Innocenz, der seine allgemeine Kirchen-Versammlung mit großem Glanze gehalten hatte, besorget geworden waren, oder ob der Rücktritt des Kaisers Otto des Vierten, welcher mit dem Erzbischofe Waldemar verbunden gewesen war, auch sie zum Rücktritte bestimmet, oder ob andere und geheime Einwirkungen Statt gehabt hatten, muß unentschieden bleiben; gewiß aber ist, ihre Feinde, die ihre Freiheit haßten und nach ihrer Beherrschung verlangten, glaubten schwache Seiten an ihnen entdecket zu haben. In der That finden sich schon in ihren Kämpfen für Waldemar Spuren von Verlockungen und von Verrätherei [9].

Indeß verlief noch eine Reihe von Jahren, ehe das Unglück über die Stedinger kam, das für sie bereitet wurde. Friedrich der Zweite verließ Teutschland; das königliche An-

sehen verschwand; die Ereignisse, deren gedacht worden ist, bewiesen den Verfall des Reiches; die Landesherrlichkeit der Fürsten endlich ward ausgesprochen, und ein Jeder der Landes-Herren suchte, so wie die Gelegenheit sich darbot, sein Gebiet zu erweitern und seine Gewalt zu begründen. Bei solchen Bestrebungen war den Fürsten, den geistlichen wie den weltlichen, die Freiheit der Friesen, weil sie den Sachsen als Muster vor Augen stand, ohne Zweifel verdrießlich, und noch mehr verhasset war ihnen die Freiheit der Stedinger: denn die Friesen hatten sich ruhig daheim gehalten, die Stedinger aber hatten sich in die Zwiste der Fürsten gemischet, und eine Kraft bewähret, die nur zum Widerstande reizen zu können schien; sie zeigte den Werth der Freiheit. In der That findet man von einem Geschichtschreiber dieser Zeit angemerket, daß die Stedinger Bewunderung gefunden haben in der Ferne, wie in der Nähe, und daß unglaublich viele Bewohner des Landes von dem Wunsche beseelet gewesen seien, es ihnen gleich zu thun [10]. Um so heißer mochte das Verlangen werden, das stolze, mannhafte und verwegene Häuflein unter das Joch zu bringen. Aber es mag auch unter den benachbarten Fürsten eine gewisse Besorgniß des Einen vor dem Anderen entstanden sein. Denn ein Jeder wünschte das Land zu erhalten, und Keiner wollte zu kurz kommen.

Der Erzbischof Gerhard der Zweite von Bremen, ein Neffe Gerhard's des Ersten, früher Propst zu Paderborn, der seit dem Jahre zwölf Hundert und neunzehen auf dem Stuhle von Bremen saß, machte im Jahre zwölf Hundert neun und zwanzig den ersten Versuch. Und an einem Vorwande fehlte es nicht. Ein Priester war im Lande der Stedinger erschlagen worden, und für diese Frevelthat sollte Rache genommen werden. Nach einer späteren Nachricht aber war dieser Priester mit dem geringen Beichtgeld einer Frau unzufrieden gewesen, und hatte derselben, als sie das heilige Abendmahl empfangen

wollte, im Zorn an Statt der geweiheten Hostie, das dargebrachte Beichtgeld in den Mund gestecket; und da die Klage des Ehemannes dieser Frau über diese gotteslästerliche Kränkung kein Gehör gefunden, so hatte derselbe die Schändung des Heiligen und die Kränkung seiner Ehefrau durch die Ermordung des Pfaffen rächen zu müssen geglaubet. Der Erzbischof Gerhard jedoch forderte Genugthuung, und sprach schwere Drohungen aus, wenn dieselbe verweigert würde. Sie wurde verweigert; denn die Verwandtschaft des Mannes und der Frau hatten die That zum Voraus angerathen, und alle Stedinger hatten dieselbe gerecht gefunden. Hierauf brachte der Erzbischof ein starkes Heer zusammen, und der Bruder desselben, der Graf Hermann von der Lippe, übernahm die Anführung. Die Stedinger erwarteten mit Vertrauen ihre Feinde, und gewannen, als es am Tage der Geburt des Herrn zum Angriffe kam, einen schönen Sieg. Der Graf Hermann fiel, und sein Fall brachte eine solche Verwirrung in das Heer, daß dasselbe die schmählichste Flucht ergriff. Und nun war kein Stillstand weiter möglich. Von Schmerz, Aerger und Scham durchdrungen, glaubte Gerhard, gegen solche Feinde sei Alles erlaubet. Auch säumte er nicht, jedes Mittel, das sich ihm darbot, ohne Scheu und Schonung in Anwendung zu bringen. Wahrscheinlich sprach er sogleich den Bann aus über die frechen Stedinger, die es gewaget hatten, zu widerstehen und seinen Bruder im Kampfe zu erschlagen. Deßwegen verließen alle Priester und Mönche das Land, gegen welches sie schon früher aus Rücksicht auf den Erzbischof und wegen des erschlagenen Pfaffen eine verrätherische Gesinnung bewiesen haben mögen; und wohl ist möglich, daß sie bei ihrer Flucht nicht immer glimpflich von den Stedingern behandelt worden sind. Diese aber, die Stedinger, suchten sich nun aus Noth ohne Priester zu behelfen[11]. Dieses Alles bot Stoff genug dar zu schweren Beschuldigungen, zumal da die entflohenen Geistlichen ge-

wiß nicht versäumten, dem Erzbischof eine grelle Beschreibung von ihren Leiden zu machen, und dieselben als ein wahres Marterthum darzustellen, um der Gnade des Erzbischofes und der Kirche überhaupt desto gewisser zu sein.

Gerhard ließ alsobald eine Burg, Schlutern, wieder herstellen, welche die Stedinger in dem früheren Kriege für Waldemar zerstöret hatten. Er rief Geistliche und Weltliche ringsher und weithin auf gegen das gottlose Geschlecht, und stellte die Stedinger, weil die Ketzerei seit dem Kampfe der Albigenser eben so gefürchtet ward, als sie überall um sich griff, als Ketzer dar, welche nicht nur die Kirche verachteten, die Freiheit derselben unter die Füße träten, und ihre Diener mißhandelten und peinigten, sondern auch mit bösen Geistern in Verbindung ständen, der Hexerei ergeben wären, und über das heilige Sacrament jegliche Entweihung und Schändung brächten. Aber er unterließ auch nicht, bei dem Papste, Gregor dem Neunten, welcher inzwischen zu dem heiligen Stuhle gekommen war, bittere Klagen zu erheben, und gegen die Stedinger als verruchte Ketzer den allgemeinen Kirchenbann zu fordern, welcher nunmehr, nach Friedrich's des Zweiten Gesetzen, die Reichs-Acht in seinem Gefolge hatte. Und diese Thätigkeit des Erzbischofes verfehlte ihre Wirkung nicht. Zwar gelang den Stedingern, die Festung Schlutern von Neuem zu zerstören, aber dadurch vergrößerten sie nur den Ingrimm des Priesters; zwar scheinen sie den Krieg fortgesetzet zu haben: denn sie, tapfere Männer, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, griffen wiederholt die benachbarten Völker, oder vielmehr die Grafen und Bischöfe an, oft Sieger, selten Besiegte [12], aber sie hatten von ihren Siegen keinen bleibenden Gewinn. Denn die Beschuldigungen der Ketzerei und Ruchlosigkeit erregten überall die Gemüther gegen sie auf, besonders der großen Herren, die ihre Freiheit haßten und ihre Wohlhabenheit so wenig leiden konnten, als ihre Waffenlust und Tapferkeit. Der

heilige Vater aber ließ sich über die Anklagen gegen die Stedinger durch drei benachbarte Bischöfe, von Minden, Lübeck und Razeburg, Bericht erstatten. Und da inzwischen die albernen Mährchen, welche von den geflüchteten Geistlichen verbreitet waren, überall Glauben gefunden hatten und wohl auch durch das verläumderische Gerücht noch verstärket worden waren, so nahmen die drei ehrwürdigen Bischöfe keinen Anstand, die Beschuldigungen für wohl begründet in der Wahrheit zu erklären. Dem heiligen Vater waren die Stedinger und ihre Verhältnisse ohne Zweifel völlig unbekannt; dagegen hatte er, wie sich später noch mehr zeigen wird, gerechte Ursache zu befürchten, der Brand, der in Frankreich kaum gelöschet war, möge in Teutschland wieder aufgehen. Also sprach er, auf die Anklage des Erzbischofes von Bremen und auf das Zeugniß der drei genannten Bischöfe, nicht nur den Bann der Kirche aus über die Stedinger, sondern er erlaubte auch, wider dieselben das Kreuz zu predigen[13], und gewährte Denjenigen, welche das Kreuz empfangen würden, alle die Segnungen für Zeit und Ewigkeit, welche die Päpste für eine Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande zu verheißen pflegten. Es geschah im Anfange des Jahres ein Tausend zwei Hundert drei und dreißig.

Alsobald gingen Kreuzprediger aus durch das ganze nördliche Teutschland, und riefen die Gläubigen auf zur Rettung des Heiles, zur Vernichtung der Ketzerei, von der Elbe bis zur französischen Gränze. Diese Kreuzpredigten hatten indeß bei Weitem den Erfolg nicht, welchen der Erbischof Gerhard und der heilige Vater von denselben erwartet haben mochten, da ja die Segnungen einer Kreuzfahrt um einen sehr geringen Preis ausgeboten wurden. Denn die geringeren Menschen überall nahmen Antheil an dem Schicksale der Stedinger, und waren zu neuen Hoffnungen gekommen durch die Bestrebungen derselben, und selbst mancher edele Herr, der den dritten Heer-

schild trug oder den vierten, mag wohl bedenklich gewesen sein bei dem furchtbaren Mißbrauche der geistlichen Gewalt. Aber die geistlichen und weltlichen Fürsten in den nördlichen teutschen Ländern, welche Nachtheile von der Freiheit der Stedinger und der Friesen für ihre Landesherrlichkeit zu befürchten hatten, hielten für gut, an Jenen ein warnendes Beispiel aufzustellen, um Diese einzuschüchtern und die verführerischen Hoffnungen ihrer eigenen Unterthanen zu Schanden zu machen. Deßwegen nahmen sie das Kreuz, trieben ihre Vassallen zum Kreuz und lockten Andere zum Kreuze; und selbst die Stadt Bremen ließ sich zu einer trägen Theilnahme an dem Kreuzzug erkaufen. Noch in demselben Jahre, zwölf Hundert drei und dreißig, versammelte sich eine große Schar von Bekreuzten bei Bremen. Von denselben wurden die Stedinger auf der rechten Seite der Weser angegriffen, während die jenseitigen Stedinger von Oldenburg her bedrohet wurden, um den Osterstadern den Beistand derselben abzuschneiden. Der Angriff geschah von zwei Seiten. Ein Theil des Kreuzheeres fuhr zu Schiffe die Weser hinab, um mit dem Durchstechen der Deiche zu drohen oder von den Deichen her einzudringen; der andere und stärkere Theil rückte zu Lande ein. Dieser zwiefachen Gefahr vermochten die Osterstader nicht zu widerstehen. Wohl scheinen sie den Kampf gewaget zu haben, aber sie kämpften ohne Erfolg. Mit Feuer und Schwert, mit Raub und Schändung ward gegen sie gewüthet. Wie viele gefallen, wie viele verbrannt sein mögen, ist unbekannt, und unbekannt sind im Einzelnen die Mißhandlungen, die sie erduldet haben[14]; aber ihre Unterwerfung ist nicht zu bezweifeln. Dagegen wurde die Drohung von Oldenburg her von den jenseitigen Stedingern zu Schanden gemacht. Der Graf Burchard von Oldenburg wurde mit zwei Hundert Kreuzfahrern erschlagen und den Stedingern blieb der Sieg.

Aber lange hatten sie sich des Sieges nicht zu erfreuen.

Im folgenden Frühlinge führten der Herzog von Brabant, der Graf von Holland, der Graf von Cleve, nebst anderen Grafen und Herren, große Kreuzscharen der Weser zu; und der Graf Heinrich von Oldenburg, der zwei Niederlagen zu rächen hatte, und der Erzbischof von Bremen, der für die eigene Ehre und die Ehre der Kirche zu streiten hatte, waren auch nicht unthätig gewesen, viele Menschen unter das Kreuz zu bringen. Von Bremen, Delmenhorst und Oldenburg aus naheten sich die Kreuzfahrer den Sitzen der Stedinger. Diese mochten wohl erstaunen über die Menge der Feinde, die sich wider sie gerüstet und mit dem heiligen Kreuze versehen hatten; aber sie verloren die Besinnung nicht und nicht den Muth. Sie vertraueten ihrer gerechten Sache. Heldenmüthige Männer, die sie zu ihren Führern gewählet, riefen ihnen das Vaterland und die Freiheit ins Gedächtniß und bestärkten sie durch kühnen Zuspruch in ihrem Vertrauen. Von denselben sind drei vorzugsweise genennet worden: Volk von Bardenfleth, Tommo von Huntorp und Thedmar von Agger[15]. Bei Altenesch[16] standen sie unter diesen Führern, am Sonntage, den fünf und zwanzigsten des Junius[17], ein Häuflein gegen die Masse ihrer Feinde, in Schlachtordnung und erwarteten den Angriff. Der Angriff erfolgte mit Ungestüm; der Herzog von Brabant und der Graf von Holland mit ihren Scharen vorauf, die Anderen nach. Die Stedinger jedoch widerstanden nicht nur dem Anfalle, sondern trieben auch die Feinde zurück und verfolgten sie mit der größten Kühnheit[18]. Bei dieser Verfolgung aber mag die Ordnung nicht mehr beobachtet sein, und dadurch ward ihr Unglück entschieden. Denn der Graf von Cleve, welcher das Heer der Stedinger entweder umgangen, oder in der Richtung von Oldenburg heran gerückt war, fiel denselben plötzlich in die Seite und in den Rücken, und bewirkte eine unendliche Verwirrung. Von diesem Augenblick an war der Sieg unwiederbringlich verloren. Die Unglück-

lichen wurden „von dem Heere des Herrn," wie der alte Geschichtschreiber saget, mit der Lanze durchbohret, mit dem Schwerte niedergehauen, oder unter den Hufschlag der Pferde geworfen. Mehr als die Hälfte der Stedinger lagen als Leichen auf der Stelle, auf welcher sie gekämpfet hatten. Von Denjenigen, welche sich in der Angst und Noth zu retten versuchet, warfen sich Viele in die Weser, weil sie die Freiheit nicht überleben wollten. Die Wenigen, die aus Verzagtheit, oder weil sie sich für bessere Tage zu erhalten wünschten, dem Gewürge entrannen, zerstreueten sich hierhin und dorthin, und fanden eine gastliche Aufnahme bei ihren Nachbaren, den freien Friesen. Von dem Heere des Herrn sind, wie die Ueberlieferung, ohne Zweifel zur Ehre des Herrn, versichert, nur ungefähr neun Mann gefallen; der Graf Heinrich von Oldenburg jedoch lag neben diesen Leichen der Zehente [19].

Das Wichtigste ist: wie die Osterstader, so wurden auch die Stedinger an der westlichen Seite der Weser besieget, die es gewaget hatten, mit eigener Faust ihre Freiheit zu vertheidigen gegen die landesherrlichen Fürsten; aber sie waren mit Ehren unterlegen. Ihr Land wurde Theils dem Erzbischofe von Bremen unterworfen, Theils dem Grafen von Oldenburg. Edele Ritter und Herren, welche zu diesem Werke geholfen hatten, erhielten ihren Lohn in Lehengütern. Die freien Eigenthümer wurden von denselben abhängig, und sobald sie sich zu dieser Hörigkeit verstanden hatten, verhallte auch das Geschrei über ihre Ketzerei: denn diese Ketzerei war ihre Freiheitsliebe. Der ausgesprochene Bann wurde bald aufgehoben, und sie selbst als gute Christen in den Schoß der Kirche, der gütigen Mutter, wieder aufgenommen [20]. Die übrigen Theilnehmer an dem Kreuzzuge mußten, wie es scheinet, mit der Beute zufrieden sein, welche der Zufall ihnen in die Hände geworfen hatte, und mit der Ehre, in dem Heere des Herrn für die Erhaltung der Kirche und des Glaubens gekämpfet zu haben. Aber

nicht alle Stedinger hatten gleiches Schicksal. Die Unterwerfung der westlichen scheinet nicht eben weit über die Mündung der Hunte hinweg gegangen zu sein. Denn noch länger als hundert Jahre nach diesen unglücklichen Ereignissen gab es etwas weiter nördlich freie Stedinger, welche zu dem friesischen Gaue Rustringen gehörten, und in demselben zu den sieben friesischen Seelanden. Ob sie aber schon früher diesem Gau angehöret, oder ob die Rustringer für ihre Nachbaren nach dem Unglücke von Altenesch aufgetreten waren und sie in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten, muß unentschieden bleiben. Unwahrscheinlich jedoch ist es nicht, daß die Fürsten und Herren durch den blutigen Tag von Altenesch belehret, Bedenken getragen haben, die gesammten freien Friesen gegen sich unter die Waffen zu bringen, und daß sie deßwegen zurück getreten sind vor deren Wort und Macht [21].

Neuntes Capitel.

Ketzer-Verfolgungen in Teutschland.
Der Meister Konrad von Marburg.
† — 1235.

Das Schicksal der Stedinger war jammervoll, aber es war unvermeidlich, und ging aus den Verhältnissen hervor. Da die Gewalt überall im Lehenthume lag, und da die Häupter der Vassallen Landes-Herren geworden waren, so mußte die alte Freiheit des Landes um so verhaßter werden, je trotziger die neue Freiheit der Städte empor strebte. Wenn jene Freiheit noch in den friesischen Seelanden fortan geduldet wurde, so geschah es nur, weil noch Niemand sich stark genug fühlte, dieselbe zu vernichten, und weil die Gelegenheit abgewartet werden mußte. Die Stedinger aber haben ihren Namen ehrenwerth in die Geschichte gebracht; sie haben sich nicht feig unterworfen, sondern mannhaft gekämpfet für das alte Erbe der Väter, den Enkeln ein würdiges Beispiel. Auch sind sie gute Christen gewesen und geblieben. Die Ketzerei, die ihnen zum Verbrechen gemacht wurde, damit man eine Sache wider sie hätte, war ihnen zuverlässig völlig fremd, und die Irrlehren, die man ihnen Schuld gab, waren ihnen wohl auch nicht dem

Namen nach bekannt. Um dieselbe Zeit aber, da die Stedinger das große Unglück traf, war die Verfolgung der Ketzer groß in Teutschland, und nicht leicht mochte Jemand den Zorn eines Geistlichen erregen, der nicht mit dem Namen eines Ketzers bezeichnet worden wäre. Und sie, diese Ketzer-Verfolgung, ist eben das Zweite, dessen gedacht werden soll, ehe wir zu den allgemeinen Verhältnissen des Reiches zurück kehren, zu dem Kaiser Friedrich, und zu Heinrich, dem jungen Könige. Es sind schrecklichere Vorgänge, als welche die Geschichte der Stedinger gezeiget hat; denn es bietet sich Nichts dar, das die menschliche Seele erheitern könnte bei dem Anblicke so großer Gräuel.

Bei manchen Gelegenheiten nämlich ist in diesem Werke darauf hingewiesen, daß der Geist unter den gewaltigen Ereignissen der drei letzten Jahrhunderte nothwendig erstarken und immer kräftiger werden mußte, und wirklich sich immer kräftiger bewies. Je reicher aber die Kenntnisse wurden, je reifer der Gedanke, desto häufiger wurden auch die Ketzereien. An der reinen Lehre Jesu Christi hatte wohl auch in früheren Tagen selten Jemand gezweifelt; in diesen Zeiten zweifelte vielleicht Niemand. Nur darüber war man ungewiß, welches die reine Lehre Jesu wäre. Viele Menschen lasen die heiligen Schriften der Evangelisten und der Apostel, und kamen zu der Meinung, daß die Glaubenslehren der Kirche zum Theile, ja größtes Theiles mit diesen Schriften nicht übereinstimmten, nicht ein Mal verträglich seien. Deßwegen hielten sie dieselben für menschliche Meinungen, welchen sie ihre eigenen Meinungen mit desto größerer Zuversicht entgegen setzten, je fester sie von dem Wahne gehalten wurden, daß sie nur durch den heiligen Geist zu solcher Erleuchtung gelanget sein könnten. Es entstanden mehre Gemeinden, Schulen oder Secten, welche in ihren Meinungen und Lehren, aus der heiligen Schrift und alten Ueberlieferungen entstanden, durch eigenes Nachdenken in ihrer

Erleuchtung ausgebildet, mehr oder minder von einander abwichen, nach und nach aber sämmtlich die Kirche selbst, wie sie sich im Ablaufe der Jahrhunderte gestaltet hatte, mit ihrem Oberhaupte, ihrer Gliederung, ihrer Absonderung von den Gläubigen, ihrer Herrschaft, ihrem Reichthum, ihrem Glanz und der Ueppigkeit Vieler ihrer Diener als nicht begründet in der reinen Lehre Jesu Christi, verwarfen und bekämpften. Arnold von Brescia hatte es verschmähet, eine Schule zu stiften, weil er die ganze christliche Welt von seinen Lehren zu überzeugen hoffte, und weder Kampf noch Verfolgung wollte, sondern Ueberzeugung. Aber der Same, den er kühn und beharrlich weithin ausgeworfen hatte, war häufig aufgegangen, und hatte, von den jungen wissenschaftlichen Bestrebungen gepfleget, Früchte getragen. Im Zorn über die Lehren dieses Mannes, hatte der römische Stuhl seine alten Grundsätze der Milde und Mäßigung vergessen. Unter dem grausamen Schutze der kaiserlichen Waffen, hatte er kein Bedenken getragen, den ketzerischen Frevler dem Feuertode zu überliefern. Der Scheiterhaufe war im Dunkel der Nacht errichtet, und die Asche war, als Arnold geendet hatte, unwiderbringlich hinweg geschaffet worden: dennoch hatte die Flamme vieler Menschen Seelen entzündet in den südlichen Ländern Europa's. Die römische Kirche aber gerieth in den unglückseligen Irrthum, welcher von den Gewaltigen der Erde so oft getheilet worden ist, daß Wahrheit, Ueberzeugungen, Gedanken und Ideen durch irdische Waffen, durch Verfolgung und Härte, unterdrücket und, etwa durch Feuer, ausgetilget werden könnten. Sie selbst, die Kirche, gab durch ihr eigenes Dasein den glänzendsten Beweis, daß mit dem wilden „Kreuzige ihn" Nichts erreichet wird; aber sie wurde getäuschet durch die Veränderung, welche Friedrich der Erste durch seine Kämpfe und Zerstörungen in Italien bewirkte; denn diese Kämpfe und Zerstörungen zogen die Gedanken der Menschen von den göttlichen Dingen

hinweg auf die irdischen, und die Kirche mochte das Schweigen der Ketzer, unverständiger Weise, den heilsamen Flammen zuschreiben, in welchen Arnold vernichtet worden war. Also hielt sie die Meinung fest: wenn nicht der Glaube, so könne doch der Gehorsam erhalten werden durch Achtsamkeit, Aufspürung, rasches Eingreifen und beständigen Schrecken; und diese Meinung mochte wohl von der Hoffnung begleitet sein, daß der Gehorsam gegen die Kirche, obgleich erzwungen, doch zuletzt eine bleibende Liebe zu der Kirche erzeugen würde [1].

Und der römische Stuhl ward auch durch große Erfahrungen von seinem Irrthume nicht zurück gebracht. Die Kezzerei nämlich gieng weiter, gestaltete sich mehr und mehr, und durchdrang, da die heiligen Schriften der Christen in die Volkssprachen übersetzet wurden, alle Menschen-Classen im oberen Italien, in einem großen Theile Burgundiens, im südlichen Frankreich. Die Ketzer schienen übermächtig zu werden in diesen Ländern. Sie aber, Katharer und Waldenser genannt, glaubten gute Christen zu sein, und bestrebten sich einen ächt christlichen Wandel zu führen, nämlich in der Weise der ersten Christen, mit Verwerfung des Papstes und des Priesterthumes. Sie zeichneten sich aus durch eine einfache Frömmigkeit, durch ein sittliches Leben, durch jede menschliche Tugend; auch blieben sie in den Pflichten des Bürgers und des Unterthanen nicht zurück. Aber den Lehren und Bräuchen der Kirche setzten sie immer das Wort Gottes entgegen, dem sie, freilich nach eigener Deutung, treu sein wollten im Leben und im Tode. Die Kirche, obgleich auf dem Satze beharrend, daß sie auf einem Felsen gegründet sei, den die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermöchten, gerieth nach und nach in Besorgniß. Sie ließ es an keinerlei Bemühung fehlen, um die verirrten Schafe zurück zu bringen zu der großen Heerde der Gläubigen. Aber weder Ermahnungen und Belehrungen schlugen an bei den Verirrten, noch gelehrte Erör-

terungen und wissenschaftliche Besprechungen; und eben so wenig wurde durch Anklagen, Bestrafungen und Gewaltthätigkeiten erreichet. Ueber solche Halsstarrigkeit ergrimmte endlich der Papst Innocenz der Dritte; und in seiner hochfahrenden und verachtenden Weise hielt er jedes Mittel für erlaubt, dieselbe zu brechen. Sobald sich daher ein schicklicher Vorwand darbot, trug er kein Bedenken, gegen die Ketzer das Kreuz predigen zu lassen; er trug kein Bedenken, auch an dieses Kreuz alle Gnaden der Kirche zu verschwenden, welche einst den Kreuzfahrern wider die Ungläubigen verheißen worden, die das Grab des Heilandes geschändet hatten, und klug genug wurde der Kreuzzug bald gegen die Albigenser gerichtet: denn in diesem bedeutungslosen Namen, welcher nur den Gedanken an eine kleine Stadt, Albi, aufrief, warf man alle Ketzer zusammen, verdeckte manche Erinnerung und verwirrte die Gefühle der Menschen; er trug endlich kein Bedenken, als das Mordschwert der Kreuz-Heere zu ruhen genöthiget war, weil es Nichts mehr zu morden gab, bleibende Anstalten zu treffen, um den Ueberrest der Ketzer zu vertilgen, und durch Späherei, willkührliche Gerichte und häufige Scheiterhaufen die Kirche und den apostolischen Stuhl für alle Zukunft vor solcher Gefahr sicher zu stellen. Und wie eine unzählige Menge gläubiger Menschen dem Rufe zum Kreuze folgten, um die Segnungen der Kirche zu gewinnen, so fanden sich auch Werkzeuge genug zur Ausführung seiner weiteren Entwürfe. Ja, die flammenden Worte seines Zornes zündeten häufig auch in den Seelen guter und edeler Menschen, welche das Heil allein von der Kirche erwarteten, und die Kirche, auf das Wort des Papstes, in Gefahr erblickten. Sie geriethen in Eifer; sie wetteiferten mit einander, und übertrieben deßwegen wohl nicht selten die Befehle und Wünsche des heiligen Vaters. Was bei dem Papste das Werk der Ueberlegung, der Besonnenheit und Berechnung war, das machten sie zur Aufgabe ihres Lebens,

vergaßen in der Erfüllung sich selbst, die Welt, jegliche Rücksicht, und gelangten zu einer fanatischen Grausamkeit, die um so mehr Angst und Schrecken erreget, je zuversichtlicher die Unglücklichen solche Gräuel zur Ehre Gottes und zur Erhaltung und Förderung der Religion Jesu Christi auszuüben glaubten.

Aber dieser kirchlichen Anstrengung, Verfolgung und Grausamkeit gegenüber, welche unter den Nachfolgern des Papstes Innocenz nicht nachließ, ging auch die Ketzerei mit gleichem Schritte vorwärts. Durch fleißiges Lesen in den heiligen Schriften, und durch Forschungen in der Geschichte, wie Alles gewesen und gekommen, wurden die Ketzer immer mehr bestärket in ihrem Hasse gegen die gewaltthätige Kirche. Sie wurden immer weiter und weiter getrieben, und wohl auch zu Handlungen, die ihrem ursprünglichen Geiste ganz fremd gewesen. Sie erlaubten sich, in Angst und Noth, unreligiose und unsittliche Dinge, die sie ursprünglich verabscheuet hatten. Wie sie, wo es zum offenen Kampfe kam, mannhaft, mit dem festen Entschlusse stritten, entweder obzusiegen, oder, nach der höchsten Ausbringung ihres Lebens, für ihre heilige Sache den Tod zu leiden, unerschüttert durch den Anblick des Kreuzes auf den Schultern unzählbarer Menschen: so suchten sie auch den kirchlichen Anordnungen zu ihrem Verderben auf die Weise entgegen zu treten, die allein anwendbar zu sein schien. Der Späherei und Lauererei suchten sie durch geheimnißvolles Wirken und Weben zu entgehen. Dadurch aber geriethen sie, wie es scheinet, nicht selten in Versuchungen, welchen die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur selten widerstehet, in welchen der Geist selten den Sieg über das Fleisch behauptet. Aus den Händen der finsteren Glaubens-Richter suchten sie oft durch Verstellung, Unwahrheit und Heuchelei zu entkommen. Sie mögen wohl selbst, in ihrem verachtenden Zorne, die heiligen Bräuche der Kirche, weil sie ihnen aufgezwungen

wurden, gelästert und geschändet, und auf solche Weise mögen sie die Verläumdungen, die gegen sie ausgesprenget wurden, hier und dort zur Wahrheit gemacht haben. Wenn es ihnen aber nicht gelang, sich zu retten, so ertrugen sie die Marter, die über sie verhänget ward, mit fester Seele, nahmen die ausgesprochene Strafe im vollen Vertrauen zu der ewigen Gerechtigkeit auf sich, und sahen mit Entschlossenheit wie in den Scheiterhaufen so in die Ewigkeit hinein. Auch sie wurden Fanatiker, wie Diejenigen, welche der Kirche dieneten. Das aber war der Unterschied, der Fanatismus Derer, die für die Kirche stritten, von den Päpsten an bis zu dem letzten hinab, der sich unter das Kreuz stellte, als Eins gedacht, war düsterer und grauenhafter Art; er war ein Gemisch von ewiger Wahrheit und menschlichen Irrthümern, von dunkelen Vorstellungen und überlieferten Vorurtheilen, von aufrichtigem Streben nach dem Heiligen und von Herrschsucht, Ehrgeiz, Habgierde, Stolz, Dünkel und anderen Leidenschaften; der Fanatismus der Ketzer hingegen war ein freies Erzeugniß der Ueberzeugung, frisch aus dem Herzen hervor gequollen, das, man möchte sagen, von der Kirche zerrissen wurde, und hatte eben deßwegen etwas Erheiterndes und Erhebendes; und wenn auch ihre Lehren lauter Irrthümer gewesen sein sollten, so galt ihnen der Irrthum als heilige Wahrheit.

Gegen solche Ketzerei war der Kampf des apostolischen Stuhles nothwendig ein vergeblicher Kampf. Die Menschen, welche sich zu derselben bekannten, mochten überwunden werden, aber mit der Vernichtung derselben war ihr Geist nicht vernichtet. Der römische Stuhl hat Nichts erreichet, weder mit seinen Künsten, noch mit seiner Gewalt. Das heilige Amt, das er gegen die Ketzer errichtete, hat sich keiner Unthätigkeit schuldig gemacht: aber jeder Scheiterhaufen hat neue Gedanken in die Seelen der Menschen geflammet, und der gräßliche Anblick eines brennenden Menschen hat menschliche Gemüther von

einer Macht abgewendet, die solche Mittel nöthig hatte zu ihrer Erhaltung. Die Kreuzheere, welche gegen die Albigenser aufgestachelt wurden, haben wahre Metzeleien angerichtet und einen großen Theil des schönen südlichen Frankreich's in eine Wüste gewandelt: die Sache aber, für welche Hunderttausende von Menschen den Tod nicht scheueten, hat in weit mehr Hunderttausenden das Nachdenken gewecket, und schwerlich sind die Kreuzfahrer dieselben zurück gekehret, als welche sie ausgezogen waren. Die beiden neuen Mönchs-Orden aber, welche der apostolische Stuhl gegen die Ketzer schuf oder bestätigte, die Orden der Dominicaner und der Franciscaner, haben der Kirche mehr geschadet als genützet. Sie haben den alten Bau in seinen Fugen locker gemacht, aber sie haben weder durch ihre Predigten von der Ketzerei abgehalten, noch durch ihre Späherei eingeschüchtert, oder durch die Strenge des heiligen Amtes, welches die Dominicaner rüstig und unermüdlich verwalteten, zurück geschrecket. Der menschliche Geist strebet nach dem Unendlichen, aus welchem er stammet, und will sich lieber in eine unermeßliche Wüste hinein wagen, als sich ruhig innerhalb einer Schranke herum drehen, gleichviel, ob dieselbe um einen weiten Raum gezogen ist, oder um einen engen [2].

Es konnte nicht anders sein: die Ketzereien, welche der römische Stuhl mit so großem Eifer in den südlichen Ländern verfolgte, schlichen sich auch in Teutschland ein. Schon in der Mitte des eilften Jahrhundertes hatte es Ketzer in Teutschland gegeben, welche man damals Manichäer nannte. Diese Ketzer wurden hart verfolget, und auf Heinrich's des Dritten Befehl wurden einige derselben aufgeknüpfet [3]. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhundertes waren aus Flandern Katharer an den Rhein gekommen und zu Köln verbrannt worden [4]. Jetzt suchten sich Waldenser und Albigenser nach Teutschland zu retten; wenigstens verbreiteten sich die Lehren

dieser Ketzer aus den Thälern der Alpen her den Rhein entlang, und hierhin und dorthin. Aber die ruhigere Natur der Teutschen zeigte sich weniger empfänglich; auch wurde die Aufmerksamkeit der Menschen durch den Zustand des Reiches, und durch die beständigen Unordnungen und Wirrnisse, die Alle umschlangen, in Anspruch genommen und von den göttlichen Dingen abgezogen. Nur Einzelne, nur Wenige scheinen Anfangs an den Streitigkeiten Theil genommen, und sich zu den Lehren der Ketzer hingeneiget zu haben. Nach und nach jedoch wurde die Zahl größer, und nach dem Ablaufe des ersten Viertheiles dieses Jahrhundertes, des dreizehenten, scheinen auch schon die heiligen Schriften der Christen, wenn nicht ganz, doch theilweise in teutscher Sprache verbreitet worden zu sein[5]. In Rom aber hatte man gewiß das Auge scharf auf Teutschland gerichtet; denn die Ausbreitung der unkirchlichen Lehren in Teutschland ward in Rom ohne Zweifel sehr gefürchtet, Theils wegen der Stellung des apostolischen Stuhles zum Kaiserthum und zu dem Kaiser Friedrich dem Zweiten, Theils wegen der alten Furcht vor der teutschen Wuth, und auch deßwegen, weil der Kampf in Frankreich gegen die Albigenser so hart war und so lange unentschieden blieb. Daher ist es allerdings wahrscheinlich, daß einzelne Geistliche, Getreue des heiligen Petrus, beauftraget gewesen sind, im Stillen mit Sorgfalt auf die Meinungen und Lehren zu achten, und sogleich einzuschreiten, wenn sich eine Abweichung von den Lehren der Kirche kund thue. Schon im Jahre zwölf Hundert zwei und zwanzig wurde der Propst Heinrich von Goslar als Ketzer verbrannt[6]. Worin der Irrglaube des unglücklichen Propstes eigentlich bestanden habe, ist eben so unbekannt, als welchen Antheil der Papst Honorius der Dritte an diesem Gräuel gehabt haben mag. Genannt aber werden als Diejenigen, welche den Glauben des Propstes untersuchten, ihn verwarneten, und, als er nicht widerrufen wollte, ihn der weltlichen Behörde zur Ver-

brennung übergaben, der Bischof Konrad von Hildesheim und Konrad von Marburg. Und dieser Konrad von Marburg ist fortan nicht nur der eifrigste und beharrlichste Diener des apostolischen Stuhles in der Verfolgung jeglicher Ketzerei, sondern er ist auch zehen Jahre später zu diesem Amt oder Geschäfte von dem apostolischen Stuhl öffentlich bevollmächtiget worden.

Er aber, dieser Konrad von Marburg, gewöhnlich Meister Konrad genannt, ein Welt-Geistlicher [7], von unbekannter Herkunft, war ein Mann, über welchen nicht leicht ein Urtheil zu gewinnen ist. Wahr ist allerdings, er ist ein strenger Glaubens-Richter geworden, und in seiner Verfolgung der Ketzerei ist er, nach den Ueberlieferungen aus dieser Zeit, über alle Gränzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hinaus gegangen, und bis zur Grausamkeit verwildert. So aber ist er geworden, so nicht immer gewesen. So hat er geendiget, so nicht angefangen. Es würde ungerecht sein, ihn bloß nach seiner Verirrung, nach seinem Wahnsinne zu richten. Wie viel ihm allein, wie viel den Umständen zur Last fällt, zu wie Vielem er verhetzet sein mag, ist nicht leicht zu unterscheiden. Auch mögen ihm, wie es zu geschehen pfleget, manche fremde Sünden aufgebürdet sein, weil sein gewaltsamer Tod zunächst wider ihn zu zeugen schien, und ein Jeder der Schuldigen in ihm gebüßet zu haben wünschte. Ein ausgezeichneter Mann aber war er gewiß; eine tüchtige Seele war in ihm und ein felsenfester Charakter. Seine Gelehrsamkeit wird hoch gepriesen, wiewohl wir keine Beweise über dieselbe haben. Seine Beredtsamkeit war ohne allen Zweifel bewunderungswürdig, weil er Hohe und Geringe durch die Macht seines Wortes zu erschüttern und fortzureissen vermochte. Auch besaß er lange Zeit das Vertrauen vieler Menschen, wenn nicht aller; große Herren, Geistliche und Weltliche, haben ihm dieses Vertrauen bewiesen durch die Uebertragung wichtiger Angelegenheiten, Geringere durch Zuneigung, Verehrung und Liebe. Am Meisten aber ragte er

hervor durch seine Frömmigkeit, durch sein strenges Leben, durch die beständige Richtung seines Geistes auf Gott und göttliche Dinge. Die Dinge dieser Welt waren ihm gleichgültig, vielleicht verächtlich. Er war zufrieden mit dem armen Kleid eines Pfaffen, und trachtete nicht nach dem Purpur, mit welchem die Kirche ihre Häupter bekleidete. Ihm genügte die einfache Nahrung, welche die menschliche Natur nöthig hat; Speisen und Getränke aber, nach welchen die Kinder der Welt gieren, weil der Reiz sie betäubet und zum Vergessen ihrer selbst bringet, waren ihm zuwider. Er wollte sein, und weder haben noch scheinen: er wollte thun, und weder besitzen noch genießen.

Schon im Jahre zwölf Hundert und vierzehen hatte der Papst Innocenz der Dritte ihm die Predigt des Kreuzes in Teutschland aufgetragen; und er erfüllte diesen Auftrag, wenn nicht mit dem größten Erfolge, doch mit dem größten Eifer. Wohin er sich begab, da versammelten sich die Menschen zu vielen Tausenden, um sich an der Macht seiner Worte zu stärken und zu erbauen. Er fand keine Kirche, keinen Raum, der groß genug gewesen wäre, um die Menge zu fassen, die sich zu ihm drängte, ausgenommen das freie Feld. Und seine Rede ergriff und erschütterte Alle, die sie hörten; er erntete Beifall und fand Bewunderung. Hätte er vor zwei oder drei Menschen-Altern gelebet, er würde vielleicht nicht weniger ausgerichtet haben, als der Abt Bernhard von Clairvaux. Seit jener Zeit aber hatte die Welt sich verändert. Die Gemüther waren von dem heiligen Grab abgewendet. Man bewies dem Prediger eine bewundernde Aufmerksamkeit, und ging bewundernd nach Hause, um die Erwägung und Berechnung irdischer Verhältnisse vorzunehmen. Und wenn auch Manche in der ersten Erschütterung des Herzens das Kreuz auf sich nahmen, so zeigten sich doch Wenige geneiget, ihr Gelübde zu erfüllen, und Alle suchten die Erfüllung soweit als möglich hinaus zu

schieben, oder so kurz als möglich abzuthun. Diese Erscheinung hat vielleicht den ersten Stachel in Konrad's Brust gesetzet. Was die Wirkung großer Erfahrungen und fortgeschrittener Bildung war, das sah er an als die Folge des einreissenden Unglaubens und des ersterbenden religiosen Sinnes, welcher, wie er wähnete, zu einem neuen Leben erwecket werden müßte, und nur erwecket werden könnte durch die Ertödtung des Fleisches.

Wenige Jahre nach diesem ersten Auftreten als Kreuz-Prediger kam Konrad an den Hof des jungen Landgrafen Ludwig von Thüringen, von welchem oben schon die Rede gewesen ist [8]. Dieser wunderliche Hof war ganz dazu geeignet, den Meister Konrad in seinem Wahne zu bestärken, und ihn für die Ausübung seiner Grundsätze zu begeistern. Der Landgraf selbst zwar vereinigte alle Eigenschaften in sich und alle Tugenden, durch welche ein Fürst tüchtig und ehrenwerth, auch unter Begünstigung der Umstände groß werden mag; denn er führte ein reines Leben in Gottseligkeit und Ehrbarkeit; er war mild, gut und gerecht, klug und tapfer, und wie entschlossen, mit dem Schwerte zu vertheidigen, was sein war, so nicht abgeneiget, sein Land zu vergrößern und seine Herrschaft geltend zu machen. Seine Gemahlin aber, Elisabeth, die Tochter des Königes von Ungarn, Andreas des Zweiten, war ein verzücktes Wesen, das dieser Welt kaum anzugehören schien. Wahr ist, das Leben dieser heiligen Frau ist der Geschichte entzogen; es ist zu einer frommen Mähr verarbeitet worden [9]. Sie selbst, wie sie gewesen ist und gelebet hat, kann daher aus der Darstellung derselben nicht erkannt werden, und alles Einzelne entbehret der geschichtlichen Wahrheit. Dennoch ist die Beschreibung des Lebens der heiligen Elisabeth sehr merkwürdig, und enthält, als Ganzes genommen, eine große geschichtliche Wahrheit. Sie verbreitet ein helles Licht über den religiosen Zustand dieser Zeit überhaupt,

und zeiget im Besonderen, auf welche Weise nunmehr die Anhänger des apostolischen Stuhles, und vor Allen die neuen Mönchs-Orden, welche als Säulen desselben errichtet waren, den neuen Bestrebungen in den Wissenschaften, dem Fortschritte des Geistes und der Welt gegenüber, und gegenüber jeglicher Ketzerei, das religiose Leben zu gestalten suchten, um zu erhalten, was wankend wurde. In der Landgräfin Elisabeth nämlich haben sie das Musterbild einer vollendeten religiosen Gesinnung aufzustellen gesuchet. Alles, was die Einbildungskraft eifernder Priester oder der Witz schwärmerischer Mönche auszusinnen vermochte, um diese Gesinnung zu bewähren, ist auf den Namen derselben zusammen gehäuft, oder vielmehr aus diesem Allen ist ihr Leben und Wandel zusammen gewoben. Völlige Ueberwindung der Welt, des Fleisches, alles Sinnlichen; Gleichgültigkeit gegen die herrlichsten Güter der Erde, gegen Glanz und Pracht, gegen Schönheit, Reichthum, Bequemlichkeit und Genuß; Gleichgültigkeit auch gegen Verläumdungen, gegen Das, was die Menschen Ehre und Schande nennen; Unempfindlichkeit gegen jedes Häßliche, Schmutzige, Ekelhafte; Freude an eigener Kasteiung und fremder Mißhandlung; Bereitwilligkeit zu jeglicher Dienstleistung, zu jeglicher Aufopferung; unendliche Demuth vor dem Priesterkleide, und blinder Gehorsam gegen die Gebote Dessen, der dasselbe trägt; endlich Versunkenheit in Selbstbeschauung, im Gebete, in der unverbrüchlichen Uebung der kirchlichen Bräuche und Widmungen: das ist das Muster eines religiosen Lebens, das der Welt in der Landgräfin Elisabeth vor die Augen gestellet wird. Zur Belohnung aber für solche unendliche Hingebung ward ihr die Bewunderung und Verehrung der Gläubigen zu Theil, die Kraft der Wunder im Leben und im Tode, die glänzendste Aussicht in die Ewigkeit, und die Heiligsprechung durch die Kirche nach ihrem Hinscheiden. Wenn aber auch in der Erzählung von ihrem Leben das Einzelne größtes Thei-

les als Dichtung erscheinet, so hat sie doch ohne Zweifel durch ihr Leben Veranlassung zu derselben gegeben. Also darf wohl als gewiß angenommen werden, daß sie, die Landgräfin Elisabeth, eine überspannte Frau gewesen sei, die nur Beruhigung ihrer Nerven in einer krampfhaften Religiosität zu finden vermocht habe. Sie war als vierjähriges Kind aus Ungarn hinweg nach der Wartburg gebracht, um hier für den jungen Ludwig, der sieben Jahre älter war als sie [10], nach der Weise und den Sitten des Landes erzogen zu werden. Diese Versetzung mag dem Kinde den ersten Stoß gegeben haben. Das unglückliche Schicksal, das ihre Mutter ein Paar Jahre später traf, und die schandbaren und blutigen Vorgänge, welche den Tod derselben herbeiführten und begleiteten [11], und welche ihr wohl nicht verborgen geblieben sind, mögen die Wirkung jenes ersten Stoßes mächtig verstärket haben. Wenigstens scheinet sie schon als Kind mit einem Eifer nach der Gottseligkeit gestrebet zu haben, der den Jahren der Kindheit sonst fremd zu sein pfleget. Und der alte Landgraf Hermann bekümmerte sich, wie es scheinet, mit weltlichen Dingen beschäftiget, um seine Schwiegertochter wenig, seine Gemahlin Sophia, stolz und herrschsüchtig, mag das Gemüth der jungen Braut oft gekränket und in sich zurück gedränget haben; seine Tochter Agnes, in weltlicher Lust erzogen, war keine Gespielin für Elisabeth; sein Sohn aber, der junge Landgraf Ludwig, ließ zuerst seine Braut, später seine Gemahlin gewähren, aus Gutmüthigkeit, aus Achtung für die so zarte, als treue junge Frau, aus eigener Frömmigkeit wohl auch. Vielleicht hoffte er, daß die Pflichten der Mutter und ein reiferes Alter zurück führen würden zu der richtigen Bahn.

An den Hof dieses Landgrafen Ludwig und dessen Gemahlin Elisabeth nun kam der Meister Konrad von Marburg, entweder gerufen, oder von dem Papste Honorius dem Dritten empfohlen, als Ludwig etwa zwei und zwanzig, Elisabeth

fünfzehen Jahre alt sein mochte [12]. Und er gewann bald das vollste Vertrauen des jungen fürstlichen Paares. Er wurde nicht nur der Beichtvater derselben, sondern der Landgraf übertrug ihm auch die Verfügung über alle geistlichen Stellen und Pfründen in seinem Lande, und Elisabeth überließ sich gänzlich seiner Leitung, weil sie sich vielleicht jetzt erst frei fühlte in ihren religiosen Widmungen. Sie mag eben so stark auf Konrad gewirket haben, als Konrad auf sie; sie verblendeten und verwickelten sich wechselseitig, wie es scheinet, in ihren Ansichten und Bestrebungen: Konrad's Strenge wurde zur Härte, Elisabeth's weiche Seele verlor jegliche Kraft des Willens, obgleich sie zu dreien Malen Mutter ward. Im Jahre zwölf Hundert sieben und zwanzig aber verließ der Landgraf Ludwig das Vaterland, um sich zu dem Kaiser Friedrich zu begeben, und in der Begleitung desselben das Gelübde einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande zu erfüllen. Auch gelangte er glücklich zu dem Kaiser, aber er sah nicht das heilige Land. Zu Brindiso krank geworden, starb er zu Otranto; und so groß war der Haß der Geistlichen gegen den Kaiser Friedrich, daß sie nicht unterlassen haben, auf denselben, wegen dieses Todes, einen so argen, als wenig begründeten Verdacht zu werfen. Durch die Nachricht aber von dem Ableben ihres Gemahles wurde die letzte Kraft gebrochen, die noch in Elisabeth gewesen war. Sie wurde nunmehr durch Nichts weiter an diese Welt geknüpfet; ihre Kinder, die ihrer Pflege am Meisten bedurften, hielten sie nicht; sie verließ dieselben im zartesten Alter, weil sie fürchtete, ihre Liebe zu den Kindern würde ihrer Liebe zu Gott Eintrag thun, wie sie schon früher sich Vorwürfe gemacht hatte über ihre Liebe zu dem Gemahle. Sie begab sich nach Marburg zu Konrad, ihrem Beichtvater und Seelsorger, nicht zu seiner Freude, um sich gänzlich dem Herrn zu weihen; und sie würde sogleich Alles, was sie noch besaß, ohne Ueberlegung und Verstand an die Armen hinweg gegeben ha-

ben, wenn nicht Konrad eingetreten und sie von solcher Thorheit zurück gehalten hätte. Da er sie aber entschlossen fand, das Leben einer Heiligen zu führen, so entschloß auch er sich, sie zu einer Heiligen zu machen, und sie großen Prüfungen zu unterwerfen, um ihr und der Welt zu beweisen, daß der Strahlenkranz des Himmels nicht um einen geringen Preis erworben werde. Elisabeth bestand alle Prüfungen; aber die Kräfte ihres Körpers waren bald erschöpfet. Als sie kaum vier und zwanzig Jahr alt war, schied sie vom Leben, sogleich und in der Folge ein Gegenstand der Verehrung und Erbauung für gläubige Menschen, die in großen Scharen zu ihren wunderthätigen Gebeinen eilten.

Inzwischen hatte der Meister Konrad von Marburg nicht aufgehöret, immer das Wort des Herrn, von Zeit zu Zeit das Wort vom Kreuze des Herrn, mit großem Eifer und Beifall zu verkündigen, und mit gleichem Eifer die Aufträge zu erfüllen, welche ihm von dem römischen Stuhl ertheilet worden waren, namentlich die Untersuchung der Klöster, und die Herstellung oder Erhaltung der Ordnung und der Zucht in denselben [13]. Inzwischen aber hatte er auch große Erfahrungen gemacht. An der Landgräfin Elisabeth, an deren Gemahl, an der Umgebung derselben, und an der Theilnahme, welche so viele Tausende von Menschen bei dem Leben und dem Tode jener frommen Frau bewiesen, hatte er erkannt, daß der alte Kirchen-Glaube noch stark war und weit verbreitet unter den Teutschen; dagegen aber mochte er wohl auch gefunden haben, daß sich häufig Zweifel erhoben, Ungewißheiten und Bedenklichkeiten, und daß diese Zweifel und Bedenklichkeiten hier und dort in abweichende Behauptungen entartet wären, in entgegengesetzte Lehren, in arge Ketzereien; daß die Satzungen und Bräuche der Kirche vernachlässiget, ja verworfen würden, und daß Manche, an Statt sich nach dem Worte des Priesters zu richten, ihre Zuflucht zu dem Worte Gottes in

den heiligen Schriften der Christen nähmen. Darüber ergrimmte er in seinem Herzen und seine Seele wurde traurig. Mit vielen Anderen sah er in diesen Erscheinungen die Vorzeichen ungeheueres Unglückes, womit Teutschland bedrohet würde; und in der That waren die Gräuel, welche das südliche Frankreich erduldet hatte, wohl geeignet, auch in milden und besonnenen Menschen mannichfaltige Besorgnisse zu erregen. Ein gewisser Zusammenhang war ja nicht abzuleugnen, da die sämmtlichen Ketzereien aus Einem Geiste, vielfältig gestaltet, hervor gingen; wer aber diesen Geist nicht erkannt hatte, und nicht an das Fortschreiten des Lebens glaubte und an die Nothwendigkeit der Entwickelung desselben, der mußte wohl in gleichen oder ähnlichen Erscheinungen in verschiedenen Gegenden und Ländern nur die Wirkungen von Umtrieben oder Verschwörungen sehen, und mochte deßwegen für nöthig halten, die Fäden abzuschneiden, die Verbindung zu zerstören und dadurch das Uebel zu vernichten. Nun aber traten die Händel zwischen dem Erzbischofe Gerhard von Bremen und den Stedingern ein. Die Stedinger wurden der Ketzerei und großer Ausschweifungen beschuldiget. Alles, was jemals den Ketzern in alten und in neueren Tagen Widerwärtiges, Empörendes und Ekelhaftes in Sitten und Bräuchen zur Last geleget war, um den Haß der Völker, um Entsetzen und Abscheu gegen sie aufzuregen [14], wurde den einfachen Landleuten in Stedingen aufgebürdet, nach den Aussagen vertriebener Pfaffen, nach Gerüchten und Verläumdungen. Drei Bischöfe trugen, wie erzählet worden ist, kein Bedenken, die Beschuldigungen der Stedinger als wahr anzuerkennen und zu bezeugen. Da erhob auch der Meister Konrad von Marburg seine Stimme vor dem Papst, und der Bischof Konrad von Hildesheim, des Meisters Brandgenoß, erhob seine Stimme, und selbst der Erzbischof Sifrid von Mainz stimmte ein in die Klagen über die Scheuslichkeit der Ketzerei in Teutschland,

und in der Forderung, dem Uebel, so schnell und kräftig als möglich, Einhalt zu thun. Der Papst, Gregor der Neunte, selbst ein strenger Priester, den Gedanken von der Hoheit der Kirche und von der Erhabenheit der apostolischen Würde in sich tragend, wurde durch solche Zeugnisse erschüttert. Er konnte den Aufforderungen nicht ausweichen. Wie er bald den Bann gegen die Stedinger aussprach und das Kreuz verkündigen ließ, so ordnete er die Verfolgung und Vernichtung der Ketzer in Teutschland an, nöthiges Falles mit jeglichem Mittel, mit Feuer und Schwert[15]. Und wem anders hätte er mit größerem Vertrauen das heilige Amt der Ketzer-Verfolgung in Teutschland übertragen können, als den drei Männern, welche durch ihre Berichte dasselbe gleichsam gefordert hatten, dem Erzbischofe von Mainz, dem Bischofe von Hildesheim und dem Meister Konrad von Marburg. Der Letzte jedoch wurde, wie es scheinet, entweder auf Anordnung des Papstes, oder durch freiwillige Uebereinkunft, zum eigentlichen Ketzer-Richter bestimmet; die beiden Anderen sollten oder wollten ihm beistehen mit ihrem bischöflichen Ansehen und ihrer bischöflichen Gewalt [16].

Konrad übernahm, wie es scheinet, mit Freuden das Amt, mit dem festen Entschlusse zugleich, dem Vertrauen des Papstes zu entsprechen, und Teutschland zu reinigen von dem Unflathe der Ketzerei. Und diesen Entschluß hat er, soweit die Ausführung von ihm abhing, ausgeführet in gräßlicher Weise. Er wählte zwei Gehülfen, von welchen man glaubte, daß sie selbst Ketzer gewesen seien; den Dominicaner-Mönch Konrad von Tours, und einen schwer verstümmelten Mann, der Johannes hieß. Mit diesen Gehülfen durchzog er weithin das Land; er ist in Erfurt, in Leiden, in Straßburg gewesen; überall, wo er seinen Gerichts-Stuhl aufzuschlagen für gut fand, scharten sich Dominicaner-Mönche um ihn, welche er entweder in den Städten vorfand, oder welche seinen Spuren folg-

ten, und die weltliche Macht versagte ihm, sobald sie aufgerufen wurde, nirgends ihren Arm. Also kam er sich, als Vertreter des apostolischen Stuhles, ja der ganzen Kirche, selbst groß vor, und glaubte, in seinem eifernden Dünkel, der Welt dadurch seine Größe beweisen zu müssen, daß er sich furchtbar machte und Ketzer und Nicht-Ketzer in Angst und Schrecken setzte. Und bei solchen Werkzeugen, als ihm zu Gebote standen, konnte sein rasches, rundes, wildes Verfahren keine andere Wirkung haben; aber dasselbe Verfahren mußte auch das sittliche Leben der Menschen furchtbar erschüttern, und jede edele Seele mit Haß und Verachtung erfüllen. Ein jeder Ankläger wurde gehöret. Also wurde nicht nur jedem gekränkten Menschen, sondern auch jedem schlechten, ein weites Thor geöffnet, um seine Eifersucht, seinen Neid, seinen Groll, seinen Ingrimm, seinen Haß und seine Rache zu befriedigen. Die Vermuthung rechtgläubiger Geistlichen aus dieser Zeit, daß manche Ketzer Ankläger rechtgläubiger Christen geworden seien, um sich selbst sicher zu stellen und über ihre Verfolger das Unglück zu bringen, das sie von denselben zu erdulden fürchteten, ist wohl aus Mißtrauen und Vorurtheil entsprungen; aber die Reihe menschlicher Leidenschaften ist lang, und viele falsche Ankläger mögen aus derselben hervor gegangen sein. Wenn alsdann der Angeklagte, vor dem Gericht erscheinend, nicht nur im Allgemeinen bekannte, daß er ein Ketzer sei, sondern auch, daß er die einzelnen abgeschmackten und schmutzigen Gebräuche beobachtet habe, welche den Ketzern angedichtet wurden: so rettete er sein Leben, mußte aber andere Ketzer angeben. Leugneten hingegen die Angeklagten, und beschwuren sie selbst ihre Versicherung, so wurden sie zum Feuertode verurtheilet. Und wie keine Vertheidigung verstattet war, so wurde keine Berufung anerkannt; vielmehr wurde das Urtheil an demselben Tage an welchem die Anklage Statt gefunden hatte, gesprochen, und an demselben Tage ward es vollzogen [17]. Und wer nicht

erschien auf die Anklage und nicht herbei geschaffet werden konnte, der wurde seiner Ehre beraubet und seines Eigenthumes. Männer und Frauen, Geistliche und Laien, Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern wurden mit vollkommener Gleichheit behandelt vor diesem Gerichte. Aber sehr ungleich war das Betragen der Unglücklichen, die vor demselben zu erscheinen genöthiget waren. Schwache, feige und gemeine Menschen scheueten sich vor dem Tode. Sie bekannten daher, was sie bekennen sollten, ohne sich der Sünde bewußt zu sein; und die Brüder Dominicaner gaben ihnen diesen freundlichen Rath. In der Angst ihres Herzens aber fiel ihnen oft Niemand ein, den sie als Ketzer anzugeben vermocht hätten, als Diejenigen, die ihnen am Nächsten standen, die ihnen am Theuersten waren. Also wurde der Vater angeklaget von seinem Sohne, der Mann von seiner Frau, der Bruder vom Bruder, der Freund vom Freunde, und der Jammer war gränzenlos, und die Untersuchung konnte nimmer geendiget, sondern nur abgebrochen werden, wenn eine reichere Ernte den Inquisitor von diesem Orte hinweg an einen anderen lockte. Einige, die sich schuldig bekannt hatten, aber, weil sie mehr Besonnenheit behielten, keine falschen Anklagen machen wollten, suchten sich mit Worten zu helfen, die an sich Wahrheit enthielten, aber nach ihrem Bekenntnisse zur Lüge wurden. Sie könnten sich, sagten sie etwa, auf keinen Namen besinnen. Man kam ihrem Gedächtnisse zu Hülfe und nannte Namen. Alsdann erklärten sie: ja, diese sind eben so schuldig als wir; sie haben sich zu derselben Lehre bekannt, zu welcher wir uns bekannt haben [18]. Mit solcher Zweideutigkeit glaubten sie ihr Gewissen zu retten, und ihre Hände rein zu erhalten von dem Blute der Unschuldigen; sie richteten aber eben so großes Unglück an, als jene Elenden, die in der Verzweifelung nicht klügelten, sondern irgend einen Namen nannten. Die Menschen hingegen von stärkerem Geist und festerer Seele ver-

schmäheten, sich zu Schandbarkeiten zu bekennen, die ihnen eben so fremd waren als ihren Richtern, und durch die Niederträchtigkeit falscher Angaben Anderen das Leben zu rauben, um das eigene Leben zu retten. Sie leugneten Ketzer zu sein, und starben mit Standhaftigkeit den Tod in den Flammen.

Und dieser Gräuel dauerte drei Jahre lang [19]. Wie viele Menschen zu Grunde gerichtet worden sind, ist nicht auszumachen. Von den Verbrannten in einzelnen Städten zwar werden Zahlen angegeben; im Allgemeinen aber wird nur allgemein gesprochen: Viele, Unzählige seien verbrannt worden [20]. Und in der That, wer hätte die Zahl anzugeben vermocht? Wie durch das Gerücht manche Uebertreibung erzeuget worden sein mag, so ist in dieser Zeit der Bestürzung wohl auch manche Wahrheit unbekannt geblieben. Ueberdieß machten Diejenigen, welche wirklich auf dem Scheiterhaufen starben, gewiß nur einen kleinen Theil von Allen aus, die umgekommen sind. Und man findet nicht, daß irgend ein Fürst, weder ein Geistlicher noch ein Laie, aufgetreten wäre, um den wahnsinnigen Eiferern zu wehren, und dem Gräuel Einhalt zu thun. Denn vor der Errichtung von Scheiterhaufen hatten die großen Herren in dieser Zeit eben keinen großen Abscheu; der Kaiser Friedrich der Zweite selbst trug kein Bedenken, in Sicilien Diejenigen, welche er Empörer nannte, sobald sie in seine Hand fielen, mit dem Feuer-Tode zu bestrafen [21]. Auch würde der Meister Konrad von Marburg sein gräßliches Werk wohl noch lange fortgesetzet haben, wenn er nicht im Taumel der Macht die Vorsichtigkeit nach und nach vergessen hätte, mit welcher dasselbe unternommen worden war. Zuerst nämlich hatte er seinen Ketzer-Haß nur an einfachen Landleuten ausgelassen. Als Diese ihm von aller Welt Preis gegeben worden, hatte er sich an ehrenwerthen Bürgern versuchet, und auch bei diesem Versuche keinen Widerstand gefunden. Deßwegen war er höher und höher hinauf gestiegen, so daß er

endlich selbst die Fürsten nicht mehr verschonen wollte [22]. Unter den Fürsten, die er vor seinen Richter-Stuhl zog, war ein Graf von Sayn [23], ein Graf von Henneberg und eine Gräfin von Loz. Und nun erst machte ihm der Erzbischof Sifrid von Mainz, der zuvor mit ihm gewirket und den heiligen Vater durch einen schmachvollen Bericht über die Ketzerei in Teutschland irre geleitet hatte, Vorstellungen, und ermahnte ihn zu größerer Vorsicht und besserer Unterscheidung in seinem Verfahren [24]; und in diese Ermahnung stimmten auch die Erzbischöfe von Cöln ein und von Trier. Konrad, der die Pflichten eines heiligen Amtes zu erfüllen glaubte, scheinet die Ermahnung der drei Erzbischöfe in einem Sinn aufgenommen zu haben, der höchst wahrscheinlich der richtige war: sie leugneten ja nicht die Verbreitung der Ketzerei, sie tadelten auch nicht sein Verfahren, sondern sie wollten nur, daß er einen Unterschied machen sollte zwischen vornehmen Ketzern und geringen; Jene sollte er schonen, diese möchte er verfolgen. Darüber ergrimmte seine Seele von Neuem furchtbar, und in seinem Zorne fing er an, das Kreuz zu predigen gegen die drei Erzbischöfe, in welchen er nun Nichts mehr sehen mochte als heuchlerische Pfaffen, deren Absicht, durchaus von der seinigen verschieden, auf etwas ganz Anderes gerichtet wäre, als auf die Reinheit der Kirche und auf die Religion Jesu Christi. Durch diese Kreuz-Predigt gegen die drei gewaltigen Fürsten gab er unleugbar einen klaren Beweis, wie von seinem unbesonnenen Eifer, so von der Festigkeit seiner Ueberzeugung und von der Lauterkeit seiner Gesinnung; aber zugleich öffnete er mit derselben für sich selbst einen Abgrund, welchen er weder zu überspringen, noch zu umgehen vermochte. Nunmehr mußte er zu Grunde gehen, oder das ganze Kirchen-Wesen in Teutschland gerieth in unübersehbare Gefahr. Und eben deßwegen ist wohl möglich, daß er ganz anders in der Geschichte erscheinen würde, wenn er sein unglückseliges Werk mit mehr Vorsicht und mehr

Unterscheidung betrieben, auf das Wort der Priester gehöret, die weltlichen Großen geschonet, und das Kreuz nicht gegen Diejenigen verkündet hätte, welche nicht nur vom Kreuze lebten, sondern unter dem Kreuze Dessen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, als große Fürsten der Kirche und des Reiches glänzend dastanden.

Was aber nun weiter geschehen sein mag, ist nicht zu erkennen. Fast scheinet es, daß die Geschichte absichtlich verwirret oder entstellet worden ist. Der Ausgang aber zeuget. Konrad begab sich im Monate Julius des Jahres zwölf Hundert drei und dreißig nach Marburg. In der Nähe dieser Stadt ward er von einigen ritterlichen Männern überfallen, und mit seinem Begleiter, dem Franziscaner Gerhard, erschlagen. Die Mörder sind unbekannt, und wie es scheinet, absichtlich verschwiegen [25]. Jedes Falles wurde durch Konrad's Tod erreichet, was beabsichtiget worden. Die ganze Lage der Dinge war verändert. Die großen Herren, die weltlichen wie die geistlichen, waren gewitziget. Sie hatten erkannt, daß das Feuer, in die Hütten geworfen, leicht zu den Palästen hinüber schlagen mag, und daß die Knechtschaft des Geistes nicht so leicht mit gewaltsamen Mitteln zu bewirken sei, als die Knechtschaft des Leibes. Daher entstand unter denselben eine große Bewegung. Es wurden Versammlungen gehalten, bald nach Konrad's Tode zu Mainz, und im Januar des folgenden Jahres zu Frankfurt [26], zu welchen auch der junge König Heinrich erschien. Gewiß war Mancher in nicht geringer Verlegenheit. Zuvörderst wünschten Alle, welche neben oder hinter dem Meister Konrad gestanden hatten, diesen Mann zum Träger aller Sünden zu machen, um selbst gereiniget vor der Welt zu bestehen. Darum mußten aber auch zweitens der Graf Heinrich von Sayn und andere Fürsten, die etwa mit demselben der Ketzerei beschuldiget waren, alles Verdachtes ledig erkläret werden. Drittens war es nö-

thig, den Papst zu beruhigen, den man früher mit Klagen über die Ketzerei bestürmet hatte, und dem unmöglich die Ermordung seines Bevollmächtigten gleichgültig sein konnte. Endlich mochte wohl auch der Wunsch allgemein sein, die heillosen Vorgänge sobald als möglich durch die Beruhigung der Gemüther in Vergessenheit zu bringen, damit nicht der letzte Betrug ärger würde, als der erste. Und um diese Zwecke zu erreichen, ließen weder Geistliche noch Weltliche es an Anstrengungen fehlen. Auch erreichte man sie sämmtlich, und der Kreuzzug gegen die unglücklichen Stedinger, der mit diesem Getreibe gleichzeitig war, mag nicht wenig dazu beigetragen haben [27]. Wie aber auch Alles zu Stande gekommen sein, welche Absichten man verfolget, welche Mittel man angewendet haben, und wem Schuld und wem Verdienst zukommen mag: für das teutsche Volk haben die Gräuel von drei Jahren, deren gedacht worden ist, die glückliche Folge gehabt, daß keine Ketzer-Gerichte in der Weise des Meisters Konrad von Marburg fortan wieder aufgekommen sind, obgleich es selten an ketzerrichtlicher Gesinnung gefehlet hat bis diesen Tag.

Zehentes Capitel.

Gregor IX.

Streit und Ausgleichung des Streites zwischen dem Papst und dem Kaiser.

Anfang der offenen Mißhelligkeit zwischen Friedrich und seinem Sohne, dem Könige Heinrich.

J. 1227 — 1234.

Von allen Ereignissen und Vorgängen, welche bisher erzählet oder berühret worden sind, von vielen anderen Ereignissen und Vorgängen, die gleichzeitig Statt gefunden haben, deren aber, weil sie weniger bedeutend für die Erkenntniß der Zustände dieser Zeit zu sein schienen, nicht gedacht worden ist, war der junge König Heinrich unfreiwilliger, unthätiger, unmächtiger Zeuge, und wohl mag ihm oft das Herz gebrannt haben bei der Wahrnehmung so vieler und so großer Erscheinungen im Reiche, wider das Reich und ohne das Reich. Sein Vater hingegen, der Kaiser Friedrich der Zweite, hielt sich für und für von Teutschland fern, und wirkte in seinem Erbreiche Sicilien weiter in derselben Weise, in welcher er seine Wirksamkeit begonnen hatte, Teutschland und die Ereignisse in Teutschland wenig beachtend. Und in der That fand er auch genug zu thun in den Verhältnissen, in welche er sich

verwickelt hatte. Je weiter er seine Blicke warf, je tiefer er eingriff, je unverkennbarer seine großen Entwürfe waren, desto stärker reizte er die Leidenschaften gegen sich auf, desto ärger wurden überall Mißtrauen und Feindseligkeit gegen ihn. Nach der Rückkehr von seiner mißlungenen Fahrt in die Lombardei, von welcher oben die Rede gewesen ist, ward auch seine Stellung zum apostolischen Stuhle schwieriger als zuvor. Aergerlich, verdrießlich, beschämet wohl auch, vergaß Friedrich das freundliche Wesen, das er bisher zu beobachten wohl verstanden hatte; und der Papst, dem seine Verlegenheit nicht entging, fing an, eine stärkere Sprache zu reden. Indeß kam es zu keinem Bruche zwischen Friedrich und dem Papste Honorius dem Dritten.

Aber am Achtzehenten des Monates März, zwölf Hundert sieben und zwanzig, starb dieser Papst Honorius, und zwei Tage später ward an seine Statt jener Cardinal Hugolino erwählet, dem wir wiederholt als päpstlichen Legaten in Teutschland begegnet sind, aus dessen Händen auch der Kaiser Friedrich der Zweite bei seiner Krönung zu Rom das Kreuz empfangen hatte. Hugolino, zu demselben gräflichen Geschlechte gehörend, aus welchem Innocenz der Dritte hervor gegangen war, schon im höheren Alter stehend[1], als er zu dem apostolischen Stuhle gelangte, und über die Wirrnisse der Zeit, in kirchlichen wie in weltlichen Dingen, durch große Erfahrungen wohl unterrichtet, bewies sogleich durch den Namen, den er sich beilegte, in welchen Grundsätzen er die Kirche übernahm: er nannte sich Gregor den Neunten: und sein Geschlecht und sein Leben bürgten dafür, daß er an diesen Grundsätzen fest und streng halten und sie geltend zu machen suchen würde, wie gegen die übrige Welt, so auch gegen den Kaiser. Und in der That hatte Gregor kaum ein halbes Jahr auf dem Stuhle des Apostels gesessen, so warf er schon den Bannfluch der Kirche auf Friedrich den Zweiten, welchen Bannfluch

Honorius zwar bereit gehalten, aber immer nur in der Ferne gezeiget hatte; und er warf diesen Bannfluch auf den Kaiser, weil Friedrich endlich mit einer großen Menge von Kreuzfahrern aus Italien, Teutschland, Frankreich und England wirklich zu Schiffe gegangen war, um das Unternehmen, auf welches der apostolische Stuhl seit einer Reihe von Jahren gedrungen hatte, endlich auszuführen; nach einer Fahrt von drei Tagen aber umgekehret war, und den ganzen Kreuzzug vereitelt hatte. Ein Versuch des Kaisers, auch diesen Papst durch die Versicherung zu begütigen, das eine Krankheit ihm die Fahrt unmöglich gemacht habe, mißlang vollkommen; vielmehr wurde der Bannfluch nicht nur wiederholet, sondern es wurden auch offene Schreiben, nicht ohne Würde und Wahrheit abgefasset, in alle Länder gesendet, um die Verdienste in Erinnerung zu bringen, welche der heilige Stuhl sich um den Kaiser erworben hätte, und um die Undankbarkeit zu bezeichnen, mit welcher er von demselben hingehalten, geäffet und betrogen worden. Friedrich, desto mehr aufgebracht gegen den Papst, je weniger er die Thatsachen, welche ihm entgegen gehalten wurden, abzuleugnen vermochte, verdrießlich wohl auch darüber, daß seine Künste, die bei Honorius dem Dritten so schön vorgehalten hatten, bei dem neuen Papste versagten, ließ sich von seinem Zorne zu einer Vertheidigung fortreissen, welche ein furchtbarer Angriff war auf die bestehende Kirche. Mit schonungsloser Hand riß er in Schreiben an die teutschen Fürsten, an den König von England, ja man könnte sagen, an die Welt, die heilige Decke hinweg, mit welcher die Päpste ihre furchtbare Gewalt bisher zu verhüllen gesuchet und zu verhüllen gewußt hatten. Er zeigte an klaren Beispielen den Mißbrauch, den die Päpste mit dem Bannfluche der Kirche getrieben hatten, nicht zum Segen der Religion Jesu Christi, sondern um ihre Sucht nach Herrschaft, um ihre Gierde nach Geld zu befriedigen. Er stellte den Reichthum der Kirche jener Ar-

muth gegenüber, in welcher der Heiland und seine Apostel gelebet hätten, und sprach, diesen Weg verfolgend, Grundsätze aus, welche von den Grundsätzen Arnold's von Brescia und der übrigen Ketzer in der neueren Zeit keineswegs verschieden waren[2]. Dadurch zeigte er auf das Klarste, daß er mit dem Zustande der Kirche vollkommen bekannt war, aber auch, daß seine bisherige Demuth vor der Kirche nur berechnet, daß seine ehrerbietige Sprache zu dem heiligen Vater nur künstlich gewesen, daß er also nur seine Zeit erwartet habe, um seine wahre Gesinnung, seine Feindschaft „gegen die Wölfe in Schafskleidern" an den Tag zu legen. Und Friedrich unterließ nicht, seine Vertheidigung auf jegliche Weise der Welt kund zu thun, um seine Sache zu der Sache aller Könige zu machen, und, wenn es möglich, die Welt zu vereinigen gegen die Kirche und den apostolischen Stuhl.

Zu leugnen ist nicht: die Vorwürfe, welche der Kaiser Friedrich den Päpsten, den Legaten der Päpste und den hohen Geistlichen überhaupt machte, waren wohl begründet. In den letzten Zeiten, durch Innocenz den Dritten und seit Innocenz dem Dritten, und auf diese Zeiten beschränket sich Friedrich waren Dinge geschehen, welche, an und für sich betrachtet, von keiner Seite her einer Vertheidigung würdig sein dürften, Dinge, welche Grausen und Entsetzen erregen. Aber Friedrich hätte seine Gedanken Etwas weiter hinauf richten, er hätte erwägen sollen, das die Päpste und die Geistlichen überhaupt eben so wenig außerhalb des Zusammenhanges der Dinge ständen, als er selbst. Wenn er die Entwürfe und Thaten seines Vaters und seines Großvaters bedacht, und sich über seine eigenen Absichten Rechenschaft gegeben hätte: so würde er vielleicht die Ansicht gewonnen haben, daß das Richten in diesen Dingen keine leichte Sache sei, und daß Niemand mit Sicherheit zu sagen vermöge, wie viel in den Handlungen der Päpste und ihrer Anhänger Werk der Noth und wie viel Werk der Lust

gewesen. Durch Friedrich den Ersten und Heinrich den Sechsten war der heilige Stuhl aus dem Gleichgewichte gehoben; es war natürlich, daß er sich in dieser Gefahr zu stützen und alle seine Feinde zu unterdrücken suchte. Friedrich und Heinrich hatten sich auch vergriffen in den Mitteln für ihre Zwecke; dem Sohn und Enkel geziemte es nicht, den Geistlichen die Verirrungen vorzuwerfen, deren sie sich schuldig gemacht. Und in der That sah es seltsam genug aus, daß er, Friedrich, über Doppelzüngigkeit klagte, und die Sitten der Geistlichen verdammte. Wenn es auch wahr sein mag, daß er jetzt wirklich durch eine schwere Krankheit zur Rückkehr von der Kreuzfahrt genöthiget worden war, und daß mithin der Papst Unrecht hatte, als derselbe seine Entschuldigungen verwarf: so vermochte er doch nicht zu leugnen, daß er früher den Papst zu mehren Malen absichtlich getäuschet, daß er die Strafe des Bannes längst verwirket hatte. Und wenn er sein Verfahren gegen Teutschland überlegte, und seine Absicht auf Lombardien, und wenn er alsdann die Mittel betrachtete, deren er sich zur Ausführung seiner Entwürfe zu bedienen kein Bedenken trug: so mußte er sich wohl gestehen, daß er selbst den päpstlichen Stuhl in einer Lage erhielt, in welcher derselbe das Werk von Jahrhunderten in Gefahr erblicken mußte vor eitelen Bestrebungen, gegen die ewigen Gesetze des Menschen-Lebens gerichtet. Jedes Falles war es eine große Uebereilung von Friedrich dem Zweiten, daß er, ehe er seine Macht fester begründet hatte, nicht nur gegen den Papst losbrach, sondern gegen die gesammte Kirche, und sich dadurch in eine Stellung hinein brachte, in welcher eine Aussöhnung nicht mehr möglich war. Denn fortan mochten noch Abkommnisse, wegen gegenseitiger Bedürfnisse, getroffen und der Schein freundlicher Verhältnisse mochte verbreitet werden, aber die Feindschaft zwischen ihm und der Kirche war unaustilgbar: entweder die Kirche mußte fallen, oder er mußte zu Grunde gehen.

Friedrich selbst scheinet bald gefühlet zu haben, daß die Fessel des Bannes doch etwas Unbequemes sei, auch für einen starken Geist. Zwar gelang ihm, die Römer aufzuregen, und den Papst zur Flucht zu nöthigen aus der ewigen Stadt; aber mit diesem Siege ward er jener Fessel nicht ledig. Er unternahm im folgenden Jahre wirklich, man kann kaum sagen einen Kreuzzug, sondern eine Kriegsfahrt nach dem heiligen Lande, bei welcher das Kreuz als Larve diente, ohne Zweifel, um das Urtheil der Welt für sich zu gewinnen und den päpstlichen Fluch zu Schanden zu machen; aber der Fluch hing sich an die Wimpel seiner Schiffe, und verlor seine Wirkung auch nicht im heiligen Lande, nicht in der Stadt Jerusalem, und nicht am Grabe des Herrn. Niemand wird dem Kaiser, wegen der Entschlossenheit und Gewandtheit, mit welcher er sich durch die schwierigsten und verworrensten Verhältnisse in Palästina hindurch zu winden wußte, und Freunden und Feinden gegenüber zu halten und zu heben verstand, seine Bewunderung versagen; aber Niemand wird auch in Abrede stellen, weder sein Eingang noch sein Ausgang zeugte von der Gesinnung wahrer Pilgrimme, wahrer Krieger Christi; über seine Worte und Werke breitete sich ein Dunstkreis von Freidenkerei und Täuschung hinweg, und all sein Thun und Treiben war eitel, verkehrt, gewaltsam, ohne Halt und Kern.

Und während er im heiligen Land ein gebrechliches Werk auf Sand erbauete, gerieth sein Erbreich in die ärgste Zerrüttung, und während er sich die Krone des Königreiches Jerusalem, ohne Weihung und ohne Segen, mit eigener Hand trotzig auf das Haupt setzte, kamen die Kronen, die er bisher getragen hatte, in nicht geringe Gefahr. Er sah sich genöthiget, das heilige Land seinem Schicksale zu überlassen, und nach einem Aufenthalte von etwa acht Monaten in demselben nach Europa zurück zu eilen, um zu retten, was noch zu ret-

ten war. Und er kam noch zu rechter Zeit. Es gelang ihm, bald eine überlegene Macht zusammen zu bringen, vor welcher in dem Papst allerdings mancherlei Bedenklichkeiten aufsteigen mußten. Aber er wagte nur mit dieser Macht zu drohen, keineswegs sie geltend zu machen. Vielmehr war sein ganzes Streben lediglich darauf gerichtet, den heiligen Vater zur Aufhebung des Bannes und zur Herstellung des Friedens zu bewegen. Und auch dieses Ziel ward erreichet; denn der Papst war hülflos. Seine Bemühungen, Hülfe an Geld und Mannschaft zu erhalten, hatten selten, in der Ferne und in der Nähe, einen günstigen, nirgends den Erfolg gehabt, auf welchen er gehoffet haben mochte. Aber es ward doch erst erreichet, jenes Ziel, nach einer langen Unterhandlung, und durch die unermüdlichen Anstrengungen mehrer geistlicher Fürsten und Herren, die als Vermittler eintraten, und hier besänftigten und dort ausglichen, bis sie den Zwist so weit gemildert hatten, daß der Eine ihn endigen konnte ohne seine Würde, der Andere ohne seine Ehre zu verletzen. Und die größte Nachgiebigkeit mußte Friedrich noch immer beweisen. Wenn nun auch er, der Kaiser, und Gregor, der Papst, bei einer persönlichen Zusammenkunft sich gegenseitig auf eine solche Weise kennen lernten, daß der Kaiser große Achtung für die Gesinnung des Papstes, der Papst große Achtung für den Geist des Kaisers öffentlich zu bezeugen nicht umhin konnte: so war und blieb der Friede doch nur eine Uebereinkunft, welche der Drang des Augenblickes veranlasset hatte. Friedrich konnte und wollte seine und seines Hauses Entwürfe nicht aufgeben; der Papst mochte und durfte den kirchlichen Grundsätzen nicht entsagen, auf welchen der apostolische Stuhl nur stehen zu können schien; deßwegen mußte der Streit früher oder später von Neuem beginnen, und alsdann wohl auch mit größerer Ausdauer und Anstrengung zur Entscheidung oder der Entscheidung näher gebracht werden. Vor der Hand indeß erhielt Friedrich Zeit

sein Wirken und Walten im Königreiche Sicilien wieder fortzusetzen, welches durch seine Fahrt nach dem heiligen Land unterbrochen worden war; und Gregor erhielt Zeit, sich mit der Verfolgung der Ketzer zu beschäftigen, zu welcher er um so geneigter geworden sein mag, je schmerzlicher ihm so eben die Erfahrung gewesen war, daß das Ansehen des apostolischen Stuhles nicht mehr das alte sei.

An allen diesen Vorgängen und Streitigkeiten nahmen die Teutschen, mit ihren eigenen Angelegenheiten hinlänglich beschäftiget, nur einen geringen Antheil; aber ohne Einwirkung auf den Gang der Dinge in Teutschland sind dieselben nicht gewesen; nur ist aus den mangelhaften Ueberlieferungen nicht zu erkennen, wo, wie und wie tief sie eingewirket haben. Zu dem Kreuzzuge, welchen Friedrich im Monat August des Jahres zwölf Hundert sieben und zwanzig anzutreten gelobet hatte, zogen der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Bischof von Augsburg und andere Fürsten und Herren mit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Pilgrimmen nach dem unteren Italien, um mit dem Kaiser die heilige Fahrt zu unternehmen. Aber der Landgraf starb, wie schon bemerket worden ist, zu Otranto, und als Friedrich die Fahrt aufgegeben hatte, zerstreueten sich die Pilgrimme hierhin und dorthin, die Meisten jedoch kamen zurück nach dem Vaterlande, wohl nicht ohne Zorn und Schmerz. Hierauf bemühete sich der Papst, wie überall, so besonders in Teutschland, seinen Bannfluch gegen den Kaiser bekannt zu machen und in Wirksamkeit zu setzen, und die Prediger-Mönche waren ungemein thätig, die grauenhafte Nachricht unter die Menschen zu bringen [3]. Ja, der heilige Vater kam sogar auf den Gedanken, den alten Streit zwischen den Waiblingern und Welfen wieder aufzuregen. Er sandte einen Cardinal Otto nach Teutschland, um die Fürsten zu bewegen, daß sie den König Heinrich, den Sohn des bannbelasteten Kaisers, verwerfen und einen anderen König erwählen möchten; und durch

diesen Legaten ließ er zugleich den jungen Otto von Lüneburg [4], den Enkel Heinrich's des Löwen, versuchen, ob er nicht lüstern gemacht werden könnte nach der Kaiser-Krone; ja, selbst mit dem Könige Heinrich dem Dritten von England scheinen Verhandlungen geflogen zu sein, um denselben zu der Förderung dieser Sache zu bewegen, und der König war diesem Gedanken keinesweges abgeneiget [5]. Aber, wenn auch vielleicht hier oder dort die Gemüther durch den Bannfluch beunruhiget sein mögen: stark wirkte die Nachricht nicht. Die Teutschen waren zu sehr an den Bann gewöhnet; auch mag die Rechtfertigung des Kaisers, die so schwere Anklagen des Papstes und der Geistlichkeit enthielt, und für deren Verbreitung Friedrich gleichfalls gesorget hatte, ihres Eindruckes nicht überall verfehlet haben; überdieß hegten die Fürsten, mit der Gründung ihrer Landesherrlichkeit beschäftiget, keine feindselige Gesinnung gegen den Kaiser, und von dem Papste hatten sie Nichts zu befürchten. Deßwegen bewiesen wohl Einige eine große Bereitwilligkeit gegen den Cardinal Otto in Worten, aber Niemand verstand sich zur That. Gewöhnlich fand er heftigen Widerstand. Als er nach Würzburg eine Kirchen-Versammlung angesaget hatte, schrieben der Herzog Albert von Sachsen, dessen Bruder der Graf Heinrich von Askanien und viele weltliche Herren in Sachsen an die teutschen Prälaten einen sehr scharfen Brief, in welchem dieselben nachdrücklich an ihre Würde ermahnet wurden [6]. Bei einer Zusammenkunft teutscher Bischöfe, welche der König Heinrich veranstaltet hatte, wurde der Beschluß gefasset, daß keine Kirchen-Versammlung, von einem päpstlichen Legaten berufen, auf teutschem Boden Statt finden sollte [7]. Endlich wurde der Cardinal überall verfolget, und würde zu Lüttich todt geschlagen worden sein, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Otto von Lüneburg hingegen war, wenn ihn auch die Krone hätte locken können, keinesweges in einer solchen Lage, in welcher er dieser

Lockung verständiger Weise hätte nachgeben dürfen. Das Schicksal seines Hauses trat ihm warnend entgegen. Er selbst hatte, wie weiter unten erzählet werden soll, nach dem Tode seines Oheimes, des Pfalzgrafen Heinrich zu Rhein, die Stadt Braunschweig nur mit den Waffen in der Faust zu retten vermocht; und jetzt war er kaum aus der Haft des Grafen Heinrich von Schwerin befreiet worden, in welche er, auf der Seite des Königes Waldemar von Dänemark stehend, in der Schlacht von Bornhövede hinein gerathen war. Also wies Otto des Papstes Versuchung mit der Erklärung zurück, daß er Nichts gegen den Kaiser unternehmen werde [8]. Seine Seele war auf die Wiedergewinnung der Grafschaft Stade gerichtet, und auf eine endliche Aussöhnung mit dem Kaiser, damit auch er zur Ruhe gelangen und sich der Rechte eines Landes-Herrn unter Landes-Herren im Reich erfreuen möchte. Endlich, als der Kaiser, aus dem heiligen Lande zurück gekehret, mit den Waffen in der Faust wider den Papst stand, zogen mehre geistliche und weltliche Fürsten aus Teutschland nach Italien, entweder aufgerufen von dem Kaiser, oder aus freiem Entschluß. Unter denselben waren die Bischöfe von Salzburg und Regensburg, und die Herzoge von Oesterreich und Meranien. Aber sie zogen, wie es scheinet, keineswegs nach Italien, um für den Kaiser zu kämpfen oder wider ihn, sondern um an dem Frieden zwischen dem Kaiser und dem Papste zu arbeiten, und um sich gegen Diesen zu erklären oder gegen Jenen, je nachdem der Eine oder der Andere verständigen Gründen Gehör zu geben sich weigern sollte. In der That wird, neben dem edelen Meister des teutschen Ordens, Hermann von Salza, dem Herzoge Leopold von Oesterreich, dessen Eidam der junge König Heinrich war, Friedrich's Sohn, der größte Antheil an dem Werke des Friedens zwischen Friedrich und Gregor zugeschrieben. Der Herzog jedoch hat sich des glücklichen Erfolges seiner Bemühungen nicht lange zu erfreuen gehabt: er hat das Vaterland

nicht wieder gesehen, sondern ist in Italien zu S. Germano vom Leben geschieden.

Aber auch des Kaisers Freude über den Frieden mit dem Papste dauerte nicht lange; oder vielmehr, ihm genügte nicht lange, was er durch diesen Frieden gewonnen hatte. Wie schwierig auch die Arbeit war, welche von ihm für sein Erbreich Sicilien übernommen worden: sie gedieh unter seinen Händen mit überraschender Schnelligkeit. Und je schneller sie gedieh, und je deutlicher die Beendigung derselben voraus zu sehen war, desto weniger befriedigten die engen Gränzen des Königreiches Sicilien seine Seele, desto höher schwang sich sein gewaltiger Geist empor, und das Kaiserthum mit allen glänzenden Bildern seiner Jugend stellte sich demselben von Neuem dar. In der That mag auch Friedrich wohl geglaubet haben, daß seine Gesetzgebung für Sicilien keinen Bestand haben würde, wenn nicht durch ihn ganz Italien eine andere Gestalt erhielte, und wenn nicht im Besonderen der römische Stuhl in eine ganz andere Stellung zu der weltlichen Macht hinein gebracht würde, als in welcher derselbe sich bisher befunden hatte; denn einige seiner Gesetze standen mit den Satzungen der Kirche, welche der römische Stuhl aufrecht zu erhalten suchte, und aufrecht zu erhalten suchen mußte, in einem schneidenden Widerspruche; auch hatte der Papst schon gegen Einzelnes seine Stimme erhoben; und wenn er seine Einreden noch nicht weiter getrieben und noch nicht mit größerem Nachdrucke geltend zu machen gesuchet hatte, so lag der Grund, wie Friedrich sich nicht verhehlen konnte, lediglich in den schwierigen Verhältnissen, in welche der heilige Vater abermals mit den wetterwendischen Römern verwickelt worden war. In eine andere Stellung aber konnte der römische Stuhl nur hinein gebracht werden durch die Ausführung der Entwürfe, welche Friedrich der Erste verfolget hatte, welche seine, Friedrich's des Zweiten, Träume gewesen waren in den Tagen seiner Jugend und seines Glückes. Lombardien mußte

unterworfen werden, und die Unterwerfung Lombardiens war ohne eine starke Hülfe von Teutschland aus nicht zu bewirken. Also wurden Friedrich's Gedanken wieder auf Lombardien und Teutschland gerichtet. Die übrigen teutschen Fürsten, welche nach Italien gekommen waren, haben ihn ohne Zweifel von den Zuständen in Teutschland genau unterrichtet. Und aus den Darstellungen derselben mag der Kaiser wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in Teutschland nur ein Umschwung der Dinge werde bewirket, und das kaiserliche Ansehen nur werde hergestellet werden können, wenn es ihm gelänge, die teutschen Fürsten abermals in die Verhältnisse Italiens zu verwickeln, sie durch Kampf, Sieg und Beute in Lombardien zu verwirren, und zu neuem Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät zurück zu bringen. Zum Kampf aber bot sich mannichfache Veranlassung dar; und Sieg und Beute schienen kaum fehlen zu können. Denn in Lombardien fanden furchtbare Zerwürfnisse Statt; fast keine Stadt war ohne Krieg mit einer anderen Stadt, und selbst einzelne Städte schienen sich in inneren Kämpfen zu erschöpfen. Der Papst aber, durch die letzten Ereignisse eingeschüchtert, und von vielfacher Noth bedränget, war nicht zu fürchten; er durfte den Versuch nicht wagen, die Lombarden zu vereinigen, und die Seele einer neuen Vereinigung zu werden; vielmehr war zu erwarten, daß er sich nicht weigern würde, Friedrich's Entwürfe, wenn derselbe den Schein friedlicher Absichten bewahrte, wenigstens äußerlich zu unterstützen.

Unter solchen Umständen schrieb Friedrich einen Reichs-Tag aus, welcher am ersten Novembers des Jahres zwölf Hundert ein und dreißig zu Ravenna eröffnet werden sollte. Zu demselben sollten die Städte in Lombardien Abgeordnete senden, und der König Heinrich sollte zu demselben mit den teutschen Fürsten erscheinen. Und wohl mochte der Kaiser hoffen, daß dieser Tag einen ganz anderen Erfolg haben würde,

als der Tag von Cremona vor fünf Jahren gehabt hatte; denn von dem Bunde der Lombarden, der damals hergestellet wurde, war kaum noch die Rede, und der heilige Vater selbst arbeitete wirklich, wenigstens dem Scheine nach, für die Absicht des Kaisers. Er schrieb an die Lombarden: „der Kaiser wünsche sich mit seinem Sohn und anderen Fürsten Teutschland's in Lombardien zu besprechen. Derselbe habe erkläret, daß er sich nach seinem, des Papstes, Rathe richten, und Nichts gegen den Frieden mit dem lombardischen Bunde, Nichts gegen die Kirche, überhaupt Nichts gegen irgend Jemand unternehmen wolle. Deßwegen gebe er ihnen auf, dem Könige Heinrich und den Teutschen, welche mit demselben nach Italien kommen würden, kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern sie wie friedliche Männer her und zurück ziehen zu lassen. Jedoch möchten sie vorsichtig sein." Und an Vorsicht fehlte es allen Lombarden nicht. Sie wußten wohl, wie der Papst gegen den Kaiser gesinnet war, und hegten selbst das größte Mißtrauen gegen denselben. Mailand wachte, und weckte, wo man sich weniger ängstlich zeigte. Mehre Städte beschlossen, die Streitigkeiten unter einander zu vergessen, oder auszusetzen bei der gemeinsamen Gefahr, ein Heer in die Engpässe aufzustellen, und keinen Teutschen in Italien herein zu lassen.

In derselben Zeit, da die Lombarden in Bewegung kamen, um ihre Freiheit vor jeglicher Gefahr sicher zu stellen, geschah in Teutschland ein furchtbares Verbrechen, das um so größeres Erstaunen erregte, je weniger dasselbe zu erklären war. Der Herzog Ludwig von Baiern, ein thätiger Pfleger vieles Guten und Nützlichen in seinem Lande, wurde meuchlerisch ermordet. Ein Mensch, den Niemand gekannt haben soll, stieß ihm, auf der Brücke zu Kehlheim, einen Dolch in die Brust. Der Mörder ward ergriffen; aber keine Marter vermochte ihm, wie versichert wird, ein Geständniß zu entreissen. Daher ist un-

gewiß, ob ihn Jemand zu dem Verbrechen gedungen, oder ob er dasselbe in eigener Wildheit vollbracht hat. Zeitgenossen haben kein Bedenken getragen, den Kaiser Friedrich als den Urheber zu nennen. Der Verbrecher soll ein Zögling des Alten vom Berge gewesen sein, mit welchem Friedrich, ohne Zweifel während seines Aufenthaltes im heiligen Lande, ein Bündniß gemacht, und welcher als treuer Bundesgenoß die Kränkungen zu rächen gewünschet habe, die dem Kaiser zugefüget wären [9]. Aber es werden keine Kränkungen angegeben, und nur die Versicherung muß genügen, daß Friedrich Mißtrauen geheget habe gegen den Herzog [10]. Andere und besonders neue Schriftsteller haben eben so wenig Bedenken getragen, die Schuld dem Könige Heinrich zur Last zu legen, obwohl weder einzusehen ist, wie dieser unglückliche Jüngling durch einen solchen Frevel seinen Angelegenheiten aufzuhelfen gehoffet haben könnte, noch wie er einen Menschen zu finden im Stande gewesen sein sollte, der sich bereit gezeiget hätte, nicht nur die Schandthat für ihn zu begehen, sondern sich auch für ihn in Stücken zerreissen zu lassen [11]. Wahrscheinlich ist der Sohn so unschuldig, als der Vater, und die Ermordung des Herzoges Ludwig hat wohl in ganz anderer Weise Statt gefunden, als sie in den Ueberlieferungen berichtet wird [12]. Uebrigens litten Baierns Angelegenheiten nicht durch Ludwig's Tod, denn sein einziger Sohn Otto, welcher ihm als Herzog in Baiern und Pfalzgraf zu Rhein nach Erbrecht folgte, übertraf ihn an Geist und Tüchtigkeit; und auf die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches hat sein Tod keinen bemerkbaren Einfluß gehabt.

Der Kaiser Friedrich aber traf im Monate November zu Ravenna ein, allerdings mit einem glänzenden Gefolge, aber nicht mit einem Heere; sei es, daß er vom Anfang an nur eine Unterhandlung beabsichtiget hatte, um die Lombarden zu versuchen, und sich mit den Zuständen des Landes, im Be-

sonderen mit den schwachen Seiten des Bundes bekannt zu machen, sei es, daß seine ursprüngliche Absicht auf die Nachricht von den Vorgängen in Lombardien aufgegeben worden war. Er fand jedoch nur wenige Abgeordnete lombardischer Städte vor, und sein Sohn Heinrich und die teutschen Fürsten, die sich zur Begleitung desselben entschlossen hatten, blieben aus, weil die Lombarden auch dieses Mal alle Wege besetzet hielten: nur nach und nach gelang es einzelnen Teutschen, verkleidet und unter großen Schwierigkeiten zu ihm zu gelangen. Mit dem öffentlichen Tage war es daher Nichts. Friedrich's Verdruß war daher ohne Zweifel groß. Er verweilte mehre Monate in Ravenna, und ließ Nichts unversuchet, die Lombarden auf andere Gedanken zu bringen. Aber zwischen diesem Volk und einem Hohenstaufen war kein Einverständniß möglich. Sie wurden weder durch den Glanz der Krone, in welchem Friedrich sich zeigte, geblendet, noch durch öffentliche Spiele, die er veranstaltet haben soll, bethöret; sie waren taub gegen seine Ermahnungen, achteten wenig auf seine Drohungen, und widerstanden allen seinen Lockungen. Endlich verließ der Kaiser Ravenna, im Monate März des folgenden Jahres, zwölf Hundert zwei und dreißig, um sich zu Schiffe nach Aquileia zu begeben, wohin sein Sohn und die teutschen Fürsten beschieden wurden. Durch widrigen Wind gezwungen, oder widrigen Wind vorschützend, begab er sich nach Venedig. Uneingedenk, wie es scheinet, daß eben in dieser Stadt sein Großvater, Friedrich der Erste, durch dieselben verkehrten Entwürfe bezwungen, an welchen seine Seele hing, zu den Füßen des Papstes Alexander gelegen hatte, um, nach der Anerkennung der Freiheit Lombardiens, den Segen der Kirche wieder zu erhalten: uneingedenk dieser Dinge, unterließ er nicht, für seine Entwürfe zu arbeiten. Er zeigte sich liebenswürdig, prachtvoll, freigebig mit Geschenken und Rechten, und gewann dadurch und durch die Ueberlegenheit seines Geistes die Herzen

vieler Menschen in dieser mächtigen Stadt. Weiter ohne Hinderniß nach Aquileia. Dahin war auch der König Heinrich mit einer Anzahl teutscher Fürsten gekommen, größtes Theiles geistlicher Fürsten, und diese waren mit wenigen Ausnahmen aus dem südlichen Teutschlande. Ob nun aber der Kaiser diese Zusammenkunft mit seinem Sohne zu irgend einem bestimmten Zwecke, oder ob er sie nur veranstaltet hat, um, nach dem Mißlingen seiner Absichten zu Ravenna, diese Stadt mit einiger Ehre, mit einiger Schicklichkeit verlassen zu können, muß unausgemacht bleiben. Wir sind von Dem, was bei der Zusammenkunft vorgefallen ist, zu wenig unterrichtet. Zwar wissen wir, daß Friedrich, wie schon früher angemerket worden [13], sich bewegen ließ, den teutschen Fürsten die Rechte zu bestätigen, welche Heinrich denselben als Landesherren zugestanden hatte; aber wir wissen nicht, wie er seinen Sohn empfangen, und nicht, wie er denselben entlassen; nicht, ob er ihm seine Zufriedenheit bezeuget oder mit Tadel überhäufet; nicht, ob er ihm Belehrungen ertheilet, Anweisungen gegeben, Aufträge anvertrauet, oder ihn, den Jüngling von ein und zwanzig Jahren, seinem Schicksal überlassen, und ihn wieder in die wirren und wüsten Zufälle hinein gestoßen habe, in welchen er seine Kindheit zugebracht hatte, ohne Hoffnung und ohne Verheißung [14]. Gewiß ist nur, der Kaiser kehrte zu Schiffe in sein Erbreich zurück, und Heinrich blieb König der Römer in Teutschland.

Wahrscheinlich ist indeß, daß, wenn auch die teutschen Fürsten mit freudigen Gefühlen von dem Kaiser geschieden sind, doch Friedrich und Heinrich keinesweges Abschied von einander genommen haben, wie Aeltern und Kinder Abschied zu nehmen pflegen. Seit zwölf Jahren hatte der Kaiser seinen Sohn nicht gesehen. Als er Teutschland verließ, war Heinrich ein Kind von neun Jahren; und nun trat ihm derselbe gegenüber, ein Jüngling, den viele und große Erfahrungen

früh gereifet hatten. Ein Fürst, der die Herrschaft liebet, hat selten eine reine väterliche Liebe zu dem Sohne, der sich als den Erben dieser Herrschaft ansehen darf; sie kommt um so schwerer auf in seiner Brust, diese Liebe, je geringer die Zahl der Jahre ist, an welchen der Sohn ihm nachstehet. Da sein Tod für diesen Sohn, und für ihn allein, ein unermeßlicher Gewinn sein wird, so beobachtet er leicht mit Eifersucht den Blick und die Geberden desselben, und bewachet gern, mit Mißtrauen und Argwohn, alle seine Schritte. Und Friedrich war nur sechszehen Jahre älter, als sein Sohn; er hatte denselben mit einer unbestimmten Gewalt bekleidet, und seine Seele war dem Argwohne nicht abgeneiget. Heinrich hingegen, von Kindheit auf von Menschen zweideutiges Sinnes, ohne Offenheit und Wahrheit, umgeben, hatte selbst vielleicht etwas Heimliches und Lauerndes. Ihm war kaum jemals die Gelegenheit zu Theil geworden, sich einer kindlichen Liebe zu seinem Vater zu erfreuen. Er konnte ihn nur fürchten und ehren, und wohl mag auch daran gearbeitet worden sein, selbst diese Gefühle in seiner Brust zu verwirren. Nun stand ihm der Vater vielleicht ein Anderer gegenüber, als er ihn gedacht hatte; und da Friedrich voll Verdrusses war über die Vernichtung der Hoffnungen, die er auf den Tag von Ravenna gesetzet hatte, so ward ihm von demselben wohl auch nicht ein solcher Empfang zu Theil, daß er in dem Kaiser nur einen wohlwollenden und liebevollen Vater zu erkennen vermocht hätte. Also ist wahrscheinlich, daß zwischen dem Vater und dem Sohne kein Verkehr Statt gefunden habe, der ihre Herzen zu vereinigen vermocht hätte, sondern ein Verkehr, durch welchen sie sich mehr entfremdet werden mußten, als zuvor. Und es ist eben so wahrscheinlich, daß Friedrich seinen Sohn kalt und mit der offenen Vollmacht, nach eigener Einsicht überall zu handeln, aber auch mit dem geheimen Vorbehalt entlassen habe, denselben scharf im Auge zu behalten und

ihm bei jeder Gelegenheit seine väterliche Gewalt und seine kaiserliche Majestät fühlbar zu machen; daß hingegen Heinrich von dem Vater unmuthig, störrisch und mit dem Verdacht hinweg gegangen sei, derselbe wünsche ihn zu erniedrigen, und eben deßwegen auch mit dem Entschlusse, fortan um so zuversichtlicher nach den Umständen zu handeln, da sich ja von Neuem gezeiget hatte, daß der Kaiser außer Stande sei, mit Heeres-Macht aus Italien nach Teutschland zu kommen, daß er mithin Nichts zu fürchten habe, wenn es ihm gelinge, die teutschen Fürsten auf seine Seite zu bringen.

Und was Teutschland nunmehr, nach des Kaisers Rückkehr nach Apulien, dem Blicke des jungen Königes darbot, war weder erheiternd noch erhebend: Streitigkeiten und Fehden benachbarter Fürsten, überall; die Ketzer-Verfolgungen am Rhein auf und ab, wie zur Rechten so zur Linken, mit den brennenden Scheiterhaufen, mit dem Angstgeschrei und dem Jammer; der Kreuzzug gegen die Stedinger, und der Untergang dieses tapferen und unglücklichen Volkes. Was zwischen diesen und ähnlichen Gräueln und denselben entgegen Erheiterndes und Erhebendes geschah oder vorbereitet ward zur Herbeiführung einer besseren Zukunft, von einzelnen Fürsten nämlich, in Ostfalen und Westfalen, in den Städten überall, Das kam entweder nicht zur Kenntniß des jungen Königes, oder konnte von ihm um so weniger gewürdiget werden, da es von Denen, die ihn umgaben, bestritten und als verderblich angesehen und dargestellet ward. Er selbst, der König, mußte geschehen lassen, was er zu verhindern außer Stande war. Im Jahre zwölf Hundert drei und dreißig jedoch unternahm er einen kriegerischen Zug gegen den jungen Herzog Otto von Baiern. Die Veranlassung zu diesem Zuge ist unbekannt. Otto, heißt es, hatte einen Landtag angesaget, der zu Regensburg gehalten werden sollte. Der König fand diesen Tag bedenklich, und verbot denselben. Weßwegen er aber den Tag

bedenklich fand und untersagte, ist unbekannt. Der Herzog hielt dennoch den Tag zu Landshut. Deßwegen unternahm Heinrich, von vielen Fürsten begleitet, den Zug wider denselben mit einem bedeutenden Heere. Heinrich selbst spricht von der Sache geheimnißvoll. Der Herzog, sagt er, habe sich „wegen gewisser Dinge [15]" öffentlich gegen seinen Vater empöret, und deßwegen sei er mit Heeres-Macht nach Baiern gegangen. Von welcher Art aber auch der Zwist gewesen sein mag: als der König mit seinem Heere bei Augsburg lagerte, bereit in Baiern einzubrechen, hielt der Herzog, durch den Anblick so vieler feindlicher Fürsten und eines so großen Heeres, seine Sache für verloren. Um sich zu retten, sandte er den ehrwürdigen Erzbischof Eberhard von Salzburg zur Vermittelung eines Friedens an den König. Heinrich bewilligte den Frieden, aber der Herzog mußte sich unterwerfen, und seinen kleinen Sohn Ludwig als Geissel in die Hand des Königes geben.

Dieser so schnelle als glückliche Erfolg mag stark auf den jungen König eingewirket und ihm Vertrauen zu sich selbst gegeben haben [16]. Er kehrte, wie es scheinet, mit dem Entschlusse zurück, fortan sein Glück zu versuchen, kräftig einzugreifen und für eigene Rechnung das königliche Ansehen, soweit es noch möglich wäre, wieder geltend zu machen. Die Vollmacht zu einem solchen Verfahren war ihm ja von seinem Vater ertheilet, und schwerlich mochte er sich vorstellen, daß er das Wohlwollen und die Zufriedenheit desselben verwirken würde, wenn er von dieser Vollmacht Gebrauch machte. Und in seinem Entschlusse ward er durch viele teutsche Fürsten, aufrichtig oder arglistig, bestärket. Im Anfange des Monates Februar, zwölf Hundert vier und dreißig, hielt er, zunächst wegen der Ketzer-Verfolgung in Teutschland, einen öffentlichen Tag zu Frankfurt, dessen schon gedacht worden ist. Zu demselben erschienen sehr viele Fürsten, entweder weil ihnen dar-

an gelegen, den Verfolgungen ein Ende zu machen, oder weil Heinrich zu größerem Ansehen gelanget war. Der König brachte die vielen Klagen zur Sprache, welche sich über Räubereien und Brandstiftungen erhoben hatten, welche von Burgen und Schlössern aus verübet wurden. Die Fürsten konnten nicht umhin, zu erklären, daß solche Burgen und Schlösser zerstöret werden müßten. Der König scheinet diese Erklärung ernstlicher genommen zu haben, als sie gemeinet war. Denn er beauftragte seinen Getreuen, Heinrich von Nyfen, die Raubschlösser zu brechen. Und mehre wurden zerstöret, und unter denselben die Schlösser der adelichen Männer von Hohenloch [17]. Zugleich aber verfügte Heinrich in vielen anderen Dingen, gab erledigte Lehen an Männer, zu welchen er Vertrauen hatte, Anderer Ansprüche nicht achtend, und bewies Entschlossenheit und Kraft mit jugendlicher Raschheit.

Es ist wohl möglich, daß Heinrich, nach dessen eigenen Worten diese Dinge erzählet worden sind, wenn auch nicht mit der nöthigen Vorsicht, doch in dem guten Glauben gehandelt habe, daß Alles, was er that und unternahm, zu des Reiches, also sowohl zu seines Vaters als zu seiner eigenen Ehre gereichen solle; und es ist auch möglich, daß er eben deßwegen seines Vaters Dank zu verdienen überzeuget gewesen sei. An Statt des Dankes aber erhielt er, nach seiner eigenen Versicherung, von seinem Vater die härtesten Vorwürfe; Alles, was er gethan oder angeordnet, wurde getadelt und verworfen; er erhielt den strengsten Befehl, den Sohn des Herzoges von Baiern zurück zu geben, die Schlösser Derer von Hohenloch auf eigene Kosten wieder herzustellen, überhaupt, einzureissen, wo er gebauet, zu bauen, wo er eingerissen hatte; und diesen Befehlen war die Drohung hinzu gefüget, daß, wenn er dieselben auch nur im Geringsten vernachlässige, der Kaiser weder einen Gesandten noch ein Schreiben fortan von ihm annehmen würde. Wahr ist, man hat diesen Versicherungen des

Königes Heinrich selten oder nie Vertrauen geschenket, sondern sie gewöhnlich als lügenhaftes Vorgeben behandelt. Aber in der Geschichte finden sich keine Gründe, diese Zweifel zu rechtfertigen. Zwar fehlet es nicht an Beschuldigungen: der König habe nicht nur die Fürsten unwürdig behandelt, sondern er sei auch ein Verschwender öffentlicher Gelder gewesen; er sei gegen seine Gemahlin unedel verfahren; er habe sich der Ueppigkeit und einem wüsten Leben ergeben. Aber solche Beschuldigungen, im Allgemeinen, ohne Belege und ohne Beweise, nach dem Untergange des Beschuldigten ausgesprochen, verdienen niemals Glauben, und am Wenigsten in einer verworrenen und leidenschaftlichen Zeit, und wenn sie in urkundlichen Versicherungen enthalten wären. Wer am Boden lieget, wird leicht getreten, selbst ins Gesicht und auf die Brust; um die drohende Gewalt hingegen suchet ein Jeder sich hinweg zu winden und Mancher macht eine gefällige Geberde; und wenn Viele sich zu reinigen haben, so pflegen sie gern Einen zu beschmutzen, damit an den Uebrigen die Flecken übersehen werden. Die Anklagen gegen den König Heinrich tragen den Beweis der Unrichtigkeit größtes Theiles in sich selbst. Wenn aber auch des Königes Leben nicht rein und sein Verfahren nicht das richtige gewesen sein sollte, so wird seine hohe Jugend bei guten und edelen Menschen Manches entschuldigen; und Niemand soll vergessen, daß der Kaiser, sein Vater, ihn als Knaben gleichsam ausgesetzet und in eine wüste Welt hinein gestellet hatte, in welcher es auch einem tüchtigen Manne schwer geworden sein dürfte, stets die Bahn der Tugend, der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu wandeln, ohne jemals auszuschreiten, weder zur Rechten noch zur Linken.

Eilftes Capitel.

Friedrich's II. letzter Aufenthalt in Teutschland. Des Königes Heinrich (VII.) Sturz. Wahl Konrad's (IV.).

J. 1234 — 1237.

Der König Heinrich war betreten, bestürzet, tief gekränket durch die Härte seines Vaters. Er gehorchte den Befehlen desselben, allen oder einigen, aber er glaubte auch, daß er bei seinem Vater verläumdet worden sei, und daß sein Vater den Verläumdungen ungerechter Weise ein geneigtes Gehör gewähret habe[1]. Er kam wohl auch auf den Gedanken, daß sein Vater die Absicht habe, ihn zu Grunde zu richten, um seinen Halb-Bruder Konrad an seine Stelle zu bringen. Und ohne Gründe war der erste Verdacht nicht. Den teutschen Fürsten konnte, bei ihrer neuen Landesherrlichkeit, die noch zu jung war, als daß sie hätte befestiget werden können, ein solcher entschiedener König, als Heinrich werden zu müssen schien, keineswegs angenehm sein; vielmehr mußten sie wünschen, daß der Thron noch länger in der bisherigen Schwäche erhalten würde. Da nun Friedrich's Stimmung gegen seinen Sohn nicht unbekannt geblieben war: so mögen sich allerdings Zwischenträger gefunden haben, welche durch mannichfache Einmi-

schungen die glimmende Kohle zur Gluth zu treiben gesuchet haben. Aber auch der zweite Verdacht wurde durch einen besonderen Vorgang bestärket. Der Papst nämlich, Gregor der Neunte, war von Neuem mit den Römern in die bittersten Händel gerathen, und durch dieselben in große Gefahr. In seiner Noth suchte er Hülfe auch bei Friedrich, dem Kaiser. Friedrich zeigte sich ungemein freundlich und bereit, und kam selbst, im Mai dieses Jahres, zu dem Papste nach Rieti, um demselben Beistand zu bringen oder zu verheißen. Und bei dieser Gelegenheit brachte er seinen Sohn Konrad, von seiner zweiten Gemahlin Jolanthe geboren, mit sich, und stellte ihn, ein Kind von kaum sechs Jahren, dem heiligen Vater vor. Der Zweck dieser Vorstellung mochte immerhin unbekannt bleiben; da aber dem Könige Heinrich hinterbracht wurde, Friedrich habe den heiligen Vater zum Bannfluche gegen ihn zu bewegen gesuchet, so konnte er wohl kaum umhin, den Argwohn zu fassen, daß er geopfert werden sollte, damit Konrad einst Kaiser und König würde. Und gewiß hat es nicht an wahren oder falschen Freunden gefehlet, welche diese Besorgniß theilten und in dem unglücklichen Jünglinge nährten.

Unter solchen Umständen glaubte Heinrich, wie es scheinet, zur Vertheidigung auch wider seinen Vater berechtiget zu sein. Wie sein Vater von Gottes Gnaden König von Sicilien und durch die Wahl der teutschen Fürsten und durch die Krönung des Papstes König und Kaiser der Römer, alle Zeit Mehrer des Reiches war, so war ja auch er von Gottes Gnaden der kräftige Erbe des Königreiches Sicilien, und durch die Wahl der teutschen Fürsten, die nicht er selbst, die sein Vater veranstaltet hatte, König der Römer, alle Zeit Mehrer des Reiches. Seine Recht schien, wenn auch geringer, doch nicht schlechter zu sein, als das Recht seines Vaters. Während er daher durch Botschaften und Briefe seinen Vater zu beruhigen suchte, demüthig bittend, daß er, der Kaiser, seine Ehre auf-

recht erhalten, sein Recht nicht kränken möchte, feierlich versichernd, daß er stets in gutem Glauben gehandelt, und mit seinem Wissen und Willen Nichts gethan habe, was seines Vaters Mißfallen erregen möchte, soll er Anstalten getroffen haben, um nöthiges Falles Widerstand leisten zu können. Er hatte, wie von einem einzigen Schriftsteller erzählet wird, eine Zusammenkunft mit einigen Fürsten zu Boppard, und ward hier von allen Versammelten, oder doch von einem Theile derselben aufgefordert, öffentlich zu erklären, daß er seinem Vater nicht länger unterworfen sein wolle. Heinrich sprach diese Erklärung aus. Und von diesem Tag an verlangte er von allen Fürsten, daß sie mit ihm stehen sollten, und warb um sie mit denselben Mitteln, mit welchen viele Könige vor ihm ihre Anerkennung gewonnen oder erkaufet hatten [2]. Und ihm gelang, viele zu dem Versprechen zu bringen, daß sie in seiner Treue bleiben wollten; gegen Andere aber, welche sich weigerten, dieses Versprechen zu geben, wandte er Drohungen an, um sie zur Entscheidung zu nöthigen. Und auch um die Städte am Rhein bewarb er sich, und ließ sich Geisseln stellen für ihre Treue [3]. Endlich trat er mit Mailand in Unterhandlung, um die Lombarden unter die Waffen zu bringen: denn er trauete den Versprechungen, die ihm in Teutschland gegeben waren, rechnete auf die teutschen Fürsten und Städte, und glaubte eben deßwegen, daß er nur von einem Heer Etwas zu fürchten haben könnte, welches sein Vater über die Alpen führen möchte: diesem Heere sollten sich die Lombarden entgegen stellen. Ob von Heinrich der erste Antrag ausgegangen, oder ob die Mailänder die ersten Schritte gethan, kann nicht ausgemacht werden, aber am Wahrscheinlichsten ist das Letzte. Jedes Falles ist gewiß, daß die Mailänder sich sehr bereitwillig zu einem Bündnisse mit dem Könige bewiesen, und daß es ihnen nicht schwer wurde, sogleich die Städte Brescia, Bologna, Lodi und Novara, ja selbst den Mark-

grafen von Montferrat für daſſelbe zu gewinnen. Im Monate November dieſes Jahres ſandte Heinrich von Eßlingen aus ſeinen Marſchalk Anſelm von Juſtingen und den Archidiaconen Walcher von Würzburg mit unbeſchränkter Vollmacht zum Abſchluß eines Bündniſſes nach Mailand; und kaum waren dieſe Geſandten in Mailand angekommen, ſo ward auch, am Achtzehenten Decembers, das Bündniß wirklich unterſchrieben und beſchworen. Begreiflicher Weiſe. Man war einig vor der Unterhandlung. Jeder Theil bewilligte unbedenklich, was der andere Theil verlangte. Warum hätte man knauſern ſollen mit der Zukunft, von deren Entſcheidung die Beſtätigung oder Verwerfung des Vertrages abhing. Was die Mailänder zu thun verſprachen, war Theils ohne Bedeutung, Theils für ſie ſelbſt eine Nothwendigkeit zu eigener Erhaltung auch ohne Bündniß; ſie verſprachen, daß ſie Heinrich als König anerkennen [4] und für ihn, nämlich für ſich ſelbſt, innerhalb Lombardiens kämpfen wollten, wider ſeinen Vater. Das Erſte durfte erwartet werden, wenn Heinrich, unabhängig von ſeinem Vater, König der Teutſchen blieb, oder einſt ſeinem Vater auf dem Kaiſerthrone folgte; das Andere war ihre eigene Sache, wie ſie längſt bewieſen hatten. Heinrich dagegen geſtand zu, was längſt zugeſtanden war, und gab hin, was er nicht hatte; er erkannte den Bund der Lombarden an, und entſagte im Weſentlichen allen Rechten, welche Friedrich dem Erſten im Conſtanzer Frieden noch über Lombardien geblieben waren, den königlichen Namen ausgenommen [5]. Es war ein faules Werk, dieſes Bündniß. Die Mailänder können kaum etwas Anderes mit demſelben beabſichtiget haben, als das Haus der Hohenſtaufen, aus welchem jeder Fürſt ihnen gleich verhaſſet war, durch ſich ſelbſt zu vernichten oder wenigſtens in Schimpf und Schande zu bringen. In Hinſicht des Königes Heinrich dagegen fällt das Urtheil über das Bündniß mit dem Urtheil über ſeine Abſicht im Allgemeinen zuſammen.

Wenn Heinrich wirklich entschlossen gewesen ist, sich unabhängig zu machen, und seinem Vater nöthiges Falles mit den Waffen in der Faust entgegen zu treten, so war es natürlich, daß er so viele Hülfe als möglich zu gewinnen suchte. Aber der Hülfe der Lombarden innerhalb ihres Landes, Falls der Kaiser dasselbe betrat mit Heeres-Macht, konnte er gewiß sein auch ohne einen Vertrag. Diese Erfahrung hatte er selbst gemacht. Er aber handelte in Angst und Verzweifelung, mit jugendlicher Leidenschaft oder von unwissenden und falschen Freunden verleitet. Es ist sogar möglich, daß er mit dem Bündnisse und mit Allem, was er gethan haben mag, nichts Anderes beabsichtiget habe, als seinen Vater besorget zu machen, und dadurch um so leichter zur Milde und zur Aussöhnung zu bewegen. Denn, wahrscheinlich, in denselben Tagen, in welchen er seine Gesandtschaft nach Mailand abordnete, wandte er sich mit der dringenden Bitte an den Bischof von Hildesheim, und wohl auch an andere Fürsten, daß sie als Vermittler einer Aussöhnung mit seinem Vater auftreten möchten, da er ja in keinerlei Weise den Zorn desselben verschuldet habe [6].

In der That würde auch das ganze Vorhaben des jungen Königes in Dunst und Nebel aufgegangen sein, wenn der Kaiser Friedrich für gut gefunden hätte, sich eben so wenig um dasselbe zu bekümmern, als er sich um die vielen Fehden in Teutschland, um die Stedinger, um die Ketzer-Verfolgungen und andere Vorgänge bekümmert hatte. Man siehet eben nicht, daß irgend ein bedeutender Fürst Etwas für Heinrich gethan, oder daß sich irgend eine Begeisterung für die Unabhängigkeit Teutschland's von dem Könige von Sicilien gezeiget hätte; vielmehr scheinet Heinrich für und für allein gestanden, und Nichts erhalten zu haben, als etwa heuchlerische Versprechungen oder widersprechende Rathschläge. Er war so wenig im Stande, die Stadt Worms zu erobern, die sich ihm

widersetzte, weil der Bischof von Worms seine Partei, und wie es scheinet, aufrichtig, er allein, genommen hatte, als den Markgrafen von Baden zu bezwingen. Friedrich aber, dessen Anwesenheit in seinem Erbreiche wegen seiner freundlichen Stellung zum Papst und wegen des Zustandes der Dinge in diesem Reiche, um diese Zeit nicht eben nothwendig war, nahm die Sache anders, oder gab sich doch das Ansehen, als nähme er sie anders. Man findet angemerket, daß der Markgraf von Baden, welchem Heinrich schon früher mißtrauet, von welchem er auch einen Sohn als Geissel für seine Treue angenommen hatte, sich nach dem Tage von Boppard zu dem Kaiser begeben, denselben von den Vorgängen in Teutschland unterrichtet, und ihn aufgefordert habe, so schnell als möglich nach Teutschland zu kommen, um das Reich zu retten [7]; man findet auch angemerket, daß Friedrich von den Nachrichten aus Teutschland überraschet und in Bestürzung gerathen sei. Das Erste mag richtig sein; das Andere wohl kaum. Es ist schwer zu glauben, daß Friedrich nicht beständig unterrichtet gewesen sei von allen Bewegungen seines Sohnes; schwer zu glauben, daß er denselben nicht mit seinen Anhängern umgeben gehabt habe. Ein menschliches Gefühl in unserer Brust sträubet sich freilich stark gegen den Gedanken, daß er, der Kaiser, selbst auf irgend eine Weise, auch nur durch Wink und Miene, den Wunsch zu erkennen gegeben haben könnte, seinen erstgebornen Sohn in solche Verhältnisse verwickelt zu sehen, daß er berechtiget wäre, demselben die Krone vom Haupte zu nehmen, um sie seinem zweiten Sohne Konrad auf das Haupt setzen zu können; aber die Frage dränget sich doch mächtig auf: was das für Nichtswürdige gewesen seien, von welchen der Kaiser selbst saget, daß sie seinen Sohn zum Widerstande aufgereizet haben gegen ihn, den Vater? Hätte Friedrich nach dem Sturze seines Sohnes nicht ein Verfahren beobachtet, das eher ungerecht als mild genannt werden muß, hätte er Diejenigen,

deren Rathschlägen Heinrich gefolget war, zur Rechenschaft gezogen: die Geschichte würde vielleicht mit größerer Sicherheit zu sprechen vermögen. Friedrich jedoch war zufrieden mit Heinrich's Entfernung, und bekümmerte sich nicht um diese Rathgeber, obgleich er sie selbst früher schlechte Menschen genannt hatte, welche durch offenbare Verbrechen ihm und dem Reiche verdächtig gewesen seien[8].

Aber auch aus dem ganzen Verlaufe dieser widerwärtigen Begebenheit, wie verworren und entstellet er sein mag, treten schneidende Widersprüche hervor. Es ist eine Kette von Treulosigkeit, Heuchelei, Lüge und jeglicher Häßlichkeit. Der Kaiser nämlich blieb den ganzen Winter hindurch in seinem Erbreiche, und traf nicht die mindeste Anstalt, als stände ihm ein Feind gegenüber, der bekämpfet, der nieder geworfen werden müßte. Er kann also die Gefahr weder für sehr dringend, noch für sehr groß gehalten haben. Nur war er bemühet, Geld und Schätze aller Art in Bereitschaft zu halten, aus alter Erfahrung wohl wissend, daß in diesen Dingen eine nachhaltige Macht lieget. Auch brachte er den Papst dahin, in einer Zuschrift an die teutschen Fürsten seinen gerechten Zorn über den Frevel des Königes Heinrich auszusprechen, und die Fürsten aufzufordern und zu ermahnen, daß sie nicht zu dem Sohne, sondern zu dem Vater halten sollten; und selbst dahin brachte er den Papst, daß er den König durch einige Bischöfe mit dem Bannfluche bedrohen ließ, wenn er sich nicht alsobald dem Kaiser, seinem Vater, unterwerfen würde. Dieses geschah im Monate März des Jahres zwölf Hundert fünf und dreißig. Der heilige Vater aber konnte nicht anders handeln. Er hatte den Kaiser zu fürchten, und der König vermochte ihm nicht zu helfen; auch durchschauete er die Verhältnisse zwischen dem Vater uud dem Sohne wohl nicht klar; überdieß war er in den Verdacht gekommen, daß er das Bündniß zwischen dem Könige Heinrich und den Lombarden veranlasset oder gefördert

habe, und wohl mußte er für nöthig halten, diesem Verdachte zu begegnen. Friedrich selbst versichert mehr als ein Mal, daß sein Herz von dem bittersten Schmerze durchdrungen sei wegen des Frevels seines Sohnes; aber seine Brust war jedes Falles so weit, daß in derselben neben dem Schmerz auch noch zärtliche Gefühle Raum fanden [9]. Denn eben in diesem Winter betrieb der Kaiser mit Eifer die Unterhandlung wegen seiner dritten Vermählung [10] mit der englischen Fürstin Isabella, einer Jungfrau von ein und zwanzig Jahren, welche ihr Bruder, der König Heinrich der Dritte, vor zehen Jahren mit Friedrich's Sohne, dem Könige Heinrich, vergeblich zu verloben gewünschet hatte [11]. Der Kaiser schickte eine Gesandtschaft nach London, an deren Spitze sein Canzler Peter von Vinea stand, und durch dieselbe ward im Monate Februar dieses Jahres, zwölf Hundert fünf und dreißig, der Vermählungs-Vertrag wirklich abgeschlossen [12]. Hierauf ging im Monat April eine neue große und glänzende Gesandschaft, bei welcher sich der Erzbischof von Cöln und der Herzog von Brabant befanden, nach England, um die königliche Braut nach Teutschland zu führen: denn in diesem Lande, dem Lande der Verschwörung und Empörung, sollte die Vermählung gefeiert werden. Um dieselbe Zeit, nach dem Osterfeste, begab Friedrich sich selbst mit seinem zweiten Sohne Konrad zu Schiffe, um sich nach Teutschland zu begeben, als hätte er die Absicht gehabt, den Boden des teutschen Reiches gleichzeitig mit seiner jungen Braut zu betreten. Er war umgeben mit kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit; seine Begleitung war groß und glänzend; aber von kriegerischer Rüstung zeigte sich keine Spur Das Ganze hat mehr das Ansehen einer fröhlichen Brautfahrt, als eines ernsten Unternehmens zur Bekämpfung eines Feindes, zur Unterdrückung einer Empörung. Friedrich landete glücklich zu Aquileia, ungewiß an welchem Tage; Isabella langte am Fünfzehenten des Monates Mai wohlbehalten in

Antwerpen an, und wurde daselbst auf das Feierlichste empfangen.

Von diesem Tage an verschwindet Heinrich, der König, fast gänzlich aus der Geschichte. In der Bewunderung der Schönheit und des Reichthumes der kaiserlichen Braut, in dem Erstaunen über des Kaisers Pracht und Glanz scheinet man vergessen zu haben, sich nach demselben umzusehen. Niemand weiß, was er versuchet, was er gewaget, was er vollbracht hat, ja Niemand, wo er gewesen ist [13]. Isabella's Reise von Antwerpen nach Cöln wird dargestellet wie ein ununterbrochenes Festgepränge [14]. Fürsten und Adel suchten in jeglicher Weise und jeglicher Widmung ihre Freude und ihre Treue zu bewähren; das Volk jauchzete und jubelte Tag und Nacht; die Geistlichkeit fiel mit Gesängen und Orgeltönen ein, und die Städte, vor allen die mächtige Cöln, legten ihren Reichthum und die Werke ihrer Künste und ihrer Thätigkeit wetteifernd an den Tag. Man möchte nach dieser Beschreibung glauben, Teutschland habe sich seit einem Menschen-Alter des schönsten Friedens erfreuet; es habe kein Unglück zu erdulden gehabt, und alle Zweige menschlicher Thätigkeit seien sorgfältig und gedeihlich gepfleget worden. Jedes Falles möchte gewiß sein: am ganzen Rheinstrome, vom Meere herauf bis Cöln, zeigte sich nicht ein Schatten von Verrätherei an dem Kaiser, von Widerspänstigkeit oder Empörung. In Cöln aber blieb Isabella sechs Wochen lang, weil Friedrich das Brautgemach noch nicht bereitet hatte. Und doch ging auch die Angelegenheit des Kaisers auf das Glücklichste vorwärts. Wohin er sich wendete, fand er nur Eifer und Treue, oder wenigstens den Schein von Beiden. Alles zeigte sich zu seinem Dienste bereit, und ein Jeder eilte herbei, um nicht zu spät zu kommen; denn er hatte Etwas zu bieten, und bewies sich jetzt eben so wenig karg als in früheren Tagen. Der Abt von Sanct Gallen und der Herzog von Baiern erwarben, weil sie die

Ersten waren, die von Teutschland's größeren Fürsten ihn begrüßten, seine besondere Gunst: auch verlobte er zu Landshut seinen Sohn, Konrad, mit Otto's Tochter, Elisabeth, einem Kinde von sechs Jahren. In Regensburg fand er schon eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten versammelt, die sich nicht besser empfehlen zu können glaubten, als durch die Erklärung, daß Heinrich des Thrones unwürdig sei. Dagegen scheinet aus den wenigen Andeutungen, welche sich über diesen König in den Ueberlieferungen finden, nur Folgendes als geschichtliche Wahrheit hervor zu gehen. Heinrich wurde von Allen verlassen, von Hohen und von Geringen. In dieser Noth zog er sich auf die Felsenburg Trifels zurück, entschlossen, dieselbe zu vertheidigen. Der Kaiser aber ließ ihn auffordern, sich zu unterwerfen, und ließ ihm seine Verzeihung anbieten. Es heißet, der Meister des teutschen Ordens, Hermann von Salza, habe die Unterhandlung geführet, und dem jungen Könige zugeredet, die Gnade seines Vaters anzuflehen. Heinrich gehorchte diesem Worte. Am Vierten des Julius erschien er vor seinem Vater zu Worms. Und als er sich schuldig bekannt und auf das Reich Verzicht geleistet hatte [15], ließ Friedrich ihn gefangen nehmen. Alles Uebrige, was man angegeben findet: Friedrich habe den Sohn zwei Tage früher zu Gnaden angenommen, dieser aber habe Winkelzüge gemacht und Trifels nicht übergeben wollen; ja, er habe seinem Vater mit Gift nach dem Leben gestrebet, und nun erst sei er verhaftet worden: alles Dieses ist fast zu einfältig erfunden, als daß es auf die Beurtheilung dieses unglückseligen Vorganges Einfluß haben dürfte. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß der gefangene König zuerst auf das Schloß zu Heidelberg, alsdann auf eine andere Burg [16], endlich mit seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern, von Bischöfen begleitet, über die Alpen nach Apulien in das feste Schloß San Felice gebracht worden ist. Erst nach sieben Jahren hat er in der

Haft seinen Tod gefunden. Der Kaiser aber, sobald er sich des Sohnes entlediget hatte, ließ seine Verlobte aus Cöln abholen, und feierte an demselben Orte, an welchem Heinrich mit Fesseln beladen war, zu Worms, sechszehen Tage später, seine Hochzeit unter den glänzendsten Feierlichkeiten. Das Fest dauerte mehrere Tage, und die teutschen Fürsten bewiesen sich in ihrem Jubel so freigebig gegen Tänzer und Mimen, daß Friedrich selbst ihrer Verschwendung Einhalt zu thun für nöthig hielt [17].

Wahrscheinlich schon vor diesem Feste hatte Friedrich einen allgemeinen Reichs-Tag angesaget, der zu Mainz Statt finden sollte. Er mußte wünschen, daß von allen Fürsten genehmiget würde, was geschehen war; er mochte wohl auch, da er vor fünfzehen Jahren als Jüngling aus Teutschland abgezogen war, sich nun ein Mal vor ganz Teutschland als Mann in der ganzen Herrlichkeit der kaiserlichen Würde zeigen; überdieß wollte er ohne Zweifel die Wahl seines Sohnes Konrad, wenn nicht betreiben, doch vorbereiten, und deßwegen mochte er um so mehr für gut halten, an das Reich zu erinnern und an die Krone des Reiches. Und fast alle teutschen Fürsten, geistliche und weltliche, sehr viele adelige Herren, und eine große Menge geringeres Volkes eilten nach Mainz, gewiß mit verschiedener Gesinnung und in verschiedener Absicht. Der Reichs-Tag ward am Fünfzehenten August's eröffnet, dauerte acht Tage, und verlief in der freundlichsten Weise. Es scheinet kein Streit, kein Widerspruch Statt gefunden zu haben. In der That verdankten die teutschen Fürsten der langen Abwesenheit des Kaisers so viel, daß sie keine Ursache hatten, ihm seine Anwesenheit zu verbittern, da dieselbe ohnehin, wie sie recht wohl wußten, nicht von langer Dauer sein konnte. Für den unglücklichen König Heinrich scheinet sich keine Stimme erhoben zu haben; und wozu auch? Die Sache war abgemacht. Ueberdieß brachte Friedrich eine Reihe von Beschlüssen zu Stande,

welche er, in eine einzige Urkunde zusammen gestellet, auf Pergament niederschreiben, und allen Anwesenden in teutscher Sprache bekannt machen ließ [18]. Die Bestimmungen dieser Urkunde, an und für sich betrachtet, sind erfreulich und in mehr als einer Hinsicht vieles Lobes würdig. Zwar zeiget sich Nichts in denselben von jenem großen und starken Geiste, den Friedrich durch seine Schöpfung und Waltung in Sicilien bewies und bewährte; aber der Kaiser wußte wohl, daß er auf dem teutschen Boden ganz anders auftreten mußte, wenn er nicht anstoßen, nicht den ärgsten Widerstand finden wollte, als in Sicilien. Zwar wird auch Nichts von Dem zurück genommen, was früher den Fürsten gegen die Städte bewilliget worden war, und die Landesherrlichkeit derselben wird weder in Zweifel gezogen noch beschränket; aber das Unmögliche zu versuchen, wäre auch keine Weisheit gewesen. Alles beschränket sich auf Beschlüsse zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens im Reiche, und in den fürstlichen Häusern, deren Erbrecht zu den Ländern vorausgesetzet wird. Nach den Vorschriften dieser Gesetze sollte ein Jeder Recht geben und Recht nehmen; den wilden Fehden, dem willkührlichen Zugreifen, dem argen Drängen und Erpressen, der Räuberei, der Betügerei durch falsche und schlechte Münzen sollte durch harte Straf-Androhungen gewehret werden. Und gewiß würden diese Gesetze auch den unteren Menschen-Classen in aller Weise zu Gute gekommen sein, wenn sie wirklich aufrecht zu erhalten und streng in Anwendung zu bringen gewesen wären; denn sie würden ihnen Ruhe verschaffet und größere Sicherheit für Leben, Eigenthum, Gewerbe und jeglichen Verkehr gewähret, sie würden endlich den wüsten Sinn der Großen und Vornehmen gemildert und für Menschlichkeit und Bildung rascher gewonnen haben. Das aber war das Uebel, daß nicht einzusehen ist, wie sie in Anwendung gebracht werden sollten. Sie setzen Etwas voraus, das nicht vorhanden war, und das Friedrich

der Zweite, das Herz Sicilien zugewendet, das Auge auf Lombardien gerichtet, nicht ein Mal zu schaffen versuchen konnte, nämlich eine öffentliche, eine Reichs-Gewalt. Ein Gesetz aber erhält erst Leben durch die Gewalt, von welcher es geltend gemacht wird; ohne eine solche Gewalt gleichet es einem Schwerte, dessen Griff von Erz, dessen Klinge von Thon. Wenn man daher dieses Gesetz Friedrich's des Zweiten, dem dargestellten Zustande der Dinge gegenüber, erwäget, der Landesherrlichkeit der Fürsten, den Bestrebungen der Städte, der Ausbildung des Adelthumes und der bürgerlichen Freiheit, dem Kampfe des Rechtes mit der Gewalt, des Lichtes mit der Finsterniß: so wird es schwer, sich eines wehmüthigen Gefühles zu erwehren. Fast scheinet es, daß Friedrich Nichts beabsichtiget habe, als, wegen möglicher Fälle, für die Zukunft einen Anker in den teutschen Boden zu schlagen, an welchen er sich zu halten vermöchte; die versammelten Fürsten aber mögen sämmtlich zugestimmet haben, die edelen, weil sie Ordnung und Frieden redlich wollten, und jede Erinnerung an diese Güter für heilsam hielten, die minder edelen, weil sie wohl wußten, wie wenig solche Gesetze bindend waren.

Wichtiger war daher vielleicht die Beendigung einer anderen Sache auf diesem Tage von Mainz, welche, obwohl seit einigen Jahren ohne große Bedeutung, Teutschland drei Menschen-Alter herdurch beschäftiget, und unermeßliches Unglück über dasselbe gebracht hatte: der Streit zwischen den Häusern der Waiblinger und der Welfen ward urkundlich und für immer ausgeglichen. Mit Otto's des Vierten Tode hatte der Kampf aufgehöret, aber die feindselige Gesinnung war geblieben, wenn nicht in den Welfen, doch in den Hohenstaufen. Vor acht Jahren war der Pfalzgraf Heinrich zu Rhein, der Letzte von Heinrich's des Löwen Söhnen, wie sein Bruder, der Kaiser Otto, gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Vier Jahre vor seinem Tode hatte Heinrich seinen Neffen Otto,

seines Bruders Wilhelm Sohn, den letzten männlichen Sproß aus dem Stamme der Welfen, als seinen einzigen Erben und rechtmäßigen Nachfolger in den sämmtlichen Städten und Landen, welche in Sachsen von dem Erbe seines Vaters auf ihn gekommen waren, urkundlich anerkannt, und selbst die Lehen, welche er von Bisthümern und Abteien ringsher besessen, hatte er demselben zugesprochen. Und Otto selbst scheinet sich, auch ohne diese Urkunde, als den rechtmäßigen Erben seines Oheims betrachtet zu haben. Sogleich nach Heinrich's Tode aber machten der Kaiser Friedrich und der Herzog Ludwig von Baiern, dem Neffen, Otto von Lüneburg, wie schon früher angedeutet worden ist, die Erbschaft streitig. Heinrich nämlich hatte zwei Töchter hinterlassen, welche behaupteten, oder vielmehr für welche behauptet wurde, daß ihnen die Allodien ihres Vaters, und unter denselben war die Stadt Braunschweig die Krone, zufallen müßten. Die Aelteste dieser Töchter, Irmengard, war mit dem Markgrafen von Baden vermählet, und Friedrich, der Kaiser, hatte, um in Sachsen selbst, von dem schönsten Erbgute der Welfen aus, den letzten Welfen bedrohen, ängstigen, verderben zu können, kein Bedenken getragen, dieser Fürstin ihre Erbrechte abzukaufen; die Jüngste, Agnes, war vermählet mit Otto, dem Sohne des Herzoges Ludwig von Baiern. Der König Heinrich und der Herzog Ludwig zogen daher, Jener für seinen Vater, Dieser für seine Schwieger-Tochter, mit Heeres-Macht nach Sachsen, um zuvörderst Braunschweig in ihre Gewalt zu bringen, ehe Otto sich in den Besitz der Stadt zu setzen vermocht hatte. Vor der alten Treue der tapferen Bürger von Braunschweig aber und vor des herzueilenden Fürsten gutem Schwerte wurde dieser Anschlag zu Schanden. Otto wurde von den Bürgern Braunschweig's als ihr Herr anerkannt, und er belohnte die Treue und Ergebenheit derselben mit schönen Freiheiten und Rechten. Während seiner dreijährigen Gefangenschaft, nach der Schlacht

von Bornhövede, wurden zwar die Versuche, Braunschweig zu erobern, wiederholet; die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt unterstützten dieselben; mehre Burggrafen und Vasallen des Landes, entweder zur Untreue verleitet, oder von eigener Lust nach Unabhängigkeit getrieben, verließen gleichfalls die Sache des letzten Welfen; aber der Eifer der Bürger von Braunschweig blieb sich gleich, und an demselben, und an der Hülfe, welche des Markgrafen Albert von Brandenburg Söhne brachten, Otto und Johann, mit deren Schwester Mathilde sich der Welf vermählet hatte, scheiterten alle Unternehmungen. Otto blieb der Herr von Braunschweig und von dem ganzen Welfischen Lande in Sachsen. Ob nun der Kaiser dem Welfen darüber Rechnung gehalten, daß er sich geweigert hatte, wider ihn als Gegen-König aufzutreten; ob er gefürchtet, Otto möge sich mit dem Könige Heinrich verbinden, und dadurch den unmächtigen Entschlüssen desselben eine größere Bedeutung geben; ob er sich selbst wegen des Herzogthumes Schwaben, das er als sein Eigenthum zu besitzen wünschte, die Hände frei machen zu können gehoffet habe, oder ob seine Absicht nur gewesen sei, den teutschen Fürsten einen neuen und großen Beweis von der Fülle der kaiserlichen Würde zu geben, mag ungewiß bleiben; gewiß aber ist, schon im Monate September des vorigen Jahres, als eben seines Sohnes Empörung Statt gefunden haben soll, gab er mehren großen teutschen Fürsten, Geistlichen und Laien, den Auftrag, mit dem Welfen über eine endliche Ausgleichung in Unterhandlung zu treten. Diese Fürsten übernahmen den Auftrag, und was sie verabredet haben, das zeigte sich jetzt auf dem Tage zu Mainz. Otto nämlich erschien zu diesem Tage vor dem Kaiser, beugte die Kniee, und übergab sein Eigen, die Burg Lüneburg, mit allen anderen Burgen, Landen und Leuten dem Kaiser, so daß derselbe nach Gefallen darüber zu verfügen haben sollte; der Kaiser übergab alsdann dieses Land und diese Leute dem Reiche, damit sie zu Lehen ertheilet werden könnten; alsdann übergab er die Stadt Braunschweig, nebst Land und

Leuten, gleichfalls dem Reiche: denn er sah auch diese Stadt und dieses Land als sein Eigen an, weil er sich inzwischen mit dem Herzoge Otto von Baiern ebenfalls wegen der Erb-Ansprüche seiner Gemahlin abgefunden hatte. Hierauf leistete der Welf Otto dem Kaiser den Eid der Treue. Und nun vereinigte der Kaiser Braunschweig und Lüneburg zu einem erblichen Herzogthume, und ertheilte dem Welfen Otto in herkömmlicher Weise die Belehnung mit diesem Herzogthume, in der Weise, daß dasselbe für und für auf Otto's Nachkommen, nicht weniger auf die Töchter als auf die Söhne, übergehen sollte[19].

Nach solchen Verhandlungen entließ der Kaiser die Versammlung am achten Tage mit einem kostbaren Feste, an welchem er selbst mit der Krone auf dem Haupt einher ging. Das Fest verlief mit eben so vieler Anständigkeit als Pracht; es begann mit einem feierlichen Gottesdienst und endigte mit einem üppigen Schmause, welchen der Kaiser den Fürsten und ihren sämmtlichen Gefolgen gab. Alsdann begab er sich nach Schwaben. Zu Augsburg hielt er am Ersten Novembers eine Fürsten-Versammlung. In derselben wurde zwischen ihm und dem Könige von Böhmen, Wenzeslav dem Dritten, welcher im Jahre zwölf Hundert und dreißig König geworden, und mit einer Tochter des Königes Philipp vermählet war, wegen der Erbschaft seiner Gemahlin, ein billiges Abkommen zu Stande gebracht: er zahlte dem Könige zehen Tausend Mark und für diese Summe entsagten Kunigunde, die Königin von Böhmen, und ihr Gemahl allen Ansprüchen auf die Güter des hohenstaufenschen Hauses in Schwaben. Den Winter hindurch hielt der Kaiser seinen Hof in Hagenau, glanzvoll, wie immer. Und doch mag er schon hier erkannt, und nicht ohne Verlegenheit bemerket haben, daß in diesen Zeiten der Glanz keine Macht gab, und daß Gesetze ohne Macht eitel sind. Denn in Lombardien ging ein Feuer auf, das ihn beunruhigte, und der junge Herzog Friedrich von Oesterreich, Leopold's Sohn, ein Bruder der Gemahlin seines unglückseligen Sohnes Heinrich, machte ihm mannichfaltigen Verdruß.

Die Lombarden fuhren fort, die alten Streitigkeiten, in welche sie immer unter einander verwickelt gewesen waren, mit solcher Erbitterung zu betreiben, daß man allerdings wohl glauben durfte, sie würden sich zu jedem ernsten Widerstande gegen den Kaiser unfähig machen. Zugleich aber bewahrten mehre und wichtige Städte die Gesinnung der erneuerten Bundesgenossenschaft der Lombarden, Mailand immer vorauf, und bewiesen sich dem Kaiser feindlich im Wort und im Werk. Ob das Schicksal des Königes Heinrich Einfluß auf diese Verhältnisse gehabt habe, oder nicht, darf hier unentschieden bleiben. Aus der Sprache der Lombarden aber, welche sich feindlich gegen Friedrich bewiesen, geht auf das Deutlichste hervor, daß sie nicht glaubten, er habe durch den Sturz seines Sohnes an Macht gewonnen. Friedrich dagegen mag für nöthig gehalten haben, sich das Ansehen zu geben, als stehe ihm jetzt die Macht Teutschland's zu Gebote und als seien alle teutschen Fürsten bereit, auf seinen Wink mit ihm nach Italien zu ziehen. Darum redete er die Sprache des kühnsten Vertrauens, und stellte seine Forderungen höher; auch scheuete er die Drohung nicht, daß er von den teutschen Fürsten begleitet, in Italien feindlich eindringen würde, wenn seine Forderungen unerfüllet blieben. Der heilige Vater endlich, von welchem Friedrich den Bannfluch gegen die Lombarden erwartete, stand beiden Parteien verlegen gegenüber; er war genöthiget, den Kaiser zu schonen, und konnte die Unterwerfung der Lombarden nicht wollen. Darum redete er versöhnend und friedlich; und während er, auf das Bewußtsein der Lombarden rechnend, wider diese zu sprechen schien, ließ er auch von Neuem das Wort vom Kreuze des Herrn gegen den Kaiser hören. Durch dieses Wort wurde Friedrich auf das Höchste aufgebracht. Um so mehr mochte er für nöthig halten, den Lombarden zu zeigen, daß seine Drohung nicht leer sei. Aber wie sehr er sich auch bemühet haben mag, alle teutsche Fürsten oder viele zu einer Fahrt über die Alpen zu bewegen: ungeachtet der Herrlichkeiten von Mainz, war auch nicht ein Einziger zu ge-

winnen. Ja, selbst seine eigenen Vasallen im Herzogthume Schwaben scheinen sich geweigert zu haben, ihm zu folgen. Denn er sah sich genöthiget, fünf Hundert Krieger gegen monatliche Zahlung zu miethen[20], um nur im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert sechs und dreißig einen Vortrapp absenden zu können, welcher die nahe Ankunft des großen Heeres verkündigen sollte. Und so sicher waren die Lombarden gewesen, oder in solcher Verworrenheit, daß es einer kleinen Schar gelang, bis Verona vorzudringen, und sich festzusetzen in dieser Stadt.

Inzwischen hatte sich Friedrich nach Marburg begeben. Der Papst nämlich hatte im vorigen Jahre die Landgräfin Elisabeth unter die Heiligen der Kirche aufgenommen. Am Ersten des Monates Mai sollte die Erhebung des heiligen Leichnams Statt finden. Viele Fürsten und Herren, geistliches und weltliches Standes, begaben sich nach Marburg zu dieser Feierlichkeit, und eine so unübersehbare Menge erbauungsbedürftiger oder neugieriger Menschen, daß die Zahl derselben auf zwölf Mal Hundert Tausend geschätzet wurde[21]. Auch der Kaiser begab sich zu der Feierlichkeit, ohne Zweifel von frommen Gefühlen getrieben, vielleicht jedoch auch in der Absicht, für seine Fahrt nach Italien zu arbeiten. Und seine religiose Gesinnung ward auf das Schönste von ihm bewähret: er hob, der Erste, den Stein von dem Grabe und setzte dem heiligen Haupt eine goldene Krone auf; aber für seinen kriegerischen Zweck scheint er Nichts oder nur Weniges erreichet zu haben. Deßwegen begab er sich nach Coblenz, und rief die Vasallen aus der Gegend des Unter-Rheines zu der Fahrt nach Lombardien auf. Aber nur Wenige folgten seiner Stimme. Daher blieb ihm Nichts übrig, als die Vasallen aus seinen Erbländern, aus Schwaben und dem Elsaß, aufzubieten, und vielleicht gelang auch dieses nur gegen baares Geld oder andere Vergütung. Und doch war der Erfolg nicht bedeutend. Als er gegen das Ende des Monates Julius von Augsburg mit den Gewonnenen aufbrach, fanden sich nur Tausend Ritter oder Krieger zu Pferde in seinem Heere, dessen

Fußgänger freilich nicht in Zahlen angegeben werden. Mit diesem Heere, mehr zu einer abenteuerlichen Fahrt geeignet, als zu einem kriegerischen Werke, ging er verwegen in Lombardien hinein. Und abenteuerlich in der That war, was er unternahm und vollbrachte. Durch Schnelligkeit, Entschlossenheit, Tapferkeit erregte er Erstaunen und Bewunderung, und bestand manchen Kampf glücklich und siegreich. Aber sein ganzes Unternehmen war nur berechnet auf die inneren Zwiste der Lombarden selbst, und nur dadurch konnten seine Anschläge gelingen, daß er, durch ghibellinische Städte unterstützet und geschützet, guelfische Scharen oder Städte im Ueberfall angriff. Die Planlosigkeit seiner Bewegung machte ihn furchtbar, und die schnellen Wendungen seiner Märsche täuschten die Aufmerksamkeit seiner Feinde. Aber einen dauernden Erfolg konnten solche Werke nicht haben; nur der Haß seiner Feinde wurde durch dieses freibeuterische Verfahren, der kaiserlichen Majestät wenig würdig, noch grimmiger als zuvor. Uebrigens verließ Friedrich schon am Ende des Monates October, Verona und Vicenza mit Besatzungen versehend, Italien und kam über die Alpen zurück. Und er fand in den Verhältnissen des Herzoges Friedrich von Oesterreich einen schicklichen Vorwand, durch diese Rückkehr einer Flucht zuvor zu kommen, zu welcher er wahrscheinlich bald genöthiget gewesen sein würde.

Friedrich von Oesterreich war, ein Jüngling, im Jahre zwölf Hundert und dreißig, als sein Vater Leopold zu S. Germano gestorben war, zum Herzogthume gelanget. Auf die Nachricht von Leopold's Tode aber erhoben sich in Oesterreich überall die Herren und Vassallen, weil sie wähnten, jetzt sei es an ihnen, zu herrschen. Die Jugend Friedrich's verachtend, griffen sie aus, raubten, plünderten, verwüsteten, als sei kein Herr im Lande, ohne vielleicht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Und auch der König von Böhmen fiel in Oesterreich ein, weil ihm die Gelegenheit zu Raub und Beute allzu günstig schien, als daß er dieselbe hätte versäumen mögen. Es ist zu verwundern, daß Friedrich nicht zu Grunde gegangen ist. Ihn aber rettete die Treue der

Bürger von Wien, der edelen Stadt. Aber die feige Treulosigkeit des Adels und der Dienstmannen wirkte furchtbar auf den Jüngling. Seine Seele wurde mit Verachtung gegen dieselben erfüllet, sein Herz den unteren Menschen-Classen zugewendet, bei welchen er Redlichkeit und Treue gefunden hatte. Er faßte den Entschluß, Jene zu unterdrücken, Diese zu erheben, die Geistlichkeit soviel als möglich zu schonen. Und die Natur hatte ihn ausgestattet mit schönen Kräften. Sein Blick war scharf, sein Wille fest. Er ward in kurzer Zeit ein streitbarer Held [22]. Also gelang ihm, im Ablauf einiger Jahre, obgleich sich auch die Ungarn und die Herzoge von Kärnthen und Baiern feindlich bewiesen, nicht nur den Adel des Landes zur Unterwerfung zu nöthigen, sondern auch dieses Land von den Fremden zu reinigen, und verderbliche Einfälle in die Länder seiner Feinde zu unternehmen. Aber unter solchen gewaltsamen Verhältnissen, bei diesen beständigen Kämpfen und wahrhaft krampfhaften Anstrengungen, war es dem jungen Fürsten nicht möglich, immer die richtige Bahn zu wahren, und Diejenigen zu schonen, welche Schonung verdienten und Schonung erhalten sollten. Je ärger der Raub war, den man an ihm begangen hatte, desto größer war der Mangel am Gelde, dessen er zu seinen Kämpfen bedurfte. Er war genöthiget, den Geistlichen eine Beihülfe anzusinnen, und die Klöster zu derselben zu zwingen; selbst den Bürgern seiner treuen Stadt Wien mußte er Steuern auflegen. Dadurch erregte er den Zorn der Geistlichen und Mönche, und selbst die Bürger von Wien, welche ohnehin unsäglich schwer gelitten hatten, und kein Ende des Uebels erblicken mochten, fingen an zu wanken. Und nun fehlte es begreiflicher Weise nicht an Klagen und Beschwerden über Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, über Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten; es fehlte nicht an Beschuldigungen und gemeinen Verläumdungen [23]. Die Geschichte aber war in den Händen der Geistlichen.

Inzwischen begann das unglückselige Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich sich zu entwickeln. Ob zwischen dem Könige Heinrich und dem Herzoge Friedrich ein

Einverständniß Statt gefunden habe, ist mit Sicherheit weder zu leugnen, noch zu behaupten. Da aber der Herzog Otto von Baiern ein Feind des Herzoges von Oesterreich war, und da der König Heinrich eine Heerfahrt gegen den Herzog Otto unternahm: so ist jenes Einverständniß allerdings wahrscheinlich, und vielleicht hing Heinrich's Fahrt nach Baiern mit demselben zusammen[24]. Zu helfen vermochte Friedrich, von eigener Noth bedränget, seinem unglücklichen Schwager freilich nicht in der Stunde der Gefahr; aber der Kaiser durfte ihm auch nicht trauen, und hatte gewiß sein Auge scharf auf ihn gerichtet. Auch erhielt der Kaiser Beweise genug von der Abgeneigtheit, von dem Zorne, der wider ihn in dem Herzoge lebte. Er hatte ihn eingeladen zu dem Reichs-Tage, den er zu Ravenna zu halten gedachte, und der Herzog machte nicht ein Mal einen Versuch, zu dem Kaiser zu kommen. Er hatte ihn abermals eingeladen, nach Aquileia zu kommen, aber der Herzog entschuldigte sich, und begab sich auch nicht zum Kaiser, als dieser ihm bis auf das österreichische Gebiet entgegen ging. Bei seiner letzten Ankunft in Teutschland hatte der Kaiser seinen Weg von Aquileia durch Steiermark nach Baiern genommen, aber der Herzog that keinen Schritt, um zu demselben zu gelangen, obwohl man auch nicht findet, daß er den Kaiser aufzuhalten versuchet habe. Er mag das Getreibe durchschauet und den Glauben verloren haben. Daher, als der König Heinrich gestürzet war, lud der Kaiser Friedrich den widerspänstigen Herzog Friedrich vor den Fürsten-Tag nach Augsburg. Der Herzog folgte auch dieser Ladung nicht; und da der König von Böhmen, sein Feind, zu Augsburg anwesend war und mit dem Kaiser, wie erzählet worden ist, eine so freundliche Uebereinkunft traf, so waren seine Bedenklichkeiten vielleicht nicht ohne Grund. Er hatte viele Feinde, und das Schicksal seines unglücklichen Schwagers stand warnend vor ihm. Der Kaiser aber, was er auch für Absichten mi dem Herzoge gehabt haben mag, konnte nunmehr nicht umhin, die Reichs-Acht gegen denselben auszusprechen. Es geschah, und die Ausführung der Acht wurde dem Könige von Böhmen, dem Herzoge von Baiern und

einigen Bischöfen übertragen. Diese Fürsten übernahmen das Werk, entweder aus Achtung für das kaiserliche Wort, oder aus Feindschaft gegen den Herzog, und in der Hoffnung, nunmehr Rache an demselben zu nehmen. Im Frühlinge des Jahres zwölf Hundert sechs und dreißig drangen sie von mehren Seiten in Oesterreich ein, und Oesterreich's erbitterter Adel eilte herzu und stellte sich unter die Fahnen der Feinde des Herzoges, oder arbeitete denselben in anderer Weise in die Hände. Friedrich, wohl erkennend, daß er so vielen Feinden beim Beginne des Krieges im offenen Felde zu begegnen außer Stande sei, gab das Land Preis und hielt mit seinen tapferen Getreuen nur einige sehr feste Burgen besetzet. Das Land wurde daher leicht eingenommen, und dem Kaiser unterworfen. Und da sich der Herzog ruhig in seinen Burgen hielt, so hoffte man, die Ruhe für Verzagtheit achtend, auch diese Burgen bald durch Hunger oder Gewalt zur Unterwerfung zu nöthigen. Um so weniger glaubte Friedrich, der Kaiser, der österreichischen Angelegenheit wegen, seine Fahrt nach Italien verschieben zu dürfen. Kaum aber war er über die Alpen gegangen, so brach der Herzog Friedrich aus seinen Burgen hervor, überfiel die sicheren Feinde, nahm die Bischöfe von Freisingen und Passau gefangen, und trieb die Uebrigen aus dem Lande hinaus.

Diese Vorgänge nun veranlaßten den Kaiser, Italien schnell zu verlassen, damit nicht ein solcher Feind ihm die Pässe der Alpen verlegte. Und ohne Zweifel hatte er schon früher Botschaft nach Teutschland geschickt, um die Fürsten aufzufordern, mit ihm vereinet die Reichs-Acht aufrecht zu erhalten gegen den Herzog von Oesterreich. Denn sobald Friedrich sich diesseits der Alpen zeigte, eilten viele geistliche und weltliche Fürsten aus dem südlichen und westlichen Teutschlande, so wie der Landgraf in Thüringen, zu ihm, um wider Oesterreich zu ziehen; und auch der König von Böhmen fehlte nicht. Der Kaiser stellte sich an die Spitze dieses großen Heeres. Der Herzog Friedrich machte von Neuem den Versuch, der ihm früher so schön gelungen war. Sei es aber, daß er seine Mannschaften nicht gehörig vereinigen

und belehren konnte, oder sei es, daß seine Getreuen vor dem Anblicke des Kaisers und des neuen großen Heeres den Muth verloren: er vermochte dieses Mal nur das feste Neustadt zu behaupten, in welchem er sich selbst befand. Der Kaiser nahm seinen Sitz zu Wien, und blieb den Winter hindurch in dieser edelen Stadt, deren hohe Bestimmung in künftigen Tagen noch Niemand ahnete. Und als nun das ganze Land des Herzoges Friedrich, dessen Einkünfte auf sechszig Tausend Mark angegeben werden, sich unterworfen hatte, da erkärte er dasselbe für sein Land; er erklärte die Stadt Wien, entweder um die Bürger zu belohnen, oder zu gewinnen, zu einer Reichs-Stadt, er trennte die Steiermark von Oesterreich, und nahm dieselbe in das Reich auf, setzte Statthalter und andere Beamte, und waltete und wirkte wie auf seinem Eigenthume. Aber nach der Gewinnung eines solchen Landes und solcher Reichthümer konnte ihm auch nicht schwer werden, bei den Fürsten, die ihn zu Sieg und Beute begleitet hatten, eine Angelegenheit zu Stande zu bringen, die ihn gewiß seit mehren Jahren beschäftiget hatte, die ihm sehr am Herzen lag, die er jedoch früher noch nicht zu betreiben gewaget hatte, vielleicht weil er das Andenken an seinen Sohn Heinrich noch für zu frisch hielt. Sein zweiter Sohn Konrad, ein Knabe von neun Jahren, schon, wegen seiner Mutter, König von Jerusalem genannt, wurde zu Wien als sein Nachfolger, als römischer König und künftiger Kaiser, anerkannt. Hierauf verließ der Kaiser Wien und begab sich nach Regensburg. Von Regensburg aus lud er die teutschen Fürsten zu einer Verhandlung nach Speier. Einige Fürsten folgten der Einladung; es war im Monate Junius. Und auch diese versammelten Fürsten erkannten an oder wählten Konrad als den König der Römer und künftigen Kaiser. Und bald nach dieser Wahl, im Monat August, ging der Kaiser Friedrich, als sei nun Alles erreichet, von Neuem über die Alpen, seinem eigenen Geschick entgegen, um Teutschland's Schicksal unbekümmert.

Anmerkungen

zum

zwölften Bande.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Erstes Capitel.

1.

Otto de S. Blasio, cap. 39 (irrig zum J. 1193).

2.

Ottobonus — Annal. Genuens. Lib. III, Muratori VI, col. 367 — setzet zu den angeführten Worten des Kaisers hinzu: Et fingens illud — Regnum Siciliae — totum fere Januensibus donare, alliciebat omnes, et ex civitatibus, oppidibus et casalibus largas et plenas vento hominibus Januae porrigebat manus; et ex praedictis et aliis innumeris operibus ejus vana et inefficacia Privilegia fieri, et sigillo suo bullari fecit.

3.

Otto de S. Blasio hat, cap. 39, angemerket: Henricus Imperator *omnes* civitates Campaniae Apuliaeque aut expugnavit aut in deditionem accepit. Aber schon Muratori hat diese Angabe bezweifelt.

4.

Calindin schreibet derselbe Otto; Calinthin, Andere.

5.

Nach Albertus Stadens. ad a. 1195 wurde Friedrich geboren XV Episcopis et Cardinalibus praesentibus. Dennoch entstanden Gerüchte: er sei ein untergeschobenes Kind. Wie der Kaiser Heinrich hintergangen sein sollte, erzählet derselbe Albertus ad a. 1220 weitläufig. Ganz auf's Reine wußte indeß selbst die Mähr die Sache nicht zu bringen. Denn es blieb immer zweifelhaft, utrum ille puerulus physici, aut molendinarii, aut accipitrarii filius fuerit, sed vere ajunt, eum unius ex his tribus filium extitisse.

6.

Man darf wenigstens den Glauben fassen, daß nicht beide Gräuel Statt gefunden haben. Das Kind hätte es wohl nicht überlebet.

7.

Er ist vergessen worden. Eine Nachricht lässet ihn nach fünf Jahren sterben. Nach Otto de S. Blasio aber, cap. 41, soll er noch lange gelebet haben. Qui ubi ad virilem aetatem pervenit, de transitoriis desperans, ... aeterna quaesivit, rel.

8.

Dieses scheinet aus Sibylla's Wort bei Ebulo zu folgen: Quam, nämlich die Irene, nec adhuc visa fronte Philippus amabat.

9.

Nach Arnold. Lubec. — IV, cap. 20 — indeß hat nicht Heinrich diesen Schatz — ex collectione regum priorum Siciliensium, wie das Chron. Mont. ser. sich ausdrückt — gehoben, sondern seine Gemahlin, die Kaiserin Constanzia, als er selbst schon wieder in Teutschland angekommen war. Eine alte Dienerin derselben hatte ihn verrathen.

10.

Das Schreiben findet sich bei Godefrid. Mon. ad a. 1195 (pag. 360). Es ist datirt: apud Tranum II. Id. April. Der Entschluß zu dem Unternehmen war, wie es in dem Schreiben heißet, gefasset worden in solenni curia apud Barum in festo resurrectionis Domini celebrata. Ostern fiel in diesem Jahr auf den 2. April's.

11.

Eine kaiserliche Urkunde, deren Böhmer pag. 152, sub. No. 2853 gedenket, ist datirt: Verone, 4. Juli's; die folgende: apud Latam, 31. Juli's. Böhmer ist mit Recht der Meinung, daß Lata keinesweges Lodi sein könne, sondern eher in Teutschland gesuchet werden müsse. Aber er setzet auch, gleichfalls mit Recht, hinzu, «wenn die Urkunde wirklich hieher gehöret."

Zweites Capitel.

1.

Er ließ sich das gebrochene oder zerschmetterte Bein, im eigentlichen Sinn, abhacken.

2.

Vergl. Orig. Guelf. III, pag. 187. Der Begriff der herzoglichen Würde, welcher schon durch die Verwandlung der baierschen Mark in ein

Herzogthum Oesterreich und durch die Theilung des Herzogthumes Sachsen eine Veränderung erlitten hatte, wurde gewiß abermals erweitert, seit es nun auch einen Dux de Brunswick gab, wie übrigens selbst Heinrich der Löwe schon genannt worden ist, Chron. Montis ser. ad a. 1195.

3.

Im Auftrage seines Vaters, Friedrich's I., im J. 1189.

4.

Chron. Montis ser., nach welchem erzählet wird, ad a. 1194.

5.

Deßwegen wird jedoch kein Verdacht gegen den Kaiser ausgesprochen. Albertus Marchio, saget dasselbe Chronicon, veneno, ut fertur, a quodam familiarium suorum Hugoldo nomine sumpto, aegritudinem incurrit. Er starb. Seine Gemahlin starb wenige Tage später eodem veneno. Was aber den Hugold zum Giftmischer gemacht hat, wird nicht gesaget.

6.

Imperator Marchiam Misnensem suis reservans usibus, fidelibus suis eam commiserat procurandam, quae etiam usque ad mortem Imperatoris per eosdem administrata est.

7.

Von Gobelinus Persona in Chosmod. Aet. VI., cap. 61, bei Meibom. I., pag. 275.

8.

Von Gervasius Tilberiensis (Mareschalcus Regni Arelatensis) in den Otiis Imperial. ad Ottonem IV. Imperatorem, bei Leibnit. I., pag. 943.

9.

So heißt es im Magnum Chronic. Belgicum pag. 224. Die Ausdrücke sind: Imperator ordinavit. ... Ordinavit etiam ... und der Schluß lautet: Constitutioni igitur huic profuturae consentit curia Romana, et Principes LII, qui Imperatorem eligere consueverunt, quorum sigilla literis super hoc confectis sunt appensa. Als Quelle wird angegeben: Haec Joannes Monachus. Uebrigens wird des Strebens Heinrich's VI. auch sonst noch gedacht. Das Chronic. Halberstadense saget: Dominus Conradus Moguntinae sedis Archi-Episcopus cum principibus Saxoniae conspiraverat adversus Imperatorem, quod ipse petiverat ab iisdem, ut successio imperii ad heredes suos transiret.

10.

Daß Dasjenige, was in Beziehung auf die Wahl Friedrich's (II.) vorging, auf die Bestrebungen des Kaisers Heinrich für die Erblichkeit der Krone bezogen worden sei, ist nicht nur an sich wahrscheinlich, sondern scheinet auch aus einer späteren Angabe des Gervasius Tilberiensis hervor zu gehen. Derselbe saget nämlich: conventione pridem cum Principibus Teutoniae facta ab Henrico, de successione imperii, per sanctissimum Papam Innocentium cassata ... Die Nachricht des Gobelinus Persona hingegen, daß die Fürsten in Sachsen Widerspruch erhoben hätten, mag daher rühren, daß Otto, Heinrich's des Löwen Sohn, König geworden ist.

11.

Godefridus Monach. ad a. 1196.

12.

Urspergensis pag. 318.

13.

Auctor der Gesta Innocentii III. incognitus, sed coaetaneus, vor den Epistolis Innocentii III., herausgegeben von Stephan. Baluzius, Tom. I., pag. 5, §. 19.

14.

Arnold. Lubec. V., cap. 1. Inter quos in civitate Lubeca de valentioribus circa quadringentos viros signati sunt.

15.

Id. ib. cap. 2. Quidam etiam eis in faciem exprobrabant, dicentes: superstitiosa et Deo odibilis est via, quam pergitis, rel.

16.

Urspergensis l. c. Multi asserebant eum interisse veneno, procurante uxore sua, pro eo, quod nepotes ipsius suppliciis interfecerat, quod tamen non est veresimile. Audivi ego id ipsum a domino Chunrado, qui postmodum fuit abbas Praemonstratensis, et tunc in seculari habitu constitutus, in camera imperatoris extitit familiarissimus. Aber wie, wann und wo Heinrich gestorben, sagt auch er nicht, sondern nur: Heinricus imperator obiit in Sicilia, et in ecclesia Panormitana magnifice est sepultus. Wegen Alles Uebrigen verweise ich auf Muratori.

Drittes Capitel.

1.

Die Urkunde — Instrumentum conditae Friburgi civitatis in Brisgovia — bei Schoepflin, Historia Zaringo-Badensis, Tom. V., pag. 50. — Daß der Ort Freiburg nicht von Berthold angeleget worden, sondern schon vorhanden gewesen und nur zu einer städtischen Gemeinde erkläret worden sei, gehet aus den Anfangs-Worten hervor. Notum sit omnibus — —, quod Bertholdus — — in loco proprii fundi sui, Friburc videlicet — — liberam constituit fieri civitatem . . .

2.

In der angeführten Stelle der Urkunde heißet es: secundum jura Coloniae liberam constituit fieri civitatem. Was bedeutet dieses Wort: jura Coloniae? Im Fortgange wird Cöln's und der Cölner noch ein Mal gedacht. Wenn nämlich zwischen den Bürgern von Freiburg (burgenses) eine Zwietracht über eine Entscheidung (sententia) entstehet, und ein Theil dieselbe aufrecht erhalten wissen will, ein Theil aber nicht: ex XXIV consulibus duo — — super ea (sententia) Coloniam *appellabunt* si volunt, und bei der Entscheidung Coloniensium soll es verbleiben. Hieraus scheinet sich zu ergeben, daß der Ausdruck jura Coloniae keineswegs dasselbe bedeuten soll, was man bald jus civitatis, Stadtrecht, Weichbild zu nennen pfleget, sondern daß es das Handels-Recht bedeutet, welches sich durch lange Gewohnheit allerdings in Cöln am Meisten ausgebildet hatte, und in den Händen der Kaufleute war. Daher darf, wie ich glaube, nicht geschlossen werden, daß Cöln um diese Zeit schon ein geschriebenes jus civitatis gehabt habe.

3.

Burgenses non tenentur ire cum Domino in expeditione, nisi iter unius diei, ita tamen ut unusquisque sequenti nocte possit ad propria remeare. Das sequenti nocte heißet: am Abend.

4.

Ein Leibeigener, welcher diem et annum nullo reclamante in der Stadt gewesen war, secura de cetero gaudebit libertate.

5.

Urspergensis, pag. 318: Chunradus movit exercitum — — de voluntate imperatoris.

6.

Die Zeitrechnung ist ungewiß. Urspergensis indeß gedenket zuerst dieser Fehde und fähret alsdann fort: sequenti anno feierte Philipp seine Vermählung. Diese Feier aber hatte im J. 1197 Statt. S. unten Anmerk. 10.

7.

Urspergensis: et tam sui quam extranei tremebant sub eo.

8.

Es ist schon ein Mal bemerket worden, daß das Jahr, in welchem Philipp geboren worden, nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden könne.

9.

Otaker schreibet das Chron. Ursperg. l. c. den Namen. Das Chron. Mont. ser. hat Odoacrus.

10.

Das Chron. Ursperg. saget l. c. zuerst: Philippus relictis partibus Italiae transivit in Alemanniam *cum uxore sua*, ponens eam in castro Suainhusen. Alsdann bemerket es: Philipp etiam de mandato imperatoris regium diadema imposuit regi Boemorum Otakero. Und nun: Sequenti quoque anno in tempore paschali maximum festum nuptiarum celebravit, cum multis principibus et baronibus apud Augustam in campo magno, qui dicitur concio legis (doch wohl campus lici). Es scheinet also, daß der Herzog die Irene schon in Italien zu seiner Gemahlin gemacht hatte, und daß er jetzt derselben nur die principes et barones vorzustellen wünschte.

11.

Godefridus Monachus ad a. 1197. In Beziehung auf die fames valida heißet es, quod maldrum siliginis ad XV solidos vendebatur.

12.

Die Angaben sind verschieden. Jedoch möchte ich mit dem Chron. Urspergensi für Montesiascone, mons Falconis castrum quoddam apud Viterbium, stimmen.

13.

So fern lag der Gedanke: er selbst, Philipp, könne unter den gegenwärtigen Umständen vielleicht zu dem Throne gelangen, denn doch nicht, daß man nicht für möglich halten dürfte, dieser Gedanke sei ihm durch die Seele gegangen, ohne ihm eine Schlechtigkeit anzudichten. Wie, wenn der kleine Friedrich seinen Tod gefunden hätte?

14.

Chron. Ursperg.: Unde in castro eodem quidam de familia ducis occidebantur. Inter quos erat Fridericus, nobilis ministerialis ejus, de Tanne, frater dapiferi, qui nunc est. Also eine Angabe, die nicht zu bezweifeln ist.

15.

Der Conti, von Comites. Dieser Amts-Name ist, weil Viele aus der Familie denselben geführet haben mochten, zum Familien-Namen geworden.

16.

Es darf doch wohl nicht bemerket werden, daß, wie immer, so auch hier in der Sprache und nach dem Glauben dieser Zeit geredet wird?

17.

Wenn gleich Lothar's Familie nicht reich gewesen zu sein scheinet, so darf doch Dieses wohl Vergleichungsweise behauptet werden.

18.

Er konnte die Weihung zum Papste nicht erhalten, weil er noch nicht alle anderen Weihungen, welche vorauf gehen mußten, erhalten hatte.

19.

Gesta Innocentii III., §. 22. Coelestinus Papa — excommunicaverat praefatum Philippum ducem Sueviae, dum esset dux Tusciae, propter invasionem et devastationem apostolici patrimonii, et excommunicationem illam publicari fecerat etiam Henrico Imperatori. Vielleicht war der Kaiser Heinrich selbst zuerst durch die Excommunication des Herzoges Leopold von Oesterreich — wegen seines Verfahrens in der Sache des Königes Richard von England — und jetzt durch die Excommunication seines Bruders Philipp in den Bann hinein gerathen, weil er die Verbindung, den Verkehr, den Umgang mit beiden Fürsten nicht abgebrochen hatte. Denn es wird mit Bestimmtheit versichert, daß der Bann gegen ihn, den Kaiser, ausgesprochen worden sei, wie auch oben bemerket worden ist; aber kein Schriftsteller giebt an, wann Dieses geschehen, oder bei welcher Veranlassung.

20.

Die Lossagung vom Kaiser verstehet sich von selbst; das juramentum fidelitatis Innocentio III. praestitum a Petro Praefecto urbis findet sich Epp. Innocentii III. Lib. I. Ep. 577, pag. 329. vergl. Ep. 23, pag. 12. Aus diesem Eide gehet hervor, daß der Praefectus urbis mit dem Inneren der Stadt, wovon gar keine Rede ist, Nichts zu

thun haben, sondern daß das Gebiet der Kirche oder des heiligen Stuhles seinem Ministerio untergeben sein sollte. Das Innere der Stadt scheinet ganz dem Senator übergeben zu sein. Des Kaisers wird mit keiner Sylbe gedacht. Uebrigens wurde der Präfect per mantum de praefectura publice investirt.

21.

Gesta Innoc. §. 8.: Romanus populus — — supplicans et poscens ut eos ad fidelitatem reciperet, et consueta sibi dona conferret.

22.

Marquardus de Anewiler, Anweiler. Eben so häufig Marcuald oder Marcoualdus.

23.

Gesta Innoc. §. 9.: Erat Marcualdus — — Dux Ravennae et Romaniolae, Marchio Anconae et Molisii . . .

Viertes Capitel.

1.

In dem Berichte, den er später zu seiner Rechtfertigung an den Papst gesendet hat, Registr. Ep. 136, pag. 747.

2.

Daß er an die Fürsten geschrieben und was er geschrieben, sagt er selbst l. c.; daß er sie nach Hagenau eingeladen habe, sagt er nicht. Nach dem Urspergensis aber, pag. 319, feierte er daselbst das Weihnachtsfest.

3.

Allegabant ipsum puerum esse electum maxime pro summa patris potentia, et ut per hoc patri placere possent.

4.

Urspergensis, der ganz auf Philipp's Seite ist, saget l. c.: Deus — — inspirans cordibus hominum, ut suos nativos dominos non derelinquant et alienis adhaereant. — Nativi domini: ich denke, es heisset: angestammte Könige. Die generatio regia erscheinet auch bei diesem Schriftsteller.

5.

Insignia imperialia. Philipp selbst saget l. c.: Habuimus etiam in potestate nostra sanctam crucem, lanceam, coronam, indumenta imperialia, et omnia insignia imperii.

6.

Davon spricht Philipp fast mit einiger Ruhmredigkeit zu dem Papste. Indubitanter enim credere potestis, immo vere scire, quod tunc inter omnes Principes imperii nullus nobis fuerit ditior, nullus potentior, nullus gloriosior. So beginnt er; und alsdann zählet er auf. Habuimus, habuimus. Was das gloriosior betrifft, so ist allerdings wahr, viele glorreiche Fürsten gab es um diese Zeit eben nicht in Teutschland: sein Vater und sein Bruder hatten dafür gesorget. Wenn aber Philipp nicht etwa von ererbter gloria spricht, so wurden doch wohl Manche gefunden, die es mit ihm aufzunehmen vermocht hätten.

7.

Heinrich's des Löwen Geschichte war lehrreich.

8.

Mit Bestimmtheit findet man diesen Beschluß allerdings nicht angegeben, aber das Verfahren Philipp's fortan, so wie alle Nachrichten der Schriftsteller, um von den Gegnern des Herzoges nicht zu sprechen, beweisen, daß dieser Beschluß, nach dem Ausdrucke des Urspergensis, mysterium consilii sui zu Haginou war. Auch setzet dieser Freund des Herzoges Philipp sogleich hinzu: Volebat enim tenere imperium . . . Non enim cautum esset sibi, ut ad alium transiret imperium rel.

9.

Der Gang der folgenden Ereignisse ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Bei den Schriftstellern fehlet durchaus jede Zeit-Bestimmung, die doch am Sichersten leitet, etwa mit einem Paar Ausnahmen, deren gedacht werden soll, und die Briefe, welche von den Parteien ausgegangen sind, helfen nicht nach. Unverkennbar haben verschiedene Zusammenkünfte von Fürsten Statt gefunden in verschiedenen Theilen des Reiches. Die Schriftsteller haben von diesen Zusammenkünften gehöret, der Eine von dieser, der Andere von jener. An diesen Ort knüpfen sie alsdann, was sie von den Resultaten aller Zusammenkünfte in Erfahrung gebracht hatten. Daher die Abweichungen, daher die Widersprüche. Die folgende Erzählung ist das Ergebniß einer wiederholten und abermaligen Vergleichung aller Angaben, welche sich bei den Schriftstellern finden, so wie Alles dessen, was in den Epistolis Innocentii, in den Schreiben der Parteien und in den Schreiben des Papstes enthalten ist; und wie mir scheinet kommt Nichts von einiger Bedeutung vor, das sich nicht mit meiner Erzählung vereinigen ließe.

10.

Godefrid. Monach. pag. 363.

11.

Von dem Sonntage Reminiscere an, VIII. Kalend. Mart., 22. Febr. sollte man zusammen kommen; in dominica Oculi mei, 1. März, sollte die Versammlung eröffnet werden.

12.

Godefrid. Monach. l. c.: ad quam curiam cum pauci accurrerent, rel.

13.

Otto de S. Blasio saget, die Versammlung habe Statt gefunden apud villam Arnisperc; er hat aber wohl villa Arnestedde schreiben wollen, wie das Chronic. Halberstadense wirklich hat; die Historia Landgraviorum Thuring. lässet den Herzog Philipp viele Bischöfe, Erzbischöfe, Herzöge, Fürsten, und mehr als 20 Grafen in Ichtershausen terrae Thuringiae versammeln; nach dem Chronic. Montis Sereni hingegen wird Philipp in campis Erpisfordiae a Ludolfo, venerabili Archi-Episcopo caeterisque Saxoniae, Sueviae et Bavariae principibus zum Könige der Römer erwählet. Daß Alle von derselben Versammlung sprechen, leidet keinen Zweifel. Durch das, was im Texte gesaget worden ist, scheinet die Verschiedenheit der Angaben erkläret zu werden, und die Lage von Erfurt, Arnstadt und Ichtershausen scheinet die Annahme zu rechtfertigen. Nach Otto de S. Blasio aber war Philipp selbst in villa Arnisperc gegenwärtig. Die versammelten Fürsten beschlossen daselbst nur (decreverunt) ipsum in defensorem imperii eligere, bis sein Neffe nach Teutschland käme. Und nach diesen Worten setzet er ohne Weiteres hinzu: Soluto *ergo* colloquio ad oppidum *Mulnhusen* venientes, promissa sibi subjectione digressi sunt. Muratori führet indeß aus einem C. MS., dessen Verfasser eine solche Angabe doch zu arg geschienen haben mag, einen Zusatz an: venientes Philippum Ducem in Regem eligunt, promissaque sibi . . . Urspergensis, pag. 320, hat auch Mühlhausen, Milhusen. Philipp selbst ist anwesend, und wird zum König erwählet a Suevis, et Saxonibus, et Bavaris, et Boemis, et Principibus quam pluribus Rheni. — Wahrscheinlich haben die beiden guten Mönche Etwas von Ichtershausen (Ucherithusen, wie das Chronic. Sampetr. hat) gehöret, und haben, weil ihnen dieser Ort unbekannt war, Mühlhausen geschrieben. Die übrigen

Notizen haben sie alsdann hinzu gefüget, und, der Kürze wegen, zusammen geworfen, was weit aus einander lag.

14.

Godefridus Monach. Dieser kennet nur Erpford als den Ort der Versammlung.

15.

. . . idoneum et Deo dignum Imperatorem et advocatum Ecclesiarum.

16.

Das sind wohl die Principes Sueviae et Bavariae des Chronic. Mont. Sereni, welchen Urspergensis noch Andere beigegeben hat. Philipp selbst saget in seinem Bericht an den Papst, nos eligi in Regem permisimus et consensimus. Die Erlaubniß war ohne Zweifel von seinen Abgeordneten überbracht worden.

17.

Philipp selbst saget zwar: Iidem Principes, welchen der Versuch mit Berthold von Zäringen, wie alsobald erzählet wird, mißlungen war, cum Duce Bernhardo Saxoniae consimilem coeperunt habere tractatum; aber er schreibet wohl aus dem Gedächtniß und verwechselt Personen und Zeiten. Da Bernhard nicht nach Cöln gekommen, sondern, wie Godefridus ausdrücklich angemerket hat, nach Erfurt gegangen war, so kann man ja unmöglich in Cöln auf den Gedanken gekommen sein, mit ihm zu unterhandeln. In Erfurt aber, der Sachse von den Sachsen: das scheinet natürlich und begreiflich.

18.

Philipp: Bernhardus, vir prudens et circumspectus, depressus gravissima corporis sui gravitate. Ich habe das et animo et corpore immobilior anwenden zu dürfen geglaubet, ohne eben den Herzog mit Varus vergleichen zu wollen.

19.

Philipp saget in seinem Berichte l. c.: er habe erlaubet, daß man ihn zum Könige wähle in ea feria *sexta*, qua canitur *Fac mecum Domine signum in bonum.* Nun weiß ich freilich nicht, an welchem Freitage diese Worte — aus Psalm. 86. V. 17. — gesungen wurden oder vielleicht noch gesungen werden, aber an einem Freitage war es doch. Da nun die Versammlung zu Cöln am 1. März eröffnet werden sollte, aber wegen der geringen Zahl der anwesenden Fürsten nicht zu der Wahl eines Königes schreiten konnte; da zugleich das Gerücht von der Ver-

sammlung sächsischer Fürsten zu Erfurt nach Cöln kam, und deßwegen der Bischof von Münster nach Erfurt gesendet wurde; da dieser bei seiner Ankunft fand, daß Philipp schon gewählet worden: so ist ohne Zweifel der erste Freitag nach dem 1. März anzunehmen, und das ist in diesem Jahre der 6. März. Philipp selbst saget zwar nicht, wo er an dem genannten Tage erwählet worden; die Geschichte jedoch kennet nur die Versammlung zu Erfurt, Arnstadt und Ichtershausen. Oder könnte man noch an das apokryphe Mühlhausen denken? Aber der Bischof Hermann wurde ja nur nach Erfurt gesendet, und fand hier, illos, nämlich die zu Erfurt versammelten Fürsten, in Philippum Ducem Sueviae Imperatoris fratrem concordasse, et eum in Regem elegisse. — Nachdem diese Anmerkung längst geschrieben war, erhalte ich von einem katholischen Geistlichen die Bestätigung der Vermuthung, daß der Wahltag wirklich am 6. März gewesen sei. «Der Tag, schreibet derselbe, an welchem der Introitus der Messe lautet: Fac mecum Domine signum in bonum, ist und bleibt unabänderlich feria sexta nach dem dritten Fastensonntag, Oculi genannt.» Dieser Sonntag aber war 1198 der 1. März.

20.

Godefrid. Mon. l. c. quod ipse — Bertolfus, wie Godefrid schreibet — repatrians exercitum secum duceret, et statuto sibi die Andernacum rediret.

21.

Das saget Philipp in seinem Berichte.

22.

Die Versammlung im südlichen Teutschland ist an sich kaum zu bezweifeln. Denn es ist keineswegs wahrscheinlich, daß die südteutschen Fürsten, geistliche und weltliche, sich nach Erfurt begeben haben sollten. Aber Alles ist ungewiß. Die Fürsten, deren Namen unter Litterae Principum Alemanniae an den Papst — Registr. Ep. 14, pag. 690 — stehen, sind gewiß niemals zu der Wahl Philipp's versammelt gewesen, obwohl es heisset: illustrem Dominum nostrum Philippum in Imperatorem Romani solii rite et solemniter eligimus. Entweder haben die Fürsten aus dem südlichen Teutschland in einer besonderen Versammlung gewählet, oder sie haben, wie etwa der wetterwendische Erzbischof von Trier, ihre nuntios et litteras nur nach und nach gesendet. Wenn man die letzte Vermuthung annähme, so müßte freilich im Text Einiges verändert werden, namentlich daß Philipp selbst gegenwärtig gewesen. Jedes Falles ist Vieles zusammen gestellet und durch einander geworfen,

was nach und nach geschehen war, um einen desto besseren Eindruck zu machen.

23.

Godefridus Mon. l. c.

24.

Es geschiehet von dem Urspergensis. Die beiden Neffen jedoch, Cunradus et Bertoldus, filii Eginonis comitis de Urach, befreieten sich selbst, und wurden alsdann Mönche: nam in periculo captivitatis constituti, ambo Deo repromiserunt, quod si essent liberati, ad monachicam vitam se conferrent. Sie sind in der Folge zu hohen kirchlichen Würden gelanget.

25.

Derselbe Urspergensis nennet ihn avarissimus et omni iniquitate plenus. Wer aber mag auf solche allgemeine Beschuldigungen bauen, zumal von einem Feinde?

26.

Gesta Innocentii III. §. 22. Philipp leistete keinen Eid, sondern machte sein Versprechen nur per stolam, indem er die Stola des Bischofes anfaßte. Indeß stehet in der Vollmacht des Bischofes von Sutri — Epist. Libr. I, 15 — nicht ausdrücklich, daß die Lossprechung non occulte, sed publice geschehen solle. Vergl. Urspergensem l. c.

27.

Conradus de Fabaria, de casibus monasterii S. Galli cap. 7. Monitu Diethelmi de Crenkingen — — Philippus animatus, regnum sibi usurpare aggressus, quos prius habuit dubios Sueviae Barones, Principes et Comites fidissimos invenit et stabiles. Vielleicht hat Diethelm sein monitum oftmals wiederholet; ich möchte aber schon des Zusatzes wegen glauben, daß es auch zu Worms geschehen sei.

28.

Godefrid. Mon. l. c.: nomen Regium sibi adscribit, et apud civitatem Wangionum in albis Paschalibus coronatus ingreditur. Ostern fiel im J. 1198 auf den 29. März; der weise Sonntag, weil die Neugetauften in albis erschienen so genannt, ist mithin der 5. April.

29.

Id. Episcopus hoc, was ihm angeboten war, sibi tutum non credens vel honestum, haec, was ihm zugemuthet worden, facere penitus recusavit. Ueber das non honestum wäre Adolf wohl noch hinweg gekommen, aber das non tutum lag ihm schwer auf der Brust.

30.

Heinrich der Löwe hatte vier Söhne gehabt, Heinrich, Luder (Lothar), Otto und Wilhelm. Der Erste war geboren 1172, der Letzte 1184. Das Geburtsjahr der beiden Mittleren ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Luder war schon vor einigen Jahren gestorben; darum habe ich Otto den zweiten Sohn genannt.

31.

Urspergensis, pag. 321, nennet ihn superbus et stultus, fortis viribus et statura procerus. Ja, er meinet, eben wegen diesen Qualitäten habe man ihn nach Cöln gerufen. In ähnlicher Weise sprechen Andere, nur lassen sie das stultus hinweg. Das Chronic. montis sereni rühmet, freilich von späterer Zeit redend, seine Kenntnisse im Kriegswesen, und setzet hinzu audacia et corporis viribus parem non habebat. Der Papst Innocenz selbst warnet ihn — Registr. Ep. 57 — personam suam exponere improvide periculis et fortunae. Aber es werden auch andere und edelere fürstliche Eigenschaften an ihm gerühmet.

32.

Er hatte, nach Roger. Hoveden, noch andere Absichten mit ihm gehabt; er hatte ihn auf den Thron von Schottland zu bringen gestrebet. Seine Entwürfe aber waren mißlungen. Und auch in York hatten Viele den jungen Fürsten nicht gewollt.

33.

Eine Urkunde, welche Otto für Oleron ausgestellet hatte — Rymer. Act. et Foed. Tom. I, pag. 1, pag. 105 — beginnet: Otho Dux Aquitaniae, Comes Pictaviae omnibus tam futuris quam praesentibus . . . salutem.

34.

Ob sich Otto in England oder in Frankreich befunden habe, ist allerdings nicht auszumachen; auch ist es ziemlich gleichgültig. Aber es ist wahrscheinlich, daß man ihn nur darum aus Frankreich hat kommen lassen, weil er durch Frankreich gekommen ist. Im Monate December des J. 1197 befand er sich noch in seinem Herzogthum in Frankreich; weiter ist Nichts bekannt. Wäre er aber jetzt noch in Frankreich gewesen, während Richard sich in England befand, so hätte die Verhandlung zwischen ihm, seinem Oheim und dem Erzbischof Adolf gar nicht Statt finden können, die doch Statt gefunden hat. Es hätte an Zeit gefehlet. Auch saget das Chronic. Urspergense l. c. mit dürren Worten: Colonienses . . . miserunt nuntios suos — — in Angliam, ut *inde* advoca-

rent et adducerent Ottonem. Und nicht lange, und Otto war da. Ja nach Albericus ad a. 1198 war er schon in den Fasten nach Lüttich gekommen, während er, nach Arnold. Lubec., VII, cap. 18, als er schon eingeladen war, durch Frankreich reisete.

35.

Indeß ist Geschwätz, was Arnoldus Lubec. VII, cap. 18 hat: Habebat Otho munera multa Regis Angliae — — et centum quinquaginta millia marcarum, quae in somariis ferebant quinquaginta dextrarii. Wie es mit dem Reichthume des Königes von England stand, hatte sich ja während seiner Gefangenschaft gezeiget. Und die Kosten der Kreuzfahrt, und das Lösegeld waren noch nicht überwunden.

36.

Der Bericht an den Papst — Registr. Ep. 10, pag. 689 — ist nur von Wenigen unterschrieben: von 1 Erzbischof (der Erzbischof von Trier fehlet schon), 2 Bischöfen, 3 Aebten und 2 weltlichen Fürsten. Alle haben: elegi et subscripsi zu ihrem Namen gesetzet; nur der Graf Heinrich von Kuke hat: consensi et subscripsi, und der Bischof von Minden hat hinzu gefüget: elegi et consecrationi cooperatus fui. Aber der Bericht ist später erstattet, und nicht von Allen, die in Cöln anwesend gewesen.

37.

Godefrid. Monach. l. c. — stella Coloniae visa est circa horam nonam sumentibus inde omnibus auspicium de Rege suo, qui tertio die post visam stellam ibidem electus est. Den Tag der Wahl wage ich nicht zu bestimmen. Philipp saget selbst in seinem Bericht an den Papst: nos post ipsam electionem nostram per continuas *decem* septimanas sine contradictione — das heisset doch wohl ohne eine Gegenwahl — fuimus in imperii quieta possessione, d. h. wurde ich allein König genannt. Da nun seine erste Wahl auf den 6. März gesetzet worden ist: so brächte uns diese Angabe auf das Pfingstfest, welches im J. 1198 auf den 17. Mai fiel. Ich würde daher annehmen, daß die Wahl an diesem Tage Statt gefunden habe, wenn dieses Fest irgendwo hervor gehoben wäre.

38.

Otto de S. Blasio cap. 46 in fine: gloriabatur, se, etiamsi non regalia jura, tamen et loca regalia retinere. So bei Muratori. Offenbar muß gelesen werden: etiamsi non regalia, jura tamen et loca regalia.

39.

Litterae Reg. Ottonis ad Papam, Registr. Ep. 3.

40.

Die Urkunde bei Leibniz, Cod. diplom. 5. Der König von Frankreich machte sich verbindlich Philippo Romanorum Regi adjutorem fore contra Ricardum —, et Comitem Othonem — — et Adolphum —, et contra omnes alios inimicos ejus.

41.

Ich weiß keinen anderen Gang der Ereignisse aufzufinden, der einigen Zusammenhang gäbe, obwohl sie anders dargestellet zu werden pflegen. Urspergensis saget: Properant electi reges, uterque ut occupet sedem regni Aquisgrani; Philipp ließ Aachen zuerst besetzen, aber Otto gewann die Stadt. Das scheinet doch auf einige Gleichzeitigkeit des Zuges wider Aachen hinzuweisen. Philipp selbst saget in dem schon oft angeführten Bericht an den Papst: Er habe mit einem Heere nach Aachen gehen wollen, aber astutia et dolis adversariorum nostrorum circumventi, exercitum nostrum remisimus. Diese astutia et doli, wovor er mit maximo et glorioso exercitu zurück wich, kann wohl nur die Einnahme Aachens durch Otto gewesen sein. Da nun Otto's Krönung im Julius Statt fand, so scheinen alle data sich vereinigen zu lassen.

42.

In Savoyen.

Fünftes Capitel.

1.

Urspergensis, pag. 319. Der Papst sollte gesaget haben, quoniam ablaturus esset Philippo diadema regium, aut ipse sibi Papae insigne Apostolicum. Das Gerücht muß in dieser Zeit in Rom umgelaufen sein. Denn der Verfasser des Chronicum bringt es in Verbindung mit der Rückkunft des Erzbischofes von Salerno nach Rom, und merket dabei an, daß er sich selbst eo tempore in minori aetate et saeculari vita in Rom befunden habe.

2.

Aus der Erinnerung an Gregor VII. Urspergensis glaubet selbst nicht, daß Innocenz das Wort gesprochen habe: difficile est relatu et vix credendum.

3.

Gesta, §. 22; Urspergens. l. c.

4.

In der Epist. I, 230 — pag. 121 — aus welcher diese Nachrichten genommen sind, nennet Innocenz den Garnerus bloß magister. Epist. 243 ist überschrieben Garnero Priori Locheien. Doch wohl derselbe Mann.

5.

. . . honestae et justae petitiones excellentiae tuae.

6.

Verum quia circa personam nobilis viri Ducis Sueviae quaedam audivimus immutata, eidem ad praesens scribere cautela prohibente nequivimus . . . Das Schreiben an den Herzog Leopold — I. Ep. 242 — Datum III. Kalend. Junii; das Schreiben an Richard: Datum II. Kalend. Junii.

7.

Epist. I, 236: fraternitati tuae per apostolica scripta mandamus et districte praecipimus, quatenus rel.

8.

Alles, was die Schriftsteller über die Ursache des Widerwillens angeben, welchen der König so beharrlich gegen die unglückliche Ingeburg bewies, ist Gerücht oder Vermuthung. Der Wahrheit am Nächsten, und in einem besseren Sinn als sie selbst glaubten, waren Diejenigen, welche, wie der Verfasser der Gesta Innocentii §. 40, dafür hielten, der Teufel habe die ganze Sache eingerühret.

9.

Dux Moraviae, häufig.

10.

Epist. I, 171: Christianissimi principes.

11.

Epist. I, 347: ut nisi dictus Rex infra mensem post comminationem tuam praedictam Reginam in gratiam receperit conjugalem et honore debito pertractarit, ex tunc totam terram ejus — — subjicias interdicto . . .

12.

Vergl. Chronic. Ursperg. pag. 321. Mater nostra Roma wird mit einem Gaude, Laetare, Jocundare angeredet.

13.

Registr. Ep. 3, aus welcher diese Nachrichten. Die Worte hier lauten: Dominus effecit, quod nos ab optimatibus et Principibus imperii, *ad quos de jure spectat electio*, ad regni gubernacula — vocati sumus et electi. — Vorsichtiger drücket sich der König Richard aus in seinem zweiten Brief an den Papst, Registr. Ep. 5. Ottonem — ad regnum Alemanniae celebris eorum vocavit electio, quorum interest Regem eligere.

14.

. . . cum plenitudine regiae dignitatis. Allerdings!

15.

Registr. Ep. 4. In einem zweiten Briefe — Ep. 5 — jedoch mildert er die Bürgschaft für seinen Neffen. Hoc siquidem, sagt er, vobis in spiritu *quo vestri sumus* pollicemur . . ., quod idem noster nepos, *dum nostro consilio acquiescet*, non solum s. Romanae ecclesiae jura conservabit rel. Dieser letzte Brief ist ein ganz vertraulicher; er ist geschrieben Teste me ipso apud Barnevillam XIX die Augusti.

16.

Derselbe ist früher schon wiederholt angeführet worden. Registr. Ep. 10.

17.

Registr. Epp. 6 — 9.

18.

Daraus folgt aber keineswegs, daß die Lombarden den Welfen zugethan gewesen wären.

19.

Circa initium Octobris, saget Godefrid. Monach. Der Fortgang der Ereignisse scheinet zu beweisen, daß Philipp noch im September an der Mosel angekommen sein müsse.

20.

Indeß ist möglich, daß der Erzbischof erst im folgenden Jahr öffentlich auf Philipp's Seite getreten sei; im Geheimen war er jetzt schon mit ihm und deßwegen unthätig für Otto.

21.

Auch die Zeit, da Walram abfiel, ist ungewiß. Godefrid knüpft an seine Erzählung von Aachens Uebergabe durch Walram sogleich die Bemerkung an, daß derselbe, als der Erzbischof, hoc tutum terrae exi-

stimans, ihm die Burg zerstöret hatte, wieder auf Philipp's Seite getreten sei. Et in omnibus malis, setzt er hinzu, quae Germania post modum passa est, ipse Dux et auctor fuit.

22.

Man hatte eine Nonne schändlich mißhandelt. Man hatte sie alsdann mit Honig bestrichen, in Federn umgewälzet, und auf ein Pferd gesetzet, das Gesicht gegen den Schweif gekehret. Philipp, als er diese Gräuel erfuhr, zelo Dei tactus, omnes sceleris hujus reos aquae bullienti tradi jussit.

23.

Philipp's Heer war juxta Coloniam pene ad duo milliaria gekommen. Jetzt gehet es zurück jubente Deo, nullo fugante.

24.

Indem Godefridus von diesen Eiden spricht, die geschworen und empfangen wurden, kann er sich nicht enthalten hinzu zu setzen, daß sie infirma et infidelia gewesen seien. Nam plures ex iis (nämlich Episcopis, Comitibus et nobilibus Lotharingiae) in exiguo ponentes mendacium aut periurium, contra conscientiam venire non timebant, ore quidem Sacramenta praestantes et fidem iurantes Regi Ottoni, cum cor eorum longe ab eo remotum, cum Philippo Rege magis rectum videretur, quam secum.

25.

Welche Verlobung Godefridus freilich in das folgende Jahr setzet. Aber er setzet auch den Tod des Königes Richard von England in dieses Jahr.

26.

Wenigstens hat er sie ihm bald gegeben, und also wohl auch zum Voraus versprochen.

27.

Chronicon Sampetrinum ad a. 1198.

28.

Nur auf diese Weise scheinet mir vereiniget werden zu können, was Godefridus, Chronic. Sampetr., Arnold. Lubec. von den Vorgängen in Sachsen berichtet.

29.

Otto erklärt die Burgenses de Bruneswic ab omni exactione ac telonio per universos imperii fines regali munificentia liberos et absolutos. Urkunde in den Orig. Guel. Libr. VII, Probat. No. 70 — Band III. pag. 760. Wenn es nur Etwas geholfen hätte.

30.

Urkunde ebendaselbst pag. 622.

31.

So schreiben die Fürsten später selbst an den Papst, Registr. Ep. 14; contra turbatores suos adjutorium praestituri quod nullus in imperio et in terris quas serenissimus frater suus habuit (in Sicilien?) ipsius audebit dominium recusare.

32.

Nach Chronic. Ursperg. pag. 321.

Sechstes Capitel.

1.

S. oben, S. 102.

2.

Epist. I, 565. Illustri Regi Siciliae, dem kleinen Friedrich: Deus — Vicarium suum ad tutelam tuam misericorditer deputavit— — —, matrem tibi meliorem restituens pro matre defuncta rel.

3.

Eigentlich in der Grafschaft Molise.

4.

Er endigte, wie er gelebet hatte. Zwischen ihm und dem Könige von Frankreich war unter der Vermittelung des päpstlichen Legaten, ein Waffen-Stillstand geschlossen worden. Dennoch griff er die Burg, welche dem Vicecomes von Limoges gehörte, tollkühner Weise an; sie ward im Sturm erobert, er selbst von einem Bogenschützen, Bertrand von Gordon, im Arme verwundet. Die Besatzung der Burg ließ er aufknüpfen. Dem Schützen Bertrand aber gab er die Freiheit und ein Geldgeschenk, als er von demselben vernommen hatte, daß er absichtlich auf ihn geschossen habe, weil sein Vater und seine zwei Brüder von ihm getödtet worden. Am zwölften Tage nach der Verwundung starb der König.

5.

Epistol. V, 160. Der Papst an den König Johann: Du hast versichert, te et terram tuam expositurum omnino ad ejusdem negotii complementum.

6.

Er entschuldiget sein seltenes Schreiben an den Papst — Registr. Ep. 19 — damit, quod terra Suevi est inter nos et vos, et si saepe mitteremus (litteras), a Suevis possent aufferri.

7.

Godefrid. Monach. ad. a. 1199; faſt wörtlich überſetzet.

8.

Registr. Ep. 11. Datum Laterani XIII. Kal. Junii, pontificatus nostri anno secundo.

9.

Es iſt das Schreiben Registr. 21 Universis tam ecclesiasticis quam secularibus Principibus Alemanniae. Die Briefe haben faſt niemals ein Datum. Dieſes Schreiben muß aber, wie mir ſcheinet, in dieſer Zeit abgefaſſet ſein. Es iſt das erſte, das Innocenz an die Fürſten erlaſſen hat; denn es beziehet ſich weder auf ein früheres, das er abgeſendet, noch auf ein Schreiben, das er erhalten habe. Auch ſcheinet die Vergleichung deſſelben mit den Epp. Registr. 15 u. 22 die Vermuthung zu beſtätigen.

10.

Den Cardinälen der römiſchen Kirche.

11.

. . . studia eligentium et merita electorum. Den Ausdruck brauchet der Papſt wiederholt. Mir iſt für studia kein beſſeres Wort, als Geſinnung, eingefallen. An Statt deſſelben kommt in der Folge auch zelus vor.

12.

. . . favor. Vielleicht: Beſtätigung?

13.

. . . quod contra libertatem imperii regnum sibi usurpare nitebatur.

14.

Registr. Epp. 12 u. 14. Das letzte Schreiben: Datum Spirae V. Kal. Junii.

15.

. . . et quidquid contra nos adversitatis hactenus emerserat, pene sopivimus et pro nostra credimus deducere voluntate.

16.

Bei der Rükkehr Philipp's aus Sachſen.

17.

. . . quod nullus in imperio et in terris, quas serenissimus frater suus habuit ipsius audebit dominium recusare. Etwas allgemein. Ohne Zweifel ſind die Länder gemeint, welche der Papſt für die

Kirche in Anſpruch genommen, u. ſelbſt ſchon in ſeinen Beſitz gebracht hatte.

18.

. . . certissime scientes — der Papſt ſolle wiſſen — quod omnibus viribus quibus possumus Romam in brevi cum ipso Domino nostro divinitate propitia veniemus pro imperatoriae coronationis dignitate ipsi sublimiter obtinenda.

19.

Regtstr. Ep. 15 . . . sicut per alias vobis litteras meminimus plenius intimasse. Und die folgenden Ausdrücke weiſen unverkennbar auf dieſes Schreiben zurück.

20.

Epistol. II, 293.

21.

. . . adversus eam et Christum ejus.

22.

. . . in qua post Summum Pontificem locum nosceris praecipuum obtinere. Dieſen Ausdruck erklärt er ſpäter in demſelben Briefe, damit ja nicht der Gedanke entſtehen ſollte, als ſetzte er den Erzbiſchof von Mainz über alle Fürſten der Kirche: cum non tam Maguntinensis Archiepiscopatus quam Sabinen. episcopatus consideratione post Romanum Pontificem maximum Ecclesiae Dei membrum existas. Konrad nämlich war, als er vor dem Kaiſer Friedrich I. die Flucht ergriff, von Alexander III. zum Biſchofe von Sabina ernannt worden.

23.

Godefrid. Monach. ad a. 1199.

24.

Registr. Ep. 22.

25.

Registr. Ep. 15.

26.

. . . quod ad jus et proprietatem apostolicae sedis non est dubium pertinere.

27.

Ib. Ep. 20. Otto an den Papſt: Usque ad festum beati Martini treugae sunt firmatae . . . Colloquium esse debet inter Andernacum et Confluentiam in proxima sexta feria post festum beati Jacobi Apostoli (Freitags, 30. Julii). Boppard nennet Godefridus.

28.

Registr. Ep. 22; vergl. Godefrid. mon. l. c.

29.

Registr. Ep. 17.

30.

In dem schon angeführten Briefe, Registr. Ep. 20.

31.

Nos enim paratos in totum et ex toto ea omnia adimplere quae a nuntiis nostris cum sanctitate vestra sunt condicta et conscripta et eorum sigillis sigillata praesentibus scriptis paternitati vestrae significamus et in perpetuum nos observaturos promittimus.

32.

Registr. Ep. 18: Responsio Domini Papae facta nuntiis Philippi in consistorio.

33.

Das Wortspiel ist hier allerdings nicht gut wieder gegeben: schisma periit cum schismaticis, et fomentum cum fautoribus est confusum.

34.

. . . principaliter et finaliter; ein Ausdruck, den Innocenz wiederholt gebrauchet. Es soll wohl heißen: vom Anfange bis zum Ende. Der apostolische Stuhl, meinet er, ist bei dieser Sache das α und ω.

35.

Epist. II, 294. Dieses Schreiben scheint mir hierher zu gehören: pontificatus nostri anno secundo.

36.

Registr. Ep. 22.

37.

Godefrid. mon. Rex Otto — tenuit, quoniam quidem dedecorosum arbitratus est, si ullo pacto regno cederet, cum legitime in Regem consecratus esset.

Siebentes Capitel.

1.

Wenigstens könnte er bei dem Anblicke keine Freude empfunden haben. Als er aus dem heiligen Lande zurückkam, terram — saget das Chronicon Conradi Ep. bei Urstisius pag. 574 — invenit praeliis et incendiis conturbatam. Und besser war es nicht geworden.

2.

Ghronic. Ursperg. pag. 322 saget, Aller Stimmen seien auf Lupold gefallen, tribus tantum exceptis. Diese gingen, aus dem angeführten Grunde, nach Bingen. Godefridus ad a. 1200 saget dagegen, Quidam hätten den Einen erwählet, und Quidam seien einig geworden, den Anderen zu erwählen. Die für Lupold — so schreibt er — waren, handelten ex favore et voluntate Philippi.

3.

Oben S. 98.

4.

Epp. II, 197. Anxiatur in nobis ex amaritudine spiritus, et cor nostrum prae dolore turbatur, u. s. w. Die letzten angeführten Worte lauten: regia via, (ohne Zweifel, recta via) in Regem ipsum procedere molestamur, cum in eo, propter praerogativam dilectionis et gratiae, nos ipsos reputemus offendi.

5.

Man rief ihm zwar den alten Spruch zu: es ist besser, daß ein Mensch umkomme, als daß das ganze Volk verderbe; aber Innocenz wich nicht zurück vor solcher Weisheit. S. übrigens die Vergleichung zwischen Innocenz und Gregor VII. oben S. 53.

6.

Die Taufe der Neugeborenen und die Absolution der Sterbenden blieben verstattet.

7.

Registr. Ep. 29, überschrieben Deliberatio Domini Papae Innocentii super facto imperii de tribus electis.

8.

. . . quoniam Imperator a summo Pontifice finalem sive ultimam manus impositionem promotionis proprie accipit. Der Sinn wird einiger Maßen ausgedrücket sein.

9.

. . . et de imperio investitur. Wer erinnert sich bei diesen Worten nicht des Lärmes, den Hadrian's Beneficium machte? Und Philipp war Friedrich's des Ersten Sohn. Vergl. Band X. S. 451.

10.

. . . tria sunt circa singulos attendenda, quid liceat, quid deceat, quid expediat.

11.

Innocenz nennet hier die Könige aus diesem Geschlechte, welche persecutores ecclesiae gewesen seien, und zuerst Heinrich V. Henricus, qui primus imperium de hoc genere accepit, persecutionem gravissimam in Ecclesiam suscitavit, et bonae memoriae Paschalem Papam rel. Sonderbar. Aber es ist sehr wohl möglich, daß Innocenz über die Abstammung der Hohenstaufen nicht im Klaren war. Die Hohenstaufen und besonders Friedrich I. hatten sich ja bemühet, der Welt einzureden, daß die Heinriche ihre Vorfahren seien, weil sie lieber aus der regia stirps entsprungen sein, als von dem ehrlichen Friedrich von Büren abstammen wollten. Vergl. Band X. S. 619, Anmerk. 12.

12.

Personam Philippi propter impedimenta patentia penitus reprobamus.

13.

Registr. Epist. 30 u. 31. Datum Laterani Non. Januarii.

14.

Mit Sicherheit ist nichts auszumachen. Bei der Schreiblust des Papstes wird immer dasselbe gesaget, und abermals und von Neuem und noch ein Mal wiederholet. Daher ist kein Fortschritt in dem Gange der Verhandlungen zu bemerken.

15.

Godofrid. Monach. ad a. 1201.

16.

Diese neuen Briefe des Papstes — Registr. Epp. 32 u. 33 — haben die Unterschrift: Datum Laterani Kal. Martii. Da nun der Legat — vergl. Anmerk. 13 — schon am 6. Januar's nach Teutschland abgereiset sein mochte, so hatte er wenigstens Zeit genug gehabt, sich zu unterrichten, und den Papst durch seinen Bericht zu den neuen Briefen zu veranlassen.

17.

Und das ist ja wohl ein Beweis, daß der Legat Guido schon früher nach Teutschland abgegangen sein muß.

18.

. . . in Regem recepimus. Derselbe Ausdruck auch in dem Schreiben an Otto.

19.

Sie finden sich in Registro von Ep. 34 an.

20.

Diese Erzählung ist aus Litterae Episcopi Praenestini Domino Papae, Registr. Ep. 51.

21.

Registr. Ep. 77. Actum Nuxiae in Coloniense dioecesi anno incarnati verbi MCCI. VI. Idus Junii in praesentia Philippi Notarii, Aegidii Acolythi, et Riccardi scriptoris praefati Domini Papae.

22.

. . . *semper* Augustus. Sonderbar. *Semper* Augustus nannte sich wohl auch Friedrich I., jedoch nur, wenn er etwa fremden Fürsten gegenüber, sich seiner Siege und seiner Größe rühmen wollte; vergl. Band XI. S. 612, Anmerk. 13. Heinrich VI. folgte diesem Beispiele zuweilen; Otto und Philipp fast immer. Und auch der Papst nennet den Fürsten, den er begünstiget, semper Augustus, und fortan nennet sich jeder «König der Römer,» semper Augustus, und wird allgemein so genannt. Lucus von non lucendo.

23.

. . . circa festum Apostolorum Petri et Pauli (29. Junii), saget Godefridus Monach. ad a. 1201.

24.

Quidam praeterea nuntii super eodem negotio a quibusdam Principibus directi, suspendio perierunt. Ohne Zweifel wurden diese nuntii einiger Fürsten von anderen Fürsten ergriffen.

25.

Dieses ist doch wohl der Sinn von Guido's Worten: Hoc etiam sanctitatem vestram latere non volumus, quod si negotium dilatum fuisset, quorundam corda Principum sic immutata videbantur, quod in odium Romanae Ecclesiae tertium procreassent.

26.

Registr. Ep. 52, vom Magister Philippus an den Papst: Fecit etiam praefatus Dux edictum generale per totam terram suae jurisdictioni subjectam in quacunque domo duo, tres, quatuor, quinque aut sex homines essent, uno tantum relicto, reliqui secum egrederentur ad pugnam.

27.

Nam de Suevo, ut verum fatear, sicut testis est Deus, mentio non habetur.

Achtes Capitel.

1.

Ob dieses Zweck gewesen sei, oder nicht, mag bestritten werden oder ungewiß bleiben; Folge war es jedes Falles, und wohl könnte man sagen: wenn es die Kämpfenden nicht erstrebten, so erstrebte es der Kampf.

2.

Arnold. Lubec. V, 9 — 13.

3.

Jeder meiner Soldaten, sagte Napoleon, hat den Marschallsstab unten in seinem Tornister. Freilich; jedoch vermochten nur Wenige das Stäblein heraus zu bringen.

4.

S. das vorige Capitel am Schlusse.

5.

Registr. Ep. 52. Meister Philipp, der Notar, an den Papst: Conqueritur autem de vobis idem Dux Sueviae et de Romana Ecclesia, dicens quod ea sola ratione invehimini contra ipsum quia sine licentia vestra voluerit imperare, eos (die Fürsten) intelligere faciens quod ex hoc deperit libertas eorum, et nemo praeter voluntatem Romani Pontificis poterit imperare.

6.

Registr. Ep. 53.

7.

Diese Fürsten sind in dieser Ordnung in der Protestation selbst genannt, Registr. Ep. 61.

8.

ne omega dicatur revolasse ad alpha.

9.

indecenter nimium.

10.

. . . reverenter contempsit.

11.

. . . arbitris absentibus.

12.

Registr. Ep. 63 . . . hujusmodi promotio . . . non tantum in injuriam regni Francorum, verum etiam in omnium Regum catholicorum ignominiam noscitur redundare.

13.

Er litt am Stein. Die Operation brachte ihm den Tod.

14.

Registr. Ep. 62, zunächst an den Herzog von Zähringen.

15.

Fatuum.

16.

Exercuit autem denuntiatoris officium. Besser wäre doch wohl: das Geschäft eines Anzeigenden; eines Mannes, der Etwas zur Sprache bringet.

17.

Nach dem Chronicon montis ser. ad a. 1202.

18.

Godefrid. Mon. ad a. 1202 stellet die Worte so allgemein, daß aus denselben nicht hervorgehet, wer eigentlich die Ungerechtigkeit verübet habe. Zwischen dem König und dem Erzbischofe, sagt er, oritur gravissima contentio coram Cardinali et prioribus (den Vorstehern der Bürger) et burgensibus, et vix per triduum sedatur. Causa autem hujus discordiae fuit scilicet de teloniis, et moneta et injustis vectigalium exactionibus, et de violata pace negotiantibus. Der Cardinal vermittelt; und ipsorum utriusque dirempta est dissensio tali conditione, ut omnis actio violenta cassaretur, et pax firmissima negotiantibus stabilitetur. Daß aber der König sich der Bürger gegen den Erzbischof angenommen habe, ist nicht nur an sich wahrscheinlich, sondern scheinet auch durch den Umstand bestätiget zu werden, daß die Bürger von Cöln, wie im nächsten Capitel erzählet werden soll, in Otto's Treue blieben, als derselbe von dem Erzbischof Adolph verrätherisch verlassen wurde, ja daß sie ihm bis zum Ausgang anhingen.

19.

Godefrid. Mon. ad a. 1204 nennet die Burg castrum Hartlinginberch; Arnold. Lubec. VI, 5. Harlungenberch. Nach diesem wurde sie erst später (1203) erbauet.

20.

Arnold. Lubec. VI, 15. Orig. Guelf. III, pag. 204.

21.

Chronic. Sampetrinum saget ad a. 1199: Hermannus Thuringiae Landgravius, reprobato Rege suo Ottone, Philippo Regi se juramento et hominio obligavit, accipiens in beneficio regias villas Northusen, Mulehusen, Salueldt cum finibus Orlan et castrum Ranis.

22.

Godefrid. Mon. und Albert. Stad. ad a. 1203.

23.

Das gehet aus dem Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Magdeburg hervor: Innocentii Epp. II, 188. Vergl. Arnold. Lubec. VI, 5.

24.

. . . filium amitae suae.

25.

Sunt enim, saget Arnoldus Lubec. l. c., Bojemi natura pravi, actu scelerati rel. Nec defuit, fährt er fort, illud perditissimum hominum genus, qui *Value* dicuntur, crudelitates suas et nequitias exercentes u. s. w. Was das für Menschen sind, weiß ich nicht; man hat an Wallachen gedacht: ich muß aber die Untersuchung Anderen überlassen. Uebrigens füget Arnold hinzu: Sedecim sane ecclesiae conventuales religiosorum tam virorum quam mulierum, cum parochiis CCCL a Bojemis destructae sind, und macht weiter eine furchtbare Beschreibung von der Schändung des Heiligen und von dem frevelhaften Muthwillen, der von diesem Geschlechte verübet sein soll. Aber ähnliche Beschreibungen sind schon früher vorgekommen, und wohl mochten sich solche Auftritte unter ähnlichen Umständen wiederholen. Auch wirft Arnold zusammen, was jetzt und was später geschah.

26.

Godefrid. Mon. ad a. 1203 saget: Philipp, exiens nocte media cum paucis, ad Orientales Marchiones se contulit. Wohin könnte das anders sein, wenn wir uns an die Verhältnisse zwischen Przmislav, Thiederich und Philipp erinnern?

27.

Godefrid. Mon. sagt allerdings das Gegentheil: die Fürsten verfolgten ihn einmüthig, et invadentes terram Marchionum, omnia rapinis, incendiis, et variis calamitatibus partes illas everterunt; aber das geschiehet wohl nur, weil Godefrid die Verfolgung des Königes für das Natürlichste hielt, und weil er von späteren Verwüstungen gehöret hatte, über welche er sich am Bequemsten mit einer allgemeinen Angabe hinweg half. Dagegen kennet er gar nicht, was sogleich im Texte folget. Das Chronicon Sampetrinum, das Chronicon montis sereni und Arnoldus Lubecensis wissen Nichts von der Fahrt der Feinde Philipp's gegen die Markgrafen. Die beiden Letzten aber lassen den König von

Böhmen nachmals durch das Land des Markgrafen von Meissen nach Hause zurück kehren und auf seinem Wege große Verwüstungen anrichten.

28.

. . . in confinio Merseburgensis et Hallensis oppidi consederunt. Chron. mont. ser.

29.

Wie weit der Legat es treiben mochte: Chron. mont. ser. . . . . cum et personaliter evocatum multis eum verborum contumeliis affecisset, inobedientiam ei exprobrando, et delirum senem appellando rel.

30.

Sonderbar ist indeß, daß, nach Godefridus, die Belagerung von Erfurt neun Tage dauert, und die Lagerung des Heeres zwischen Merseburg und Halle, nach dem Chron. mont. ser., eben so viele Wochen. Aber der Irrthum kann nicht berichtiget werden.

31.

Nach dem Chron. mont. ser. schlug der Graf Otto von Brene cum paucis sociis armatis einen Theil desselben und erlegte 400 Mann.

32.

Vielleicht hat Przmislav sich bei dieser Gelegenheit den Beinamen Ottocar (Odackerus schreibet Arnold. Lubec., Odacarus, das Chron. mont. ser.) beigelegt, mit welchem er von den teutschen Schriftstellern genannt zu werden pflegt.

33.

Nach dem Chronic. Sampetrinum.

34.

Chron. mont. ser. ad a. 1204. Erant enim in exercitu Regis, praeter milites qui ipsius erant speciales, Ludolphi Archiepiscopi expeditorum pugnatorum XXX millia. Die folgenden Worte (s. die nächste Anmerk. 35) machen es wahrscheinlich, daß diese expediti pugnatores Krieger zu Fuße waren.

35.

Die Zahl der streitbaren Männer zu Fuße wage ich nicht auszusprechen. Das Chron. mont. ser. fähret nach den, in der vorigen Anmerkung, angeführten Worten also fort: Tiderici vero Marchionis Misnensis milites quidem MD, peditum autem CM. Wie ist diese letzte Zahl zu lesen? 100000 ist offenbar zu viel, und 900 zu wenig bei 1500 zu Roß. Die Buchstaben sind ohne Zweifel unrichtig.

36.

Wizense, Wizinse, bald castrum, bald civitas genannt. Arnold. Lubec. VI, 8, hat civitas Weissensee.

37.

Chronicon Sampet. ad a. 1204: venit per fines regiae villae Salueld et Orlan. Man hat überſetzet: über Salfeld und Orlamünde. Wer aber weiß, wo und wie Salfeld und Orlamünde liegen, der wird nicht beiſtimmen. Offenbar will der Schriftſteller nur im Allgemeinen die Richtung andeuten, aus welcher der König herankam, und darum nennt er ein Paar bekannte Namen, ohne mit denſelben den Weg bezeichnen zu wollen. Nach Arnold. Lubec. VI, 8 befand ſich der König von Böhmen, als er ſich zur Flucht entſchloß, circa Orlamunde, nämlich noch auf dem rechten Ufer der Sale; und dagegen iſt Nichts zu ſagen.

38.

Arnold. Lubec. VI, 6. Otho cum Brunschwig consisteret, collecta militum multitudine vel etiam civium, qui propter continuas bellorum exercitationes gladiis et sagittis et lanceis non parum praevalent, obviam ei processit rel.

39.

. . . aliquid emolumenti Arnold. Lubec. l. c.

40.

Chronic. mont. ser. Advocatiam Goslariensem ab eo promeruit.

41.

Arnold. Lubec., nach welchem der Vorgang erzählet iſt, l. c.: multis mirantibus vel etiam lachrymantibus.

42.

Aus einem Briefe des Papſtes an den König von Böhmen — Regist. 156 — gehet hervor, daß derſelbe an den heiligen Vater, um ſeinen Abfall von Otto zu entſchuldigen, geſchrieben hatte, nicht voluntas, ſondern necessitas habe ihn ab obsequio Ottonis hinweg gezogen, ihm integram ei fidem in pectore servantem.

43.

«Er bot ſich zur Vermittelung an» iſt kaum genug. Nach Arnold. Lubec. VII, 1, ſchickte er im Geheimen Botſchaft an Philipp, hoc demandans, si ipsum divitiis et honoribus ampliare vellet, quod non solum omnes Principes, fautores Othonis Regis, sed et ipsum Archiepiscopum Coloniensem in suam partem adducere vellet.

44.

Was der Herzog Heinrich von Brabant erhielt, und was als Maßstab dienen mag: Orig. Guelf. III, pag. 292. Unter Anderen sollte er erhalten in rectum feudum annuatim LX carratas vini, quarum media pars apud Bopardiam, reliqua pars apud Baldebern in Alsatia persolvenda esset.

45.

Der Herzog von Limburg fehlte mit seinem Sohne; es fehlte der Bischof von Cambrai u. a. Die Nachweisung der Anwesenden: Orig. Guelf. III, pag. 294 f.

46.

Also saget Godefrid. Mon. ad a. 1204: Ibi Rex consilio cum suis habito, ut Principes suam liberam electionem sedis antiquitatis institutum non perdant, regium nomen et coronam deponit, et concorditer ab omnibus eligatur, precatur.

47.

Böhmer. pag. 156 u. 157.

Neuntes Capitel.

1.

Das Erste bemerket Arnold. Lubec. VII, 1: das Andere hat Godefrid. Monach. noch ad a. 1204.

2.

Arnold. Lubec. l. c. Vergl. Registr. Ep. 133.

3.

Es ist der so eben angeführte Brief.

4.

Registr. Ep. 116. Datum Romae III. Idus Martii, Pontificatus nostri anno octavo.

5.

Dieser Zusatz ist in einem zweiten, geheimen Briefe von demselben Datum, Regist. Ep. 118, noch Etwas erweitert: quia tamen vos ex vicinitate locorum et notitia personarum potestis plenius et perfectius rerum et temporum circumstantias indagare, praesentium vobis auctoritate concedimus, daß sie den Erzbischof fleißig ermahnen, zu Otto zurück zu kehren u. s. w.

6.

Quod caput vestrum transferebatur in caudam.

7.

So wie hier erzählet worden, scheinet vereinbar, was Godefrid. Monach. ad a. 1205, und was Arnold. Lubec. VII, 3 angemerket haben. Godefrid nämlich saget, der Erzbischof Sigefrid von Mainz und der Bischof von Cambrai hätten als judices constituti in der Kirche B. Petri den Bann verkündiget, wie angegeben worden ist: der Canonicus Heinrich von St. Gereon, an welchen doch der Brief des Papstes (Anmerk. 4) mit gerichtet war, wird nicht genannt. Etwas später saget er, Godefrid, alsdann weiter: am Feste des Gervasius und Protasius hätten praefati judices in majori ecclesia die Absetzung des Erzbischofes ausgesprochen, weil derselbe sich um Nichts bekümmert. Arnoldus dagegen saget, der Erzbischof habe den Befehl des Papstes nicht geachtet und sich nicht vor demselben gestellet. Unde dati sunt judices Henricus, Canonicus ad S. Gereonem, Anselmus et Christianus, parochiani, qui eum legitime citatum monerent, ut errori suo renuntiaret, quod si nollet, eum excommunicatum dejicerent, et alium idoneum ecclesiae suae praeficerent. Quod et factum est. Vergleichet man mit diesen Angaben, was der Papst in dem, Anmerk. 5, angeführten Briefe verstattet hatte, so scheinet man zu dem Gange kommen zu müssen, der hier angenommen worden ist.

8.

Godefrid. Monach., nach welchem diese Darstellung: per totum episcopatum Werrae plurimae et graves per Episcopos et eorum complices oriuntur — —

9.

. . . maximo exercitu congregato.

10.

. . . in superiori parte civitatis.

11.

Registr. Ep. 138. Innocenz an Otto: . . . venerabilis frater noster Comeracensis Episcopus nobis suggessit, ipsae treugae, praesertim hoc tempore, necessariae tibi forent.

12.

Ibid. Eidem etiam Patriarchae dedimus in mandatis ut induceret ipsum Ducem et treugas tecum et cum Coloniensibus componendas. Aus dieser Beschränkung scheinet hervor zu gehen, daß der Herzog von Limburg gar keine eigene Macht in Cöln gehabt habe, sondern daß derselbe nur der Heer-Anführer der Kriegs-Macht von Cöln gewesen sei. Vergl. unten Anmerk. 19.

13.

Uvalterus heißet der Patriarch in Philipp's Bericht an den Papst — Registr. Ep. 136 —, Vuolfgerus wird er von dem Urspergensis genannt, pag. 323.

14.

Das in der vor. Anmerk. angeführte.

15.

Das war eben der Streit, daß der Papst ihn, den Redenden, nicht als Eins mit dem Reich anerkennen wollte, daß er ihn, Philippen, nicht als den König der Römer, sondern nur als den Herzog von Schwaben betrachtete. Es war recht gescheut, daß Philipp seinen Streit mit dem Papst als eine discordia inter regnum et sacerdotium bezeichnete; hätte der Papst diese Bezeichnung zugegeben: in der That, Philipp hätte wohl Ursache gehabt, sich einem arbitrio zu unterwerfen, wie er hier vorschläget.

16.

Sonderbar. Der Papst hat früher immer diesen Bann Cölestin's gegen Philipp als einen Hauptgrund angeführet, weßwegen derselbe nicht rechtmäßig habe erwählet werden können, und Philipp hat die Beschuldigung niemals zurück gewiesen. Jetzt, da Innocenz selbst den Bann über Philipp ausgesprochen hatte, leugnet der Letzte den Bann des Papstes Cölestin dem Ankläger ins Angesicht, und Innocenz weiset den Widerspruch nicht zurück. Vielleicht erkläret sich die Sache durch die Annahme, daß zwar Cölestin den Bann wirklich ausgesprochen, aber nicht gewaget hatte, weil Philipp damals in der Nähe von Rom war, denselben öffentlich bekannt zu machen. Wegen des Schweigens des gegenwärtigen Papstes scheinen auch zwei Bemerkungen zu genügen. Zuerst: da Innocenz nunmehr selbst den Bann wider Philipp ausgesprochen hatte, so kam auf den früheren Bann Nichts mehr an; zweitens: Innocenz ist von Philipp niemals als Zeuge aufgerufen worden, hat mithin niemals Veranlassung erhalten, der Versicherung desselben zu gedenken, und hat es deßwegen vielleicht nicht der Mühe werth gehalten, auf sie zu achten.

17.

Registr. Ep. 138.

18.

Zweideutig: . . . non acquiescens immissionibus, quae solent fieri per angelos malos.

19.

Arnold. Lubec. VII, 5. Muneribus datis hatte Philipp auch den Herzog von Limburg dahin gebracht, ut in suam partem inclinaret. Ipse enim post defectum Adolphi Archiep. curam civitatis acceperat, ita ut omnes et omnia ad ipsius nutum regerentur.

20.

Dieser Plan scheinet aus den Worten hervor zu gehen, welche Godefrid. Monach., ad a. 1206, diese Vorgänge erzählend, gebrauchet. Otto und Bruno statuerunt cum eodem (nämlich cum rege Philippo) confligere, und weiter: eum prosecuti sunt ad castrum, quod dicitur Wassinberch.

21.

So schreibet Arnold. Lubec. l. c.

22.

Den letzten Ort nennet Arnold. Lubec.

23.

. . familiare colloquium.

24.

Godefrid. Mon. . . . sed quid simul contulerint vel consiliati fuerint, non omnibus illo in tempore innotuit; und später eben so wenig. Wenn daher Andere etwas Anderes sagen, wenn Albertus Stadensis zu diesem Jahr angemerket hat: Philippus et Otto sub quadam conditione reconciliationem mutuam promiserunt, so kommen wir um kein Haar breit weiter. Uebrigens wird Otto, nach diesem Albert, in den Jahren 1205 und 1206 zwei Male schwer verwundet.

25.

Denn er wollte noch im folgenden Jahre Nichts davon hören.

26.

Godefrid. Mon. nennet den Berg Gymnich. In einem C. MS. stehet Landzcron. Landescrone bei Albertus Stadensis ad a. 1215.

27.

Was Caesareus Heisterbacensis erzählet, und was eine neue Verrätherei auf einen Theodericus de Erinportze wirft, ist wohl bloßes Gerücht; keines Falles ist es weder mit Godefrid's Nachrichten in Uebereinstimmung zu bringen, noch mit den späteren Vorgängen.

28.

Inter quae (spolia) — saget Arnold. Lubec. VI, 7 — erat tanta copia piperis et aromatum, ut modiis ea et acervis maximis

dividerent. Die Liebhaberei der Teutschen am Pfeffer, die schon Alarich vor Rom bewiesen hatte, scheinet allgemein gewesen zu sein. Homöopathen waren sie also nicht.

29.

Am Sichersten ist die kleinste Zahl, mit Matthaeus Paris, anzunehmen. Bei Robertus de Monta ad a. 1207 steiget sie auf 30,000. Und noch besser möchte sein, mit Godefridus Mon. alle Zahl zu vermeiden. Otto kehrte zurück, accepta magna pecunia. Dabei kann ein Jeder denken, was er will.

30.

Godefrid. Mon. ad a. 1207: omnes injustas exactiones vectigalium et injustas monetas abjurare, et pacem firmam stabilire et jurare praecepit.

31.

. . . nobilis vir stehet in den Schreiben des Papstes fast immer bei seinem Namen.

32.

Illustris Romanorum rex, in Imperatorem electus.

33.

Weil das regnum bei dem rex Otto war.

34.

Chron. Ursperg. pag. 323.

35.

Urspergensis: A quibus inducitur Papa, ut velit permittere, quatenus regnet Philippus. Der Fortgang der Erzählung wird Zeugniß geben.

36.

Auch dieses hat Urspergensis. Papae promittitur . . . nec statuit Papa repetere terras, quas . . . sperans, quod in potestatem nepotis sui, propter praedictas nuptias possent devenire. Er giebt diese Nachrichten, ut rettulerunt nobis viri veridici. Das ist freilich kein bloßes Gerücht; welche andere Quelle gab es denn damals, wenn Urkunden fehlten, oder wenn es gar nicht bis zu Urkunden kam? Dennoch scheinet der Umstand, daß der Papst die genannten Länder nicht zurück forderte für den apostolischen Stuhl, Veranlassung zu der Entstehung dieser Erzählung gegeben zu haben. Man suchte nach einem Grunde, um das Schweigen des Papstes zu erklären, und fand nur den angegebenen, bei den allgemeinen Bestrebungen in dieser Zeit, als zureichend.

Der Grund aber war ein ganz anderer, der oben (Anmerk. 15 und 33) schon angedeutet worden ist und unten noch berühret werden wird.

37.

Innocenz selbst giebt, in einem Schreiben an die sämmtlichen Fürsten Teutschland's — Registr. Ep. 141 — den Zweck der Sendung der beiden Cardinäle mit folgenden Worten an: ad restaurandam concordiam in imperio et stabiliendam inter ipsum et Ecclesiam veram pacem.

38.

Den folgenden Bemerkungen liegt Processus Legatorum apostolicae sedis — Registr. Ep. 142 — zum Grunde. In demselben sind die Hauptpunkte zusammen gestellet. Auf die Oerter, wo die Verhandlungen Statt gefunden, scheinet wenig anzukommen. Die Schriftsteller nennen viele; was aber hier oder dort verhandelt und zu Stande gebracht worden, wissen sie selten oder nie.

39.

Registr. Ep. 143. Innocenz freuet sich der prompta devotio des Herzoges, und füget hinzu: Sed et nos ad tuum honorem, quantum cum Deo possumus, promptam gerimus voluntatem. Uebrigens erzählet Arnold. Lubec. VII, 6, die Legaten hätten, propter munera Philippi, qui eos argento et auro ditabat, ihn vom Banne frei gesprochen, ohne die Freiheit des Erzbischofes Bruno auszuwirken. Darüber hätte Otto, im Geheimen vom Papste benachrichtiget, sie hart zur Rede gestellet und schwere Drohungen ausgesprochen. Die erschrockenen Legaten seien hierauf zu Philipp zurück gekehret, und hätten erkläret, es sei ein Versehen vorgegangen; seine Lossprechung sei noch nicht gültig; zuvor müsse Bruno in Freiheit gesetzet werden. Und nun sei Alles ins Reine gebracht. Diese Erzählung aber ist wohl nur eine Verwechselung mit dem Verfahren des Bischofes von Sutri.

40.

Arnold. Lubec. VII, 7. Das castrum firmissimum, wohin Bruno gebracht wurde, wird Rodenburg genannt.

41.

Registr. Ep. 144.

42.

Ib. Ep. 149. Luipuldum noveritis (die Legaten) apud Senas hostilibus actibus implicatum, ad nostram praesentiam non venisse; cujus insolentiam et stultitiam diligenter Principi exponatis.

43.

Vergl. Anmerk. 36, 33, 15, und die Stellen im Texte, auf welche sich diese Anmerkungen beziehen.

44.

Denn so mußte doch die Sache erscheinen, wenigstens konnte sie so gedeutet werden.

45.

Nachweisung des Ausschreibens: Böhmer, S. 158. Es ist ist vom 14. Sept. Von jedem Pfluge sollten 5 Jahre hindurch 6 Denare gezahlet werden; von jedem Hause 2. Geistliche Fürsten und Herren sollten nach Belieben geben. Die Einsammlung sollten die Bischöfe besorgen.

46.

Der (Anmerk. 38 angeführte) Processus saget: Legati bis eos (Philippum et Ottonem) ad colloquium perduxerunt. Aber wann? und wo? Kein Schriftsteller antwortet. Nur Arnold. Lubec., VII, 6: Cum Philippus consisteret Quedelingenburg, et Otho Harlingenburg, ad colloquium Reges cum Cardinalibus et admodum paucis advenerunt. — Im Chronicon Ursperg. pag. 324 heisset es: Rex in Kutilimberg (Quedlinburg) recipitur. Otto prope manet in castro (Herlingsberg). *Ibi* tandem taxata est forma compositionis.

47.

Es sind Urspergensis l. c. und Otto de S. Blasio cap. 48. Nach dem letzten Schriftsteller aber findet der Vorgang Statt non procul a Colonia.

48.

Godefrid. Mon. circa festum S. Andreae Apostoli. 30. Novemb.

49.

Registr. Ep. 150.

50.

Ibid. Ep. 151.

51.

Godefrid. Mon. ad a. 1208. Formam etiam pacis et compositionis, pro qua praefati legati advenerant, cum suis consecretalibus approbans rursum praedictos Cardinales remisit, ut ad unguem ipsum negotium perducerent, imperavit.

Zehentes Capitel.

1.

In Palatio Episcopi ging wenigstens das Unglück vor, das sogleich zu erzählen ist. Registr. Ep. 152. Es ist ein Schreiben der päpstlichen Legaten an Innocenz über Philipp's Tod.

2.

Arnold. Lubec. VII, 14. Dieses Capitel ist fortan gemeinet, wenn Arnold angeführet wird.

3.

Id. . . . in utroque brachio . . . Ursperg. . . . de venis utriusque brachii. Gar Viele von des Kaisers Leuten ließen Blut.

4.

Ursperg.: in consilio erant. — Von dem Bischofe von Speier saget derselbe Urspergensis pag. 326: Heinricus de Scharphinberc Spirensis episcopus, qui fuerat protonotarius in curia Philippi . . . Der Bischof aber hieß Konrad; S. die Unterschrift desselben Registr. Ep. 189. Auch wird er schon Canzler genannt, vielleicht, weil er später Canzler geworden ist.

5.

. . . hora nona, sagen die päpstlichen Legaten.

6.

Die drei Schriftsteller sind Arnold. Lubec., Godefridus Monachus und der Urspergensis. Die vierte Nachricht haben die päpstlichen Legaten. Den Markgrafen von Andechs nennen diese Legaten Marchio Istriae: Istrien gehörte zu den Besitzungen desselben.

7.

Godefrid. Mon. . . . petiit introitum. Nach den Uebrigen klopfet er an die Thür, jedoch die Erlaubniß zum Eintritt erwartend.

8.

Die Legaten: more admittitur consueto.

9.

Z. B. mit der Verfolgung des Königes von Böhmen; oben S. 177.

10.

Die Legaten: cum Dominus Philippus verba jucunda et joculatoria, sicut consueverat, expectaret.

11.

Die ersten Angaben haben die angeführten Schriftsteller; die letzte

hat Otto de S. Blasio cap. 50: gladio sub veste latente. Intromissus continuo exerto gladio rel.

12.

Arnold. Lubec. . . . nudo gladio in atrio regali quasi ludens incedebat, sicque — — — coram Rege se gerebat. — Das Wort ludus auch bei Anderen. Fragmentum histor. incerti auctoris — bei Urstisius pag. 87 — saget ad a. 1208: spatha extracta quasi joculator ludum simulans, nacta opportunitate regem circa cervicem percussit.

13.

Otto de S. Blasio: quasi ei in aurem loquuturus. — Godefrid. Mon. . . . quasi Regem salutaturus.

14.

Arnold. Lubec.: Depone gladium: quia non est his locus modo. Immo est locus, ut tu perfidiam tuam luas.

15.

Die Legaten: Domino Philippo gladio ludere prohibenti respondit, non erit hic tibi ludus.

16.

Diese Ausdrücke, wie sie hier folgen, werden gebrauchet von den Legaten; von Godefridus Monachus; von Arnold. Lubecensis; das Letzte wird gesaget im Chronic. Ursperg. Sed, dapifero exclamante, territus vix plagam perfecit, et parvulum vulnus in collo regis dedit: sed venam unam organicam amputavit.

17.

Die Legaten haben noch die Gräßlichkeit aus Gerüchten aufgenommen, daß Otto, weil er gefürchtet, der König lebe noch, denselben durchstochen habe, als er schon todt war. Das aber stehet mit den klaren Worten der Schriftsteller im Widerspruche.

18.

Chronicon Sampetrinum ad a. 1208. Palatinus Comes Otto de Witterlichbach diabolica lascivia quasi jocando se cum evaginato gladio regiis obtutibus *frequenter* ingessit . . . Ist dieses Wort bloß von diesem Tage zu verstehen? Vergl. Anmerk. 10.

19.

Er mochte sagen, die kleinen Einschnitte des Arztes hälfen Nichts; er verstehe die Sache besser; der König möge nur still halten . . .

20.

S. Anmerk. 15.

21.

Vergl. die Worte des Urspergensis, Anmerk. 16. So schreckhaft war der Pfalzgraf doch wohl nicht, daß er durch einen bloßen Ruf des Dapifer außer Stande gesetzet wäre, plagam perficere. Der Befehl des Königes hatte ihm wenigstens keine besondere Angst eingeflößet.

22.

S. die Geschichte oben S. 168.

23.

Jedoch saget Urspergensis l. c.: de qua perfidia coram principibus notatus fuit. Aber Etwas mußte der Mann beibringen, um Philipp's Weigerung, dem Pfalzgrafen seine Tochter zu geben, begreiflich zu machen.

24.

Fragmentum histor. incerti auctoris ad a. 1208: Palatinus de Witelsbach, qui lubricus erat et multorum nobilium homicida, veniens, . . . introitum petiit rel. Diese homines nobiles waren zuverlässig die Räuber, welche Otto hart verfolgte.

25.

Mon. Boic. X, 404. Aber fromme Stiftungen beweisen Nichts; sie können eben sowohl Werke eines schuldbeladenen Gewissens sein, als Werke reiner Frömmigkeit und einer religiosen Gesinnung? Ganz Recht. Wenn sich nur irgend Etwas in der Geschichte fände, womit der Pfalzgraf Otto sein Gewissen beladen haben könnte. Man vergesse nicht, daß die Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, erst alle nach seinem unglücklichen Tode gemacht worden sind, und darum, und weil kein Beweis vorlieget, gar keine Beachtung verdienen. Und was gehet zuletzt aus diesen Vorwürfen hervor? Daß Otto ein strenger Pfalzgraf gewesen, und Räuber und Wegelagerer nicht geschonet hatte. Weiter Nichts. Daß aber ein solches Verfahren nicht geduldet, sondern schwer gerächet wurde, das hat, wie schon bemerket wurde, nicht nur die Geschichte des Bischofes Konrad bewiesen, sondern die Geschichte des Erzbischofes Engelbert von Cöln wird es noch weiter beweisen.

26.

Philipp hatte sich im J. 1196 mit Irene, des Kaisers Isaac Angelus Tochter, vermählet. S. oben 3. Capitel, Anmerk. 12.

27.

Chronic. Aug. ad a. 1197. — Anderer Dinge, die als Beweggründe angegeben worden sind, mag ich nicht gedenken, z. B. daß Phi-

lipp ermordet worden sei, weil er den Pfalzgrafen einen Aussätzigen gescholten habe. Auf ein solches Wort, meine ich, würde Otto wohl ein entsprechendes Wort gewußt, und damit die Sache abgethan haben.

28.

Bei Arnold. Lubec.

29.

Wäre Otto vor ein Gericht gestellet worden, so würde er keiner Vertheidigung bedürfen. Aber er hat stumm bleiben müssen gegen die schwere Anklage; man hat ihn, als man seiner ansichtig ward, ungestrafet hingeschlachtet. Kein Mensch hat in früheren Zeiten ein Wort zu seinen Gunsten gesaget; Keiner in späteren, so viel mir bekannt ist, ihn von der Blutschuld zu reinigen versuchet. Um so mehr ist mir Bedürfniß gewesen, darzustellen, was ich erforschet hatte. Uebrigens S. unten den Ausgang, S. 233 ff.

30.

Fragment. histor. incerti autor. bei Urstisius: Regina, audita ipsius morte, et sentiens unicum solatium in eo (quia peregrina erat) perdidisse, et cum esset praegnans, dolorem dolori cumulans, ad Stoup castrum deducta est rel.

31.

Man sehe z. B. die Klagen und Lobpreisungen bei Arnold. Lubec. l. c. und bei Urspergensis pag. 324. Am Meisten ist der Verfasser des Chronic. Sampetrini. außer sich; am Ruhigsten bleiben Godefridus Mon., und das Chronic. montis sereni.

32.

So sah auch der Papst die Sache an, wie sich später zeigen wird. Nach Godefrid. Mon. verlor Philipp das Leben secundum dispositionem Dei, in cujus manu sunt omnium potestates et jura regnorum. Andere in ähnlicher Weise. Besonders erinnerte man sich an den Tod des Bischofes Konrad von Würzburg.

33.

Chronic. mont. ser. ad a. 1205. Das Uebrige, Arnold. Lubec. VII, cap. 15.

34.

Nach dem Chronic. Sampetr. fand zuerst ein Generale Concilium Orientalium Principum de statu regni Statt zu Malderburg, was doch wohl kaum aus dem wohl bekannten Magdeburg verdorben ist; und ein zweites zu Arnstede. Wie zu Philipp's Wahl, so mögen auch nach

Philipp's Tode mehre Besprechungen benachbarter Fürsten Statt gehabt haben, welche von den Chronisten für Haupt-Versammlungen gehalten worden sind.

35.

Reg. Ep. 160. Otto's Schreiben an den Papst.

36.

Registr. Epp. 153 — 158. Nach der Ankunft von Otto's Botschaft schrieb er ihm sogleich von Neuem — Ep. 161 — Priusquam — fili carissime — — — peregimus universa, quae post a nobis — postulasti rel.

37.

. . . vigilantes pro te quando tu forsitan dormiebas.

38.

Nunc adversario tuo sublato de medio.

39.

Personam tuam caute custodias, et torpore deposito, sollicitudinem geras in omnibus vigilantem.

40.

Ein wenig anders lauten die Worte bei Godefridi Mon. doch . . . celeberrimus conventus Principum fuit, et ut plures testati sunt, qui praesentes aderant, non in pluribus annis tot nobiles, tot potentes insimul conuenisse.

41.

Das saget auch Arnold. Lubec. l. c. ausdrücklich.

42.

Das Erste giebt Arnold. Lubec. an, das Andere Chronic. Urspergense. Entweder also ist Arnold's Angabe unrichtig, oder der Urspergensis misset mit einem gewaltig großen Stabe. Vielleicht aber war Philipp nur Verpfändungen eingegangen.

43.

Nach den Schriftstellern hat sie selbst, die junge Beatrix, auch die Klage gegen Otto von Wittelsbach erhoben und Recht und Gerechtigkeit verlangt. Allerdings lag Dieses in ihren Thränen und ihren Wehklagen; die Worte hat das Kind aber wohl nicht gesprochen.

44.

Was über den Bischof beschlossen worden ist, wird nicht angegeben. Das hier Gesagte ist aber geschehen, und muß also wohl beschlossen worden sein.

45.

Daß Otto seines Namens der Vierte sei, leidet keinen Zweifel; warum aber wird Philipp der Zweite genannt? Etwa in der Erinnerung an Philippus Arabs?

46.

Wie z. B. durch die Entscheidung des Papstes für Otto, gegen Philipp.

47.

Man sehe z. B. den Brief des Papstes an den Landgrafen von Thüringen, Registr. Ep. 122; oder den Brief an den König von Böhmen, Ib. Ep. 156.

48.

Godefrid. Mon. — omnia etiam jura a Karolo Magno instituta observanda et tenenda.

49.

Id. . . . Otto . . . proditus, . . . circumventus crudeliter occiditur, et (wie sich von selbst versteht) ut decuit digna morte vitam finivit. — Arnold. Lubec. l. c. . . . caputque resectum in Danubium projecit (Henricus Caletinus). Andere in ähnlicher Weise. Arnold jedoch lässet, damit die Gerechtigkeit desto glänzender hervor treten sollte, den filius Wolff, quem idem (Otto) occiderat, anwesend sein bei dem Gräuel.

50.

Mon. Boic. VIII, 170: Ego Dei gratia Heinricus Marchio Ystrie. — apud Reifenstein 1223.

51.

SS. rr. Boic. bei Oefele, I, 502.

52.

Innocentii Epp. XII, 118, an den Kaiser Otto. Quantumcunque sit detestabile illud horribile facinus quod in nece clarae memoriae Philippi quondam Ducis Sueviae commissum fuit a filiis Belial, detestandum tamen est et illud iniquum judicium quod contra venerabilem fratrem nostrum Pabembergensem Episcopum occasione necis illius nimis extitit inordinate praesumptum: quoniam etsi forte culpabilis super hoc idem Episcopus potuisset ostendi, ordinato tamen et aequo debuerat examine judicari. Das iniquum judicium beziehe ich auf die Achts-Erklärung von Frankfurt. — Was weiter erzählet wird, ist gleichfalls aus diesem Briefe.

53.

Sie kamen nach Rom mit dem Könige wegen der Kaiser-Krönung, über welche das folgende Capitel berichten wird.

54.

. . . ut in statum pristinum revocent quicquid contra saepe fatum Episcopum vel ipsius Ecclesiam perperam invenerint attentatum. —

55.

. . . molestatores ipsius per censuram canonicam appellatione postposita compescendo.

56.

Godefrid. Mon. ad a. 1211.

57.

Wenn Jemand sich bemühet oder vermocht hätte, wie Innocenz, auch ipsius negotium reducere ad tramitem rationis.

58.

Vergl. oben Anmerk. 29.

59.

Urspergensis, aus welchem, was hier angemerket worden, fast wörtlich entnommen ist, pag. 326: Barones et milites in Alemannia plerumque solent esse praedones. — In Alemannia? Ich will zu Gott hoffen, daß der gute Abt nur das Herzogthum meinet, und nicht ganz Teutschland, das seit der Zeit der schwäbischen Kaiser gewöhnlich Alemannia genannt wird: der Papst schreibet wohl auch noch universis Principibus in Teutonia constitutis, aber gewöhnlich spricht er von Principibus Alemanniae. Und die Schriftsteller sprechen eben so. Nun lässet Urspergensis sogar einige Zeilen vor dem Satze, von welchem hier die Rede ist, den König Otto sich in Sueviam begeben; man könnte daher wohl vermuthen, daß er dasselbe Land nicht unmittelbar nachher Alemannia genannt haben werde. Jedes Falles ist, was er saget, ein Zeugniß über die Hohenstaufen.

60.

. . . contra morem gentis comites seu barones vel principes ad se venientes rebus et verbis inhonestavit. Vielleicht aber war es so arg nicht, als hier angenommen worden ist. Auch das Chronic. Sampetrinum ad a. 1211 spricht davon, daß man dem Kaiser inconditi mores zugeschrieben, und gebrauchet das Wort inhonoravit, was doch wohl dasselbe bedeuten soll, was das inhonestavit des Urspergensis. Dabei

giebt es Beispiele. Otto nämlich nannte alle Geistliche, auch die Erzbischöfe, kurzweg Pfaffen (Clerici); die Aebte nannte er Mönche, und vornehme Frauen, reverendas matronas, Weiber. Das war allerdings mit niedersächsischer Derbheit gesprochen; daß er aber so gesprochen habe, wie er beschuldiget wurde, lediglich superbiae stimulis agitatus, ist zu bezweifeln.

61.

. . . comes de Grafisbach violenter ante imperatorem attractus est, et cappa, qua indutus erat, turpiter laniata.

Eilftes Capitel.

1.

Registr. Ep. 187.

2.

Gehet aus früher angeführten Briefen hervor. Jetzt schreibet er, Registr. Ep. 179, an Otto: veraciter intelleximus, cum secularis virtutis augmento, incrementum quoque spiritualis virtutis mirabiliter suscepisti; ut de te voce dominica gloriari possimus quod invenimus virum secundum cor nostrum. Die Stelle, die sogleich angeführet wird, ist auch aus diesem Briefe.

3.

Vergl. oben S. 152.

4.

Registr. Ep. 189. Die Urkunde hat die Ueberschrift: Sacramentum fidei ab Ottone exhibitum. Es ergiebt sich aber aus derselben nicht, daß sie in Speier beschworen worden sei.

5.

Godefrid. Mon. ad a. 1209.

6.

Arnold. Lubec. VII, 18. Illuc convenerunt — Poloni quoque, Bojemi et Ungari.

7.

Orig. Guelf. III, pag. 785. Si quis vir vel mulier in civitate Stadiensi sub eo (nämlich jure), quod dicitur Wicbelethe, per annum et diem, nullo impetente, permanserit, et si quis postea libertate ejus obviare voluerit, actori silentio imposito probacionis, liceat ei dicti temporis praescriptione libertatem suam probare. Vergl.

was Band VI, S. 621, Anmerk. 22 über Weichbild angemerket worden ist.

8.

Der Erzbischof von Magdeburg wollte nicht zugeben, daß der Markgraf von Meissen pro nota excommunicationis dem Gottesdienste beiwohnte. Otto suchte den Priester zu beruhigen. Umsonst. Da nahm er den Markgrafen an den Arm und begleitete ihn aus der Kirche hinaus. Arnold. Lub. VII, cap. 18.

9.

Regem — — suae fraternitatis socium et orationis fecerunt.

10.

Arnol. Lubec. VII, cap. 19.

11.

Bothonis Chronic. Brunsv. pictur. — Leibnit. III, pag. 357 —: Do he (Otto) de kronen wolde holden, nam he mit sick vele borgher ut Brunswick, alse verdehalff hundert pekelhuven.

12.

15. August's.

13.

Daß Otto die Uebereinkunft von Neuß beschworen habe, ist erzählet worden; daß er auch die Bewilligungen von Speier zu beschwören, und zwar vor dem Papste selbst zu beschwören genöthiget worden, möchte keinen Zweifel leiden. Bei der Krönung selbst, in der Peters-Kirche, scheinet es nicht geschehen zu sein. Also wahrscheinlich zu Viterbo. Albericus ad a. 1209 saget: antequam consecraretur juravit Papae et promisit quod bona illa non repeteret, quae idem Apostolicus tempore dissensionis receperat et possederat. Das stehet nicht entgegen. Einige Zeilen später heißet es jedoch: exegit Papa ab eo in ipsa coronatione jusjurandum de patrimonio et jure beati Petri . . .

14.

Registr. Ep. 192.

15.

Der Krönungs-Tag war zuverlässig der Sonntag, 4. October's. Die Schriftsteller, welche nur im Allgemeinen angeben, die Krönung habe Statt gefunden mense Septembri oder circa festum St. Michaelis, können natürlich nicht in Betracht kommen. Von Denen aber, die einen bestimmten Tag angeben, sagen Einige, die Krönung habe Statt gefunden Quinto Kalendas Octobris, wie Johannes de Ceccano und Otto

de S. Blasio. Der Letzte setzet noch hinzu: dominica ante festum S. Michaelis; am 27. September's. Andere dagegen und die Meisten, namentlich Godefridus, Albericus, Arnoldus, Matthaeus Paris, geben den Sonntag nach Michaelis an, 4. October's. Die beiden Ersten sagen: am Sonntage III. Nonas Octob.; denn sie zählen die Tage, wie Viele im Mittel-Alter: primo, secundo, tertio Nonas, und nur dadurch kommen sie zu dem Sonntage. Der Dritte, Arnold, beschreibet den Tag so genau, daß an eine Verwechselung von ante mit post nicht zu denken ist. Matthaeus Paris saget zwar IV. Nonas Octobr., aber das ist keine Abweichung, sondern er zählet die Tage wie die Römer: pridie, tertio, quarto Nonas. Vergleichet man nun diese Angaben mit der Urkunde, auf welche Anmerk. 14. verwiesen worden ist, so verschwindet aller Zweifel. Denn dieselbe ist ausgestellet: IV. Nonas Octobr., und in dieser Urkunde nennet sich Otto noch nicht Imperator, sondern Rex Romanorum.

16.

Nach Arnold. Lubec. VII, cap. 21, begab sich der König schon am Freitage vor der Krönung ad limina b. Petri, um zu beten; und auf dieser Betfahrt begleiteten ihn sex millia loricarum, exceptis balistariis rel. Wie vielmehr zur Krönung!

17.

Wie der Streit entstanden, ist völlig ungewiß. Alberic. aber saget ad a. 1209: eodem die quo coronam suscepit, contra juramentum tenere veniens significavit Papae rel., und Arnoldus Lubec. l. c. spricht von dem Mahle nach der Krönung, von welchem so eben die Rede gewesen. Das spätere Schreiben Otto's an den Papst, dessen sogleich gedacht wird, beweiset, daß sie noch freundlich von einander geschieden waren. Auf diesen Angaben stehet die folgende Ansicht. Nach Joannes de Ceccano — Chronic. novae fossae ad a. 1209 — entließ der Papst den Kaiser am Thore, und bat ihn hier, ut alio die adveniente recederet a territorio Romano; diese Angabe aber scheinet nicht entgegen zu stehen. In der Hauptsache stimmet sie bei. Auch kann die Bitte wiederholet worden sein.

18.

Registr. Ep. 193 und 194. Beide Schreiben enthalten starke Zeugnisse wie über die Erbitterung zwischen dem kaiserlichen Heer und der Stadt Rom, so über die Stimmung des heiligen Vaters. Das Schreiben des Papstes: Datum V. Idus Octobris.

19.

Daß Alle auf ein Mal abgezogen seien, ist nicht wahrscheinlich; vielleicht will auch Albericus ad a. 1210 Dieses durch die Ordnung andeuten, in welcher er die Namen anführet. Warum hätte er sonst die Erzbischöfe nicht zuerst genannt? Auch lässet er den Abzug erst Statt finden, als schon der Bann ausgesprochen war; vielleicht, weil erst alsdann die Letzten aufbrachen. Urspergensis saget: Imperator — dimisit exercitum, et ipse cum paucis in Italia permansit. Dimisit, freilich; nämlich, er ließ sie abziehen, da er sie nicht zu halten vermochte.

20.

Auch war es ein kitzelnder Gedanke, den teutschen Fürsten zu zeigen, daß er ihrer nicht bedürfe.

21.

Registr. Epp. 187 und 188.

22.

Im November 1211, in octava S. Martini. In einem Schreiben an die Pisaner — Ep. XIII, 193 —, datum XI. Kalend. Januarii heißet es: si — — duxeritis insistendum, ut contra nos et Romanam ecclesiam Ottoni *dicto* Imperatori *excommunicato* et maledicto — — impenderitis auxilium . . . Aber der Fluch ist in der Folge vielleicht mehr als ein Mal wiederholet worden, namentlich am grünen Donnerstage des folgenden Jahres.

23.

Zum Beweise mögen die Otia Imperialia von Gervasius Tilberiensis — Leibnit. I. pag. 881 — dienen. Diese merkwürdige Schrift, welche sowohl über das wachsende Verlangen der vornehmen Welt nach besseren Kenntnissen von der Natur und vom Menschen-Leben Zeugniß giebt, als über den Zustand und den Umfang dieser Kenntnisse in der gegenwärtigen Zeit, ist in diesem Jahre, 1211, geendiget worden. Wahrscheinlich hat der gelehrte und erfahrungsreiche Mareschalcus Regni Arelatensis dieselbe nach und nach zusammen getragen zu seiner eigenen und zu Anderer Belehrung. Die unglücklichen Verhältnisse aber, welche zwischen dem Kaiser und dem Papst entstanden waren, bestimmten ihn, wie es scheinet, sein Werk zu benutzen, um, wenn möglich, Etwas beizutragen zur Herstellung der Eintracht. Darum schrieb er dasselbe dem Kaiser Otto zu, den er als den Urheber des Streites ansah, den er auch als das gewisse Opfer desselben betrachten mochte. Deßwegen schickte er die

Einleitung voraus, in welcher er Grundsätze über die Stellung des Sacerdotium et Regnum zu einander aufstellte, welche auf eine Ausgleichung der gegenseitigen Behauptungen berechnet waren. Deßwegen wandte er sich aber auch wiederholt mit der Bitte an den Kaiser, doch ja den heillosen Streit aufzugeben. Utinam — sagt er z. B. im XIX. Abschnitte — innocens Innocentio exhibearis, et sinceritatem tuam, quam praesumo in te esse, operibus piae devotionis probes tuo consecratori. Nihil enim est, quo juste illum offendas, nec quo tanto merito dignum rependas. Si credis in aliquo illum minuere velle jus imperii, cedas in modico ei, qui totum in te contulit imperium. Impugnare illum desiste, per quem expugnatores tuos vicisti. Dator effici potes de donatario, si partem ei cesseris ejus, quod per ipsum totum accepisti. Profecto imperium tuum non est, sed Christi; non tuum, sed Petri. Non a te tibi obvenit, sed a vicario Christi et successore Petri. Es kommt hier nicht darauf an, ob diese Ansichten wahr oder falsch seien, sondern darauf, die Stimmung der Zeitgenossen zu erkennen, damit, was weiter geschehen ist, begreiflich werde. Eine Apologia pro Ottone IV. Imperatore zu schreiben, ist nicht schwer gewesen und könnte nicht schwer sein; auch sind die Elemente in dem enthalten, was erzählet worden ist und was noch erzählet werden wird. Aber die Ereignisse gehen nicht aus allgemeinen Grundsätzen hervor, sondern sie sind das Ergebniß der Zustände einer gegebenen Zeit. Darum mag noch Folgendes aus des Marschalk's Anrede an Otto hinzu gefüget werden. Si times conscientiam tuam, quasi justitiam propter sacramentum augustale patiatur; consule famam publicam, quae tibi injungit criminationem de ingratitudine. Sed conscientiam tuam metuis propter Deum? Illam expone Papae, et Domino transmitte per eum. Ipse tibi et tuus judex est, a nemine mortali judicandus. Si causam ejus reponis in sinu tuo, satis est, si famam tuam redimis per justitiam illi debitam, crimen factumque tuum contegendo. Nihil amittis, quod tuum est, si dimittis Petro, quod suum est, u. s. w.

24.

Fragment. incerti auct. bei Urstisius ad a. 1211: Omni tempore Ottonis per totum regnum Alemanniae summa pax et securitas fuit, ita ut omnes mirarentur, quod etiam in absentia ejus, dum esset in Sicilia, tanta pax esse potuit in terra.

25.

Daß dieses geschehen, leidet keinen Zweifel. Jedoch möchte ich die

Disputatio carmine conscripta inter Romam et Papam de Ottonis IV. destitutione — Leibnit. II, pag. 525 — kaum zum Beweis anführen, da nicht bekannt ist, aus welchem Land und aus welcher Zeit das Opus stammen mag. Leibniz scheinet anzunehmen, daß es aus dieser Zeit, obwohl nicht vor dem Jahre 1216, und in Rom entstanden sey. Er berufet sich aber umsonst auf Caesarius Heisterbacensis II, cap. 31, der übrigens für die Bemerkung zeuget, die hier im Text gemacht worden ist. Mir scheinet, das Carmen könne wohl auch aus späteren Tagen sein. Jedes Falles möchte ich glauben, daß es weder aus Rom herstamme, noch aus Italien überhaupt. Vielleicht war der Verfasser Einer von den Engländern, die mit Otto in Schwaben und alsdann wohl auch in Italien gewesen waren. Dieselben derben Ausdrücke, welche dem Kaiser in Teutschland, und besonders von den Herren und Damen in Schwaben, übel gedeutet wurden, — S. Anmerk. 60 zum 10. Capitel — kommen auch hier vor. Oto

Non Clero detraxit in hoc, quod forte vocavit
Abbates monachos; dictus quis Episcopus esse
Clericus . . .

Die Bemerkung zu Otto's Ruhme, daß er, als einige Teutsche in Rom non venum venalia geraubet hatten, dieses sogleich verboten, und das Geraubte ersetzet habe, rühret wohl kaum von einem Römer her. Und selbst die Spötterei über die Kleinheit des jungen Königes Friedrich, dem Kaiser Otto gegenüber —

— — Nemo negat, quin ille brevissimus: ergo
Aut puer aut nanus. Dic utrum — —

selbst diese Spötterei scheinet auf einen Verfasser hinzuweisen, der an große Gestalten gewöhnet war, also auf keinen Italiäner. Auf einen Engländer aber schließe ich, weil das Carmen in England gefunden worden ist.

26.

Godefrid. Mon. ad a. 1211 — — ut secundum praeceptum Papae Ottonem relinquerent, et Fridericum — — eligerent.

27.

Id . . . plures assensum non praebebant.

28.

Pfister — Geschichte von Schwaben 11, S. 286 — hat einen «Auszug aus einem verloren gegangenen Cod. Sec. XIII. der Wiener MSS. Sammlung. Cat. MSS. Philol. num. CLXXXVII. II.» nämlich das

Schreiben der Fürsten, die in Nürnberg versammelt waren an Friedrich. Schade, daß dieses Schreiben nur in der teutschen Uebersetzung mitgetheilet worden ist. Nach der Uebersetzung möchte ich dasselbe kaum für ächt halten. In keinem Falle klärt es Etwas auf. Der Anfang lautet: «Die versammelten Fürsten des teutschen (?) Reichs entbieten dem erlauchten Herrn, Friedrich, König von Sicilien und Herzog von Schwaben (?) ihren Gruß. Wir, die Fürsten des teutschen Reichs, denen von alten Zeiten her das Recht und die Macht gegeben ist, ihren König und Herrn zu erwählen, und solchen auf den alten Thron der römischen Kaiser zu setzen (?): — sind zu Nürnberg zusammen gekommen u. s. w.

29.

Ich sage dieses im Allgemeinen, weil die Stelle im Chronic. Sampetr. ad a. 1211, nach welcher erzählet wird, vielleicht lückenhaft, jedes Falles wunderlich ist. Hujus malignae discessionis a principe Fridericus Comes de Bichelingin praecipuus auctor et incentor dicebatur, quod eo magis videbatur facere, quo, sicut multorum patuit cognitioni, infra biennium jam dicto Principi ab eo CCC. M. sine omni exemptione novis et specialibus promissis obligaverat, ut contra quemlibet hominem ei conferret auxilium et praestaret obsequium. Daß die Zahl nicht 300000 Mark sein könne, bedarf keiner Bemerkung. Wahrscheinlich soll das M. Mark bedeuten, also: 300 Mark. Vielleicht ist aber auch das gewöhnliche accepto oder acceptis ausgefallen, und zwar nach Principi; vielleicht ist zu lesen: . . . jam dicto Principi, acceptis ab eo CCC marcis, sine rel.

30.

Chron. Sampetr. l. c. . . . domestici et obsequiosi.

Zwölftes Capitel.

1.

Von Thiederich's Schwester geboren, welche, wie schon bemerket worden ist, der König Ottocar verstoßen hatte, um sich mit einer Ungarischen Fürstin zu vermählen. Der junge Wladislav wird auch von teutschen Schriftstellern Theobald genannt.

2.

Die forma *conventionis:* Orig. Guelf. III, pag. 807.

3.

Daher wohl auch der Name: forma *compositionis.* Ebendas. pag. 810.

4.

Chronic. mont. Sereni hat diese Nachrichten ad a. 1212. Gehören die Vorgänge wirklich in dieses Jahr, so müssen sie, nach dem Tag in Nürnberg gesetzet werden. Später hatte Otto keine Zeit zu einem solchen Unternehmen.

5.

Fragm. hist. incerti aut. ad a. 1212: Ibi tunc primum coepit haberi usus instrumenti bellici, quod vulgo Trybock appellari solet. — Das Chron. Sampetr. saget, Otto kam nach Thüringen cum tribracho. Ohne Zweifel dieselbe Maschine, die Trebuchetum genannt wurde; und diese war längst bekannt. Vergl. Du Fresne s. v.

6.

Castrum in Salza, saget das Chron. Sampetr.

7.

Quarta die rebus excessit humanis, saget Godefridus. Die Uebrigen unbestimmter. Albertus Stadensis: statim post nuptias obiit.

8.

Fragment. inc. aut. . . . relictis instrumentis suis, et his, quae tunc prae manibus habebant.

9.

Ja, wenn man sie auch einsperrte, gingen sie, nach Albert. Stadens., fractis clausuris aut perietibus, doch davon. Fragte man sie: wo wollt ihr denn hin: so war die Antwort: versus Jerusalem, requirere terram sanctam.

10.

Chronic. Sampetr. Inde reversus ad obsidionem invenit pigros ad pugnam. . . . Bavari et Suevi, audientes haereditariam suam dominam Imperatricem jam debitum carnis solvisse — — — repatriarunt.

11.

Chronic. Ursperg. pag. 327. — — —

12.

Der König Emerich, Constantia's erster Gemahl, war schon im Jahre 1204 gestorben, und hatte einen Sohn Ladislav von etwa 5 Jahren hinterlassen. Sie muß also spätestens im J. 1198 vermählet worden sein, als Friedrich kaum 4 Jahre alt war.

13.

Chron. Ursperg. pag. 332: Fridericus —, cum non posset di-

recto itinere venire in Alemanniam, de valle Tridentina per asperrima loca alpium, et invia, et juga montium eminentissima, obliquando inter suum, venit in Rhetiam Curiensem.

14.

Albericus ad a. 1212: . . . et dicunt quod si Fridericus moram fecisset per tres horas nunquam Alemanniam intrasset.

15.

Boehmer, S. 165.

16.

Was Albericus als Grund angiebt: quia Teutonici cives illius oppidi (Brisac) contumeliis et injuriis afficiebant, et eorum filias et uxores constuprabant, verdienet keine Beachtung. Beſſer Urspergensis: cives — ex fama rerum audaciores effecti, contra eum et suos insurrexerunt.

17.

. . . quondam dictus Imperator.

18.

Friedrich's Bekanntmachung dieſes Bündniſſes, datum apud Tullum a. 1212, XIII Calend. Decembris: Orig. Guelf. III, pag. 816.

19.

Chron. Sampetr. ad a. 1213: pecuniam illam vel quamlibet aliam minime fore recondendam, sed regni eam Principibus esse erogandam.

20.

Audita itaque munifica Regis liberalitate, omnium clamor in favorem attollitur.

21.

Dieſer Otto iſt der Stammvater aller Häuſer Braunſchweig-Lüneburg geworden, da auch der Pfalzgraf Heinrich ſo wenig, als der Kaiſer Otto ſelbſt einen Sohn hinterlaſſen hat.

22.

Magn. Chron. Belgic. . . . apud Steps, propo Montenaken.

23.

Godefrid. Mon. ſaget indeß nur: a quibusdam Imperatoris fautoribus capitur; und Albertus Stad. ad a. 1214 ganz einfach: Coloniae capitur.

24.

Boehmer, S. 166.

25.

S. oben die 5. Anmerk. zum 1. Capitel. Vergl. Chronic. Sampetr. ad a. 1214: variae et dissonae nascuntur opiniones. Alii quidem, eum (Friedrich) non esse quem Imperator Heinricus genuerat, sed Merbotonis cujusdam, aulae apostolicae Officialis filium atque eum minime futurum Regem. Dum hic fatalis diversorum labiorum lingua perstrepit. . . .

26.

Sexagenaria credebatur, saget Albertus Stadens. ad a. 1220.

27.

Chronic. Sampetr.: nobilitatem generis morum honestate praemonstrabat.

Dreizehentes Capitel.

1.

Dam — Damme — war der Hafen von Brügge, etwa so genannt, weil ein Damm oder Deich den Hafen umgab. Rigordus — de Gestis Philippi Augusti, bei Duchesne V, pag. 54 — saget: Classis autem sua — — secuta est eum per mare usque in portum famosissimum qui dicitur Dam, distantem a Brugiis duobus milliaribus tantum. Uebrigens sind diese Worte von Rigordus aus dem Guillelmus Armoricus, von welchem weiter unten die Rede sein wird, ausgeschrieben. S. die eingeschobene Bemerkung bei Duchesne, pag. 87.

2.

Dafür möchte wenigstens das Anekdötchen zeugen, welches Arnold. Lubec. VII, cap. 17 von einer Wette hat, die Philipp August dem Kaiser angeboten haben soll, als derselbe, um König zu werden, nach Teutschland reiset: Non credatis, sagte Philipp zu Otto, quod tanta vobis proveniat dignitas.

3.

Philippum Regem plurimum habebat culpabilem de omni suo labore, saget Urspergensis, pag. 333.

4.

So muß, wie sich zeigen wird, der Ausdruck von Guill. Armoricus und von Rigordus — Duchesne V, pag. 61 — übersetzet werden: Et ita imperator ostendit militibus nostris (den Franzosen) dorsum. Die Wahrheit liegt in Et ita, nicht in ostendit.

5.

Etwa: der Kaiser zog in den Krieg gegen den König von Frankreich, der König aber gewann den Sieg. Oder: Der Kaiser stritt mit dem Könige von Frankreich, verlor aber den Sieg; und dergleichen.

6.

Rigordus, ad a. 1213, pag. 53. Rex recepit in gratiam uxorem suam. Et facta est laetitia magna in populo, quia in ipso Rege nihil ailud culpa dignum inveniebat, nisi hoc solum rel. So vortrefflich war der König Philipp denn doch nicht, als sein Capellan ihn erscheinen läßt. Das Merkwürdigste für uns aber ist, daß dem Papst Innocenz mit allen seinen kirchlichen Mitteln nicht gelungen war, den König zu der Wieder-Annahme seiner Gemahlin zu bewegen, sondern daß Philipp zu derselben nur durch die politischen Verhältnisse bewogen wurde. Diese Verhältnisse waren also doch mächtiger, als die Kirche, oder vielmehr als der Papst.

7.

Willelmi Britonis, Armorici, Philippidos Libri XII, bei Duchesne V, pag. 93. Der zehente und eilfte Gesang enthalten die Gesta Philippi Augusti in dem Kriege, von welchem hier die Rede ist.

8.

Ebendaselbst, pag. 68: historia de vita et gestis Phil. Aug. — post Rigordum. Aber, was sich auf diesen Krieg beziehet, was Rigordus von pag. 49 bis pag. 66 hat, ist, nach Duchesne, de verbo ad verbum von Guillelmus Armoricus.

9.

Daher die wunderlichen Nachrichten, auch in den Chroniken, von den Hoffnungen und Entwürfen der Verbündeten. So fehlet z. B. nicht ein Mal die alte Schnurre, der man so oft begegnet, daß die Verbündeten ganze Wagen mit Stricken beladen gehabt hätten, mit welchen sie die Gefangenen hätten binden wollen. So hat Otto in Paris gekrönet werden sollen. So hat man Frankreich zu theilen beabsichtiget, und wohl auch schon zum Voraus getheilet. So hat die Geistlichkeit ihrer weltlichen Besitzungen und des Zehenten zum Vortheile der Weltlichen beraubet werden sollen, u. s. w. Eine seltsame Nachricht aber hat das Magnum Chronicon Belgicum, pag. 237. Nach derselben in Nyvella S. Gertrudis congregati tyranni, scilicet Otto rex, Dux Brabantiae — — condicunt, reversos se de Francia clericos a Leodio expulsuros, et eorum bonis confiscatis, ibi thronum gloriae suae Regem Othonem

defixurum. Es ist nicht der Mühe werth, über diese Verhöhnung der Besiegten ein Wort zu verlieren.

10.

Nach dem Chronic. Senon. — in d'Achery Spicileg. II. — bestand das französische Heer aus 9000 milites und 50000 pedites; das verbündete Heer aus 25000 milites und 80000 anderen Bewaffneten. Ja, das letzte Heer wird hinauf getrieben auf 30000 equites und 300000 pedites. Ein Paar 00 oder Buchstaben sind leicht geschrieben. Man kann zufrieden sein, daß es nicht weiter gegangen. Die im Text ausgesprochene Zahl ist allerdings nicht gewiß; aber sie ist nicht ohne Gründe ausgesprochen. Zuerst sind die Heere in diesen Jahrhunderten nie groß. Ein Fürst, der 500, 1000 oder 1500 milites führet, erreget Bewunderung. Mit den Equites und Milites wird es in diesem Kriege nicht anders gewesen sein. Nun befanden sich allerdings in beiden Heeren Legiones communiarum. Aber wie stark sie waren, saget Niemand. Die Städte hatten Mannschaft genug zu ihrer Vertheidigung hinter Mauern und Gräben; ins Feld konnten sie keine großen Massen schicken. Der König Philipp hatte aus 15 Städten Zuzüge erhalten; diese Städte aber — Noyon, Soissons, Hesdie, Crandelen, Veley, Noye, Amiens u. s. w. — waren zum Theil so klein, daß man den Durchschnitt des Zuzuges wohl kaum zu 300 Mann annehmen darf. Ein Theil der Flanderischen, wie Gent, konnten und mochten freilich eine größere Mannschaft stellen; dafür aber war auch die Zahl der Städte geringer. Zweitens. Rigordus, oder vielmehr Wilhelm der Bretagner, saget: Philippus Rex, licet filius ejus haberet majorem partem militiae suae in Pictavia, congregavit exercitum. Das soll allerdings eine Schmeichelei für den König seyn; aber majorem partem heißet doch wohl, einen großen Theil? Und Ludwig der Sohn soll nur etwa 10000 Mann gegen den König Johann geführet haben. Drittens. Derselbe Schriftsteller saget auch: als es zur Schlacht kam, steterunt hinc inde utraeque acies aequali dimensione protensae; also daß es scheinet, die Heere seien sich gleich gewesen; und bald nachher: prima quidem frons pugnatorum protensa erat directe et occupabat campi spatium mille quadraginta passuum. Und nun mag man berechnen.

11.

Was die Poesie Wilhelms daraus gemacht hat: S. Philipp. X, pag. 220, C.

Regis et Anglorum frater, Saleberia cujus
Se gaudet ditione Regi decies triplicata
Copulat Anguigenae secum ter millia gentis — —

Wie? ter millia = 3000, decies triplicata, zehen Male verdreifacht? das gebe 90000.

12.

Omnia a dextris et a sinistris incendiis devastando et regaliter depraedando. So Rigordus.

13.

. . . ad castrum quod Moretania nuncupatur, distans a Tornaco per sex milliaria.

14.

Ich spreche so, weil es herkömmlich ist. Es scheinet aber, daß die villa, quam Bovinas appellant, später entstanden sei, und daß jetzt die Brücke selbst pons Bovinus genannt worden sei. Processimus ad pontem quendam Bovinum nomine.

15.

Von der Oriflame (vergl. Band IX., S. 665), vexillo beati Dionysii, saget Rigordus, quod *omnes* praecedere in bella debebat, das regale signum hingegen, vexillum videlicet floribus lilii distinctum wurde vor dem Könige hergetragen. Und je höher die Gewalt des Königes stieg, je mehr der König — der Staat wurde, desto tiefer sank die Oriflamme vor dieser königlichen Fahne mit den Lilien. Weiß jedoch scheinet sie noch nicht gewesen zu sein, diese Fahne, weil sonst die unschuldige Blume nicht in die Augen gefallen sein würde. Aber gewiß ist, die alte framea, die spätere francisca war jetzt schon zur Lilie geworden.

16.

Otho sibi pro vexillo erexerat aquilam deauratam super draconem pendentem in pertica oblonga erecta in quadriga. Offenbar eine Nachahmung des Carroccio der Italiäner. Darum schien mir ein Mast nothwendig.

17.

. . . et opposuerunt se Othoni et suis furore Theutonico solum Regem quaerentibus.

18.

S. oben, Anmerk. 4.

19.

Das Chronic. mont. sereni gedenket dieser Vorgänge mit einem

einzigen Satz: Imperator cum Rege Franciae pugna commissa victoriam perdidit, multis ex parte ejus captis, et plurimis ex utraque parte occisis. Diesem Satz aber hänget dasselbe einen anderen an, der also lautet: ex quo tempore nomen Teutonicorum satis constat apud Gallicos viluisse. Diesen zweiten Satz aber darf man mit dem ersten nicht in eine solche Verbindung bringen, als sei hier von Ursache und Wirkung die Rede. Es wäre abgeschmackt, anzunehmen, der Kaiser Otto und einige Hundert teutsche Krieger hätten dadurch eine Schmach auf den Namen ihres Volkes gebracht, daß sie nach einem furchtbaren und ruhmwerthen Kampfe, durch einen unglücklichen Zufall, den Sieg verloren, der schon gewonnen zu sein schien. Vielmehr lieget die Wahrheit im Folgenden. Der teutsche Name war bisher von den Franzosen mit Achtung und Furcht ausgesprochen worden. Selbst der Verfall des teutschen Reiches hatte keine Veränderung bewirket: der alte Glanz hatte geblendet, und Niemand hatte den Schaden untersuchet. Der furor Teutonicus hatte den Franzosen auch noch vor der Schlacht und während der Schlacht bei Bovines sehr schwer in den Knochen gelegen Ihre Schriftsteller haben Dieses selbst anerkannt, und in der Beschreibung der Schlacht gar viele Züge mitgetheilet, welche dafür zeugen. Nun aber war das unerwartete Glück eingetreten: sie hatten gesieget; ein Kaiser war vor ihnen geflohen. In der Freude vergaßen sie, wie die Sachen gewesen und gekommen. Sie sahen mit festem Blick in den Zustand Teutschland's hinein, auf welchen sie früher nur scheu das Auge gerichtet hatten. Und so mußte der alte Glanz wohl erbleichen. Für diese Veränderung will der Verfasser des Chronicon den Wendepunkt angeben, und weiter Nichts.

20.

Die Urkunde, von welcher hier die Rede ist — Orig. Guelf. III, pag. 826 — ist unterschrieben: Actum apud Mezios a. 1214, ohne Angabe des Tages. Man möchte ja wohl geneigt sein, die Aechtheit derselben in Zweifel zu ziehen, wenn nicht alles Uebrige bewiese, daß wenigstens der Inhalt der Urkunde in der Hauptsache richtig ist. Vergl. Orig. Guelf. III, §. 88, pag. 356.

21.

. . . pro pace sui regni custodienda, et hostibus *nostri* Imperii coercendis. Diese hostes sind natürlich Otto und seine Anhänger.

22.

. . . de consilio et consensu principum Romani Imperii; nämlich Derjenigen, die bei ihm waren.

23.

Omnes terminos *ultra* Eidoram et Albiam. Man hat an ultra Anstoß genommen, und an Statt: Eidoram, Eldam oder Eldenam lesen wollen; das scheint aber kaum nöthig. Schleswig, das Land jenseits der Eider, war schon vor 200 Jahren von Konrad II. aufgegeben. Diese Abtretung wird jetzt wiederholt oder von Neuem anerkannt. Besser jedoch möchte sein *intra* an Statt ultra zu lesen. Dieser Ausdruck kommt wirklich in dem Vertrage vor, in welchem — Orig. Guelf. IV. pag. 88 Praefat. — der König Waldemar, im J. 1224, das Land wieder aufgeben mußte, das ihm jetzt abgetreten wurde. Er mußte nämlich dem Reich überlassen (Imperio dimittere) omnes terras *intra* Eidram et Albiam fluvios sitas ad Imperium pertinentes. Vergl. unten Buch XXVI, Cap. 3.

24.

So Albericus ad a. 1215; er deutet indeß diese Freigebigkeit der Cölner anders. Sie bewiesen dieselbe, ut recederet ab eis. Et ipse, setzt er hinzu, post pascha clam recessit, et post ejus recessum uxor ejus — — sub specie viri peregrini similiter recessit a Colonia et secuta est virum suum.

25.

Die saubere Geschichte hat das Chronic. Sampetr., wo die Kaiserin aleatrix publica genannt wird. Die gefallene Größe zu verhöhnen, ist immer ein Reiz für kleine Seelen gewesen.

26.

Orig. Guelf. III, pag. 830. Vergl. Martene et Durand, Ampliss. Collect. II, col. 1242, und Raumer, Geschichte der Hohenstaufen III, S. 305, Note 1.

27.

Godefrid. Mon. ad a. 1215 sagt indeß nur: In ipsa vigilia (Jacobi Apost.) Fridericus Rex Siciliae cum *quibusdam* principibus et nobilibus totius Lotharingiae Aquisgrani veniens, sequenti die — — in Regem ungitur et in regali sede collocatur.

28.

Nugatoria expeditio wird der Kreuzzug der Kinder im J. 1212 genannt.

29.

Nach dem Chronic. Ursperg.

30.

Wenn die Disputatio inter Romam et Papam, deren Anmerk. 25 zum 11 Capitel gedacht worden, wirklich aus dieser Zeit wäre, so möchte man glauben, es habe die Meinung geherrschet, daß das Concilium in der That Otto's Sache für die bessere gehalten habe, und dem Kaiser geneiget gewesen sei. Der Papst nämlich hat die Disputation mit der runden Erklärung abgebrochen, daß, wenn auch Roma mit seinen Gründen nicht zufrieden wäre, Friedrich doch Kaiser und Otto abgesetzet bleiben müsse, denn

Sic volo, sic fiat, sit pro ratione voluntas.

Ueber diese Erklärung schreiet Roma auf: Qualis Petri successor est noster Apostata? Qualis servorum Christi servus? Und in dieser Aufregung appellirt sie ad Concilium generale contra Fridericum, contra te (den Papst), contra Romani nominis hostes. Sie bittet das Concilium, doch den gottlosen Papst abzusetzen, und einen commodiorem pastorem zu ernennen, qui pro ratione, non pro velle regat mundum. Und auf diese Aufforderung antwortet das Concilium kurz und erbaulich:

Roma parens, non est nostrum deponere Papam,
Sed nos in reliquis tua justa petitio pulsat.
Nobiscum cave: deposuit de sede potentes,
Et exaltavit humiles. Jus est Fredericum
Ut deponamus, et restituamus Otonem.

31.

Albertus Stadens. ad aa. 1215 — 1217.

32.

In der Narratio de morte Ottonis bei Martene und Durand. Confiteor, quod graviter peccavi contra sedem Romanam — — Juravi, quod ad omnia, quae vita comite prosequi potero, stabo mandato Papae, salvo tamen meo imperio, ad quod canonice sum electus et provectus.

33.

Godefrid. Mon., ad a. 1218, sagt, er habe zuvor sieben honoratos viros an den Papst (Honorius III.) gesendet, um die Lossprechung zu bewirken; aber es sei nicht gelungen: denn stare mandato eorum non permittebat.

34.

Der Todestag ist nach mehren Schriftstellern XIV. Kal. Junii; Godefridus jedoch: Idibus Maji moritur. Ueber seine Krankheit saget

derselbe Godefridus einfach, post Pascha febre corripitur. Deinde ingravescente morbo u. s. w. Nach dem Magn. Chron. Belgic. . . . obiit fluxu sanguinis. Nach der Narratio nahm er Pillen ein, welche so stark wirkten, ut infra diem et noctem laxaretur LXX vicibus. Uebrigens ist Das, was über seine letzten Augenblicke gesaget wird, abgeschmackt, und von den Geistlichen darauf berechnet, die Furchtbarkeit des Bannes furchtbar darzustellen. Godefridus sagt abermals einfach: er starb cum magna contritione cordis, das heißet, fromm und erbaulich. Dagegen Albertus Stadensis: ineffabili contritione compunctus, ita ut coquinariis suis praeciperet, ut in collum suum conculcarent. Und nun gar die Narratio, nach welcher ihm neun Priester mit Weidenruthen auf den bloßen Leib geisseln mußten, während sie das Miserere sangen, und er immer nicht zufrieden war, sondern ausrief: Eja percutite durius me peccatorem.

Sechs und zwanzigstes Buch.

Erstes Capitel.

1.

Die feindselige Gesinnung freilich dauerte noch fort, und hörte wohl kaum auf, als Otto, des Kaisers Otto IV. Neffe im J. 1235 das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg von Friedrich zu Lehen empfing. S. unten Capt. 11. Aber wenn auch das Grollen der Familie blieb: die Parteiung in Teutschland hat hier ein Ende.

2.

Conradi Schyrens. Chron. — bei Pez. Scpt. Austr. II. ad a. 1215 —: Dux Ludovicus captivatur, cum quo omnis Bawaria captivata est; quippe dives, pauper, nobilis, ignobilis steura data hunc redemerunt. Vergl. Aventini Annal. Bojorum Lib. VII, cap. 3, §. 1. Ob der Pfalzgraf Heinrich selbst gegenwärtig gewesen, ist freilich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Wahrscheinlich jedoch befand er sich in Braunschweig.

3.

Albert. Stad. ad a. 1218: Fridericus Hervordiae celebrata curia in Imperio confirmatur. Allgemein freilich; aber gewiß waren nur die Sachsen berufen; alle übrigen Völker in Teutschland hatten ihn ja schon längst anerkannt.

4.

. . . von Sicilien, von Teutschland, von Lombardien, von Jerusalem, und über allen die Kaiser-Krone.

4.

Raumer, Band IV, S. 197, führet aus Cod. Vind. philol. No. 305, ein Schreiben Friedrich's an seinen Schwiegersohn, vom J. 1246 an, welches mit folgenden Worten schließet: «O glückliches Asien! o ihr glücklichen Beherrscher der Morgenländer, welche die Waffen ihrer Unterthanen nicht fürchten, und von den Erfindungen der Geistlichen und Bischöfe Nichts zu besorgen haben." Auf diese oder ähnliche Worte aber möchte ich Nichts setzen. Am Wenigsten möchte ich behaupten, daß Friedrich in denselben sein System ausgesprochen und den orientalischen Despotismus als eine Vollendung bezeichnet habe, andächtiglich zu wünschen. Denn es sind Aeußerungen des Augenblickes; Ausrufe, in Aerger und Noth hervor gestoßen. Sie könnten höchstens eine Stütze gewähren, durchaus keine Grundlage.

5.

Bertold von Zäringen übergab ihm und dem Reiche seine Städte Bern und Freiburg, unter der Bedingung, daß dieselben niemals einem Fürsten des Reiches unterworfen werden sollten.

Zweites Capitel.

1.

Vergl. oben S. 309.

2.

Raynald. ad a. 1217, §. 41, pag. 242. Friedrich hatte Abgeordnete an den neuen Papst Honorius III. gesendet, um ihm zu seiner Gelangung zum apostolischen Stuhle Glück zu wünschen. Hierauf schreibet ihm der Papst, er habe vor, einen Legaten an ihn abzuordnen, per quem tam super iis, quae ex parte tua nobis fuere proposita, quam super terrae sanctae succursu celsitudini regiae — — curabimus respondere. Weiter wird der Sache nicht gedacht. Vergl. Raumer, Bd. III,

S. 321 — 323, der im vaticanischen Archiv weiter keine Spur von Verhandlungen zwischen Honorius und Friedrich gefunden hat.

3.

Raumer l. c. nach den Regest. Honorii III. im vatican. Archiv. Er giebt als Datum den 12. Januar's. Raynald. gedenket desselben Schreibens, ad a. 1219, §. 6. Datum apud Hagenowe Id. Januar., er bricht es früher ab, und hat die angeführten Worte nicht.

4.

Das Chronic. Ursperg. hat ad a. 1218 eine Nachricht, die wahrscheinlich in dieses Jahr 1219 gehöret. Et quia dispositum fuerat in concilio generali, ut eo anno in Kalendis Julii cruce signati iter arriperent, multi de partibus (patribus stehet freilich da) Alemanniae proficiscuntur, Ast ne pergant, in civitatibus Apuliae impediuntur: sed autoritate sedis Apostolicae uotum differtur, et inutilibus remittitur per compensationem.

5.

Nach Raynald. und Raumer.

6.

Raynald. l. c. §. 9. Interim vero non dormias, ne in termino jam tertio laqueum, quod absit, excommunicationis incurras. Das Schreiben ist vom 1. October's.

7.

Friedrich's Schreiben bei Raynald. ad a. 1220, §. 2 — 5, Datum apud Hagenowe XI. Kal. Mart., 20. Febr., wegen des Schaltjahres. Die Ueberschrift ist: Sanctissimo in Christo Patri, et permaximo benefactori suo domino Honorio Dei gratia S. Romanae Ecclesiae summo Pontifici Fridericus eadem *et sui* gratia Romanorum Rex semper Augustus, et Rex Siciliae, commendationem et reverentiam tam debitam, quam devotam.

8.

Raynald. l. c. §. 8. Die Aufschrift: Gloriosissimo domino Friderico Dei gratia Regi in Romanorum Imperatorem electo semper Augusto et Regi Siciliae, Parentius eadem gratia almae et venerandae urbis illustris senator et populus universus Romanus salutem, et hostium tam visibilium, quam invisibilium coelitus, ac inimicorum crucis victoriam gloriosam et post Imperii terreni sceptra longaeva, ac felicissima gaudia regni coelestis ineffabilia, vel aliter sa-

lutem, et Romani Imperii monarchiam feliciter gubernare. Das ist wohl genug.

9.

Die Zeit, da der kleine Heinrich nach Teutschland kam, wird von den Schriftstellern verschieden angegeben. Daran ist indeß wenig gelegen. Aber auch die Zeit seiner Geburt ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Nur das Eine leidet keinen Zweifel, daß er schon geboren war, als sein Vater, 1212, Sicilien verließ. Ich nehme 1211 an.

10.

Das Schreiben, etwa ein Vierteljahr später erlassen, bei Raynald. l. c. §. 12 ff.

11.

. . . pro licentiandis principibus, saget Friedrich, juxta morem Imperii. — Fridericus — a Principibus licentia accepta Romam proficiscitur, heißt es bei Godefrid. Mon. ad a. 1220.

12.

Raynald. l. c. §. 13. Die letzten Worte: institimus apud eos, quod si vellent hoc gratum ac ratum nos habere, quilibet scriptum suum proprio sigillo munitum conficeret, vel electionem ipsam vestra Sanctitas acceptaret.

13.

Z. B. wegen des Sänger-Krieges auf der Wartburg, der freilich nur im Gesange Statt gefunden hat, und deßwegen den Sängern überlassen bleiben muß.

14.

Vergl. oben S. 172.

15.

In conspectu clementiae vestrae inficiari nec possumus nec debemus, quin erga promotionem unici filii nostri, tanquam qui ipsum paternis affectibus non possumus non amare, laboravimus hactenus juxta posse, quod equidem nequivimus obtinere.

16.

Guden. Codex diplomat. I, pag. 469.

17.

Item Homines, quocunque genere servitutis Ipsis (Principibus ecclesiasticis nostris) attinentes, quacunque causa ab eorum obsequiis alienaverint, in nostris Civitatibus non recipiemus in eorum prejudicium rel.

18.

Et quia Gladius Materialis constitutus est in subsidium gladii spiritalis. . . .

19.

. . . quod — nobis pro viribus suis efficaciter assistant. Also haben sie wenigstens nicht versprochen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und die weltliche Macht bleibet im Nachtheile.

20.

Es sind die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Magdeburg; die Bischöfe von Metz, Bamberg, Regensburg, Eichstädt, Worms, Utrecht, Münster, Lüttich, Naumburg, Basel und Havelberg. Hinzu gesetzt ist das Gewöhnliche: et alii quam plures.

21.

Das Schreiben ist, nach Raumer, vom 13. Juli's 1220.

22.

Chronic. Ursperg. saget ad a. 1220. Filium suum Henricum — nutriendum et gubernandum commisit Cunrado de Tanne. pincernae et ministeriali suo in Castro Vuintersteten. Und ad a. 1225, Ludeuuicus dux Bauariorum, curator regis Heinrici in rebus tam propriis, quam imperialibus in Alemannia efficitur. — Die Gesta Trevirens. Archiepiscoporum: In tutelam regni successit Engilberto (dem Erzbischofe von Cöln) Ludovicus dux Bavariorum. — Conradus de Fabaria de casib. monast. S. Galli nennet den Dux Noricorum, cujus consilio res Imperii per id temporis (1226) disponebantur. Den Bischof von Würzburg nennet das fragment. incert. autor. bei Urstisius; Ottonis tutelae deputatus fuerat Henricus, fil. Imp. Eine klare Einsicht in die Verhältnisse ist daher nicht zu gewinnen.

23.

Schreiben des Papstes ad Nicolaum Episc. Tusculanum und Alatrinum Subdiaconum, — seine Abgeordneten — Raynald. ad a. 1220, §. 19 —: . . . vobis mandamus, quatenus efficaciter studeatis, ut capitularia, quae vobis mittimus praesentibus interclusa — — sub nomine regio in leges publicas redigantur, nobisque mittantur regiae bullae roborata munimine, in die coronationis sub imperiali nomine in basilica Apostolorum solemniter publicanda.

24.

Wegen des Krönungstages stimmen nicht alle Schriftsteller überein; die Meisten jedoch sagen in die, oder in festo beatae Caeciliae, und

das Zeugniß des Papstes selbst — Raynald. l. c. §. 21 — ist entscheidend: Dominica ante adventum Domini proxima. Dieser letzte Sonntag vor Advent war das Cäcilien-Fest, 22. Novbr.

25.

S. Edictum de terrae Comitissae Mathildis in Baluzii Miscellan. Lib. I, pag. 448. Die Urkunde ist Datum in castris apud S. Leonem VIII. Kal. Octobr. In derselben sind auch die früher angeführten Fürsten genannt, die sich bei dem Kaiser befanden.

26.

Sie finden sich, in eine Urkunde zusammen gefasset, im Corpus jur. hinter den Libris feudorum.

27.

Ich habe diese Form der Kürze wegen gewählet; in der Urkunde spricht der Kaiser natürlich stets in der ersten Person: irritamus et irrita nuntiamus. Und alsdann weiter: mandamus aboleri; praecipimus; decernimus u. s. w.

28.

Namentlich führet das Edict auf Gazaros, Patarenos, Leonistas, Speronistas, Arnaldistas, Circumcisos, aber mit dem Zusatze, et omnes haereticos utriusque sexus, quocunque nomine censeantur.

29.

. . . salvo jure domini principalis.

30.

. . . libere hospitentur ubi voluerint, heißet wohl nicht: ein jeder Hausvater soll verpflichtet sein, sie aufzunehmen, sondern ein jeder Ort soll dafür sorgen, daß sie ein Unterkommen finden.

31.

. . . ad hospitem nihil perveniat.

32.

. . . dum villis insident, dum agros colunt.

33.

Eine teutsche Uebersetzung, oder vielmehr eine Erweiterung dieser Verordnungen in teutscher Sprache, ungewiß aus welcher Zeit: Neue Sammlung der Reichs-Abschiede, I, S. 27. Vergl. Emminghaus Corpus Juris Germanici academicum I, S. 11.

34.

. . . tanquam in aeternum valituras.

Drittes Capitel.

1.

Godefrid. Mon. ad a. 1222. VIII. Id. Maii. Eben so Aegidius Aureae vallis Religiosus in gestis Pontificum Leodiens.

2.

S. die Urkunden, welche von Boehmer, S. 196 ff. verzeichnet und nachgewiesen worden sind.

3.

Ja, vielleicht noch überall, wo man mit Teutschen zu kämpfen gehabt hatte. Es sind die Beweise gegeben worden, daß die alte Furcht vor dem furor teutonicus sich noch immer geltend machte, wie in Italien, so in Frankreich.

4.

Dessen Mutter die Kaiserin Constantia war, Friedrich's II. Gemahlin, die Mutter des jungen Königes Heinrich.

5.

Casimir der Gerechte starb im J. 1197.

6.

Im J. 1206.

7.

Wegen diesen Bemerkungen über Polen, Pommern und Preussen: Voigt, Geschichte Preussens, Band I.

8.

Daniel, 2, 31.

9.

Daß der Graf Heinrich den Anschlag auszuführen vermochte, ist ja wohl ein Beweis für eine gute Vorbereitung. Der Gedanke kann ihm also gewiß nicht plötzlich auf der Insel Lyoe, sondern er hatte denselben schon gefasset, ehe er zu Schiffe nach Dänemark ging.

10.

Nach dem Schreiben des Papstes Honorius an den Erzbischof von Cöln — bei Raynald. ad a. 1223, §. 24, pag. 301 — wurde der König auch impie verwundet; indeß, wenn diese Angabe auch richtig wäre, gewiß nur zufällig.

11.

Der Graf Heinrich hatte selbst kein Schloß und keine Burg in seinem Besitze, und der Graf von Danneberg war sein Verwandter und Freund. Albert. Stad. schreibet Danneburg. Nach Einigen sollen die

Gefangenen späterhin nach Schwerin gebracht worden sein, als der Graf Heinrich wieder zu dem Besitze gekommen war.

12.

Es war Schade, daß dem Grafen Heinrich nicht ein Heer von etwa 20000 Mann zu Gebote stand. In diesem Falle hätte er das Schiffslein von Lyoe wohl nicht bestiegen, sondern er hätte eine gewöhnliche Fehde begonnen. Und wäre ihm in einer solchen Fehde der König in die Hände gefallen, wie später der Graf von Orlamünde: Niemand würde es ihm verdacht haben, sein Glück geltend zu machen. Nun aber war er der Schwächere; nun war er hülflos — —

13.

Vor Hamburg waren zwei Burgen, castra, erbauet, die eine unterhalb, die andere oberhalb der Stadt. Albert. Stad. ad a. 1216; und der Graf Albert von Orlamünde, dessen sogleich gedacht wird, hatte zu Lübeck in einer starken Burg seinen Sitz.

14.

Es ist der, Anmerk. 10, schon angeführte Brief.

15.

Regnum Daciae specialiter ad Romanam spectat ecclesiam, et ad specialis ditionis indicium ei esse noscitur censuale.

16.

Und Godefrid. Monach. ad a. 1223 saget: ubi, zu Nordhausen, ab Engilberto Coloniensi Archiepiscopo pro absolutione Regis Daniae multum laboratum fuit.

17.

Orig. Guelf. IV, pag. 100. — qui Rex — — multa de bonis Imperii occupavit, ad nos et Imperium respectum, quem debuit, non habendo. Unde cum ad recuperationem bonorum Imperii totis viribus et affectibus anhelemus, ut ipsa possimus ad imperium revocare, rel. Aber er verschweiget, der Kaiser, daß er die Occupation ja selbst mit Brief und Siegel sanctionirt hatte!

18.

. . . quod ipse rex et filius ejus ad manus nostras deueniant.

19.

Im J. 1221.

20.

Die Kreuzträger waren, wie kaum in Erinnerung gebracht werden darf, von Damiette aus vorwärts gezogen, um Aegypten, um wenigstens

Unter-Aegypten in ihre Gewalt zu bringen. Der Sultan in Aegypten aber hatte sie besieget, nicht mit den Waffen, sondern dadurch, daß er das Land unter Wasser setzen ließ. In dieser Noth mußten die Christen einen Waffenstillstand auf Bedingungen eingehen, welche der Sultan vorzuschreiben für gut fand. Für die Erfüllung dieser Bedingung mußten Geisseln gestellet werden. Der Meister vom teutschen Hause in Jerusalem (Magister de domo Teutonica in Jerusalem), Hermann von Salza, war unter diesen Geisseln. Er aber, Hermann, erhielt seine Freiheit bald wieder, weil er und der Meister der Templer auserkohren wurden, dem Sultan die Feste Damiette zu übergeben, diese Stadt, deren Eroberung so große Arbeit und so vieles Blut gekostet hatte.

21.

Godefrid. Mon. ad a. 1224, saget: Hermannus Magister hospitalis Teutonicorum missus fuerat ab Imperatore in Teutoniam causa reconciliationis et compositionis — nämlich der Sache zwischen Waldemar und Heinrich. Aber Hermann's Zweck war, Hülfe für die Christen im Morgenlande zu erhalten, und zu diesem Zwecke sollte auch jene reconciliatio et compositio nur Mittel sein.

22.

Origin. Guelf. IV, pag. 85 Praefat.

23.

Rex terram Transalpinam integraliter restituet Imperio, u. s. w. — Item Dominus Rex accipiet Regnum Dacie de manu Imperii et ei homagium faciet, secundum quod alii Principes facere solent, et fidelitatem bona fide servabit.

24.

In festo nativitatis Beate Virginis proxime venturo (8. September's) Dominus Rex Romanorum et Principes imperii Bardwic curiam celebrabunt ad ea diffinienda, que superius dicta sunt. Auch sollte der König zu Bardewik die Freiheit erhalten, wenn er die festgesetzten Bedingungen erfüllte. Uebrigens erscheinen unter Denen, welche den Vertrag unterschrieben haben, der Graf Albert von Orlamünde, der Graf Heinrich von Schwerin und auch der Graf Heinrich von Danneberg mit seinen zwei Söhnen; und diese Söhne machen es, neben anderen, nahe liegenden Gründen, wahrscheinlich, daß die Unterzeichnung zu Danneberg erfolget sei.

25.

Auf diese Weise kann, wie mir scheinet, die angeführte Urkunde mit

den Angaben von Godefridus Monachus l. c. vereiniget werden, für deren Richtigkeit im Ganzen die Ereignisse zeugen. In der Urkunde nämlich heißt es: Item Rex dabit pro redemptione sua *quadraginta* millia marcarum argenti Comiti Henrico, *que presentabuntur Imperio et Principibus.* Also soll der Graf Heinrich zwar das Geld in Empfang nehmen, aber er soll es nicht behalten. Von weiteren Geldzahlungen ist nicht die Rede; vielmehr ist in dem folgenden Satz ausgesprochen, daß, wenn 20000 Mark bezahlet sind, Rex ipse et filius suus simul egrediantur. Dagegen saget nun Godefridus, offenbar von der Curia zu Wardewik sprechend, wenn er gleich diesen Namen nicht hat: Herimanno (von Salza) mediante ad hoc inductus est idem Rex (Waldemar), ut totam terram quam Imperio abstulerat, reddere et coronam de manu Imperatoris (in der Urkunde stehet de manu Imperii) suscipere, insuper *centum millia* marcarum pro absolutione sua dare promitteret. Woher nun diese Abweichung? Beruhet sie bloß auf einem Irrthume des Mönches Godefrid, oder lag hier Etwas Neues vor? Das Erste ist nicht möglich, weil nicht zu begreifen wäre, was nun weiter erzählet wird, nämlich warum der Graf von Orlamünde, der mit dem Lösegeld angekommen war, den Vertrag verwirft und die Versammlung verlässet. Quod cum acceptarent Principes qui cum Rege praesentes aderant — und das sind, denke ich, die teutschen Fürsten, welche mit dem jungen Könige Heinrich anwesend waren —, Albertus Comes de Vorlemunde — — et Barones Daciae hanc compositionem reprobantes, et ea quae promissa erant cassantes, rel. Also ist klar, Albert hörte, am 8. Sept., etwas Anderes, als in dem Vertrage vom 4. Juli's stand, der er ja selbst unterzeichnet hatte. Er hörte eine neue Forderung, die seinen Zorn reizte. Die Frage kann daher nur sein, was zu der Steigerung bewogen haben mochte? Und die Antwort, welche auf diese Frage im Texte gegeben worden ist, scheinet, wie durch die Lage der Dinge, so durch den zweiten Vertrag, von welchem sogleich die Rede sein wird, gerechtfertiget zu werden.

26.

Das versiehet sich jetzt von selbst. Aber es sagt auch Godefrid. Mon. l. c. und er selbst, der Graf Albert, sagt es in einem Schreiben an den Papst, welches sich in Orig. Guelf. IV, pag. 101 findet . . . ego ratione sanguinis injuriam ejus (Waldemar's) meam reputans, absolutionem ejus procuravi (durch den Vertrag vom 4. des Julius) celeriter, ne mora traheret ad se periculum et jacturam: postmodum

(zu Bardewik) excogitans, quod expediret reipublicae, ne remanerent crimina impunita, volebam vindicare, quod factum fuerat fraudulenter; cum nemini patrocinari debeant fraus et dolus. Und auch diese letzten Worte scheinen darauf hin zu weisen, daß Albert dem Grafen Heinrich keine Belohnung habe bewilligen wollen, und daß mithin auf eine solche Belohnung angetragen sein muß.

27.

Terram etiam illam, quam Comes Albertus de Orlamunde a Rege (Waldemar) in pheudo tenuit, et alia bona, quae in eadem terra Regi vacabant, dictus Comes Albert in pheudo ab Imperio recipiet rel.

28.

Seit dem J. 1110.

29.

Godefrid. Mon. erzählet ad a. 1225 die Ermordung des Erzbischofes Engelbert. Alsdann: cujus morte audita Heinricus Comes de Scuirinh promissum in resignatione Regis Daciae cassat, et mediante compositione et acceptis obsidibus et copiosa pecunia Regem absoluit, et absolutum permittit ad propria remeare. Godefrid wußte also gar wohl, daß Heinrich jetzt den König auf eigene Faust und zu eigenem Vortheile, ohne die Theilnahme des Reiches, in Freiheit setzte: er kannte aber die Urkunde nicht, die forma compositionis factae super liberatione Regum Daciae — Origin. Guelf. IV. pag. 87 Praefat.

30.

. . . omnes terras — praeter Rugiam Imperio *dimittere* debet. Der Ausdruck zeiget die Lage der Dinge. Das Reich war nicht vertreten; es konnte die Länder nicht übernehmen. Reddere oder restituere hätte in neue Schwierigkeiten verwickelt. Vor der Hand mußten die Fürsten, die frei geworden waren von der dänischen Herrschaft, sich selbst zu helfen suchen.

31.

Lubecenses, Hamburgenses et ceteri terre hujus mercatores, eo jure et libertate fruentur, qua usi fuerant ante captivitatem Regis.

32.

Band XI, S. 435 ff.

33.

Bei Westphalen, Monum. inedita rr. German. I.

34.

Bekanntlich wurden die Segnungen und Vortheile, welche die Päpste ursprünglich an das Kreuz geknüpfet hatten, als dasselbe lediglich zur Befreiung des heiligen Grabes empfangen wurde, nicht vermindert, als sie, die Päpste, das Kreuz verkündigen ließen gegen Ketzer und Heiden, wie die Albigenser und die Preussen.

35.

Die Verbrüderung zum Kriegsdienste Christi (fratres militiae Christi) von Dobrin.

36.

Dieses ist ohne Zweifel der Sinn der Worte in der kaiserlichen Urkunde: Wir bewilligen und bestätigen eidem magistro — — terram quam in partibus Prussie — — conquiret, velut vetus et debitum jus imperii.

37.

So gewiß, als es schon jetzt dazu gehörte: terra ipsa sub monarchia imperii est contenta. Natürlich; orbis terrarum war ja die alte Erbschaft.

38.

Hermann Balk war mit den Geschäften betrauet, welche späterhin dem Landmeister des Ordens oblagen; er aber führte diesen Namen noch nicht. Er war Preceptor domus Teutonice in Pruscia; Ordinis in Prussia Provisor; Procurator in Polonia fratrum hospitalis S. Marie Theutonicorum. Mit einem Worte, man hatte für diesen Beamten noch keinen schicklichen Namen gefunden.

39.

Ich verweise auf Voigt's Geschichte Preussens, Band II, wo Alles leicht aufzufinden, wo jede Nachweisung gegeben worden ist.

Viertes Capitel.

1.

Recht geeignet sind diese Benennungen nicht; ich weiß aber keine besseren zu finden. Darum rechte ich mit Niemandem, der sie verwirft. Zum Verständnisse jedoch möchten sie ausreichen.

2.

Vergl. die Urkunden, von Friedrich ausgestellet, welche von Böhmer, S. 175 ff., mit den Urkunden von Heinrich ausgestellet, welche S. 196 ff. verzeichnet und nachgewiesen worden sind.

3.

Die Urkunden sind nachgewiesen von Böhmer, S. 200, Nr. 3674; S. 185, Nr. 3415; S. 183, NNr. 3391 und 3389. Zweier derselben wird noch gedacht werden.

4.

Guden. Cod. diplom. I, pag. 510, Nr. 201: utrum civitas alique, vel oppidum in Regno nostro constitutum, Communiones, Constitutiones, Colligationes, seu Conjurationes aliquas, quibuscunque nominibus appellentur, facere possent, vel ordinare. Später kommen in der Urkunde diese Namen noch einmal vor; aber die Constitutiones fehlen, und dagegen erscheinen Confederationes.

5.

Et quod Nos, sine *Domini* assensu, Civitatibus seu Opidis in Regno nostro constitutis auctoritatem faciendi Communiones — — — non poteramus, nec debebamus impartiri, et quod Dominis civitatum et opidorum sine *Nostre Majestatis* assensu similia in suis civitatibus facere non licebat. Nimmt man an, der *Dominus* sei der Kaiser: so ist allerdings auffallend, daß das Wort so kahl dasteht; auch scheinet das Wechsel-Verhältniß zwischen dem Dominus und seiner, des Königes Majestät, das bei der zweiten Annahme Statt finden würde, entgegen zu stehen. Entscheidet man hingegen für die Vassallen, so ist auffallend, daß nicht der Pluralis gesetzet worden ist, Dominorum, da ja civitates und opida erscheinen, und auch nachher domini auftreten. Indeß möchte, was unten, S. 407 ff. entwickelt wird, und was in den Anmerkk. 25 ff. vorkommt, beweisen, daß die letzte Meinung die richtige ist.

6.

Die Zeit, da dieses Bündniß abgeschlossen ward, ist freilich nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Martene und Durand haben die Urkunde, in welcher Friedrich dasselbe bekannt macht, zwei Male, vollkommen gleichlautend, abdrucken lassen. Ampliss. Collectio I, col. 1183 und I, col. 1195. Das erste Mal ist sie unterschrieben: Actum *Cathanae*, a. Incarn. dominicae 1223 *mense Novembri*; das andere Mal: Actum *Cathen.* anno Incarn. domin. 1224 *mense Novembri*. Offenbar haben wir also nicht zwei Urkunden, sondern nur eine, und ein Fehler in der Jahreszahl hat zu dem doppelten Abdrucke die Veranlassung gegeben. Zu dem ersten Abdrucke wird in einer Note bemerket: Eandem iisdem verbis confoederationem cum Ludovico rege inivit Henricus Rex Romanorum — — *apud Tridentum* anno 1226 *III. Idus Junii*; zu dem

zweiten Abdrucke heißt es in einer Note: Similem confoederationem anno 1227 (also zum dritten Male) cum S. Ludovico renovavit idem Fridericus. Dat. Melfiae. Similem et Henricus rex Romanorum — *Tridenti* — — anno 1227 *tertio Idus Junii* (also wiederum dasselbe Datum). Da nun aber der König Heinrich im Juni des Jahres 1226, wie bald erzählet werden soll, zu Trident war, und schwerlich wiederum im Juni 1227: so kommt mir vor, daß das J. 1226 wenigstens für den Vertrag zwischen Heinrich und Ludwig VIII. angenommen werden müsse. Es fraget sich daher nur noch, in welches Jahr der Monat November gehöret, in welchem der Kaiser seine Urkunde ausgestellet hat, und ich möchte glauben in dasselbe Jahr 1226. Denn zuerst ist der Vertrag mit dem Könige Heinrich ohne Zweifel dem Vertrage mit dem Kaiser voraus gegangen, weil dieser jenen überflüssig gemacht haben würde; und zweitens starb Ludwig VIII. den 8. November's 1226, also um dieselbe Zeit, da Friedrich die Urkunde bekannt machte. Eben deßwegen mag denn auch die Erneuerung des Bündnisses mit Ludwig IX. — Melfiae — für nöthig gehalten worden sein.

7.

Nach Conradus de Fabaria, cap. 15, wollte Heinrich sich einst von seiner Gemahlin scheiden lassen, quia filiam regis Boemiae desponsaverat. Der Abt von St. Gallen jedoch brachte ihn zurück.

8.

Isabella war wenigstens die jüngste von Heinrich's III. Schwestern.

9.

Godefrid. Monach. ad a. 1225.

10.

Agnes wird die österreichische Fürstin von Urspergensis genannt, und die Vermählung setzet derselbe schon in das Jahr 1223.

11.

. . . pater nostrae patriae nennet ihn Godefridus, nach welchem hier zunächst erzählet wird. Diese patria ist aber Teutschland keineswegs.

12.

. . . castrum Turinh super Mosellan situm, latibulum praedonum. Ich weiß nicht, wie dieses Castrum, Falls es noch vorhanden ist, jetzt heißet.

13.

Comes non ferens frenum suae tyrannidis, mortem Archiepiscopi

machinatur, ad hoc etiam, ut dicitur, a multis nobilibus, quorum superbiam fortissimus praesul contriuerat, animatus.

14.

Sueline.

15.

Indem Urspergensis — pag. 335 — dieses Mordes gedenket, setzt er hinzu: Dicebant enim quidam pessimi, faciam scelera, quia per susceptionem crucis innoxius ero. Zu solchen Verirrungen führten diese heiligen Unternehmungen. So gräßlich wurde das Wort der Priester mißverstanden.

16.

Godefrid. Monach.: paruus seruulus solus cadauer Domini custodivit.

17.

Derselbe Godefrid — ad a. 1226 — nennet diesen miles Balschun. In den gestis Trevirens. Archiepp. und sonst erscheinet der Name Balduin.

18.

Godefrid. Pro justitia triumphalem martyrii lauream meruit.

19.

Chron. Ursperg. ad a. 1225. Ludeuuicus dux Bauuariorum, curator regis Heinrici in rebus tam propriis, quam imperialibus in Alemannia efficitur. Das ist Alles.

20.

Ja er stellte Jerusalem vor Sicilien; denn er nannte sich Kaiser der Römer, König von Jerusalem und Sicilien.

21.

So wenigstens in Teutschland. Godefridus: Imperator — curiam Cremonae indicit, pro statu Imperii reformando, et negotiis sanctae terrae.

22.

. . . in eorum discessu Tridentum civitas casuali incendio concrematur, saget Godefridus. Muratori, auf welchen ich übrigens wegen der Vorgänge in Italien auch hier verweise, saget zwar auch — Annali VII, pag. 186, der Brand sei accidentalmente entstanden; aber er sagt auch: Arrigo — — se ne tornò indietro, con lasciar nondimeno in Trento una trista memoria della sua venuta; und diese Worte scheinen fast anzudeuten, als habe er nicht recht an den Zufall geglaubet.

23.

In diesem Capitel, S. 392.

24.

Rymer's Acta publica — Ausgabe von Georg Holmes, Grafen-Haag 1739, Tom. I, Part. I. pag. 100 — finden sich drei Briefe Heinrich's III., der erste ist an den Herzog von Baiern gerichtet, der andere an den König Heinrich selbst, der dritte an den Erzbischof von Cöln; alle drei: apud Westmonasterium, 13. die Aprilis, anno Regni nostri 11 (1227). Der Inhalt der beiden ersten ist fast ganz gleich; der dritte enthält noch andere Dinge. Im ersten heißt es: transmissum ad nos, ex parte Romanorum Regis illustris *et vestra*, Magistrum Conradum Praepositum Spirensem cum gaudio suscepimus et audivimus diligenter, et ecce! dilectionem vestram, quae de foederatione inter *Imperium* et nos jungenda laborare voluit, gratiarum actione prosequimur. Im dem anderen: transmissum, ex parte vestra virum providum et discretum Magistrum Conradum rel.

25.

Der Königes Urkunde findet sich Orig. Guelf. V, pag. 22. Des Kaisers Bestätigung, bei Schannat Histor. Episc. Wormat. Cod. Probat. pag. 111: Datum apud Utinum, a. 1232, Mense Maii.

26.

Universis *Imperii* fidelibus — gratiam. Aber auch in den Briefen Heinrich's III. von England, deren so eben, Anmerk. 24., gedacht worden ist, wird das Reich, in welchem der junge Heinrich König war, also Teutschland, Imperium genannt.

27.

Talibus beneficiis — es mag ungewiß bleiben, in welchem Sinne dieses Wort zu nehmen; wahrscheinlich in dem allgemeinen und gewöhnlichen dilectos nostros honorabiles Principes. *majestas* decrevit *regia* prevenire. salvis rel.

28.

. . . quod nullum novum castrum vel civitatem in prejudicium principum construere debeamus. In des Kaisers Friedrich Bestätigungs-Urkunde heißt es: quatenus nullum castrum, vel civitas in fundis Ecclesiarum — — per nos, vel quemquam alium sub praetextu quolibet construatur.

29.

Centegravii recipiant centas a domino terrae, vel ab eo, qui per dominum terrae fuerat infeodatus.

Fünftes Capitel.

1.

Gewiß, viele Kirchen und Klöster sind von Fürsten angeleget, von geistlichen und weltlichen; aber alle? Hätten wir die Geschichte mancher dieser Bauten: das Leben der unteren Menschen-Classen, besonders das Leben in den Städten, würde uns klarer vor die Seele geführet werden, als es uns durch die einzelnen Urkunden gezeiget werden kann, die immer nur Einzelnes berühren, und stets die Kenntniß der Zustände voraussetzen.

2.

Aventin ist der Meinung, daß diese Brücke von den Herzogen in Baiern erbauet worden sei. Wäre diese Annahme richtig, so müßte Heinrich der Stolze, Heinrich's des Löwen Vater, den Bau begonnen haben: denn in das dritte Jahrzehent des zwölften Jahrhundertes scheinet dieser Beginn gesetzet werden zu müssen; und allerdings ist diesem edelen Welfen wohl zuzutrauen, daß ihm ein solches Werk nicht zu groß vorgekommen sei. Denn da er von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, auch mit dem Herzogthum in Sachsen belehnet war, so mochte er häufige Fahrten von Baiern nach Sachsen und von Sachsen nach Baiern voraussehen, und deßwegen die sichere Verbindung der beiden Ufer der Donau gar sehr wünschen. Aber, wenn Heinrich der Stolze auch angefangen hat, wer hat fortgesetzet, als er in den argen Streit mit Konrad III. verwickelt worden, als er in diesem Streite so früh zu Grunde gegangen war? Der Oesterreicher Leopold, der Regensburg erobern mußte und seines Lebens kaum sicher war unter den Bürgern dieser Stadt? oder dessen Bruder Heinrich Jasomirgott, welchen gleichfalls verworrene Händel umstrickten, gegen welchen die Baiern, aus Anhänglichkeit an den Welfen, stets feindlich gesinnet blieben? Jedes Falles hatten diese beiden Herzoge ein ganz anderes Interesse, als Heinrich der Stolze gehabt hatte. Heinrich der Löwe hätte freilich wohl in die Fußtapfen seines Vaters treten mögen, aber sein Aufenthalt war meistens, und sein Herz immer in Sachsen. Ueberhaupt wird man kaum begreifen, wie ein solcher Bau im zwölften Jahrhunderte zu Stande gekommen; aber man kann wohl mit einiger Zuversicht behaupten, derselbe war den Fürsten in dieser Zeit gar nicht möglich, vielmehr konnte er nur durch eine Gemeinschaft von Menschen ausgeführet werden, die ein gleiches Interesse an diesem Baue hatten, und von denselben Grundsätzen durchdrungen waren von Geschlecht zu Geschlecht.

3.

Das ist auch vielleicht der Grund, daß schon Senatus et plebs in Städten seit dem eilften Jahrhundert erscheinen, so wie priores et cives. Die Beweise sind gegeben.

4.

Und in dieser Nothwendigkeit allein lieget die Rechtfertigung der gegebenen Bemerkungen. Uebrigens sind die geschichtlichen Beweise für dieselben in großer Menge in diesem Werke zu finden.

5.

In dem s. g. Landfrieden vom J. 1187: Mercator negotiandi causa provinciam pertransiens gladium suum sellae alliget, vel super vehiculum suum ponat, non ut quem laedat innocentem, sed ut praedone se defendat.

6.

Schon Ditmar von Merseburg saget von Heinrich II.: Merseburgensi Episcopo mercatores et Judaeos dedit. Und so auch im Fortgange der Zeit.

7.

Vergl. Band V, S. 190 ff. dieses Werkes.

8.

Es waren Handels-Caravanen, welche durch die Wüste des Lebens in einem getrennten und zerrütteten Reiche dahinzogen.

9.

Obwohl im Allgemeinen dem Etymologisiren abhold, will ich mir doch erlauben, über das Wort Hansa Etwas anzumerken zu beliebiger Verwerfung. Das Wort scheinet von Hand herzukommen. Das d ist hinweggefallen; wie in Bann, von Band. Handsa ist zu Hansa geworden, und bedeutet eine Handvoll; Etwas, das von der Hand umfasset und vereiniget wird, ein Bündel, ein Verbundenes, Festgehaltenes, Vereintes, daher etwas Festes, Starkes, Mächtiges, Großes. Ein Hans, nämlich ein einzelner Mensch, ist ein Mann, der Vieles in sich vereiniget; daher ein mächtiger Mann, ein gewaltiger Mann, ein Mann, der Vieles vermag. Ulfilas gebrauchet das Wort Hanse für das griechische σπεῖρα, das lateinische manipulus, eine Handvoll Soldaten; er gebraucht es auch für πλῆθος. Luther hat jenes Wort durch Schaar übersetzet, dieses durch Menge Volkes. Der Uebersetzer Tatian's, wahrscheinlich im 9. Jahrhunderte lebend, hat Hanse für cohors. Also scheinet die Ableitung Etwas für sich zu haben. — Vergl. übrigens Sartorius, Geschichte

des Ursprunges der deutschen Hanse, herausgeg. von Lappenberg. Band. I, S. 73. ff. Daselbst findet sich auch, wann und wo das Wort vorkommt, in Teutschland, wie in anderen Ländern.

10.

Der Hanisgrave oder Hansgraf, und der Oldermann ist derselbe. Jener kommt mehr im südlichen, dieser im nördlichen Theile Teutschlands vor. Auch diese Namen sind wohl ein Beweis, daß Grav oder Graf von Grau, Alt, herzuleiten sei. Es verstehet sich übrigens von selbst, daß auch in diesen Verhältnissen die ursprüngliche natürliche Benennung zum Titel geworden ist, und daß die Grafen oder die Aelterleute keineswegs immer die ältesten Männer waren. Der Kürze wegen verweise ich abermals auf Sartorius, und zugleich auf das gehaltreiche Vorwort, welches Lappenberg dem Werke desselben mitgegeben hat. Diese Bemerkung gilt für dieses ganze Capitel.

11.

Um die Zeit des heiligen Bonifacius ist wiederholt angemerket worden, daß man in England immer von Alt-Sachsen sprach, welchen gegenüber die Bewohner dieses Eilandes Neu-Sachsen waren. Was früher geschehen, geschah später.

12.

Und eben weil ich mich genöthiget sehe, bei dem Allgemeinen stehen zu bleiben, habe ich mich aller Nachweisungen enthalten zu müssen geglaubet. Auch liegen in der That die geschichtlichen Zeugnisse für die bisherigen Bemerkungen größtes Theiles in diesem Werke zerstreuet.

13.

Im J. 1253 gingen die Städte Münster, Dortmund, Soest und Lippe eine perpetua confoederatio gegen alle ihre Widersacher ein. Dabei machten sie aus, daß sie Denen, welche Einen der Ihrigen gefangen nehmen oder berauben würden, Alles, was denselben nützlich sein könnte, versagen wollten, im Besonderen jegliche Anleihe; ausdrücklich ist diese Bestimmung gegen die Castellani der Herren gerichtet, die sich solcher Frevel schuldig machen, alsdann aber auch gegen die Herren selbst und deren Genossen. Sartorius I., S. 23. — Die Stadt Regensburg hatte das Unglück gehabt, den jungen König Heinrich zu beleidigen. Heinrich schien schwere Rache üben zu wollen. Die Stadt, für ihre junge Freiheit besorget, sandte im J. 1230 Abgeordnete nach Eger, wo sich der König befand. Heinrich war bereit, der Stadt für eine Geldsumme seine Gnade wieder zuzuwenden. Die Abgeordneten mochten aber

die Befürchtung geäußert haben, daß Einige der Bürger, mercatores, die Zahlung verweigern würden, ohne Zweifel weil dieselben schon früher verlanget hatten, man solle keine Abgeordnete an den König schicken, sondern seine Drohungen verachten, und nöthiges Falles das Aeußerste wagen. Deßwegen schrieb der König dilectis fidelibus suis, judicibus, consilio et universis civibus Ratispon. einen Brief, in welchem er befiehlt, quod quilibet vendens et emens et nomen mercatoris habens promissam nobis pecuniam proportionaliter solveret, quam daturi estis pro recuperatione gracie nostre rel. Es folgen Strafdrohungen für den Widerspänstigen. Uebrigens nennet der König das Geld, das versprochen war, servitia. Nolumus esse exemtos a servitiis nobis promissis, qui censeri poterunt nominibus mercatorum. Geschah das etwa, weil das Geld pro servitiis gegeben werden sollte? weil man mit demselben die servitia abgekaufet hatte? Gemeiner, Ursprung der Stadt Regensburg, S. 74. Nun aber, wenn man die Erneuerung der königlichen Gnade für Geld erlangen konnte, warum hätte man nicht auch die erste Gewährung derselben für Geld erlangen sollen?

14.

Und sollte man in den Städten nicht eben so gut, als in Klöstern und Kirchen, Brief und Siegel nachzumachen verstanden haben? Nach dem Ablauf eines Menschen-Alters war die Unächtheit schwer zu beweisen.

15.

Gemeiner, a. a. O. S. 68. Der Vorfall, dessen Anmerk. 13 gedacht ist, trug sich 23 Jahre später zu. Nimmt man diese Urkunde an, als die Begründung der Freiheit von Regensburg, so ergiebt sich, warum ich dieselbe in jener Anmerkung jung genannt habe.

16.

Cives ratisponenses facultatem habebunt ex arbitrio suo eligendi magistrum, qui vulgariter hanisgrave dicitur, ut ille de officio suo jura et consuetudines ipsorum in nundinis requirat, et si infra civitatem is aliquid ordinare disposuerit, id non nisi secundum civilia instituta et ex consensu urbanorum fiat.

17.

Das Wort dominus erscheint allerdings seltener vor den Namen städtischer Beamten; wenn aber die teutsche Sprache gebrauchet wurde, so wurde Her vor den Namen gesetzet. Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgenöss. Bünde, S. 4, Urkunde von J. 1252.

18.

Sie nannten diese Bündnisse gern consorcia sanctae pacis.

19.

Guden. Cod. Diplom. pag. 493. Volumus etiam, Confederationes, sive Juramenta, quibus se Civitates Maguntia — — — in prejudicium Ecclesie Maguntine invicem obligarunt, rescindi penitus et irritum revocari.

20.

Im vorhergehenden Capitel.

21.

Cives qui Phalburgare dicuntur penitus deponantur. — Cives qui Falburger dicuntur, penitus ejiciantur. Der erste Satz ist aus der angeführten Urkunde des Königes Heinrich in den Orig. Guelf.; der andere aus des Kaisers Friedrich Bestätigung, von welcher sogleich die Rede sein wird, bei Schannat, Hist. Episc. Worm. Cod. Probat. p. 112.

22.

Angeblich nämlich. Es ist die Urkunde gemeinet, welche Schannat l. c. pag. 110, No. 120 hat. Friedrich nennt dieselbe: haec nostra constitutio seu sanctio.

23.

Prächtig: Imperatoriam condecet Majestatem eos per quos cepit — ich denke potestatis plenitudinem, die vorher erschienen ist —, et in quibus consistit nostrae gloriae Celsitudo — — non solum in suis antiquis juribus tueri et fovere. Imo quantum Aequitas sinit et permittit ratio, novis et honestis tam juris quam gratiae muneribus decenter et honorabiliter decorare.

24.

. . . partibus Alamanniae adeo in usum sunt redactae quaedam consuetudines detestandae, ut boni speciem praeferentes, iniquitatem quodam falso pallient velamento quibus rel.

25.

. . . libertates et dona quae — ex dono nostri culminis — possident . . .

26.

. . . cujuslibet Artificii confraternitates seu societates.

27.

. . . praesentem — — bulla aurea Typario nostrae Majestatis

impressa jussimus communiri. Bald wird dieses Typarium gebrauchet, bald ein Sigillum; Beide mit der goldenen Bulle. Welcher Unterschied zwischen beiden Siegeln gewesen, und ob ein bestimmter Unterschied gewesen, ist mir unbekannt.

28.

Man hat die Verordnung, vielleicht um sie weniger auffallend zu machen, bloß auf die bischöflichen Städte bezogen. Zuerst aber würde ich die Constitution selbst in dieser Beschränkung nicht eben weniger unbegreiflich finden; und zweitens sehe ich nicht recht ein, was zu dieser Beschränkung berechtiget. Ich will nicht fragen, was man denn bischöfliche Städte nennet? ob etwa bloß die Städte, in welchen die Bischöfe ihren Sitz hatten? oder alle Städte, die zu einer bischöflichen Kirche gehörten? Aber fragen möchte ich, welche Ausdrücke in der Urkunde dafür zeugen, daß ihre Anordnungen nur auf einige Städte bezogen werden sollen? Ich finde keine. Alle Ausdrücke sind allgemein. Die Urkunde spricht von consuetudines in Alamannia, quibus Principum Imperii, ohne weiteren Zusatz, juri detrahitur. Sie will, daß dilecti nostri (des Kaisers) et Imperii Principes ihrer libertates sich erfreuen sollen. Sie saget: cassamus *in omni Civitate et Oppido* Alamanniae communia consilia, Magistros Civium seu Rectores u. s. w. Sie saget: Irritamus et cassamus cujuslibet Artificii confraternitates u. s. w. Abermals: in omni Civitate vel oppido. Endlich: cuilibet Civitati vel oppido, si quis in aliqua Civitate . . . Und eine Reihe von Namen weltlicher Fürsten, die sich als Testes unterschrieben haben sollen, stehen unter der Urkunde. Mich dünket, diese Ausdrücke weisen keinesweges auf s. g. bischöfliche Städte allein hin. Oder sollte entscheidend sein, daß ein Mal das bene placitum Archiepiscoporum vel Episcoporum gefordert, daß auch gesaget wird: temporibus retroactis ordinatio Civitatum et bonorum omnium quae ab Imperiali Celsitudine conferuntur, ad Archi-Episcopos et Episcopos pertinebat, ja, daß es sogar heißet: omnia privilegia, Litteras apertas, et clausas, quas vel nostra pietas, vel praedecessorum nostrorum, Archiepiscoporum et Episcoporum super societatibus communibus seu consiliis in praejudicium Principum et Imperii, sive privatae personae dedit, sive cuilibet Civitati — — in irritum revocamus? Das ist allerdings wunderlich genug, aber ich kann nicht in diesen Worten finden, daß nur von s. g. bischöflichen Städten die Rede sei.

29.

Immer z. B. stehet ae, wo e gesetzet wird; nostrae Majestatis, an Statt nostre. Schannat jedoch, nach dessen Abdruck ich citirt habe, ist überhaupt nicht genau; man findet bei ihm auch in anderen Urkunden diese Form durchweg, deßwegen darf nicht mehr, als recht ist, aus derselben gefolgert werden.

30.

Wie: libertates et dona, quae — — Principes ex dono nostri Culminis — possident.

31.

Die Sprache erinnert an die Urkunde, welche Friedrich im Jahr 1220 zu Frankfurt ausstellte. Guden. pag. 469; vergl. oben Anmerk. 15 zum 2. Capitel. Alles aber ist übertrieben. Ich glaube indeß, man könnte eine solche Sprache aus ächten Urkunden Friedrich's zusammen setzen.

32.

Vergl. Böhmer, S. 182, ad Num. 3379. Sie soll ausgestellet sein 1) zu Ravenna im Januar 1232; 2) zu Aquileia im April; 3) zu Forum Julii im Mai.

33.

Schon zwei Male — Anmerk. 28 zum vorigen Capitel und oben Anmerk. 20 und 21 — ist einer Urkunde des Königes Heinrich zum Vortheile der Landes-Herren gegen die Städte gedacht, die von seinem Vater, dem Kaiser, bestätiget worden. Diese Bestätigung ist ertheilet apud Utinum in Foro Julii, Mense Maji, 1232. Die kaiserliche Constitution hingegen, von welcher hier die Rede, ist nach dem Wormser Codex, bei Schannat, Datum Ravennae, Mense Januar. 1232; nach einem Regensburger Codex, zu Aquileia, im April; nach einem dritten, in Foro Julii, im Mai. S. Böhmer. Also ist jene Bestätigung später gegeben, als diese Constitution, oder wenigstens gleichzeitig mit derselben. Aber die Bestätigung war bei der Constitution vollkommen überflüssig; man begreifet daher nicht, was Friedrich mit seiner Bestätigung gewollt hat, gleichviel ob er dieselbe später ertheilet hat, als die Constitution, oder gleichzeitig. — In einer anderen Urkunde, welche Schannat, Hist. Episc. Wormat. pag. 369 anführet, saget Friedrich: der Bischof Heinrich von Worms habe ihm in solempni Curia Sybidati klagend vorgestellet, quod cum in generali curia Ravennae solempniter celebrata, per solempnem constitutionem nostram — —, consilia, communitates, conjurationes et his similia, quae fuerunt in Civitatibus Ala-

manniae temere attemptata, duximus omnino cassanda; Cives Wormatienses, postquam ad eos constitutio nostra pervenit, consilium facere, rel., deßwegen beleget er die Bürger von Worms mit der Reichs-Acht, und erkläret sie in die Strafe verfallen, welche die Constitution festgesetzet habe. Diese Urkunde Datum apud Utinum, in Foro Julii 1232, mense Martio. Mag man nun die Constitution, die hier besprochen wird, immerhin, wie in der Urkunde bei Schannat geschiehet, in den Monat Januar und nach Ravenna verlegen: so ist doch kaum möglich, daß die Constitution nicht nur in zwei Monaten nach Worms gekommen, daß die Wormser Bürger, derselben zum Trotz, einen Rath eingesetzet, und eine Domus, quae vocabatur communitatis errichtet, daß der Bischof mit den Bürgern verhandelt, wegen der Vergeblichkeit der Verhandlung seine Klage vor den Kaiser, in curia Sybidati gebracht, und Friedrich, aput Utinum, seinen strengen Befehl gegen Worms erlassen habe. Dem guten Schannat freilich schläget keine Ader; er lässet abdrucken, was er vorfindet, unbekümmert um Aechtes und Unächtes, unbekümmert auch um Zeit und Raum. Der Folgerung aber, daß ja auch diese zweite Urkunde, Worms betreffend, unächt sein müßte, wenn die Constitution unächt wäre, weil sie sich auf dieselbe berufet, will ich keinesweges widersprechen.

34.

Ich erinnere nur an den falschen Isidor.

35.

Im 4. Capitel, S. 391 und dazu die Anmerk. 4 und 5.

36.

Vergleichet man die angeführte Urkunde des Königes Heinrich mit der kaiserlichen Constitution, die hier in Frage stehet, so ergiebt sich, wie mir scheinet, unverkennbar, daß die Letzte das Recht, über die Städte zu gebieten und zu verfügen, welches Heinrich dem Throne, dem König und dem Kaiser zu erhalten gestrebet hatte, und zwar zum Vortheil aller Fürsten des Reiches, diesem Throne zu entreissen beabsichtige, um dasselbe in die Hand der Geistlichen allein zu legen, der Erzbischöfe und der Bischöfe.

37.

Es ist möglich, daß meine Ansicht irrig sei. Aber den Verdacht einer Verfälschung kann ich für keine große Versündigung an den geistlichen Herren halten. In schwierigen und ungewissen Zeiten haben sie in früheren Tagen das Heil der Kirche, nach ihrer Vorstellung, über

Alles gesetzet, und sich wegen der Mittel zur Förderung desselben nicht eben ängstlich bewiesen; warum hätten sie jetzt nicht in ähnlicher Weise verfahren sollen? Sie glaubten nichts Schlechtes zu thun, sondern nur Gutes. Viele Vorurtheile gegen die Bewohner der Städte, dieser Servi oder Serviles, die in den meisten Bischöfen waren, als welche von vornehmer Geburt zu sein pflegten, verblendeten jetzt vielleicht mehr, als früher, und schärften den geistlichen Dünkel. Und da der Papst weltlicher Herr der ewigen Stadt geworden war: warum hätten die Bischöfe nicht die Herren aller übrigen Städte sein oder werden sollen unter dem Papste?

Sechstes Capitel.

1.

Im VII. Bande dieses Werkes, hin und wieder.

2.

Woher hätte denn der Kaiser dieses Recht gehabt? Jeder Kaiser übernahm das Reich, wie es gewesen war, zur Verwaltung. Ihm gehörte es nicht erblich; er mußte schwören, daß er das Reich und die Rechte des Reiches nicht mindern, sondern mehren wollte. Was er zu erhalten nicht im Stande war, mochte er thatsächlich fahren lassen, und die Verantwortung fiel ihm weder vor Gott, noch vor Menschen zur Last. Wie aber könnte ein Kaiser, der durch Wahl zu seiner Würde gelanget war, zu dem Rechte gekommen sein, die Länder und Leute des Reiches, die Aemter und Würden des Reiches, erblich an erbliche Fürsten hinweg zu geben, und diese Fürsten zu Landes-Herren zu erklären? Was würde Heinrich der Dritte gesaget haben, wenn ihm eine solche Zumuthung gemacht worden wäre, welcher die Hohenstaufen, die vielgepriesenen, nachzugeben nicht das geringste Bedenken getragen zu haben scheinen! Uebrigens folget daraus, daß uns nicht solche Fragen in der Geschichte entgegen treten, keineswegs, daß sie durch keines Menschen Kopf gegangen seien.

3.

Vergl. Band X. S. 451 ff.

4.

Nämlich, daß wir ja Alle, was wir sind und haben, durch Gottes Gnade sind und haben.

5.

S. oben S. 161 in diesem Bande.

6.

Die Sachen sind bekannt; die Beweise liegen in diesem Werke. Es ist nicht nöthig, sie von Neuem zu geben.

7.

Denn Sachsen war, mit Ausnahme von Thüringen, gewöhnlich außerhalb des Kreises der Verwirrung, und noch unter Heinrich dem Löwen herrschte im Allgemeinen gute Ordnung.

8.

Von Westfalen wird die Rede sein in dem folgenden Capitel.

9.

Das Wort ist wohl von nichts Anderem, als von Gau abzuleiten; der Erwählte war der Gaugraf. Das Wort Gau ward in Sachsen ohne Zweifel Go, oder vielmehr, wie noch jetzt, Gou ausgesprochen. Der Sachsen-Spiegel kennet keine Gaue mehr und das Wort nur in dieser Zusammensetzung. Die Glosse aber — zu Buch III, Art. 52 — leitet das Wort von geh (jäh) her, weil der Gograf über jähe Thaten zu richten habe.

10.

Wie die alten Gesetze wollten, ut pax sit, ut pax restituatur in populo.

11.

Alles was hier über die Entstehung und das Wesen des Gogerichtes in Ostfalen bemerket worden ist, scheinet mir aus dem Sachsen-Spiegel hervor zu gehen. Da der Sachsen-Spiegel das Gerichtswesen nach den neuen Verhältnissen, welche die Landesherrlichkeit erzeuget hatte, ordnen will, so darf man ohne Zweifel annehmen, daß Alles, was er in Hinsicht des Grafen bestehen lässet, vorhanden gewesen sei. Nun finden sich aber in Art. 55 und 56 des ersten Buches folgende Bestimmungen: Wenn Jemand auf handhafter That von Dieberei oder Raub ergriffen worden ist, so mögen wenigstens drei Dörfer einen Grafen kiesen, die That schnell zu richten; an der Goschaft oder Grafschaft finden keine Lehen Statt, denn es sei der Landleute freie Willkühr, daß sie den Grafen kiesen zu einer jähen That und zur bestimmten Zeit. Und im 58. Artik. ist von dem Falle die Rede, daß man auf lange Zeit kieset. Auch ist in demselben Artikel ausgesprochen, daß das Grafen-Gericht aufhören müsse, wenn der Graf zu demselben komme.

12.

. . . oder des Umstandes, consensu adstantium.

13.

Es findet sich, glaube ich, keine Spur, daß der Bearbeiter oder die Bearbeiter des Sachsenspiegels die alten leges barbarorum oder die Capitularien gekannt hätten. Um so weniger ist eine Bekanntschaft der Grafen und deren Schöffen mit diesen Sammlungen wahrscheinlich.

14.

Natürlich kann ich mich nicht auf die Untersuchung einlassen, ob nicht etwa das Lehen-Recht, welches den zweiten Theil des Sachsenspiegels ausmacht, älter oder jünger sei als das Landrecht, der erste Theil, und wie sich der vetus auctor de Beneficiis zu dem Lehenrecht des Sachsenspiegels verhalte. Es kommt auch wenig darauf an für die Geschichte. Indeß scheinet es keinen Zweifel zu leiden, daß das Landrecht zuerst bearbeitet worden sei für den Sachsenspiegel. Dagegen will ich nicht in Abrede stellen, daß der vetus auctor früher geschrieben haben möge, und vielleicht in Schwaben, gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes.

15.

Schon in der praefatio rhythmica, von welcher sogleich die Rede sein wird, kommt der Ausdruck vor. V. 78:

spigel der Saxen
Sol diz Buch sin genant,
wende Saxen recht is hir an bekant,
Als an einem spiegele de vrouwen
ire antlize beschouwen.

Ich citire übrigens, wenn ich nicht ausdrücklich das Gegentheil sage, nach Homeyers zweiter Ausgabe des Sachsenspiegels. Berlin, 1835.

16.

Wie sehr auch der sogenannte Schwabenspiegel abweichen mag: mich dünket, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser oder Verfertiger desselben den Sachsenspiegel vor sich gehabt habe. Da er, der Schwabenspiegel, zuverlässig jünger ist, als der Sachsenspiegel, so kann er doch die Stücke, die wörtlich mit dem Sachsenspiegel, oder fast wörtlich übereinstimmen, wohl nur aus diesem Rechtsbuch aufgenommen haben, und deswegen darf der Verfasser die Vermuthung nicht übel nehmen, daß er durch den Sachsenspiegel zu seiner Arbeit veranlasset worden sei.

17.

Vergl. Band V, S. 467 ff. —

18.

Praefatio rhythmica, V. 151.

Diz recht ne han ich selve nicht underdacht;
iz haben von aldere an unsich (uns iz?) gebracht
Unse gute vore varen.

19.

Nicht etwa bloß von Karl dem Großen, nein auch von Konstantin dem Großen und von Alexander dem Großen: denn ein Großer mußte es zum Wenigsten sein.

20.

Und nach Homeyer — Vorrede S. X — hat Nietzsche in der Hallischen Allg. Literatur-Zeitung, die mir nicht zur Hand ist, ein Verzeichniß von 138 Handschriften (und von 48 Ausgaben) geliefert.

21.

Dieses glaube ich, abweichend von allen oder doch den meisten Meinungen, aus Gründen, deren Entwickelung hier nicht gegeben werden kann. Von den Handschriften habe ich freilich, außer der Jenaischen, nur vier gesehen.

22.

In den bekannten Versen, 261 ff.

Nu danket al gemeine
dem von Valkensteine,
der greve Hoyer ist genant,
daz an diutisch is gewant
diz buch durch sine bete:
Eyke von Repgowe iz tete.

23.

Homeyer hat in der Abhandlung Ueber die Vorreden des Sachsenspiegels unwidersprechlich bewiesen, daß die praefatio rhythmica (wenigstens) aus zwei Stücken bestehe, welche in verschiedenen Zeiten geschrieben worden, und daß das zweite, von V. 97 bis zum Ende, älter sei, als das erste. Form und Inhalt zeugen für diese Behauptung. Aber Homeyer gibt auch dem ersten Theile der praefatio r. ein solches Alter; ja, er ist geneiget, nicht nur den zweiten, sondern auch den ersten oder jüngeren Theil dem Eyke von Repgow, den er für den Verfasser des Sachsenspiegels hält, selbst zuzuschreiben. Zur Begründung seiner Meinung führt Homeyer auch Folgendes an. Lappenberg habe eine Handschrift der sogenannten sächsischen Chronik beschrieben, welche nach ange-

gebenen Daten zwischen 1260 und 1281 zu setzen sei. Dieselbe enthalte gleichfalls in der Vorrede die Verse:

logene sal uns wesen leit
dat is van repgowe rat.

Man habe aus diesen Worten geschlossen, daß Eyke von Repgow der Verfasser der Chronik sei, und habe sogar die Chronik die Repkowsche genannt. Er aber, Homeyer, glaube, daß sich die Worte auf die praefatio rhythmica zum Sachsenspiegel beziehen, und zwar auf V. 86 bis 88 des ersten, also jüngsten Theiles:

is ist ein scentlich rache
Dere neman gutes phlegen sol,
lügenlich achtersprache.

Gesetzet nun aber, es sei gewiß, was doch wohl nur wahrscheinlich ist, daß die erwähnte Handschrift zwischen den Jahren 1260 und 1281 gesetzet werden müsse: sind denn die beiden Verse in der Vorrede eben so alt? Wenn aber die Natur der Handschrift beweiset, daß die Vorrede zu gleicher Zeit mit der Chronik geschrieben sein muß: ist daraus nicht vielleicht ein anderer Schluß zu ziehen? Mir kommt es nicht wahrscheinlich vor, daß man schon im dreizehenten Jahrhundert einen Mann mit seinem bloßen von oder van genannt habe; daß man gesaget habe, dat is van repgowe rat, wie wir etwa sagen, das ist von Savigny's Meinung. Saget doch die Vorrede zum Sachsenspiegel auch, der von Valkenstein werde Graf Hoyer genannt. Also, dächte ich, würde der Poet lieber gesaget haben: dat is her eykes rat, oder is eyke van repgowe rat.

Ich muß gestehen, mir scheinet nur die Vorrede, prologus, ächt, von dem ersten Bearbeiter des Rechtsbuches geschrieben, zu sein, welche mit den Worten anfängt, des heiligen Geistes minne. Denn diese Vorrede, welche übrigens auch fast in allen Handschriften und Ausgaben vorkommt, scheinet von einer Gemüthsstimmung zu zeugen, in welcher sich ein Mann befinden mußte, der ein solches Werk vorhatte: denn sie ist so gehalten, als wäre sie in dem Augenblicke geschrieben, als der Verfasser dieses Werk beginnen wollte. Er bittet, daß die Liebe des heiligen Geistes seine Sinne stärken möge, damit er der Sachsen Recht und Unrecht nach Gottes Hulde und nach der Welt Frommen unterscheide. Er bekennet, daß er Dieses allein nicht auszuführen vermöge. Deßwegen bittet er alle gute Menschen, alle gude lüde, die Recht begehren, zu Hülfe, daß sie, wenn ihnen irgend Etwas bekannt würde, was ihm ent-

gangen wäre, und wovon sein Buch nicht spräche, nach Recht in ihrem Sinn entscheiden mögen. Denn von dem Rechte solle Nichts entfernen, weder Liebe noch Leid, weder Zorn noch Gabe: Gott selbst sei Recht, Got is selve recht. Darum fordert er Alle auf, welchen Gerichte von Gott befohlen sind, sich vorzusehen, und also zu richten, daß Gottes Zorn und Gericht gnädiglich über sie hingehen möge. — Mich dünket, so konnte, ja so mußte ein guter und bescheidener Mann schreiben, der ein Rechtsbuch in die Welt zu senden vorhatte, nach welchem über anderer Menschen Habe, Ehre und Leben entschieden werden sollte.

Ganz anders tritt die gereimte Vorrede auf, nämlich der zweite oder der älteste Theil derselben: denn von dem ersten Theile soll zuletzt ein Wort gesaget werden. Zwar sind in derselben, V. 141 und ff., die Worte des Prologes (des heiligen Geistes minne), gleichfalls in Verse gebracht, enthalten; zwar wird ein Jeder, V. 195 ff., welchem Etwas an dem Buche mißbehaget, noch ein Mal aufgefordert, sich zu besprechen

mit wisen lüten,
de die warheit künnen bedüten,

und dieser Aufforderung wird hinzugefüget:

Ob er an in dan
ein rechtere irvaren kan,
Ich rate ime daz er alebalde
sich daran gehalde.

Aber die erste Stelle beweiset nur, daß der Versler den Prolog vor Augen gehabt habe, und die andere klingt in der That mehr spöttisch, als ernstlich: versuchet es nur, ob ihr etwas Besseres auffinden könnet, als was ich Euch darbiete. Und diese Erklärung ist um so wahrscheinlicher, da der Versler übrigens mit einem so ungemeinen Stolze, mit so großer Zuversicht von der Vortrefflichkeit des Werkes spricht, wie ein Autor unmöglich sprechen kann von seiner Arbeit. Er weiß, daß er einen Schatz hat, und will diesen Schatz — V. 155 — nicht mit sich begraben; er weiß, daß er ein weiser Mann ist, und will darum milde sein, daß er ein reicher Mann ist, und will darum — verstehet sich, mit seinem Buche — den Armen laben. Er saget V. 133:

Sver buzen (wohl buten) mine lere gat,
her sprichet lichte des er laster hat — — —

Er hat große Angst,

daz manich man
diz buche wille meren,
unde beginne recht verkeren.'

Er wünschet, mit einem derben Fluche, Allen, die etwas Falsches in sein Buch hinein tragen, V. 234, die Meselsucht, den Aussatz, an den Hals, ja er macht ihre Schrift zu einer handveste des Teufels,

daz er se habe gewis,
de wile se unverteleget is,

und setzet mit frommem Vertrauen hinzu, V. 245:

Sver des tübeles ane ende
wolle wesen, der sende
ime diz orkunde
unde vare zu der helle grunde.

Und nun will ich nur noch an die oben angeführten Verse erinnern,

Nu danket al gemeine
dem von Valkensteine — —

und an den Anfang dieses zweiten Theiles der praefatio, V. 97:

Gott hat die sassen wohl bedacht,
sint diz buch is vore bracht
den lüten al gemeine;

und alsdann fragen: ob der Autor, der Verfasser oder der Sammler und Bearbeiter des Rechtsbuches diese Verse habe schreiben können? Ich antworte mit Zuversicht, nein. Vielmehr ist die praefatio rhythmica von einem Freunde, von einem Bewunderer des Rechtsbuches geschrieben worden, dem Gott die Gabe der Verselei gegeben hatte, von einem enthusiastischen Manne, welcher allen Menschen die Annahme des Sachsenspiegels einzureimeln beabsichtigte. Das scheinet mir kaum einen Zweifel zu leiden.

Was nun aber endlich den ersten oder jüngsten Theil der Vorrede betrifft, so zeugen Versart und Sprache dafür, daß sie viel jünger sei, als das Rechtsbuch selbst. Es sind achtzeilige Stanzen, vierfüßige Jamben, ziemlich regelrecht. Und klingen nicht z. B. folgende Worte hochteutsch und neu, V. 45:

Ja is uns von den argen kunt
ein wort gesprochen lange:
Der vogel singet als ime der munt
gewaczen steit tzu sange?

Ueberhaupt aber ist wohl von Rechten und von einem Buche die Rede in diesen Versen, aber Nichts weiset auf die Sachsen hin und auf den Spiegel

der Sachsen. Diese Verse könnten recht wohl für einen ganz anderen Zweck gemacht worden sein. Vielleicht für den Richtestig?

Uebrigens mag noch bemerket werden, daß in der Pergament-Handschrift des Sachsenspiegels der Jenaischen Bibliothek, ohne Zweifel aus dem Anfange des 15. Jahrhundertes, nach den gereimten Vorreden zuerst der Abschnitt folget: Nu vornemet umb der Heren geburt; alsdann das Register, hierauf mit der neueren Ueberschrift: Eyn Vorrede, des heiligen Geistes Mynne, weiter: Got der da ist ein begin u. s. w. mit der Glosse, und nun sogleich Capitul. primum.

24.

Nobilis vir (auch comes) Hogerus de Valkenstein und Hecco de Repechowe; zwischen den Jahren 1215 und 1234; Hoyer erscheinet noch 1237 im Anhaltischen. Ludovici, Sachsen-Spiegel; Vorrede §. 10.

25.

Mancher, glaube ich, gäbe lieber die schweizerische Eidgenossenschaft auf, als den Tell und den Gesler; ja er ließe sich wohl nicht gerne den Apfel nehmen. Und würden die Pandecten nicht die Hälfte ihres Werthes verlieren, wenn es Jemandem gelänge, was ich allerdings für möglich halte, sie von dem Namen des Kaisers Justinianus zu befreien? Wenn aber irgend ein Strauß es wagte, der Welt zu versichern, daß er auf seinen geschichtlichen Wanderungen weder die Krippe zu Bethlehem, noch das leere Felsengrab gefunden habe: würde man nicht fürchten, das Christenthum, das lebendig und kräftig die Welt beherrschet und in uns Allen ist, werde auch verschwinden, Falls man es nicht durch die Gegen-Versicherung rette, der Vogel habe den Kopf in den Sand gesteckt, und sehe eben deßwegen nicht, was Jedermann klar vor Augen habe?

26.

Im s. g. Mittel-Alter suchte man alles Bestehende, wie oftmals bemerket worden ist, als lange, wenn es möglich war, als immer gewesen darzustellen; denn die Zeit heiligte. Wir haben, Gott sei Dank, diesen Respect vor der Zeit, als gute Erbschaft von unseren Vätern, treu bewahret, und darum hat auch alles Neue, wenn es nur die Kunst verstehet, sein Leben zu verlängern, die wohl begründete Hoffnung, ein Mal bei unseren Enkeln, welchen wir jene Erbschaft ohne Zweifel getreu überliefern werden, als vollkommen legitim zu gelten. Selbst bei geschichtlichen Forschungen zeiget sich eine Neigung, alle Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft so weit als möglich zurück zu schieben. Der

Sachsenspiegel aber würde an seinem Werthe weder gewinnen noch verlieren, wenn man ihn für ein Menschenalter jünger hielte, als zu geschehen pfleget.

27.

Sonderbar! Die Kaiser und Könige, nicht mehr der Teutschen, sondern der Römer erhielten, den Beinamen: alle Zeit Mehrer des Reiches, erst, als das Reich unaufhörlich vermindert wurde. Hinführo, so wie das Reich immer weniger Leben zeiget, wird es gebräuchlich, demselben den Beinamen des heiligen Reiches zu geben. Wie? soll dieses Beiwort etwa, da Niemand vor seinem Tod unter die Heiligen aufgenommen wurde, wie eine Todten-Glocke durch die Welt schallen? Wohl nicht. Der wahre Grund, weßwegen dieses Beiwort in der Stille eingeschwärzet wurde, war, wie es scheinet, daß dasselbe an die Hand mahnen sollte, durch welche das Reich ertheilet würde. So lange der Papst unter dem Reiche stand und den Kaiser als seinen Landesherrn anerkennen mußte, eignete sich ein kirchliches Wort nicht für das weltliche Reich. Als er aber seinen heiligen Stuhl außerhalb des Reiches auf einem Boden gestellet sah, dessen weltlicher Herr er selbst war, konnte der Welt wohl nach und nach, leise zuerst und laut hernach, gesaget werden, daß das römische Reich ein kirchliches, ein heiliges Reich sei.

28.

Band III, Buch 7, Capitel 7 und ff.

29.

Es ist früher gezeiget worden, das Viele ihr ächtes Eigenthum nur dadurch zu retten vermochten, daß sie dasselbe in den Fiscus gaben, und dann als Lehen, mit allen Verpflichtungen der Beneficien belastet, zurück empfingen, so daß sie im Besitze blieben, aber aus Eigenthümern zu Lehenträgern wurden. Karl der Große wollte, wie es scheinet, diesem verworrenen und gewaltthätigen Getreibe ein Ende machen; er belastete deßwegen auch das ächte Eigenthum mit der Verpflichtung zum Heerdienste, und hob dadurch den eigentlichen Unterschied zwischen Eigenthum und Beneficien auf. Aber seine Anordnung ist im Fortgange der Zeit nicht aufrecht erhalten. Nicht die kleinen Eigenthümer haben ihren Besitz wieder in ächtes Eigenthum zu verwandeln vermocht, aber den großen Herren und Vasallen ist es gelungen, Manches von den Lehengütern, die sie quovis modo an sich gebracht hatten, abzusondern, und als ächtes Eigenthum, als Alodien, als Stammgut ihres Geschlechtes zu bezeichnen und geltend zu machen. Sie hatten das Schwert in der Hand;

wer hätte ihnen nachzuweisen vermochte, daß sie im Unrecht wären? Vergl. Band V, Buch 11, Capitel 7.

30.

Buch I, Artikel 3.

31.

Der Sachsenspiegel saget: scepenbare lüde *unde* der vrienherren man den veften. Was dieses und bedeutet, wie die schöffenbaren Leute von den Mannen der Freiherren verschieden sein können, weiß ich nicht. Das und scheinet überflüssig, oder es müßte oder gesetzet werden. Der Schwabenspiegel giebt den fünften Schild den Mittel-Freien, und dieses Wort erkläret er: es sind die die der hohen freyen (Semperfreyen) Man sind.

32.

Bei Homeyer heißt es: ... an davite (began) de feste (werlt); an godes geborde de seste; in der seveden si we nu sunder gewisse tal. Die Augsburgische Ausgabe des Sachsenspiegels aber, bei Ludovici S. 8, hat dem Mangel abgeholfen, wie vielleicht, was ich nicht weiß, auch noch andere: der Jenaische Codex nicht. Sie saget: «An David dy veste. In der overfaringe tho Babilonien dy seßte. In Godes Bord dy sevende, dar wy nu ynne syn sunder gewisse Tal."

33.

Die leien Vorsten hebbet aver den sesten schilt in den seveden gebracht, sint se worden der biscope man, des er nicht ne was. Der Vetus auctor de benef., und gleichlautend das sächsische Lehenrecht, saget das deutlicher: Secundo in tertium descenderunt clypeum laicales principes, cum episcoporum fiebant homines et sextum clypeum transtulerunt in septimum. Es darf indeß kaum bemerket werden, daß man aus diesen Worten nicht folgern dürfe, es habe eine Zeit gegeben, in welcher der zweite und der dritte Heerschild nur Einen Heerschild ausgemacht haben, und in welcher eben deßwegen überhaupt nur sechs Heerschilde gewesen seien; die Worte sagen vielmehr nur: wenn die weltlichen Fürsten alle ihre Lehen nur von dem König empfingen, wie die geistlichen, so würden sie mit diesen gleich stehen, unter demselben Heerschild, und es würde nur sechs Heerschilde geben. Die Laien-Fürsten aber hatten seit gar langer Zeit Lehen von den Kirchen angenommen; sie hatten sie ihnen auch wohl abgedrungen. Ich erinnere an Helmold's Worte — I, cap. 69 (70), §. 11 —: Ubi enim Dux vel Marchio, ubi in regno principatus, quantumlibet magnus, qui Pon-

tificibus manus non offerat; recusatus, opportune importune se non ingerat? Certatim currunt, ut homines fiant Ecclesiae, et participes fiant beneficiorum ejus. Wer aber unter den siebenten Schild gehöret, giebt der Sachsenspiegel nicht an. Dagegen saget der Schwabenspiegel, B. I, cap. 7: den sibenden herschilt hat ein yeglich man der nicht aigen ist und der ein echind ist.

34.

Der Sachsenspiegel saget, man wisse nicht an dem siebenten Schilde, of he lenrecht oder herschilt hebben moge; der Schwabenspiegel, niman weis, ob der sibende herschilt lehen müg haben oder nicht. Ein Paar Zeilen weiter scheinet er aber diese Bemerkung zu modificiren. Das sächsische Lehenrecht saget, sogleich im Anfange, nach der Jenaischen Handschrift: Alle dy nicht en sint von ritters art von vader unde von elder vater dy sullen lenrechtis darben.

35.

Nachweisungen für dieses Folgende sind unnöthig. Das Register bei Homeyer macht die Auffindung jeder Stelle leicht.

36.

I, 55: Al werlik gerichte hevet begin von kore . . .

37.

Mit den beiden Schwertern wußte man doch, wie es scheinet, nicht zurecht zu kommen. Der Sachsenspiegel saget, Gott ließ sie auf Erden; und damit gut. Die Glosse setzet erläuternd hinzu: dat ene swert hadde sinte peter, dat het nu de paves, dat andere hadde johannes, dat het nu de keyser. Auf welchen Wegen und Umwegen aber dieses andere Schwert an den Kaiser gekommen, kümmert sie nicht. An einer anderen Stelle leitet der Sachsenspiegel, seine frühere Lehre vergessend, das weltliche Schwert von Julius Cäsar her; seitdem ist es an Rom geblieben. Der Schwabenspiegel — Ausgabe von Berger, Leipzig 1726, S. 5 — ist mehr im päpstlichen System. Nach ihm ließ Gott, als er gen Himmel fuhr, die beiden Schwerter auf Erden zurück und empfahl beide St. Peter. Das Schwert des weltlichen Gerichtes leihet der Papst dem Kaiser.

38.

Alles Dieses nach den drei teutschen Abdrücken des Sachsenspiegels bei Ludovici, mit welchen auch die lateinische Uebersetzung übereinstimmt: nur stehet in zwei Abdrücken der Bischof von Trier zuerst, und alsdann der Bischof von Mainz. Die Jenaische Handschrift weichet in Hinsicht

der weltlichen Fürsten ab: under den leyen fursten ist der erste an der kore der palentzgreve vom ryne der andere der marschalk von sachsen. daz ist der herzoge von sachsen. der dritte der kemerer des marcgreve von brandenborg. der schenke des riches der konig von behemen u. s. w. Sonderbar, in Homeyer's Ausgabe, nach der Berliner Handschrift v. J. 1369. Die Stelle — III, 57 — ist offenbar defect; wenigstens muß ich bekennen, daß ich sie nicht verstehe. Sie lautet: Under den leien is die erste an'me kore die palenzgreve von brandenburch die kemerere. Die schenke des rikes die koning von behemen, die ne hevet nene kore, umme dat he nicht düdesch n'is. — Der Schwabenspiegel — Capp. 29 bis 31 — nennet dieselben sieben Fürsten, hat aber auch viele andere Dinge, die Kur betreffend, welche viel jünger sind. Uebrigens haben wir hier nun auch die Erz-Aemter des Reiches. Diejenigen, welche den Ursprung dieser Aemter schon bei der Krönung Otto's I. zu erblicken gemeinet haben, mögen ein Mal die Erzählung der Vorgänge bei dieser Krönung — Band VI, S. 405 und die Anmerkung 9. zu dieser Stelle — wieder ansehen, und sich die Ereignisse seit 300 Jahren vor der Seele vorüber gehen lassen; alsdann, denke ich, muß sich ergeben, daß es mit jenem Ursprunge Nichts ist.

39.

Sie lauten: Sint kisen des rikes vorsten alle, papen unde leien. Die to'me ersten an'me kore genant sin, die ne sollen nicht kiesen na iren mutwillen — secundum eorum placitum, hat die lat. Uebersetzung —, wenne sven die vorsten alle to koninge irwelt, den solen sie aller erst bi namen kiesen.

40.

In dem Brautschatze der schönen Töchter dieses Königes scheinet die Kurwürde gewesen zu sein.

41.

Dieser Pfalzgraf zu Rhein jedoch soll, nach dem Schwabensp. Cap. 26, auch vom Könige zum Richter gesetzet werden über der Fürsten Leib, wenn er selbst, der König, Teutschland verlässet.

42.

Aus ihnen ist später die Reichs-Ritterschaft entstanden, ein Mittel-Adel. In der That hatten sie die größte Ursache, mit der Stellung unzufrieden zu sein, die man ihnen angewiesen, und eine höhere zu erstreben.

43.

III, 19. Doch ne mut des rikes dienstman over den scepenbaren vrien man noch ordel vinden noch getüch wesen u. ſ. w.

44.

I, 51. Svelk man von sinen vier anen, dat is von tven eldervaderen unde von tven eldermuderen, unde von vader unde muder unbesculden is an sime rechte, den ne kan neman bescelden an siner bord.

45.

I, 63. Jewelk man mach kampes weigeren deme, de wers (ſchlechter, das engliſche worse) geboren is denn he. De aver bat (beſſer, adverb.) geboren is, den ne kan die wers geborne nicht verjecgen mit der beteren gebord, of he en anspricht.

46.

III, 72. Dat echte kind unde fri behalt sines vader schilt. — Ja auch der Schöffen-Stuhl war erblich, III, 26.

47.

Und das geſchah der Ehre wegen. III, 45: Doch eret man die vorsten unde die vrien herren mit golde to gevene.

48.

Wenn nicht unter den gemeinen freien Landſaſſen und den Unfreien, doch in den Städten.

49.

Von ſolchen Benennungen, die Theils in den Rechtsbüchern vorkommen, Theils in Urkunden oder in anderen Schriften, mögen Beiſpielsweiſe nur folgende in Erinnerung gebracht werden. Ernſtliche, beſtimmte Verhältniſſe andeutende ſind die Zuſammenſetzungen mit eigen und hörig, wie: Eigenhörige, Hofhörige, Leibeigene, Bluteigene, Halseigene; ferner: Beergelden, (welche die Gloſſe zu III, 45 des SSp. für Pachtlude erkläret, und welche hohe Buße und hohes Wehrgeld haben wegen des Grundherrn), Pflichtige (Plechhafte mit Zuſammenſetzungen), Tagewerken; endlich: Siedelinge, Mundlinge, Brotlinge, Brinkſitzer (Brink iſt jetzt in Niederſachen ein Gemeinde-Anger, zur Weide beſtimmt), Sonderleute (weil ſie nicht zur Gemeinde gehören). Scherzhaft wohl ſind die Bezeichnungen: Sonnenkinder (wegen der Arbeitszeit), Wildfänge u. dergl. Verachtend iſt der Ausdruck: Mannhaupt (Manahoubit); denn das Vieh wurde nach Köpfen gezählet: Beſthaupt. Spottweiſe ſind endlich wohl die Namen: Köther, Kothſaſſen (allerdings wohl von Casatus;

aber das wußte man schwerlich), Wachsbeutel u. dergl. Uebrigens ist es auch ein Zeugniß über die Verhältnisse der Unglücklichen, daß auf den Bildern zum Sachsenspiegel bei B. Kopp (Bilder und Schriften der Vorzeit) die Unfreien so häßlich als möglich dargestellet sind. Wie hätten sie auch schöne Gesichter haben können. Gram und Grimm verstörten vieles Edele, und was noch übrig bleiben mochte, das wurde durch die Mißhandlungen vernichtet, die sie zu erdulden hatten.

50.

Latelüde, Laten, Läten. Ohne Zweifel dasselbe, was die Liten. Die Sage von der Ankunft der Sachsen und von ihrem Verfahren gegen die überwundenen Thüringer, welchen sie, nachdem die doringischen herren geschlagen und vertrieben waren, als zins- und dienstpflichtigen Leuten das Land ließen, diese Sage scheinet, wie die Bildung, so die Deutung des Wortes veranlasset zu haben.

51.

Unter Krummstab ist gut wohnen.

52.

III, 42, §. 2: Nu ne latet jük nicht wunderen dat dit buk so lüttel seget von dienstlüde rechte, went it is so manich valt, dat is nieman to ende komen kan; — — ik kan is nicht besceiden.

53.

Ibid. §. 1. — §. 3. An minen sinnen ne kan ik is nicht upgenemen, na der warheit, dat jeman des anderen sole sin; ok ne hebbe wie's nen orkünde. Und am Schlusse §. 6: Na rechter warheit so hevet egenscap begin von gedvange unde von vengnisse unde von unrechter walt, die man von aldere in unrechte wonheit getogen hevet, unde nu vore recht hebben wel.

54.

Es bleibet dabei: «Nur Eins hat Recht: der Stock, so lange er prügeln kann.»

55.

Sachsenspiegel III, 45, §. 9 und ff. hat Folgendes. «Pfaffenkindern und Unechtgeborenen giebt man zur Buße ein Fuhder Heu, das zwei jährige Ochsen ziehen mögen. Spielleuten und Allen, die sich zu eigen geben, gibt man zur Buße den Schatten eines Mannes. Kämpen und ihren Kindern gibt man zur Buße den Blick eines Schildes gegen die Sonne. Zwei Besen und eine Schere ist deren Buße, die ihr Recht mit Dieberei oder mit Raub oder mit anderen Dingen verwirken.» —

Zu der Buße der (Lohn-) Kämpfer setzet die Glosse hinzu: dit is dor dat si sic und ere kindere mit dessen snoden ambachte (Gewerbe) generen, dat si sic to kive geven.

56.

Es kommen Fälle vor, daß 20, 30 und mehr Unfreie von einem Herrn einem anderen überlassen wurden.

57.

Nicht nur die Kinder, welche einem freien Manne von einer unfrei geborenen Frau in wahrer Ehe geboren, waren unfrei, sondern ein freier Mann, welcher, durch Noth und Unglück bezwungen, ein Jahr lang unter Unfreien, in einem Dorfe, von Unfreien bewohnet, verweilte, ward unfrei, dem Herrn des Dorfes eigen. Wie man in Städten den Satz aufstellte: die Luft macht frei, so stellten diese Vassallen den Satz auf: die Luft macht unfrei.

58.

Welche doch durch das Kreuz Alle gleich zu machen versprachen, zu Kriegern Christi.

Siebentes Capitel.

1.

Nämlich nach Norden hin, zur Gewinnung der weitgedehnten Küsten um Jütland, zur Gewinnung der Eilande, zur Vereinigung eines edelen Volkes germanisches Stammes mit dem teutschen Reiche, durch welche Vereinigung das Schicksal der Dänen, wie der Teutschen sich ganz anders, schöner und herrlicher gestaltet haben würde.

2.

Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß ich Kindlinger meine und Kopp, Berck und Wigand, zu deren Forschungen Bernhardt Thiersch in der «Vervemung des Herzoges Heinrich des Reichen von Baiern, Essen 1835" einen Commentar geliefert hat.

3.

Die folgende Entwickelung stehet, soweit sie den Ursprung der Frei-Gerichte betrifft, auf Beweisen, welche in diesem Werke zu anderen Zwecken gegeben worden sind, und bedarf deswegen keiner neuen Beweise; was hingegen über die Fortbildung der Gerichte, die Erweiterung ihrer Macht und die Gestaltung ihrer inneren Einrichtung, gesaget worden ist, scheinet durch die Geschichte, die in diesem Werke Theils erzählet worden

ist, Theils in den folgenden Bänden erzählet werden soll, so wie durch die Natur menschlicher Dinge gerechtfertiget zu werden; Vieles aber, und im Besonderen, was die Entartung der Frei-Gerichte betrifft, könnte, wie ich glaube, auch urkundlich bewiesen werden. Das Material ist in den Werken der — Anmerk. 2 — genannten Männer zu finden; ja Wigand würde allein ausreichen. Aber es würde ein Buch erforderlich sein, um dieses Material zu Beweisen für meine Entwickelung zu benutzen, und ich kann diesem Gegenstande nur ein Capitel widmen. Deßwegen sehe ich mich genöthiget, auf jene Werke im Allgemeinen zu verweisen und das Urtheil dem verständigen Leser zu überlassen.

4.

Band IV., S. 276.

5.

Wegen des Aufstandes, S. Band V., S. 423 ff.; wegen des Ausganges, Band V., S. 439 ff. Vergl. auch die Anmerk. 23 zum 3. Cap. des eilften Buches, V. S. 503.

6.

In der zuletzt angeführten Anmerkung ist eine Stelle aus Nithardus mitgetheilet, in welcher er, von Frilingis et Lazzibus sprechend, saget: quorum infinita multitudo est, nämlich in Westfalen, wo der Aufstand Statt fand, und zwar unter den Söhnen Ludwig's des Frommen. Als der Aufstand unterdrücket war, wurde *nobiliter* Rache geübet. Nach Prudentius Trecensis wurden 140 Meuterer enthauptet, 14 aufgeknüpfet, und sehr Viele verstümmelt. Aber man findet nicht angegeben, daß die Verhältnisse der Frilinge und der Lassen überhaupt verändert worden wären. Die Menge der Unfreien, die allerdings gegen das Ende des s. g. Mittel-Alters in Westfalen gefunden wird, dürfte größtes Theiles erst in der Zeit zur Unfreiheit hinab gewürdiget sein, da die Fem-Gerichte verdorben und zu Grunde gerichtet wurden.

7.

Wegen der sieben Seelande der Friesen verweise ich auf Wiarda: von den Landtagen der Friesen in den mittleren Zeiten bei Upstalsboom, zweite Ausg. 1818. S. 54 ist die Uebersetzung einer Beschreibung der Seelande, die sich bei dem frisischen Landrechte befindet und aus dem fünfzehenten Jahrhundert stammet, mitgetheilet. Alle Lande sind sorgfältig angegeben; es ist auch hingewiesen auf die Versuche zur Unterdrückung der Freiheit, und zugleich bemerket, welche Lande bis dahin, als der Verfasser schrieb, die Freiheit verloren, und welche sie gerettet

haben. Die sieben Lande aber liegen, nach der neueren Eintheilung, in Nord-Holland, Friesland (mit Drenthe), Ostfriesland und dem Oldenburgischen bis zur Weser. Hinzugefüget wird: «Stadland, Hadeln und Winderland über der Weser sind auch Theile dieser sieben Seelande. Diese hat der Bischof von Bremen bezwungen, aber Ditmarschen ist noch frei."

8.

Band XI, S. 397.

9.

Band X, S. 646, Anmerk. 17.

10.

Das mag wenigstens bewiesen werden. Wigand — das Fem-Gericht Westfalens, S. 138, Anmerk. 35 — saget: «der Statthalter oder Marschall von Westfalen drücket sich unter Erzbischof Engelbert II. 1272 so aus: . . . Omnes Gogravii per totam Westphaliam — — non deberent judicare nisi auctoritate per gladium a Duce recepta: *modo quilibet comes tales Gogravios* instituit." Wigand erkläret den comes gewiß ganz richtig durch Territorial-Herr. Es ist nur zu bedauern, daß er die ganze Urkunde nicht mitgetheilet, und keine weitere Nachweisung gegeben hat, als durch den Beisatz («Handschr.").

11.

Der Grundsatz, wo kein Kläger, da kein Richter, galt in Westfalen noch immer. Das darf nicht vergessen werden. Wären die Gerichte ex officio eingeschritten, so möchten die Frei-Gerichte nicht aufgekommen sein.

12.

Die Namen judicia liberorum, sedes liberae, werden nicht selten genannt vor den Fem-Gerichten und außerhalb derselben. Sie bezeichnen Gerichte über Freie; und auch sie, diese Namen, haben beigetragen, die Geschichte der Fem-Gerichte zu verdunkeln und zu verwirren.

13.

In der zweiten Hälfte des dreizehenten Jahrhundertes kommen Vemnoti, Fem-Genossen, urkundlich vor.

14.

Das Wort Fem oder Vem ist bekanntlich auf sehr verschiedene Weise erkläret worden. Der neueste Schriftsteller über die Frei-Gerichte, der mir bekannt geworden, ist Thiersch, — denn Voigt's Westfälische Fem-Gerichte in Beziehung auf Preussen sind mir noch nicht zu Gesichte

gekommen — verwirft alle früheren Ableitungen des Wortes — S. 142 —, und macht selbst einen neuen Versuch, welcher schwerlich großen Beifall finden dürfte, mit welchem ich wenigstens nicht zurecht zu kommen weiß. Der Frei-Graf nämlich saß vor einem Tische, auf welchem, wenn das heimliche Ding geheget wurde, ein Schwert lag und ein Strick, aus Weiden gedrehet. Von diesem Weiden-Strang, der Wyt, lateinisch vimen, soll nun, wie Thiersch glaubet, vorvemen, zum Strange verurtheilen, entstanden sein; und dann weiter das Wort Vem, wie Thiersch schreibet. Man müßte also das Wort Vem-Gericht für gleich mit Strang-Gericht nehmen. Aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß ein Gericht sich selbst, von Vorne herein, ein Strang-Gericht genannt haben sollte; es ist von diesen westfälischen Gerichten um so weniger wahrscheinlich, da sie ja keineswegs immer zum Strange verurtheilten. Und wie ist diese Ableitung mit dem Eide zu vergleichen, den ein Nichtwissender, der unter die Wissenden aufgenommen wurde, knieend, zwei Finger der rechten Hand auf das bloße Schwert und den Strick geleget, dem Frei-Grafen nachsprechen mußte: «Das ich nunmehr will die Feym bewaren, hüten und halten für mich vor Wasser, vor Feuer, vor Sonn, vor Mond — — vor Vatter und Mutter, Schwestern und Brüdern, vor Weib und Kinder — — —?

Ich kann nicht umhin, mich, wie auch Vercé — Geschichte der Westfäl. Fem-Gerichte, S. 177 — gethan hat, für das Lateinische *fama* zu erklären. Wie oft diese Annahme auch bestritten und verworfen sein mag: eine Meinung, für welche Leibnitz und Spittler sich entschieden haben, kann nicht ohne gute Gründe sein. Zu den bekannten Gründen erlaube ich noch Folgendes hinzu zu setzen. Man glaubt, das Wort müsse nothwendig ein teutsches Wort sein. Gut. Die Forderung aber verlanget nur, wie Vercé richtig bemerket hat, daß das Wort unter den Westfalen im Gebrauche gewesen, keineswegs, daß es teutsches Ursprunges sei. Und warum hätte das Wort fam nicht im Gebrauche sein sollen? Wenn es auch nicht seit jenen Zeiten, in welchen die Römer sich in diesem Lande befanden, hängen geblieben wäre, so hätte es ja wohl durch die Geistlichen in Umlauf kommen können. In die englische Sprache ist es gleichfalls übergegangen, und das englische Fame wird eben so ausgesprochen, als der Name der westfälischen Gerichte, Fehm. Selbst durch den Verkehr Alt-Sachsens mit Neu-Sachsen, selbst durch die Glaubens-Apostel, die aus England nach Utrecht, nach Westfalen kamen, durch den heiligen Willibrod, den heiligen Bonifacius und Andere, könnte es

in Umlauf gekommen sein. Das Wort infam ist ja wenigstens auch dem ungebildetsten Menschen unter uns bekannt. Und sind denn die Ausdrücke, welche Wigand S. 307, Note 35 anführet, gar Nichts werth, wenn sie auch erst in Urkunden aus dem 16. Jahrhunderte gefunden werden: «De sollen wesen got von Naam ande Faam;" «Von was Famen und Namen ein Missethäter ist;" «over lange Jahre befamt is geweest?" Und muß in den Versen, welche Jacob Grimm vor das J. 1300 setzet, und in welchen Susanna zu den Pfaffen, wie Grimm sich ausdrücket, spricht:

mir ist besser herde vele,
dat ich mich der schande scheme
und lide ane schuld de veme,

muß in diesen Versen das Wort veme, wie Grimm will, nothwendig entweder Gericht oder Strafe heißen, und wäre Verläumdung nicht ausreichend? Aber es kommt auch, wie im Text bemerket worden ist, noch eine Spur von Fehm in unserer Sprache vor, die auf die Ableileitung von fama hinzuweisen scheinet. Wir sagen: abgefeimt; ein abgefeimter Bösewicht, ein abgefeimter Schurke. Mit diesen Namen aber wird nicht etwa ein Mensch bezeichnet, dem Verbrechen oder Frevel vor Gericht bewiesen sind, auch nicht ein Mensch, der vom Gerichte verurtheilet worden ist, sondern ein Mensch, dem Niemand trauet, einen Menschen ohne Ehre und Scham, der die öffentliche Achtung verloren hat und allgemein im schlechten Rufe stehet. Aus fama aber ist faim, feym, feim entstanden; so findet man das Wort Fem urkundlich geschrieben. Indeß darf nicht unbemerket bleiben, daß Grimm das Wort abgefeimt herleitet von dem österreichischen Fahm (Schaum), dem ein hochteutsches Feim entspreche. Also wäre ein abgefeimter Bösewicht ein abgeschäumter. Menschen aber, die wir den Abschaum einer Stadt, eines Volkes, der Menschheit zu nennen pflegen, sind, wenn ich nicht irre, gar sehr verschieden von den Abgefeimten.

15.

Die Losungsworte sind wohl nicht immer dieselben gewesen, und der Gruß ist auch wohl abgeändert. Die Urkunde, welche Wigand S. 262 mittheilet, hat an Statt der geheimnißvollen Buchstaben S. S. G. G. wirklich Strick Stein Gras Grein; auch hat sie den Gruß. Der Eine leget die rechte Hand auf des Anderen linke Schulter und saget ganz unschuldig: Eck grüt ju lewe Man, wat fange ji hi an; und wenn dann Dieser seine rechte Hand auf die linke Schulter von Jenem leget, und antwortet:

Allet Glücke kehre in, wo de Fryenscheppen syn, so ist Alles richtig. Aber die Urkunde, copia Protocolli in conventu feimeiorum capitulari, zu Arnsberg aufgenommen, ist jung, vom J. 1490.

15.

Die Stelle bei Wigand, welche in der Anmerk. 10 angeführet worden ist, gehet weiter: quilibet comes tales Gogravios instituit et *destituit et judicat*, quod facere non possunt, et infringunt jus judicis. Wer hätte geneiget sein können, sich von solchen abhängigen Gografen richten zu lassen? Die Völker suchen sich niemals selbst zu helfen, als wenn die Herrschenden unverständig sind, oder gewaltthätig.

16.

Urkunde bei Thiersch, No. XXIV, S. 123. Es ist ein Schreiben des Freigrafen Bernd Duker vom 31. Januar 1431 an den Kaiser Siegmund. Die Frei-Gerichte behaupteten, es gebe eilf Fem-Fragen «und eins dazu gesetzet," als aus den eilf ersten von selbst hervorgehend. Es waren: Ketzerei, Räuberei, Verrätherei, Dieberei und Hehlerei, Raub und Schändung an Kindbetterinnen, Nothzucht, Meineid, Mord und Mordbrennerei, Fälschung, Beraubung Verstorbener, Beraubung der Kranken und der Boten des Königes und des freien Gerichtes, endlich Weigerung der Verantwortung zu Ehren und Recht. Nun saget der Freigraf Bernd Duker, der große König Karl habe zuerst das heilige heimliche Recht auf vier Stücke gesetzet, der Kaiser Heinrich aber und der Kaiser Friedrich haben, myt eyndracht aller heren der fryenstole und aller fryengreven, die zwölf Punkte bestätiget und fest gesetzet.

17.

Selbst bis nach Preussen.

Achtes Capitel.

1.

. . . in confinio Frisiae et Saxoniae, saget Godefrid. Mon.

2.

Ich habe irgendwo, zur Bezeichnung des Unterschiedes zwischen Sachsen und Friesen, auch von dem rothen Schilde und dem hohen Helme der Sachsen, ich habe auch von einem Hasse gelesen, der zwischen Sachsen und Friesen bestanden habe. Aber der Schild und der Helm waren dem Friesen nicht wegen der Farbe und der Höhe zuwider, sondern weil der freie Mann wußte, daß hinter dem Schilde und unter dem Helm ein Ritter, ein Vassall steckte, der ihn gern zum Hörigen gemacht

hätte. Und der gegenseitige Haß war kein angeerbteer Volkshaß, sondern er war die Feindschaft zwischen der Freiheit und dem Lehenthum.

3.

Daß die Stedinger in verschiedenen politischen Verhältnissen lebten, und keineswegs eine einige Volks-Gemeinde bildeten, scheinet mir außer Zweifel. Zuvörderst findet man keine Spur von gemeinsamen Berathungen und Anstalten aller Stedinger. Zweitens spricht Godefridus ad a. 1234 von mehren stedingischen Vereinen, populi genannt: Stadingi (so schreibt er) populi in confinio Frisiae et Saxoniae siti fuerunt; und Albertus Stad. ad a. 1233 scheinet Stedingia orientalis als ein besonderes Land zu bezeichnen. Drittens kommen in der, übrigens so genauen, Beschreibung der sieben friesischen Seelande, von welcher in Anmerk. 7 zum vorigen Capitel die Rede gewesen ist, durchaus keine Stedinger vor. Nur am Schluß ist gesaget: „Stadland (Osterstade), Hadeln und Winderland über der Weser sind auch Theile dieser sieben Seelande." Aber diese drei Lande werden, eben so wenig als Ditmarschen, in Ein bestimmtes Seeland eingeschlossen, von welchem sie integrirende Theile gewesen. Sie scheinen also nur dem ganzen Vereine der sieben Seelande angehänget gewesen zu sein, und eine Art von Generalitäts-Landen gebildet zu haben, um welche sich die Friesen eben nicht sehr bekümmerten. Viertens ist auffallend, daß, als die Stedinger von der größten Gefahr bedrohet wurden, kein friesisches Seeland sich rührte, um den Bedrängten Hülfe zu leisten. Zwar nahmen die Friesen keinen Theil an dem Kreuzzuge wider die Stedinger, aber dem Unglücke derselben sahen sie ruhig zu. Dagegen erschienen, fünftens, hundert Jahre nach der Unterdrückung der Freiheit jener Stedinger, welche um die Mündung der Hunte, Weser auf und ab wohnten, Stedingi Rustringiae, die noch in alter friesischer Freiheit lebten. Davon weiter unten am Schlusse dieses Capitels.

4.

Albericus ad a. 1234 — pag. 551 — nennet das Land der Stedinger noch quaedam Frisiae Insula ad Stadingas.

5.

In die folgende Erzählung sind einige Züge aus diesen späteren Sagen — aus Wolteri Chronic. Brem., aus dem Chronic. Rastedense (Beide in Meibomii Scriptt. rer. Germanic. Tom. II.) und aus Anderen aufgenommen worden, die wahrscheinlich oder charakteristisch sind; das Ganze ist nach dem gleichzeitigen Albertus Stadensis. Godefridus Mon. gedenket der Sache nur obenhin. Albericus spricht l. c. von einer

Narratio de Stadingis quam Fridericus de sinu S. Mariae praepositus misit Abbati Praemonstratensi, welche also von einem Zeitgenossen herrührte. Ich weiß aber nicht, ob diese Narratio noch vorhanden und ob sie irgendwo gedruckt ist, oder nicht.

6.

Nach Wolteri Chron. Brem. l. c. pag. 55 unternahm Hartwich II. schon im J. 1203, weil sich die Stedinger ihm und principibus circumquaque vicinis widersetzten, eine Expedition gegen dieselben, sed parum lucratus est. Nach Albertus Stad. ad a. 1204: Stedingi coeperunt Comiti Mauritio et aliis dominis suis — d. h. natürlich Denen, welche Ansprüche auf sie machten und ihre Herren zu werden wünschten — rebellare. Und nun fiel im J. 1207, nach Albertus, vor, was hier bemerket worden ist. Accepta pecunia ging Hartwich zurück. Und doch hatte dieser Prälat — nach Wolteri Chron. l. c. — aus dem heiligen Lande unter anderen Reliquien auch das Schwert mit sich gebracht, mit welchem Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen hatte. Warum er wohl keinen Gebrauch von diesem Schwerte gemacht hatte?

7.

Vergl. oben S. 307.

8.

Nach Albertus zerstörten die Stedinger, und ohne Zweifel die Osterstader, im J. 1212 die Burgen Munzow und Sehusen; Hagen wurde belagert. Im J. 1214 eroberten sie Stotel. Dagegen fielen im J. 1213 die Stedinger, und ohne Zweifel die Stedinger zwischen der Hunte und Ochte, zerstörend in das Hoyaische ein, wurden aber durch den Grafen Heinrich von Hoya zurück getrieben.

9.

Chron. Rasted. l. c. p. 101: oppidum quoque Oldenborg sine dubio subvertissent (Stedingi), si non Wige ductor Stedingorum Ottoni — Comiti secrete per nuncios demandasset . . .

10.

Das, denke ich, wird die Wahrheit sein von Alberti Stad. Worten ad a. 1234: Miseri et miserabiles Stedingi, ponentes sibi omnino Deum contrarium, suis persuasionibus et malis exemplis graviter infecerunt populum Christianum, ita ut infinita rusticorum multitudo, tam in remotis, quam in vicinis provinciis constituta, verbo tenus eos defenderet, et si se opportunitas obtulisset, prompto animo proterviae eorum auxilium obtulisset.

11.

Der Versicherung des Abtes Albert. Stadens.: Clericos et religiosos impie lacerantes cruciabant omni genere tormentorum, muß doch wohl irgend Etwas zum Grunde liegen.

12.

Godefrid. Monach. ad a. 1234: Qui cum essent viri strenui, vicinos populos, immo et Comites et Episcopos bello pluries sunt aggressi, saepe victores, raro victi.

13.

Godefridus fährt fort: Quam ob causam auctoritate *populi* verbum crucis — fuit praedicatum. Natürlich muß es heißen, wie auch Albert. Stad. ad a. 1233 hat, auctoritate apostolica.

14.

Das Chronicon Luneburg. — bei Eccard. I. col. 1405 — saget jedoch: De Pelegrime wunnen dat Osterstat — — unde beroveden unde branden al dat Lant, unde slogen al, dat se begingen, Man unde Wif unde Kindere mer dan vierhundert, unde de men levendich vieng, de brande men.

15.

Daß diese Männer die Anführer oder die erwählten Herzoge der Stedinger gewesen, saget zwar Albertus Stad. nicht gerade zu, sondern er saget nur, die drei Genannten et alii pessimi malesuadae eorum, ut vitam et patriam defenderent, ipsos fortiter hortabantur; aber wem hätte solches Wort geziemet, als den Herzogen.

16.

Etwa zwei oder drei Stunden von Bremen, etwas weiter von Delmenhorst entfernet.

17.

VI. Kalend. Julii die sabbati, saget Albertus. Ein Sonntag aber war der 25. Juni's. Albert zählet, wie viele Andere, I., II, III., IV. u. s. w. Kalend.

18.

. . . summo conamine.

19.

Der Abt Albert giebt die Stärke der Heere nicht an; nach späteren Angaben bestand das Kreuzheer aus 40000, das Heer der Stedinger aus 11000 Mann. Deßwegen habe ich gesaget: mehr als die Hälfte der Stedinger war gefallen; denn nach Albert fanden von denselben 6000

ihren Tod. Godefridus dagegen saget, Stadingorum circiter ad duo millia perierunt; aber er setzet auch hinzu, paucis superstitibus ad vicinos Frisones confugientibus. Und mit dieser Angabe lässet sich mein allgemeiner Ausdruck vertheidigen oder vereinigen. Den Verlust des Kreuzheeres hat Albertus: Comes Heinricus de Oldenborg ibidem cecidit, et cum eo peregrini aliqui circiter novem. Darüber ist Nichts zu sagen. Das Chronic. Luneburg. giebt den Verlust der Stedinger auf mehr als 4000 an, setzet aber hinzu, auch der Graf Heinrich von Oldenburg sei erschlagen worden, unde mit eme unmanich der Pelegrime. Uebrigens fand noch der Graf von Holland auf der Rückkehr seinen Tod bei Nimwegen in tornamento.

20.

Gregorii IX. PP. Rescriptum ad Archiepiscopum Bremensem de relaxando in Stedingos vibrato fulmine; XII. Kalend. Sept. 1236, in Lindenbrog. Sriptt. Septentr. p. 172; auch in Orig. Guelf. IV, pag. 132.

21.

Vergl. oben Anmerk. 3. In Origin. Guelf. l. c. finden sich zwei Urkunden, die erste vom J. 1332, die andere vom J. 1341. Durch Beide werden Verträge gerichtlich anerkannt und bekannt gemacht. Die erste ist ausgestellet von Judices ac universus populus *Stedingorum terrae Rustringiae*; die andere von Judices totusque *populus terrae Rustringiae*. Also gab es in terra Rustringia Stedinger; aber nicht totus populus bestand aus Stedingern, und nicht alle Stedinger wohnten in terra Rustringia; denn die Stedinger, die hier auftreten, unterscheiden sich durch den Beisatz Stedingi *terrae Rustringiae*, im Texte, wie in der Unterschrift; auch das Siegel hat den Beisatz: S. Stedingorum Rustringiae. Die Oerter aber, die namentlich in der ersten Urkunde vorkommen, sind, vielleicht alle, gewiß größtes Theiles noch vorhanden, wie Lina, Hamelwerde, Smalenflethe, Rodenkerken. Sie liegen sämmtlich ganz nahe an der Weser; Linen am Südlichsten, unweit Elsfleth; Rothenkirchen am Nördlichsten. Man kann daher kaum umhin, anzunehmen, daß nach der Schlacht bei Altenesch nur die südlichen Stedinger, von Ochtmund bis Elsfleth, unterworfen worden, die übrigen aber, durch ihre Verbindung mit den Friesen, in der Freiheit geblieben seien.

Neuntes Capitel.

1.

Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.

Das ist, nach der Lehre des großen Dichters, die Frucht, die auf die Blüthe sich einstellet. Freilich. Sprach doch auch wohl in alten Tagen ein Knecht: «ich habe meinen Herrn lieb und will nicht frei werden." 2. Mos. 21, 5.

2.

Es darf gewiß kaum gesaget werden, daß diese allgemeinen Bemerkungen keinen anderen Zweck haben, als an den kirchlichen Zustand dieser Zeit zu erinnern, um durch die Ereignisse, auf welche in denselben hingedeutet wird, die Ereignisse, die in Teutschland, wie nunmehr erzählet werden soll, Statt gefunden haben, begreiflicher zu machen.

3.

Band VIII, S. 245 ff. und die Anmerkungen.

4.

Band XI, S. 619, Anmerk. 5.

5.

In den Gestis Trevirens. Archiepiscc. — Martene et Durand. Collect. Ampliss. Tom. IV. col. 243 — werden ad a. 1231 Articulae Haereticorum, wie die Randbemerkung zu §. 17. lautet, angegeben. Und diese Articulae beginnen: Et plures erant sectae, et multi eorum instructi erant scripturis sanctis, quas habebant in Theutonico scriptas vel translatas. — Bei Eccard. II, col. 2228 lauten diese letzten Worte: quas habebant in Theutonicum translatas. 300 Jahre vor Luther's Uebersetzung.

6.

Chronic. Sampetr. ad a. 1222.

7.

Daß Konrad kein Dominicaner, überhaupt kein Mönch gewesen, ist wohl ausgemacht, und wird hoffentlich jetzt allgemein angenommen. Zwar nennet Godefridus Mon. ihn frater, wahrscheinlich getäuschet durch die Bezeichnung praedicator verbi Dei, wie er vom Papste genannt wird. Frater nennt ihn auch das fragmentum histor. auctoris incerti bei Urstisius. Aber weder Berthold nennet ihn frater, noch Dietrich von Apolda, obwohl derselbe ein Dominicaner war. In Urkunden hat er niemals diesen Namen. Und selbst der gewöhnliche Beisatz: Magister

Conradus, ist ein hinlänglicher Beweis. Später freilich haben sich sowohl Franziscaner als Dominicaner seiner zu bemächtigen gesuchet.

8.

S. 338.

9.

Theodorici Thuringi, ordinis Praedicatorum (der Dominicaner) Libri VIII de S. Elisabeth. In Canisii Lection. antiq., von Basnage, Tom. IV, pag. 113. Der Verfasser, gewöhnlich Dietrich von Apolda, de Apoldia, genannt, wurde, wie man anzunehmen pfleget, um das Jahr 1229 geboren. Er hat also die heilige Elisabeth nicht gesehen, und nicht ihren Gemahl, oder den Meister Konrad.

10.

Ludwig war geboren im J. 1200; Elisabeth im J. 1207.

11.

Gertrud, ihre Mutter, eine Tochter des Herzoges Berthold IV. von Meranien, wurde beschuldiget, daß sie Einem ihrer Brüder die Gelegenheit gemacht habe, ihre Freundin, die Gemahlin des Palatinus Bank, zu schänden. Dafür wurde sie ermordet und grausam verstümmelt. Die Anhänger der ermordeten Königin nahmen blutige Rache.

12.

Diese Zeit ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben.

13.

Konrad nennet sich selbst Monasteriorum per Alemanniam visitator.

14.

Wer diese Ketzerei, quae Alemanniam infecit, kennen lernen will, omni dissona rationi, omni pietati contraria, omni cordi odibilis, coelestium omnium et terrestrium inimica, contra quam non solum homines ratione utentes, verum etiam ratione carentia, cum haec pestis eorum excedat insaniam, immo et ipsa elementa debent insurgere et armari — wer, sage ich, diese Ketzerei kennen lernen will, wie sie nämlich von den Anhängern der Kirche dargestellet wurde, der lese das Schreiben Gregor's IX. an den König in Martene et Durand, Thesaurus novus Anecdotorum, Tom. I, col. 950 seq. Die angeführten Worte sind aus demselben. Das Schreiben ist übrigens veranlasset durch die Berichte des Erzbischofes von Mainz, des Bischofes von Hildesheim und Magistri Corandi de Marburch, wie hier stehet, deren sogleich gedacht wird.

15.

S. das — Anmerk. 14 — angeführte Schreiben. — Proh dolor! —

quis contra hujus proditionis et perditionis filios poterit non accendi? Ubi zelus Moysi, qui una die idolatrarum viginti tria millia interfecit? — Ubi est zelus Eliae, qui quadringentos quinquaginta prophetas ad torrentem Cison gladio interemit? — Ermunternde Beispiele, denke ich, für einen Mann, wie Konrad. Und am Schlusse: in tam grandi et gravi morbo recurrendum est ad validiora remedia — — et apponendum ferrum et ignis vulneribus.

16.

In demselben Schreiben werden freilich alle drei Männer gleich gestellet.

17.

Godefrid. Mon. ad a. 1234: eodem die, quo quis accusatus est — — et flammis crudeliter injectus.

18.

Diese ganze Beschreibung des Verfahrens ist, nach dem Berichte, welchen der Erzbischof Sifrid von Mainz nach Konrad's von Marburg Tode an den Papst erstattet hat, und welcher von Albericus ad a. 1233, pag. 544, aufbehalten worden ist. Sifrid konnte die Sache am Besten wissen. Das Letzte, das hier angeführet wird, hat er in folgender Weise: alii infirmi potius elegerunt mentiri quam comburi, quibus tamen oportuit scolas nominare; et respondebant nescio quem accusem. Dicite mihi nomina de quibus suspicionem habetis. Cumque proponeretur . . ., respondebat evadere volens, illi ita rei sunt ut ego, et illi in Scolis fuerunt, ut ibi (ubi ego) fui, u. s. w.

19.

Gesta Trevir. Archiep. l. c. col. 242: et exusti sunt plurimi per continuum triennium.

20.

In Erfurt wurden vier Menschen verbrannt; in Straßburg, wie es heißet, achtzig. Sonst sind die Ausdrücke: multi, plurimi, innumerabiles, innumera multitudo, infinitus numerus hominum. Den letzten Ausdruck jedoch gebrauchet Godefridus Mon. von den Menschen zusammen genommen, welche durch Konrad in Teutschland und durch Friedrich II. auf Sicilien verbrannt worden sind. S. die folgende Anmerk.

21.

Godefrid. Mon. ad a. 1232: Messanenses contra Imperatorem rebellionem excitant. — ad a. 1233: Imperator Messanam — ingreditur, et captis suis rebellibus, eos igni cremat. — Miranda res

et nimium stupenda, quod hiis temporibus ignis contra genus mortalium sic invaluit. Nam eodem fere tempore et rebelles Imperatori in Sicilia, et in Germania infinitus numerus hominum — incendio perierunt.

22.

Et horum accusatio — saget der Erzbischof Sifrid in seinem Bericht an den Papst, vergl. Anmerk. 18 — coepit ascendere a rusticis ad burgenses honorabiles et eorum uxores, inde ad Castellanos et nobiles, et in fine ad Comites prope et longe positos.

23.

Comes Seinensis, saget Sifrid. Godefrid hat Comes Sueuiensis. Comes de Senic, das Chronic. Sampetr. Die Gesta Trevir. Archiepp. setzen hinzu: Comes Heinricus de Seyna, qui magnae crudelitatis esse dicebatur.

24.

. . . ut moderatius et discretius in tanto negotio se gereret. Das saget Sifrid selbst. Also geschieht dem Manne gewiß kein Unrecht.

25.

Was von einem Ritter von Dernbach behauptet worden ist, daß er nämlich der Anführer der Mörder gewesen, beruhet auf späteren Sagen; daß hingegen die Mörder Ketzer gewesen seien, welche sich durch den Mord zu retten gesuchet, ist eine Vermuthung, welche, obgleich sie durch Nichts begründet wird, leicht zu erklären ist. Dagegen aber haben die Gesta Trevirens. Archiepp., l. c. col. 245, eine Nachricht, die sehr seltsam klinget. A quo conventu — dessen in der folgend. Anmerkung gedacht wird — cum Magister Conradus *sumto regis et episcopi Moguntini conductu* recederet, reversurus in sua, *in via interemtus est.* Wie? Was soll Das heißen? Interemtus est? Von wem denn? Doch nicht etwa von dem Geleite? In der That sieht es fast aus, als habe der Verfasser der Gesta Etwas anzudeuten beabsichtiget, was er auszusprechen nicht gewaget hat. Und wunderlich genug ist auch, daß Konrad's Leiche nach Marburg gebracht und neben der Leiche der Landgräfin Elisabeth beigesetzet wurde. Würden leidenschaftliche Mörder, nachdem sie das Geleit in die Flucht geschlagen, ihn nicht verstümmelt und geschändet, nicht vielleicht verbrannt haben?

26.

Die Nachrichten sind nicht zu vereinigen. Das Chronic. Sampetr. ad a. 1233 lässet einen conventus Episcoporum et Comitum zu Mainz

Statt finden, welchen der König, der Erzbischof und Meister Konrad wegen des Grafen von Sayn veranstalten *octavo Calend.* Augusti. Der Graf bekommt Aufschub, seine Unschuld zu beweisen; gegen Diejenigen hingegen, welche nicht erschienen waren, theilet Konrad das Kreuz aus, und deßwegen (quapropter, also doch wegen des Kreuz-Predigens) wird er *XII. Calend.* Augusti crudeliter erschlagen. — Nach den Gestis Trevir. Archiepp. l. c. col. 244 erhielt der Graf von Sayn eine Citation vom Meister Konrad, empfing dieselbe cum aequanimitate, und flog (convolavit) sicher, tutus, ad consilium cleri et religiosum, regis quoque et episcoporum. Und nun wird ein conventus episcoporum ac principum cum rege Heinrico apud Maguntiam gehalten, in festo S. Jacobi, den 25. Juli. Von diesem Conventu gehet Konrad hinweg, S. Anmerk. 25. Endlich saget der Erzbischof Sifrid, der doch ohne Zweifel am Besten unterrichtet war, in seinem angeführten Bericht an den Papst: Konrad hörte nicht auf unsere Ermahnungen, sed tandem contra nostram monitionem crucem publice praedicavit, *Maguntiae.* quo viso — man siehet, der Erzbischof suchet über die Sache hinweg zu kommen — quidam interfecerunt eum prope Marburg (wie kam er denn dahin?); tandem congregati apud Frankenvort cum Archiepiscopis — — — et multis principibus . . . Deinde Dominica Laetare Jerusalem — 2. April 1234 — apud Moguntiam examinavimus Comitem Seinensem rel. — Fast scheinet es, man habe Etwas im Dunkel zu lassen gesuchet.

27.

Wenn der Papst auch nicht klar das ganze Getreibe zu durchschauen vermochte, so mußte er doch wohl erkennen, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. Deßwegen nahm er auch die überlebenden Stedinger so schnell wieder in den Schoß der Kirche auf, und war überhaupt zur Milde geneiget.

Zehentes Capitel.

1.

Ich bleibe, sowohl was die Verwandtschaft, als was das Alter des neuen Papstes betrifft, bei allgemeinen Ausdrücken. Einige machen ihn unbedenklich zu einem Nepote des Papstes Innocenz des Dritten, und machen ihn zugleich, Gott weiß wie alt. Raumer theilet — Band III, S. 413 — die Ergebnisse seiner Forschungen mit, und nach denselben war Tristan, ein jüngerer Bruder Innocenz des Dritten, Hugolino's

Vater. Nun aber war Innocenz III. im J. 1161 geboren; derselbe würde mithin jetzt, 1227, erst 66 Jahr alt gewesen sein, und sein Bruder Tristan, im besten Falle, 65 Jahre. Nach Raumer aber, S. 414, war Tristan's Sohn, Hugolino, als er im J. 1227 Papst wurde, schon mehr als 80 Jahre alt.

2.

Raynald. ad a. 1227; Matthaeus Paris ad a. 1228.

3.

Godefrid. Mon. ad a. 1228: missis nunciis et maxime praedicatoribus ad id exequendum.

4.

Dominus de Luneburg wird dieser letzte Welf von Albertus Stadensis genannt. Zuweilen wird er auch Herzog von Lüneburg genannt, z. B. von Godefridus.

5.

S. die 3 Schreiben des Königes an den Herzog und an den Papst bei Rymer, Tom. I, part. I, pag. 106.

6.

Albericus ad a. 1231. Sie sollten bedenken, hieß es, daß sie inter Episcopos aliarum terrarum singulari privilegio decorati, daß sie non tantum Episcopi wären, sed et *Principes et Domini.*

7.

Ebendaselbst. Vergl. Henrici Regis apologet. ep. ad Conradum Hildesh. Ep. bei Schannat, Vindemiae Liter. collect. I, pag. 198.

8.

Godefrid. Mon. ad a. 1228: Otto contra Imperatorem renuit aliquid attentare.

9.

Es ist sonderbar, wie allgemein die gleichzeitigen Schriftsteller den Kaiser Friedrich zum Urheber dieser Unthat machen, oder in dieselbe einmischen. Godefridus saget gerade zu, daß der Mörder ein Saracenus nuncius Vetuli de Montanis gewesen, welcher nuncius zu diesem Zwecke gesendet worden, und weiter, was im Texte stehet; alsdann aber setzet er hinzu: Hoc autem conscientia Imperatoris *creditur* gestum esse. Dagegen Albertus Stadensis ohne Umstände: Dux Bavvariae, procurante Imperatore, a quodam sicario occiditur. Nach Albericus war der Mörder ein sicarius Assacinus, a veteri de Montana transmissus. Nach Chronica August. war derselbe ein ignotus paganus. Das fragm.

histor. incerti auct. endlich bei Urstisius nennet den Mörder eine persona, quales mittere solet senex de Montania. Es ist aber klar, daß die drei Letzten, wenn sie auch den Kaiser nicht nennen, doch das Gerücht, das Godefridus und Albertus aussprechen, gekannt haben. Der Alte vom Berge zeuget dafür. Ja, das Chronicon Sampetr. — ad a. 1252, col. 264 — träget kein Bedenken, den Kaiser in eine gar enge Verbindung mit den Saracenen und mit dem Alten vom Berge zu bringen, und ihn die Assassinen im großen Stile gebrauchen zu lassen. Fridericus Imperator, saget dasselbe, obtinuit asisinos — — a quodam Rege Barbarorum, ut fertur, qui appellatur vetustus de montanis, quos misit qua voluit ad occidendum. Und mit diesem Alten scheinet Friedrich wenigstens in einigem Verkehre gestanden zu haben. Denn nach Godefridus, ad a. 1232, schickte der Sultan von Babylonien dem Kaiser ein prächtiges Zelt, 20000 Mark werth, in welchem die Bilder der Sonne und des Mondes arteficialiter motae cursum suum certis et debitis spaciis peragrant, et horas diei et noctis infallibiliter indicant. Und nun lud Friedrich, accedente Pascha Saracenorum, am Tage Maria Magdalena, 22. Julii, Nuncios Soldani et *Vetuli de Montanis* zu einem convivio, welchem auch viele teutsche Bischöfe und adelige Herren beiwohnten.

10.

Der König Heinrich sagt auch in dem Anmerk. 7 angef. Briefe: Ludewicus Dux Bavariae opposuit Domino et Patri nostro manifeste. Geschah das etwa, nach des Pfalzgrafen Heinrich Tode, wegen der Stadt Braunschweig? Davon später.

11.

Und Das geschah nach fragment. histor. auct. inc. bei Urstisius.

12.

In der That kennet Aventin. — VII, cap. 3, 16 — eine andere Mähr, die ihm freilich nicht wahrscheinlich vorkommt, und die er selbst nicht für wahr hält . . . eundem (Ducem nämlich) ob illatum stuprum uxori alienae u. s. w.

13.

Oben, S. 410.

14.

Was über diese Zusammenkunft des Kaisers mit seinem Sohne später, als Heinrich schon gestürzet war oder doch gestürzet werden sollte, daß nämlich Friedrich mit dem Leben des jungen Königes höchst unzufrie-

den gewesen, daß er ihm nur auf die Bürgschaft mehrer Fürsten, und nachdem er selbst Besserung überhaupt, im Besonderen eine bessere Behandlung der teutschen Fürsten eidlich angelobet, verziehen habe, ist Theils wunderlich, Theils steht es mit Heinrich's Versicherung im Widerspruch, und macht daher bedenklich. Heinrich nämlich sagt in der Epist. apolog. — Anmerk. 7 —, wie mir scheinet, mit Beziehung auf diese Zusammenkunft mit seinem Vater zu Aquileia: Cum de pietate et gratia paterna et ad consilium Principum, dictus Dominus Imperator potestatem nobis plenariam contulisset rel.

15.

. . . propter causas quasdam, in der Ep. apolog.

16.

. . . habito tali triumpho de ipso Duce, sagt er selbst, ibid.

17.

So nennet Heinrich diese Herren: nobiles viri, fratres de Hohenloch.

Eilftes Capitel.

1.

S. das angeführte Schreiben, Cap. 10, Anmerk.: . . . quorum malignis suggestionibus et malitiosis Dominus et Pater noster, Eheu! faciliter inclinatus immeritam erga nos videtur ingratitudinem exercere usque adeo rel.

2.

Wie es mit diesem Tage von Boppard stehen mag, weiß der Himmel. Nur Godefridus gedenket des Vorganges, aber in unverständlicher Weise, und alsdann erst Trithemius, der aber wohl nur dem Godefridus nachgeschrieben hat. Heinrich heißt es, Bobardiae conventum *quorundam* principum habuit, ubi a *quibusdam* — sind es jene quidam, oder sind es wieder Einige von denselben? — nefariis consilium accepit, ut se opponeret Imperatori patri suo: quod et fecit. Das ist Alles. Von dieser Zeit an soll alsdann Heinrich, quoscunque potuit, zu gewinnen gesuchet haben minis, prece et pretio. Und non paucos inuenit. Gewiß, es ist nicht viel auf diese Angabe zu setzen.

3.

Chronic. Colmar. ad a. 1235.

4.

Denn die Zusicherung der eisernen Krone war Nichts mehr, als das Versprechen der Anerkennung.

5.

Nachweisung bei Böhmer, S. 205; Num. 3778.

6.

Nämlich in dem Schreiben an den Bischof von Hildesheim, das so oft angeführet worden ist. Novit vero ille, sagt er zum Schlusse desselben, qui nihil ignorat et qui Scrutator cordium est et renum, noverunt et Allamanniae Principes universi, specialiter illi, qui in nostro latere sunt frequenter, quod postquam a tenera aetate recessimus, inter bonum et malum, aequum et iniquum, justum et injustum, honestum et minus honestum discernere poteramus, numquam aliquid eorum fecimus ex certa scientia vel ex animo, quae deberent paterno affectui displicere, aut etiam quae offendere possent Imperatoriam Majestatem. Das Schreiben ist datirt apud Ezzelingen IV. Non. Septembris. Böhmer vermuthet mit Recht, daß es Novembris heißen müsse. Schannat setzt es, gewiß unrichtig, in das Jahr 1235.

7.

Aber von Trithemius.

8.

Fridericus principibus suis — Martene et Durand Ampliss. collect. II. col. 1158 —: Nam — — in devotissimos principes nostros, nostri lumen et culmen imperii, se inconsulte convertit (Heinrich), et illorum usus consilio, quos per insolentiam ingratitudinemque a gratia nostra proscripsimus, vel quos manifesta facinora reddebant nobis et imperio maxime suspectos rel.

9.

Die Geschichtschreiber pflegen Heinrich's s. g. Empörung und Friedrich's dritte Vermählung getrennt von einander zu erzählen, jene voran, diese hernach. Erst, wenn der Jammer vorüber ist, folgt der Jubel; erst, wenn sie den Frevler der gerechten Strafe unterworfen und den unglücklichen König Heinrich glücklich in die ewige Haft abgeliefert haben, lassen sie den Kaiser an seinem neuen Ehebette bauen und die junge Braut zum Altare führen. Dadurch wird möglich, in der ersten Erzählung den Kaiser, von tiefem und bitterem Schmerze durchdrungen, als gütigen Vater und gerechten Richter, Teutschland in Parteiung, Aufruhre und Kampf darzustellen, in der zweiten hingegen, den Kaiser als glücklichen Bräutigam und Teutschland als angefüllet mit Feier und Festlichkeit. Der geneigte Leser übersiehet leicht, daß Jammer und Jubel in dieselben Tage fallen, und daß Verwirrungen und Festlichkeiten sich auf demselben Boden bewegen. Mir aber scheint es zur richtigen Beurtheilung der Vorgänge im J. 1235 nicht gut zu sein, daß Dieses übersehen werde. Deßwegen ist im Folgenden eine andere Weise versuchet, das Eine ist mit dem Anderen dargestellet worden.

10.

Seine zweite Gemahlin Jolanthe war im J. 1228, nach der Geburt ihres Sohnes Konrad, gestorben, als eben Friedrich seinen Kreuzzug antreten wollte.

11.

Vielleicht hatte Isabella diese Verhandlung erfahren. Nach Rolandinus — Memor. temporum de gestis in March. Tarvis. IV. cap. 9 — wollte sie potius apellari Regina quam Imperatrix. Heißet das vielleicht: ich hätte doch lieber den Sohn genommen, als den Vater?

12.

Contractus matrimonialis bei Rymer Tom. I, part. 1, pag. 123. Unterschrieben den 22. Februar's indictione octava (1235). Rymer hat ihn in das Jahr 1236 gesetzet, welches indict. IX. wäre.

13.

Vergl. indeß Böhmer, S. 205.

14.

Von Mathaeus Paris. Man glaubet den Einzug einer fürstlichen Braut vom J. 1837 zu lesen.

15.

Alles freiwillig, wie sich von selbst verstehet, wie Gustav IV. Adolf, 1809. Uebrigens sind die Quellen bekannt genug und dürfen um so weniger angeführet werden, da, wie ich glaube, meine Darstellung ihre Rechtfertigung in sich selbst träget.

16.

Das Chronic. Sampetr. nennet diese Burg castrum Alreheim in Rethia.

17.

Godefrid. Monach. Imperator suadet Principibus, ne histrionibus dona *solito more* prodigaliter effundant, judicans maximam dementiam, si quis bona sua mimis vel histrionibus fatue largiatur.

18.

In den bekannten Streit über diese Urkunde, ob dieselbe nämlich in teutscher Sprache abgefasset und aus dieser in die lateinische übersetzet, oder ob sie in lateinischer Sprache niedergeschrieben, und alsdann in die teutsche übertragen worden sei, mag ich mich nicht einlassen, da ich die Wichtigkeit der Entscheidung, sie mag so ausfallen oder anders, nicht wohl einzusehen vermag. Daß man teutsch zu schreiben verstand, leidet ja keinen Zweifel; daß man auch dahin kommen mußte, Gesetze in teutscher Sprache abzufassen, ist gewiß: hatte man ja doch schon Bibeln in teutscher Sprache; daß man aber gerade in Friedrich's II. Gegenwart angefangen haben sollte, sich der teutschen Sprache zu bedienen, ist um so weniger wahrscheinlich, da dieser Kaiser die angelernte teutsche Sprache während seines fünfzehenjährigen Aufenthaltes in Italien wohl so ziemlich vergessen haben mochte. Des Mönches Godefridus Worte, welche zu dem Streite die Veranlassung gegeben haben — vetera jura stabiliuntur, nova statuuntur, et Teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur —, diese Worte sind allerdings so gestellet, daß sie leicht mißverstanden werden konnten; zuverlässig aber wollte der Mann sagen, die jura, in membrana scripta, wurden in teutscher Sprache

Allen bekannt gemacht. Ich verweise daher lediglich auf Böhmer, S. 185, Num. 3425, «dem Scharfblick unserer Gelehrten» überlassend, «das schätzbare Buch» aufzusuchen, in welchem das lateinische Original der Urkunde schon 1831 vor mehr als vierzig Jahren abgedrucket worden ist. Ich will ja «einem Schönemann nicht gegenüber treten.»

19.

Alle Verhandlungen und Ueberlieferungen, die Braunschweig-Lüneburgische Angelegenheit betreffend, sind zusammen gestellet in den Origin. Guelf. Tom. IV. Die Charta Frideri II. de erectione Ducatus Br. et Luneburgici, pag. 49.

20.

. . . quingenti milites mensurnis stipendiis conducti.

21.

Godefridus: a multis prudentibus duodecies centum millia hominum promiscui sexus aestimata sunt conuenisse.

22.

Am Besten und Kürzesten schildert den Herzog Chronica August. ad a. 1236.

23.

Die einfältigste unter diesen Verläumdungen ist, daß der Herzog den Bürgern von Wien einen Ball gegeben, um sich einer schönen Frau zu bemächtigen, und daß er dieselbe, gleichsam im Angesichte der ganzen Stadt, zu schänden kein Bedenken getragen habe. Und doch soll gerade dieser Frevel ihm die Bürger von Wien abwendig gemacht haben.

24.

Unmittelbar nach Heinrich's Rückzug aus Baiern, von welchem oben die Rede gewesen ist, zog der Herzog Otto von Baiern cum magno exercitu nach Oesterreich und verwüstete das Land, während der Herzog Friedrich von Oesterreich gegen den König von Böhmen in Mähren kämpfte. Chron. August. ad a. 1233.

Erfurt, gedruckt bei J. J. Ukermann.

University of
Connecticut
Libraries